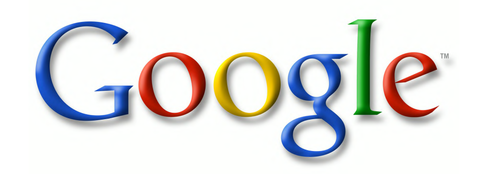


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

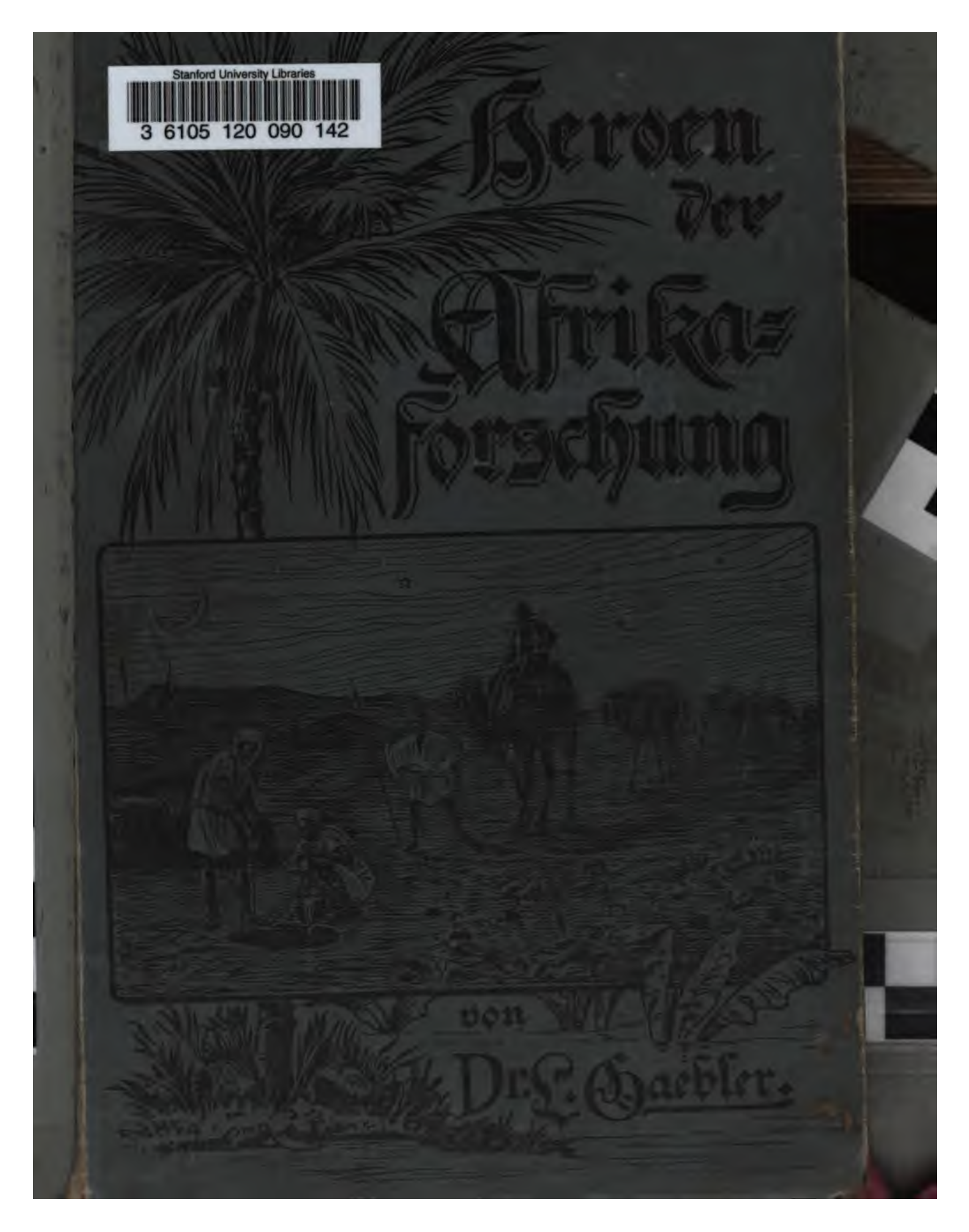
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

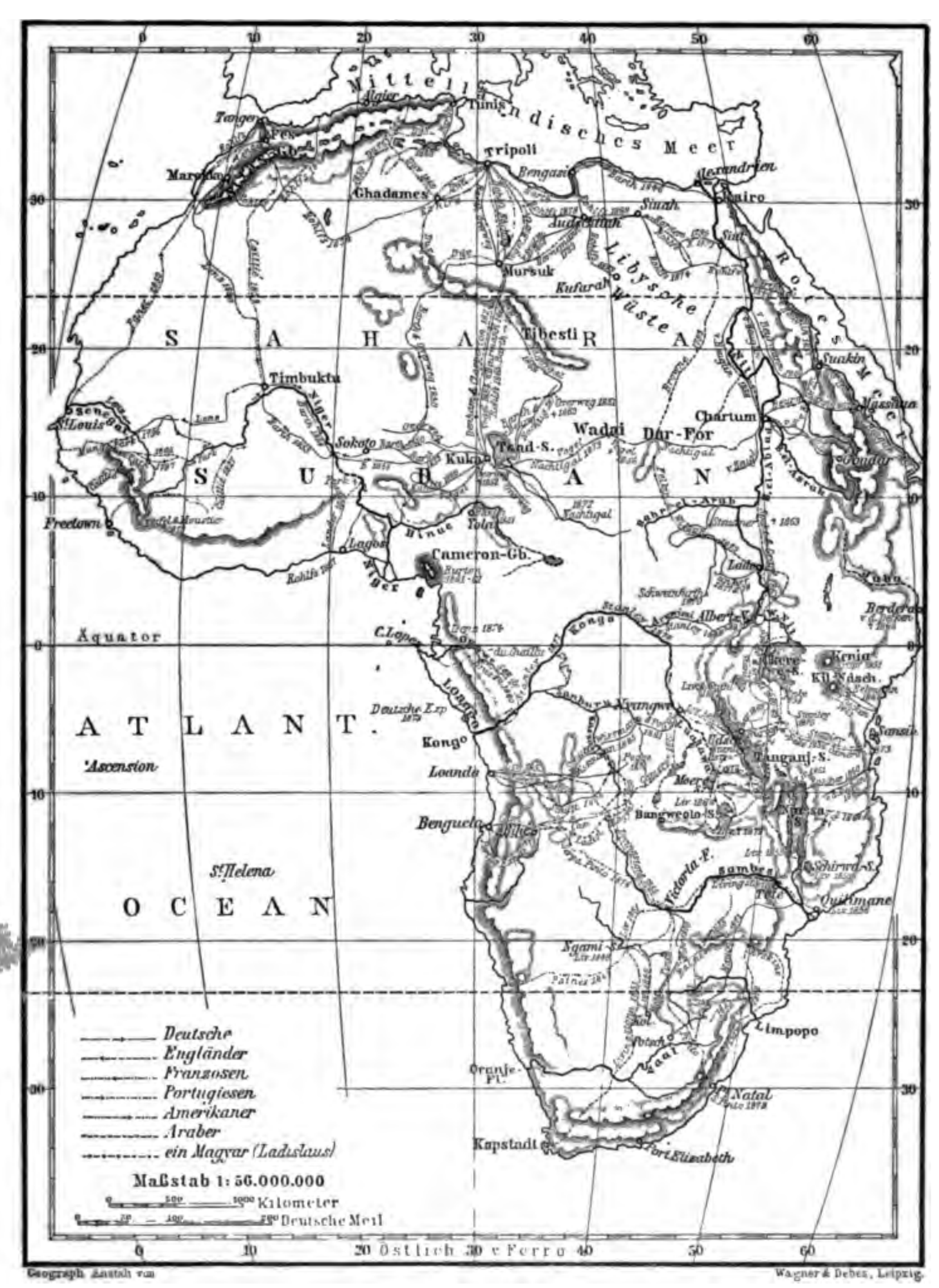
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Stanford University Libraries
3 6105 120 090 142
Heroen der Afrika-forschung
von
Dr. L. Gaebler.


HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

Gewidmet zur Confirmation
von Deinem Adolf · Erwin Stein
Goslar, 14/1. 1900.



Kartenskizze mit Angabe der Reiserouten.

Eine Übersichtskarte der Reisen Stanley's und Wißmanns in größerem Maßstabe am Schlusse des Buches.

Heroen der Afrikaforschung.

Der reiferen deutschen Jugend
nach den Quellen dargestellt
von

Dr. Ludwig Gäbler,
Direktor der höheren Bürgerschule in Plauen i. V.

Mit 41 Illustrationen und einer Routenkarte.

Vierte Auflage.



Leipzig,
O. R. Reisland.
1899.

Vorwort zur ersten Auflage.

Noch nie war das Interesse des deutschen Volkes an Afrika so rege als jetzt, einerseits haftet es an den Kolonialerwerbungen, die unter dem Schutze des Deutschen Reichs stehen, andererseits an den Bestrebungen und Schicksalen der deutschen Forschungsreisenden.

Die Namen der hervorragendsten Afrikaforscher unseres Volkes sowohl als der übrigen Nationen sind allgemein geläufig geworden; ihre Werke sind jedoch nur einem kleinen Kreise zugänglich.

So große Aufgaben in Afrika noch der Lösung durch die Forschungsreisenden harren, die Periode der heroischen Reisen ist wohl fast abgeschlossen. Es scheint daher jetzt der rechte Zeitpunkt, der gebildeten Leserwelt und der reiferen Jugend insbesondere in einem Werke eine Darstellung der Thätigkeit und der Schicksale der bekanntesten Reisenden zu geben. Aus der großen Reihe derselben wählte ich nur diejenigen aus, deren Thätigkeit zum großen Teile abgeschlossen vorliegt, auch konnte ich dabei nur dasjenige Werk eines jeden berücksichtigen, an welches sich das allgemeinste Interesse knüpft.

Da sich der Charakter eines bedeutenden Mannes in seinen Worten ebensogut ausspricht als in seinen Thaten, so habe ich die Autoren selbst erzählen lassen. Daß derartige Quellenauszüge ein mosaikartiges Gepräge tragen müssen, daß ihnen das feste innere Gefüge fehlen muß, liegt auf der Hand, läßt sich aber nicht vermeiden.

Ob ich nun in jedem einzelnen Falle in der Auswahl des Interessantesten, in der Fortführung des Fadens der Handlung, in der Vertauschung schwerverständlicher Fremdwörter mit deutschen, in der Anfügung der kurzen Worterklärungen (meist in Klammern), in der Auflösung verwickelter Satzkonstruktionen, in der Einschiebung kurzer Sätze zur Herstellung der Verbindung, in der Zusammenziehung großer Partien — namentlich bei Barth — recht that, bezw. das Rechte traf, bleibt eine offene Frage. Mag also auch hie und da die Form der besonderen Bestimmung dieser Quellenauszüge angepaßt sein, die Sache und, ich darf es hoffen, der Geist ist nicht, wenigstens nicht mit Absicht, entstellt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die günstige Aufnahme, welche diese Quellenauszüge durchgängig gefunden, in Verbindung mit dem Umstande, daß Nachtigals Werk „Sahara und Sudan" 1889 vervollständigt wurde, daß Stanley durch seine letzte Durchquerung die Begeisterung der gebildeten Welt herausforderte und Major Wißmann durch seine großen Erfolge an der Ostküste wie früher als Entdecker das deutsche Interesse in höchstem Maße auf sich zog, sind die Veranlassung zu dieser zweiten, vermehrten und hier und da, auch im illustrativen Teil verbesserten Auflage geworden. Möge dem Werke auch im neuen Gewande das alte Interesse begegnen!

Vorwort zur vierten Auflage.

Die neue Auflage erscheint äußerlich in einem kleineren, handlicheren Formate. Innerlich ist sie verbessert durch Ausscheidung von manchem Nebensächlichen und weniger Interessanten. Das Kapitel „Serpa Pinto" ist gefallen, weil sich das unter dieser Überschrift dargestellte Forschungsgebiet zum großen Teil deckt mit demjenigen andrer Reisenden. Wenn an Stelle desselben nicht — wie vielfach erwartet werden wird — neuere Forscher, etwa Casati, Dr. Junker u. s. w., getreten sind, so hat das seinen Grund darin, daß die Werke derselben sich für die im vorliegenden Buche durchgeführte Darstellung kaum eignen wollten. Wohl aber ist als letztes Kapitel „Slatin Pascha" angehängt worden, weil dieser (zwar vorwiegend geschichtliche und kulturgeschichtliche) Abschnitt die jüngsten Ereignisse im Sudan, im Reiche des Mahdi auf Grund eigner Erlebnisse ungemein spannend behandelt und dem Hauptleserkreise, den jungen Freunden, welche die Schülerbibliotheken benutzen, Einblick in diesen neuen Ansturm des Islam gegen die europäische Gesittung gewährt. In Rücksicht auf diese Leser ist auch die Gliederung der einzelnen Abschnitte vermehrt und eine große Menge entbehrlicher Fremdwörter vertauscht worden mit deutschen Bezeichnungen. Die Verlagshandlung hat sich in dankenswerter Weise bemüht, den Bilderschmuck reicher und schöner zu gestalten. Möge das Buch auch in der neuen Gestalt seinen Leserkreis befriedigen!

Plauen i. V., Oktober 1899.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Erstes Kapitel.

Die Erforschung des Nilgebietes.

Zweites Kapitel.

Die Erforschung von Sahara und Sudan.

Drittes Kapitel.

Die Erforschung von Süd- und Zentralafrika.

Anhang.

Verzeichnis der Bilder.

Erstes Kapitel.

Die Erforschung des Nilgebietes.

1. J. Hanning Speke*).

Meine dritte Forschungsreise nach Afrika unternahm ich ausdrücklich zu dem Zwecke, die Wahrheit meiner Behauptung nachzuweisen, daß der Viktoria-Nyanza, den ich am 30. Juli 1858 entdeckte, sich vermutlich als die Quelle des Nil herausstellen werde. Sir Murchison, der Vorsitzende der Geographischen Gesellschaft in London, schloß sich sofort meiner Ansicht an und sagte zu mir: „Speke, wir müssen Sie noch einmal dahinschicken.“ Einige Mitglieder der Geographischen Gesellschaft hielten es für den besten Plan für mich, den Nil aufwärts zu gehen. Diesem Plan widersprach ich, da so viele es versucht hatten, es aber stets verunglückt ist. Als Kapitän Grant hörte, daß ich zu dieser Reise entschlossen sei, bat er mich, da er mein alter Freund und Jagdgenosse von Indien her war, ihn mit mir zu nehmen. Ziemlich zu derselben Zeit kam Herr Petherick, ein Elfenbeinhändler, in England an, der viele Jahre auf dem Nil zugebracht hatte, und bot uns von freien Stücken an, Boote nach Gondokoro am weißen Nil zu stellen und Leute den weißen Fluß aufwärts zu senden, Elfenbein zu sammeln und möglicherweise mir beim Abwärtskommen zu helfen. Am 27. April 1860 schifften wir uns an Bord der neuen Dampferfregatte „Forte“ in Portsmouth ein, und nach einer langen Seereise kamen wir am 4. Juli am Kap der guten Hoffnung an. Sir George, der Gouverneur und selbst ein alter Reisender, verschaffte mir einen

*) Quelle: Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch von J. H. Speke. Autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus 1864.

Zuwachs von zwölf Mauleseln und zehn Hottentotten zu meiner Armee, und am 16. Juli 1860 segelten wir ab auf Sansibar los. Am 10. August, als wir Mosambique verlassen hatten, bekamen wir ein Sklavenschiff in Sicht, und nach einer Stunde lagen wir ihm zur Seite. Unsre Boote wurden ausgesetzt, und nach ein paar Minuten war die Prise genommen damit, daß wir die Bemannung durch einige unsrer Leute ersetzten. Das Schiff war aus Havana, hatte Namen und Reiseziel gefälscht und war auf Sklavenjagd hierhergekommen. Es war gut versorgt mit Vorräten und Arzeneien; es hatte aber kaum Platz für die 544 Geschöpfe, die es transportierte, obgleich es angab, nur halb beladen zu sein. Einige der Sklaven waren alte Weiber, der Rest Kinder. Sie waren in ihrem Lande während des Krieges gefangen worden, an Araber verkauft und von diesen an die Küste gebracht, wo sie halb verhungert gehalten wurden, bis das Sklavenschiff kam. Alle im Schiff waren völlig nackt, in der widerlichsten Luft eines Marterhauses, dem Tode nahe; wer noch Kraft genug hatte, zog die Luken auf und zerrte an den gesalzenen Fischen herum, die unten lagen. — Am 15. August 1860 kamen wir in Sansibar an.

Ich ging ohne Aufschub nach dem englischen Konsulat, meinen alten Freund Obersten Rigby zu sehen. Er hatte auf meinen Brief hin vor 13 Tagen 56 Lasten von Zeugen und Glasperlen unter Obhut von arabischen Elfenbeinhändlern an Musa in Kaseh abgehen lassen; so war ich imstande, schnell nach meinem so gebildeten Magazin vorzudringen und konnte die Nachteile einer Reise mit einer zu großen Karawane vermeiden. Es begann nun das Werk der Vorbereitung allen Ernstes. Es bestand in der Prüfung der astronomischen Instrumente, der Untersuchung der Kompasse und Thermometer, Anfertigung von Zelten und Packsätteln, Bestellung von Vorräten an Glasperlen, Zeugen und Messingdraht, Wahl von Dienern und Trägern. Der Kern meiner Leute bestand zum Teil aus meinen früheren Begleitern, während als Träger Wangwana (befreite Sklaven Sansibars) gemietet wurden, die mir nach Afrika folgen sollten, wohin ich zu gehen Lust hätte, bis ich sie nach meiner Ankunft in Ägypten nach Sansibar zurücksenden würde. Zuletzt gab ich

dem Karawanenhauptmann Scheich Saïd eine Doppelbüchse und verteilte 50 Karabiner unter die Älteren der Expedition. Am 21. September 1860 schickte ich Scheich Saïd und alle die Leute samt den Hottentotten, Mauleseln und dem Gepäck voraus nach Bagamojo an der Sansibar gegenüberliegenden Küste. Oberst Rigby machte dann mit Kapitän Grant und mir dem Sultan die Aufwartung, um uns zu empfehlen. Se. Hoheit stellte dann seine Korvette von 22 Kanonen zu unsrer Verfügung, und so kamen wir am 25. September in Bagamojo an. Der erste nun zu thuende Schritt war, unter großen schattigen Mangobäumen ein Lager aufzuschlagen und jeden Mann mit seiner besonderen Pflicht bekannt zu machen. Am 30. September sah es schon ganz ordentlich aus, und ich brach auf nach Westen.

1. Bis zum Viktoriasee.

Wir durchzogen das Land Usaramo*), das im Norden vom Kinganifluß und im Süden vom Lufidschi begrenzt ist. Das ebene Land ist gleichförmig gut mit Bäumen und hohem Graswuchs bedeckt. Die Bewohner sind erfahrene Sklavenjäger und bekleiden sich meist durch den Verkauf ihrer Opfer an der Küste. Nicht selten fanden wir am Rande des Weges Aschenhäufchen; dies, sagte man uns, seien die Überreste verbrannter Hexen. Der Karawanenpfad führte den rechten Abhang des Kinganithales entlang mit einem Blick über Usegura jenseits des Flusses.

Schon am ersten Marschtage gaben zehn wohlbezahlte Leute den Laufpaß, weil sie fürchteten, der weiße Mann werde sie im Innern verspeisen, und einer — ehrlicher als die andern — legte seine Löhnung auf den Boden und rannte fort. Nach einer kurzen Weile hatten wir die reichen Gärten, Mangogruppen und Kokospalmen, die den fruchtbaren Küstenstrich charakterisieren, hinter uns. Der Kinganifluß war durch eine Reihe Bäume angedeutet, unter denen er hinfloß. Kaum hörten die Dorfhäuptlinge „Löwenklaue“ und „Affenschwanz“ von unsrer Ankunft,

*) Jetzt zu Deutsch-Ostafrika gehörig wie die folgenden Landschaften.

als sie auch Forderungen nach ihren „Rechten" sandten. Wir zogen durch große Wälder und angebaute Felder, sahen auch zahlreiche Gruben, die die Kopalgräber zum Aufsuchen ihres in hohem Werte stehenden Harzes gemacht haben. Das Land stieg allmählich an. Die großen, reichen, grünbelaubten Bäume des untern Plateaus machen der Mimose Platz. Bald befanden wir uns auf einem flachen, offenen Parklande, wo Antilopen in Haufen umherjagten, zuweilen Zebras und Büffel angetroffen wurden und Perlhühner zahlreich waren. Westlich von Usaramo betraten wir Usagara, eine allmählich ansteigende Berglandschaft. Die Gipfel und Seiten der Berge sind, wo sie nicht angebaut sind, dicht mit Gebüsch und kleinen Bäumen bedeckt. Die Thäler, die einen reicheren Boden haben, erzeugen Negerkorn, Reis, Pisang, hübsche große Feigenbäume von ausnehmender Schönheit, die große Kalabasse und eine Mannigfaltigkeit anderer Bäume. An einzelnen Stellen, wo das ganze Jahr Wasser zu haben ist und wo keine Sklavenjagden die Betriebsamkeit des Volkes stören, gedeiht der Anbau überraschend gut. Sie genießen aber solch eine Wohlthat selten. Die armen, ausgehungerten Unglückskerle stechen unvorteilhaft von den Bewohnern der Flachländer ab. Schwarzbraun von Farbe, geistlos, scheu und furchtsam, laden sie geradezu zu einem Angriff ein, noch dazu in einem Lande, wo jedes menschliche Wesen einen Marktpreis hat. Nur selten wird hier eine Karawane besteuert. Die Bewohner fliehen häufiger auf die Bergspitzen, sobald sich der Lärm einer herannahenden Karawane hören läßt. Das wundervolle grüne Parkland war überreich an jagdbaren Tieren. Wir machten einen Jagdzug. Unsre Beute bestand aus zwei gefleckten Gnus, vier Wasserantilopen und einem Schwein; doch enthielt der Park auch Elefanten, Rhinozerosse, Büffel, Zebras, Elens, außer Löwen und Hyänen. Der westlichste Teil Usagaras ist ein armes, steiniges Land.

Am 17. November 1860 kamen wir endlich am Fuße der westlichen Kette an, welche die inneren hohen Plateaus von den nach dem Meere abfallenden Terrassen scheidet, doch nicht alle; einige von Hitze und Durst übermannten Träger lagen zerstreut den Weg entlang. Am 20. November befanden wir uns in der Landschaft Ugogo.

Nun waren keine Berge mehr zu übersteigen, denn das Land, in das wir eingetreten, ist ein Plateau von Dünenland, verhältnismäßig unfruchtbar; kleine Klumpen von Granit erheben sich hier und da aus der Oberfläche, die von Gebüsch, hauptsächlich Akazien, bedeckt, zwar nach dem Eintritt der Regenzeit ein angenehmes Ansehen hat, während der übrigen Zeit des Jahres aber zu braun und wüstenartig aussieht. Ugogo hat einen wilden Anstrich, der gut mit den dasselbe bewohnenden Eingeborenen stimmt, die Waffen zum Gebrauch, nicht bloß zur Schau tragen: Speer, Schild und Assagaie. Sie halten viel Rindvieh und erbauen auf ihren Feldern nicht bloß soviel, um ihre eignen Bedürfnisse zu decken, sondern auch die der Tausende, welche jährlich in Karawanen vorbeiziehen. Von Natur stürmisch und habgierig, quälen sie die Reisenden über alle Beschreibung dadurch, daß sie die Straße verstopfen, die Reisenden necken, spotten, auf sie weisen, und im Lager erzwingen sie hartnäckig einen Weg mitten unter das Gepäck, selbst bis in das Zelt des Reisenden.

An der Westgrenze Ugogos erschien am 27. Nov. 1860 ein Mgogo (Bewohner von Ugogo) im Lager und bot uns seine Dienste an, uns ein paar zweihörnige Rhinozerosse zu zeigen in nicht weit entfernten Tümpeln. Ich beschloß, um 10 Uhr abends aufzubrechen, um auf dem Platze anzukommen, ehe der Vollmond aufging. Der Mond strahlte Licht über mein Versteck, der Mgogoführer begann sich zu fürchten und verschwand. Er war indes nicht lange fort, als über mir das Tier am Horizont aufstieg. In einer unruhigen Art und Weise stieg es herab, als wenn es irgend eine Gefahr erwartet hätte, und es hatte nicht unrecht. Nachdem ich ein Stückchen weißes Papier an dem Korn meiner Doppelbüchse befestigt hatte, näherte ich mich ihm, immer unter dem Schutz des Ufers an dasselbe herankriechend, bis auf etwa 80 m. Hier sah ich, wie der Mond hell auf seine Flanken schien; ich richtete mich in die Höhe und pflanzte ihm eine Kugel hinter seine linke Schulter. So starb mein erstes Rhinozeros. Wir mußten am Morgen zu der Leiche zurückeilen, ehe sie die Wagogo (Leute von Ugogo) finden konnten; doch ehe die dicke Haut des Tieres durchschnitten war, fingen die Wagogo wie

Geier sich zu sammeln an und fochten mit meinen Leuten. Eine wildere, schmutzigere, widerlichere, aber gleichzeitig groteskere Scene als die nun folgende kann man sich kaum denken. Alle gingen an die Arbeit mit Speeren, Schwertern, Messern, Hacken, schneidend und hauend, stoßend und schreiend, kämpfend und zerrend, stolpernd und bis an die Kniee im Schmutz und in dem Blute des Tieres sich balgend.

Am westlichen Ende Ugogos lag eine Wildnis. Ich benutzte einen Aufenthalt, um am 8. Dezember 1860 auf die Büffeljagd zu gehen mit zwei meiner Jungen, jeder mit einer Flinte, ich mit der Büchse in der Hand. Bald fand ich eine Herde ruhig grasend. Ich brachte einem Bullen eine Kugel bei und machte ihn taumeln. Wir folgten der Blutspur; er bekam eine zweite Kugel in die Flanke und entschwand, nachdem er ein wenig nur getaumelt hatte, unserm Blicke und warf sich ins Gebüsch. Wir waren kaum an dasselbe heran, als er sich aus seinem Hinterhalte kopfüber auf uns losstürzte, mir gerade, aber auch nur gerade noch Zeit lassend, meine Lancasterbüchse vorzunehmen. Mein Begleiter Soliman that mit dem Instinkt eines Affen einen heftigen Sprung und schwang sich auf einen Ast, unmittelbar oberhalb des Bullen. Es gab für mich nur einen Weg, denn im nächsten Augenblick würde er mich gespießt haben. So schnell als ich denken konnte, feuerte ich los, und das Glück wollte es, daß die Kugel durch den Rand des Hornes in das Rückgrat einschlug und ihn wie ein totes Kaninchen zu meinen Füßen hinstreckte.

Am 27. Dezember begann der Marsch durch die Wildnis westlich von Khoko; Grant und ich waren genötigt, den ganzen Tag für die Küche zu schießen. Der Karawanenführer Saïd ging mit der ersten Hälfte der Sachen voraus, bewachte dieselben und schickte die Leute zurück, um die zweite Hälfte nachzubringen. Die Leute haßten die doppelte Arbeit und bestahlen mich obendrein. Auch die mir von meinen Freunden Musa und Scheich Snay in Kaseh entgegengesandten Sklaven waren auf halbem Wege umgekehrt; dies benahm meinen Leuten den letzten Mut. Dazu kam, daß am 7. Januar 1861 ein paar von meinen Leuten hereingestürzt kamen und alles zu den Waffen riefen, da der flüchtige Häuptling Manwa Sera mit 30 Flinten käme.

Der „Trinker" (Manwa Sera), von Aussehen ein echter Banditenhauptmann, kam leibhaftig an; da er aber die Meinigen mit aufgepflanzten Bajonetten sah, suchte er nur um eine Unterredung nach. Er erzählte mir, daß die Aufhebung des Freihandels die Araber so gegen ihn aufgebracht, daß sie ihn vertrieben und noch immer wie ein Wild hetzten und bat mich, daß ich als Freund seines Vaters in Kaseh meinen Einfluß aufbiete, ihm wieder zu seinem Lande zu verhelfen. Er wollte gern allen vergeben und den Zoll, den er von den Arabern erhoben, wieder aufheben. Am 13. Januar endlich kamen 70 Sklaven und Briefe von Scheich Snay und Musa an. Sie schrieben mir, daß, wenn ich Manwa Sera träfe, ich ihm entweder eine Kugel durch den Kopf jagen oder ihn als Gefangenen mit mir führen werde. Nun setzte sich die ganze Karawane in Bewegung, um am 23. Januar 1861 Unjamwesi (Bild auf nächster Seite), das Land des Mondes, zu erreichen.

Schon am nächsten Tage marschierten soviel, als von uns übrig waren, unter Musas Begleitung, der uns entgegengekommen war, in die Depotstation Kaseh ein. Es war entzückend, des alten Musa Gesicht wiederzusehen, ebenso wie die äußerst gastfreundliche, liebenswürdige und höfliche Art und Weise, in welcher er nach uns sah. Alle die Sachen, die ich vorausgeschickt, hatte er aufgespeichert. Von Vermittlung in Bezug auf Manwa Sera wollten die Araber nichts hören. Zur Pflege meiner fast sämtlich erkrankten Leute und in Erwartung der abwesenden Sklaven Musas lagerte ich in Kaseh bis zum 14. März 1861. Anstatt der erwarteten 120 erschienen endlich 39 Träger; doch entschloß ich mich, nordwärts (nach dem Viktoria-Nyanza zu) aufzubrechen und jedesmal nur die Hälfte des Gepäcks befördern zu lassen. Musa versprach, mit seinen Leuten nachzukommen. Ich zog nach Norden bis Mininga. Da Musa nicht erschien, blieb mir nichts übrig als die Rückreise nach Kaseh, um am 14. Mai 1861 halb unverrichteter Sache zurückzukehren. Erst am 16. kamen Musas Leute mit Trägern, die sich nur auf zwei Tagemärsche zu ungeheurem Preis vermieten wollten. Endlich gelang es mir, einen Führer zu finden Namens Ungurueh (das „Schwein"). Er hatte schon mehrmals Kara-

wanen nach Karagwe (am Westufer des Viktoria-Nyanza) gebracht und kannte alle Sprachen gut; unglücklicherweise erwies sich aber später, daß er seinen Namen in der That führte. Die Bewohner

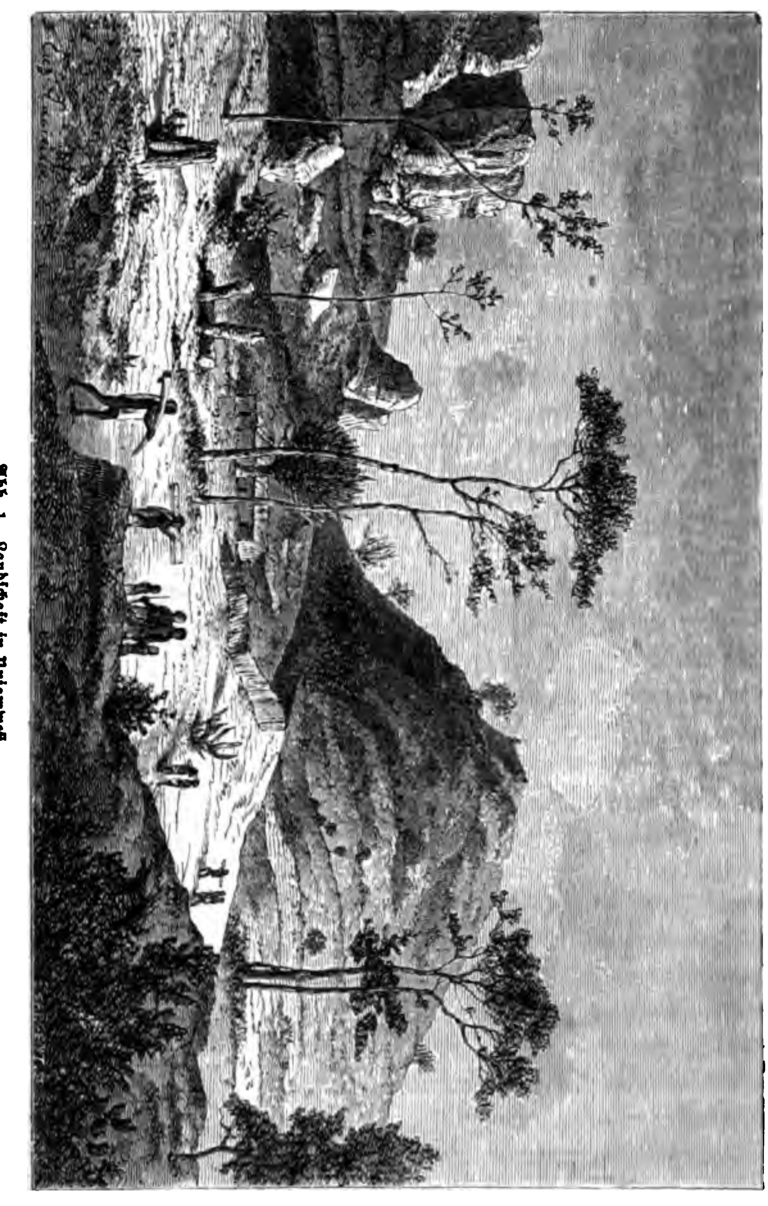


Abb. 1. Landschaft in Unjamwesi.

von Mininga waren sehr vergnügt, brauten und tranken Pombe (Bananenwein) nach der Reihe, wobei ein Haus nach dem andern den Stoff besorgte. Der Häuptling ließ die großen irdenen Töpfe in eine Reihe stellen, trank mehr als ein anderer und ließ die Gesellschaft aus Näpfen lange Züge thun; dabei lachten sie, bis sie halbfertig zu lärmen und zu brüllen begannen. Um die Heiterkeit zu vermehren, kamen ein oder zwei Spaßmacher mit Zebramähnen über ihren Kopf gebunden, mit langen Röhren wie Riesenposaunen und bliesen mit aller Kraft, Gesicht und Körper verzerrend. Dies war indes nur das Gelag; dann begann der Ball. Denn die Töpfe waren kaum geleert, als fünf verschieden große und verschieden gestimmte Trommeln mit Wut geschlagen wurden, wozu alle — Männer, Weiber und Kinder — singend und die Hände zusammenschlagend stundenlang tanzten. Als wir am 8. Juni Takina erreichten, kamen die Einwohner herausgestürzt und schossen ihre Pfeile auf uns ab. Sie thaten uns aber Schaden nur insofern, als einige benachbarte Dorfbewohner mit zwei meiner Kühe davonliefen. Meine Leute verfolgten die Diebe, bis diese in ein Boma (umzäunter Hof) eintraten und ihnen die Thür vor der Nase verschlossen. Sie riefen ihnen zu, die Kühe zurückzugeben, aber vergebens, da die Schurken sagten: „Gefundenes wird behalten nach den Gesetzen des Landes, und da wir eure Kühe gefunden haben, werden wir sie auch behalten.“

Am 10. Juni 1861 betraten wir Usinja (am Südwestufer des Viktoria-Nyanza). Die Zollerhebungen der Häuptlinge setzten sich auch hier fort. Gewöhnlich wurde die Trommel geschlagen, als öffentliche Ankündigung, daß wir das Hongo (Durchgangszoll) gezahlt, folglich erlöst seien. Ich versprach dem „Schweine“ täglich 12 Halsbänder außer seinem Gehalt noch besonders zu geben, wenn er alle Häuptlinge vermeiden und stetig 10 Meilen (engl.) täglich marschieren wollte, doch geschah weder das eine, noch das andre.

So fiel ich dem Häuptling Makaka in die Hände. Trotzdem ich ihm schon reichliche Geschenke gemacht, ließ er die Trommel nicht rühren, sondern kündigte mir seinen Besuch an mit dem Bemerken, daß er mit Pelotonfeuer begrüßt werden

müsse. Meine Flinten, Zeuge und alles und jedes wurde nun durchsucht und in der zudringlichsten Manier erbettelt. Er bat um das Bilderbuch, untersuchte die ausgestopften Vögel mit unsagbarem Vergnügen und versuchte selbst, seine langen königlichen Nägel unter jede Feder zu stecken. Dann zu den Säugetieren kommend, brüllte er bei der Betrachtung eines jeden ihre Namen laut aus. Meine Ochsenaugenlaternen begehrte er so sehr, daß ich außerordentlichen Ärger vorgeben mußte, um seine weitere Zudringlichkeit abzuschneiden. Er fing dann an, um Streichhölzchen zu bitten, die ihn so entzückten, daß ich ihn nie loszuwerden glaubte. Ich bot ihm ein Messer statt deren an, das wollte er nicht. Der Sturm dauerte fort, bis ich ihn endlich mit einem Paar meiner Pantoffeln wegjagte, in die er ohne meine Erlaubnis seine schmutzigen Füße gesteckt hatte.

Als ich endlich am nächsten Morgen Befehl gab zum Abmarsch, waren meine sämtlichen Träger, die „Kinder des Schweins“, nicht zu finden; sie hatten sich verborgen und meinten, sie seien keine solche Narren, irgend weiter zu gehen. Ich übergab die Obhut über mein Zelt und Gepäck an Baraka und trat den Rückweg nach Kaseh an mit einem bösen, stechenden Husten, den die kalten Ostwinde verursacht hatten. Ich konnte auf keiner Seite liegen oder schlafen. Als ich einen Hügel erstieg, blies ich wie ein lungensüchtiges Pferd. Am 5. Juli verließ ich Kaseh wieder mit nur zwei gemieteten Führern. Am 18. Juli erreichten wir unser Lager. Leider hatte Baraka meine Lasten geöffnet und davon ausgeteilt.

Noch ehe ich nach Norden aufbrechen konnte, schickte Häuptling Lumeresi zu mir und bat um meinen Besuch. Am 23. Juli 1861 rückten wir ein in sein Boma, und ich erkrankte aufs heftigste. Die Quälereien des Häuptlings töteten mich zollweise. Als ich ihn mit unendlichen Opfern befriedigt hatte und meine Gesundheit soweit hergestellt war, daß ich mich in einer Hängematte weiter befördern lassen konnte, fehlten plötzlich die zwei vor kurzem in Kaseh gemieteten Führer. Dieser Stoß tötete mich fast. Ich wußte nicht, was thun; denn es schien mir, ich möchte thun, was ich wollte, wir würden nie Erfolg haben, und in meiner körperlichen und geistigen Schwäche weinte

ich wirklich wie ein Kind über die ganze Angelegenheit. Ich würde lieber gestorben sein, als meine Reise aufgegeben haben. Am 21. August sollten mich jedoch sehr erfreuliche Nachrichten auf meinem Krankenlager erheitern. Eine große gemischte Karawane von Arabern und Küstenleuten kam von Karagwe und kündigte mir an, daß die Negerkönige Suwarora von Usui und Rumanika von Karagwe uns sehnlichst erwarteten. Suwarora schickte sogar vier Leute, uns einzuladen. Sie näherten sich meinem Zelte mit viel anscheinender Grazie. Dann knieten sie zu meinen Füßen und fingen an, mit ihren Händen zu klatschen, wobei sie sagten: „Mein großer Häuptling, mein großer Häuptling, wir hoffen, daß du gesund bist; denn als Suwarora hörte, daß du hier zurückgehalten würdest, hat er uns herüber zu dir geschickt, um dir zu versichern, daß alle die Gerüchte, er behandle die Karawanen schlecht, ganz ohne Grund seien; es thut ihm leid, was durch Zufall deinen Marsch aufgehalten hat, und er hofft, du wirst sofort kommen und ihn besuchen." Wir zogen nordwärts nach dem See. Am 19. Oktober 1861 schlugen wir unser Lager in Usui bei Suwaroras Grenzbeamten auf.

Der Bote, der zu Suwarora gegangen, kam zurück, um uns zu sagen, wir müßten sofort kommen, da Suwarora besorgt sei, uns zu sehen, und den Distriktsvorstehern Befehl gegeben hatte, uns nicht zu quälen. Doch schon in Kariwami wurden wir aufgehalten, um Zoll zu entrichten. Der Ort wimmelte von Spitzbuben. Während des Tages lockten sie meine Leute in ihre Hütten, sie zu Tisch einladend. Sobald dieselben aber eingetreten waren, dann schälten sie sie splinternackt aus und ließen sie wieder gehen.

Suwaroras Sendung war Schwindel, und nur ein Prozent von dem, was sie den Reisenden abnahmen, gehörte seinen Beamten, das übrige floß in die königliche Kasse. In Kariwami sollte ich 40 Drähte, 80 Kleider und 400 Halsbänder von jeder Sorte Perlen, die wir besaßen, entrichten. Ich klagte dem Distriktsvorsteher alle meine Verluste, die ich seither erlitten. „Halte dich nicht mit Kleinigkeiten auf," sagte er, „denn wenn du mit uns fertig bist, wirst du dasselbe an Vikora zu geben haben, der da unten wohnt." Im Uthunga-Thale lag Suwa-

roras Palast. Drei Kreise von Gebüsch, einer innerhalb des andern, bildeten das Boma oder die Ringhecke. Die Hütte Suwaroras war dreimal so groß als irgend eine der übrigen. Die kleineren Hütten bewohnten seine Offiziere und Diener. Beim Herabschreiten in das Uthunga-Thal brachten uns die Geleitsmänner nicht nach dem Palast, sondern zu den Hütten des Oberbefehlshabers. Am 2. November besuchte uns Sirhid und kündigte sich als den ersten Mann des Staates an. Er war entschieden ein nett aussehender junger Mann. Auffallend mit buntem Zeug und einem Turban bekleidet, setzte er sich auf einen unsrer Stühle nieder, als wäre er in seinem ganzen Leben an solche Sitze gewöhnt gewesen, und sprach mit großer Anmut. „Kann ich Suwarora sofort sehen und ihm meine Hochachtung bezeigen?“ „Nein,“ antwortete Sirhid, „ich werde ihn zuerst sehen; denn er ist nicht ein Mann wie ich, sondern will erst ordentlich versichert sein, ehe er jemand sieht.“ Als er wegging, bat er um den eisernen Stuhl, auf dem er gesessen. Doch wir konnten ihn nicht entbehren. Am nächsten Tage gab er uns einen verständlichen Wink, daß er von den Arabern gewöhnlich eine Kleinigkeit bekommen habe, ehe er das Hongo mit Suwarora in Ordnung gebracht. Irgend eine Kleinigkeit werde genügen, doch ziehe er Kattun vor. Ich gab ihm zwei hübsche Tücher und erhielt als Gegengabe zwei Ziegen. Dann verreiste er auf fünf Tage. Karambuleh, Sirhids Bruder, hieß uns nun unsre Perlen an Bambusfasern reihen; er wollte mit Suwarora abmachen, was wir an Steuern zu zahlen hätten, wonach er kommen würde, es in Empfang zu nehmen. Wir müßten aber fertig sein. Denn was Suwarora sage, müsse augenblicklich geschehen. Mit ihm feilschen käme gar nicht vor. „Ihr müßt bezahlen und sofort abreisen; thut ihr das nicht, so könnt ihr einen ganzen Monat aufgehalten werden.“ Wir gingen sofort an die Arbeit. Am folgenden Tage hörten wir, daß er krank sei und daher nicht in den Palast gegangen war. Erbost über diese schamlose Art, ließ ich ihm sagen, wenn er nicht sofort ginge, würde ich mir mit Flinten meinen Weg erzwingen; denn ich könnte nicht dulden, daß ich wie ein Sklave behandelt würde. Dies führte zu einem neuen Spektakel; denn er erklärte, daß

die Distriktsvorsteher ihre Hongos zurückgesandt, und ehe wir denen nicht den Mund gestopft, könne er nicht mit Suwarora reden. Im Lager herrschte Unordnung; Männer wie Frauen waren betrunken, während die Wasui (Bewohner von Usui), Männer wie Frauen, sich in unsre Hütten drängten, beim Essen zusahen und in der schamlosesten Weise bettelten. Sie hielten ihre Hände hin, klopften sich auf den Bauch und sagten „Kaniwani" (mein Freund), bis uns beim Hören dieses Wortes ganz übel wurde. Und doch war es unmöglich, diese einfältigen Geschöpfe so gänzlich zu hassen, sie waren vollständige Kinder. Wenn wir Wasser nach ihnen gossen, um sie wegzutreiben, kamen sie wieder und hielten es für Scherz. Am 13. November 1861 abends kamen die Geschäftsträger Suwaroras, um das Hongo für ihren Häuptling in Empfang zu nehmen: 50 Drähte, 20 hübsche Tücher, 100 Reihen Msisima (gute Perlen) und 4000 Reihen Kutuamasi (kokosnußblattfarbige Perlen). Suwarora ließ sich nicht sehen. Nachdem ich noch das Geschenk für die Prinzen gezahlt, war ich am Morgen des 15. November zeitig auf den Füßen. Aus dem Uthungu-Thale heraufsteigend, ging unser Weg über welligen Boden, in den Einsenkungen von sumpfigen Binsenbächen bewässert. Auf unsrer Straße gingen wir an Steinhügeln vorbei, denen jeder Vorbeigehende einen Stein hinzufügte. So heiter wie Lerchen weiter ziehend, betraten wir einen schönen Wald und kamen im Thale Lohugati an, das so wunderschön war, daß wir hielten, es zu bewundern. Tief unter seinen gutbewaldeten Seiten war unter uns ein nach dem Viktoria-Nyanza fließender Strom von einem für Forellenfischer äußerst einladenden Anblick. Gerade jenseit desselben war das Thal mit einer üppigen Vegetation bekleidet, worin die hübsche Pandanapalme und reiche Felder von Pisang bemerkbar wurden. Disteln von außergewöhnlicher Größe und wilder Indigo waren die gewöhnlichen Pflanzen. Der 17. November war ein Tag der Erlösung und des Glücks; denn er bot die wahrhaft erquickliche Aussicht, daß wir nun in Karagwe (am Westufer des Sees) mit nichts als wilden Tieren zu kämpfen haben würden.

2. Zu den Nilquellen und nach Norden.

Ein Offizier des Königs Rumanika erschien, uns sofort nach dem Palast des Königs zu führen, und wo wir uns nur einen Tag aufhielten, sollten die Dorfbeamten uns auf des Königs Kosten mit Nahrung versehen. Das uns umgebende bergige Land mit seinen Thälern brachte mir die glücklichen Tage in Erinnerung, die ich in dem tibetanischen Thale des Indus verlebt. Dichtes Gras, Gebüsch von Akazien, worin die weißen und schwarzen Rhinozerosse ihr Lager aufgeschlagen, bedeckten den Boden. In den Thalebenen schwärmten Herden von Antilopen und schönem Rindvieh. Vom Häuptling des ersten Ortes wurden wir wie Gäste behandelt, er brachte uns sofort Geschenke von Schafen, Hühnern und süßen Kartoffeln und war für ein paar Meter roten Zeugs sehr dankbar, ohne um mehr zu bitten. Jungen boten mir Sperlinge zum Verkauf, die im ganzen Lande so zahlreich sein sollen, daß das Volk, um sich vor Hungersnot zu schützen, ein bitteres Korn erbauen muß, was die Vögel nicht lieben. Als wir nur noch wenige Meilen vom Palast entfernt waren, wurde uns geheißen, zu halten und auf des uns begleitenden Offiziers Rückkehr zu warten, der Rumanika unsre Ankunft angezeigt. Wir hatten uns kaum in einem Pisanghain niedergelassen, wo Pombe gebraut wurde und alle unsre Leute einmal einen Zug thaten, als der Offizier zurückkam und uns in demselben Augenblick abrief, da der König äußerst begierig sei, uns zu sehen. Die Liebe zu gutem Bier machte jedoch alle unsre Leute zu ermüdet, um noch einmal zu marschieren. Ich ließ mich also entschuldigen. Am Abend kamen meine Boten zurück mit einem mächtigen Krug Pombe und etwas königlichem Tabak. Der letztere war so süß wie Honigtau, und das Bier so schwer, daß ein kräftiger Mann dazu gehörte, es zu trinken. Am 25. November näherten wir uns mit einer Salve dem königlichen Palast, der umgeben war von herrlichen Baumgruppen und in der Nähe eines Sees lag. Wir erhielten Einladung, sofort einzutreten. Grant und ich traten in den Vorhof, von einigen unsrer Hauptleute begleitet, und wurden durch ausgedehnte Einfriedigungen zum Regierungs-

palast geführt. König Rumanika und seine Brüder waren Leute von vornehmer Erscheinung und Größe und saßen mit gekreuzten Beinen auf der Erde. Der König war einfach in eine schwarze Araber-Choga gekleidet und trug als Schmuck Perlengewinde über den Knöcheln und nettgearbeitete Armbänder von Kupfer. Zu seiner Seite lag eine große Pfeife von schwarzem Thon. Hinter ihm kauerten still wie Mäuse alle Söhne des Königs, sechs oder sieben junge Kerlchen mit ledernen kurzen Röcken und kleinen Amuletten um den Hals. Die erste Begrüßung des Königs war warm und herzlich. Nachdem wir ihm in echt englischer Art die Hand gedrückt, wie es in jenem Lande Brauch ist, bat uns der ewig lächelnde Rumanika, uns ihm gegenüber auf die Erde zu setzen, und wollte hören, wie uns sein schönes Land gefallen, erkundigte sich lachend, was wir von Suwarora dächten und wie wir unsern Weg durch die ganze Welt fänden. Dies führte mich zu einer Beschreibung der Welt, des Verhältnisses von Land und Wasser, der Kraft der Schiffe u. s. w. Die Zeit verging wie im Zauber; der Geist des Königs war schnell und forschend. Da die Aussicht auf den See entzückend war, schickten wir unsre Leute sofort an die Arbeit, Stäbe und langes Gras zu schneiden zum Schuppenbau. Als mich einer der jungen Prinzen auf einem eisernen Stuhl sitzen sah, eilte er und erzählte seinem Vater davon. Dies versetzte den ganzen Palast in einen Zustand höchster Verwunderung und endete damit, daß ich die Aufforderung erhielt, den weißen Mann auf seinem Throne zu zeigen. Leicht widerstrebend that ich das; Rumanika, artig wie immer, sagte in seiner guten Laune: „O, diese Wasungu, diese Wasungu (weißen Männer), sie verstehen und machen alles.“ Der König stellte eine seiner Kühe besonders, um Grant und mir die erbetene Milch zu liefern. Das Lager war in der besten Stimmung; denn Ziegen und Hühner wurden regelmäßig von den Beamten des Königs ins Lager gebracht, welche Befehl hatten, von allen Teilen des Landes Vorräte für seine Gäste zu liefern. Da ich hörte, es würde als unanständige Eile angesehen werden, wollte ich meine tributmäßigen Geschenke sofort anbieten, machte ich meinen Morgenbesuch und nahm nur meinen Revolver mit, der einen überraschenden Eindruck auf den König

machte. Ich bat ihn, denselben als Erwiderung seines gastfreundlichen Benehmens anzunehmen. Eines Tages verlangte er von mir ein Zaubermittel, seinen Bruder Rogero, der nach der Herrschaft trachtete, zu töten. Am 27. November sandte ich Rumanika mein Geschenk: ein Kästchen von Blockzinn, einen Raglamantel, fünf Meter scharlachrotes Tuch, zwei Gewinde Kupferdraht, 100 große blaue Eierperlen, fünf Bündel beste bunte Perlen, drei Bündel sehr kleine Perlen, und bat um die Erlaubnis, nach Uganda gehen zu dürfen. Er war entzückt über die Geschenke. Es sollte auch sofort ein Bote an den König von Uganda gesandt werden, um ihn von unsrer Absicht in Kenntnis zu setzen und einen günstigen Bericht über uns zu überbringen. Um ihn bei guter Laune zu erhalten, machte ich ihm ein Geschenk mit einem Hammer, einem Matrosenmesser, einem dreiklingigen Federmesser, einer vergoldeten Briefmappe mit Couverts, ein paar vergoldeten Federn, einem Elfenbeinfederhalter u. s. w. Bei jedem der Stücke frug er nach dem Gebrauch und legte sie dann in das große Zinnkästchen, auf dessen Besitz er ungemein stolz war. Das größte Entzücken bereitete ihm jedoch die Revolverbüchse, deren Wirkung er auf der Jagd kennen gelernt. Eines Tages setzte er mir auseinander, was für Sachen ihm am liebsten künftige Besucher bringen sollten: ein Stück Gold- und Silberstickerei; vor allem aber fand ich, werde er Spielzeug gern haben, z. B. amerikanische Uhren mit dem Zifferblatt auf dem Leibe eines Menschen, hinten aufzuziehen, die Augen bei jedem Pendelschlag verdrehend, oder Modelle von Menschen, Wagen, Pferden, besonders aber von Eisenbahnen. Einmal ließen wir uns in ein Gespräch über Astrologie ein, wobei der intelligente Rumanika frug, ob dieselbe Sonne, die an einem Tage schiene, wieder erscheine, oder ob alle Tage frische kämen, und ob der Mond verschiedene Gesichter mache, um über uns Sterbliche auf der Erde zu lachen oder nicht. Ein andermal, als wir uns über religiöse Dinge unterhielten, wollte er wissen, welcher Unterschied zwischen uns (den Christen) und den Arabern sei. Darauf erwiderte Baraka (einer meiner Karawanenführer) — als das beste Mittel, sich verständlich zu machen —, daß, während die Araber nur ein Buch hätten, wir deren zwei besäßen, worauf

ich hinzufügte: „Ja, in einem gewissen Sinne ist das wahr; das wahre Verdienst liegt aber in der Thatsache, daß wir das bessere Buch haben."

Am 10. Januar 1862 hörten wir den Klang der Ugandatrommel. Ein königlicher Beamter mit einem Gefolge nettgekleideter Männer, Frauen und Knaben, die ihre Hunde führten und ihre Rohre bliesen, kündigte uns die willkommene Botschaft an, daß ihr König sie gesandt, uns einzuladen. Nur eine Sache störte mich sehr: Grant war sehr krank und ohne Hoffnung auf Wiedergenesung unter wenigstens einem Monat. Ich übergab mit großem Bedauern über die Trennung meinen Genossen mit mehreren Leuten unsrer Karawane der Sorgfalt meines Freundes Rumanika. Meine Leute erhielten Befehl, aufzubrechen. Als alles fertig war, trat ich den Marsch an, im Innern völlig sicher, daß ich in kurzem das große Nilrätsel für immer lösen werde.

Am 16. Januar 1862 erreichten wir den Kagera (Alexandra-Nil), welcher auf der westlichen Seite in den Viktoriasee fällt.*) Beim Übersetzen fing es in Strömen zu regnen an. Ich konnte den Fluß nicht messen und seine Tiefe nicht untersuchen. Nur nach langem Streit mit den abergläubischen Bootsleuten erlaubten mir diese, in ihren Kanoes meine Schuhe anzubehalten, da sie glaubten, das Fahrzeug werde umschlagen, oder der Fluß austrocknen als Folge davon, daß ihr Neptun sich beleidigt fühle. Einmal hinüber, sah ich mit Stolz auf den stattlichen Strom. Ungefähr 80 m breit, sinkt er zu einer bedeutenden Tiefe unter die Oberfläche des Landes wie ein tiefer Kanal. Die ganze Gegend war reich in einem äußerst auffallenden Grade. Es war ein vollkommenes Paradies für Neger. Am 24. Januar erreichten wir Nyagussa; mein Uganda-Geleitsmann Maula führte mich in seine große, reinliche, komfortable Hütte und sagte: „Du hast nun wirklich das Königreich Uganda betreten; künftig mußt du nun keine Nahrungsmittel mehr kaufen. Wo du für einen Tag dich aufhältst, wird der beauftragte Beamte dir Bananen bringen. Übrigens können sich deine Leute

*) Gilt nach Stanley als eigentliche Quelle des östlichen Nilarmes.

selbst in den Gärten helfen, da die Landesgesetze es gestatten, wenn ein Gast des Königs im Lande reist. Wird jemand dabei betroffen, daß er dir selbst oder deinen Leuten etwas verkauft, so wird er bestraft.“ Beim Schalle unsrer Trommel liefen alle Einwohner in den Dörfern weg, wohl wissend, daß man sie bestrafe, wenn sie beim Blicken auf den Besuch des Königs betroffen würden. Wo ich auch hinschlenderte, ich sah nichts

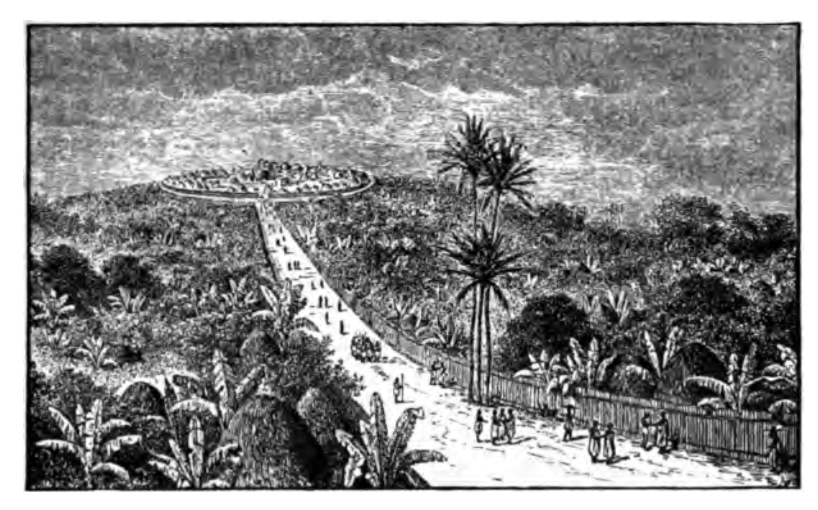


Abb. 2. Die Residenz des Königs Mtesa.

als Reichtum. Das ganze Land war ein Gemälde ruhender Schönheit mit einem endlosen See im Hintergrunde.

König Mtesa hatte vor Entzücken getanzt, als derselbe die Nachricht von meiner Ankunft erfuhr, und geschworen, keine Nahrung zu berühren, bis er mich gesehen. Am 19. Januar 1862 bekamen wir die Kibuga (Palast) des Königs in Sicht, am Nordufer des Sees. Es war ein prachtvoller Anblick. Ein ganzer Berg war mit riesigen Hütten bedeckt, wie ich in Afrika nie zuvor gesehen hatte. Ich ließ meine Leute ihre Flinten abfeuern zum Zeichen meiner Ankunft und wurde in eine Zahl schmutziger Hütten gewiesen, deren Boden ich abbrannte, um die Flöhe zu vertreiben. Mein Aufenthalt sollte hier vom 19. Februar bis 7. Juli 1862 währen. Der König schickte seine Pagen, um seine Absicht anzukündigen, uns zu sehen. Ich zog mein bestes

Zeug an, obgleich ich damit nur eine ärmliche Erscheinung im Vergleich zu den geputzten Waganda (Leute von Uganda) darbot. Ich machte mein Geschenk zurecht: Ein Kästchen von Zinn, vier reiche seidne Gewänder, einen goldnen Chronometer, einen Revolver, drei Karabiner, drei Degenbajonette, eine Kiste Munition, eine Kiste Kugeln, eine Kiste Zündhütchen, ein Teleskop, einen eisernen Stuhl, zehn Bündel bester Perlen, einen Satz Tischmesser, Löffel und Gabeln. In feierlichem Aufzuge traten wir mit den Geschenken in den Hof des Palastes. Die Frauen Mtesas (3—400) standen in kleinen Gruppen an den Thüren, uns betrachtend. Jedes Thor, das wir durchschritten, öffneten und schlossen Beamte im Dienst, wobei sie die großen Glocken läuteten, die über den Thüren hingen. Nachdem wir den ersten Hof durchschritten, war ich noch mehr überrascht durch die Förmlichkeiten, die meiner hier warteten. Es traten Hofleute hoher Würden auf mich zu, um mich zu begrüßen, aufs netteste gekleidet. Männer, Weiber, Ochsen, Hunde und Ziegen wurden hier an Stricken umhergeführt. Hähne und Hühner wurden auf den Armen getragen, und kleine Pagen stürzten vorbei, Botschaften zu übermitteln, als wenn ihr Leben von ihrer Schnelligkeit abhinge. Musikanten sangen und spielten auf neunsaitigen Harfen mit Begleitung von Harmonikas. Von den aufwartenden Oberoffizieren wurde ich gebeten, mit meinen Dienern mich auf die Erde zu setzen. Nun hatte ich mich aber entschlossen, mich nie auf die Erde zu setzen, wie es Eingeborene und Araber thun müssen, ging geradewegs nach Hause, meinem Begleiter Bombay befehlend, die Geschenke auf der Erde liegen zu lassen. Sofort wurde ich zurückgebeten mit dem Bemerken, wenn ich es wünsche, meinen eignen Stuhl mitzubringen, obschon ein künstlicher Sitz ausschließliches Recht des Königs sei. Ich gelangte an meinen früheren Platz zurück. Man eilte fort, um meine Ankunft anzukündigen. Es wurde berichtet, Mtesa sitze auf seinem Thron in der Staatshütte der dritten Reihe. Ich ging vor, den Hut in der Hand, gefolgt von meiner Ehrengarde, und dieser folgten die Träger der Geschenke. Ich wurde vor der Hütte gebeten, zu halten und mich in die strahlende Sonne zu setzen. So stülpte ich denn meinen Hut auf und spannte meinen Schirm aus,

wodurch ich Verwunderung und Lachen hervorrief. Der König, ein gut aussehender, hübsch gewachsener, langer junger Mann von 25 Jahren, saß auf einer viereckigen Plattform von Königsgras, mit einem roten Laken bedeckt. Das Kopfhaar trug er kurz abgeschnitten mit Ausnahme des Scheitels. Um den Hals hatte er einen netten Schmuck, einen großen Ring aus Perlen. An jedem Finger und an jeder Zehe befanden sich abwechselnd Messing- und Kupferringe und über den Knöcheln eine Art Strumpf von Perlen. Als Schnupftuch hielt er ein gefaltetes Stück Rinde und ein Stück goldgestickter Seide, das er beständig benutzte, um seinen großen Mund zu verbergen, wenn er lachte, oder ihn abzuwischen, wenn er Branntwein (Pombe) getrunken hatte, wovon er häufige und reichliche Züge aus kleinen Kürbisbechern nahm, die ihm seine aufwartenden Damen, gleichzeitig seine Schwestern und Frauen, darreichten. Ich wurde gebeten, näher in das Viereck der um ihn Kauernden einzutreten. Ich wünschte wohl die Unterhaltung zu eröffnen, kannte aber die Sprache nicht, und niemand in meiner Nähe wagte zu sprechen oder selbst den Kopf zu erheben, aus Furcht, angeklagt zu werden, die Frauen zu beäugeln. So saßen denn der König und ich selbst, einander anstarrend, eine ganze Stunde da, — ich stumm, er aber mit seiner nächsten Umgebung auf uns zeigend, seine Bemerkungen machend über die Neuheit meiner Garde, von mir verlangend, meinen Hut abzunehmen, den Schirm auf- und zuzumachen u. s. w. Da er fand, daß der Tag verging, schickte er Maula zu mir, um mich zu fragen, ob ich ihn gesehen. Nach meiner Antwort: „Ja, für eine ganze Stunde," nahm er Speer und Hund und ging fort, um zum erstenmal, seit er von meiner Ankunft gehört, zu essen. Am 23. Febr. hatte ich wieder Audienz. Vor dem König stand ein schwarzer Ochsenkopf, während vier Kühe im Hofe umhergingen. Ich wurde ersucht, die letzteren so schnell als möglich zu schießen. Ich borgte mir den Revolver, den ich ihm gegeben, und schoß alle vier in einer Sekunde. Großer Applaus folgte. Der König lud nun einen der Karabiner, überreichte ihn einem Pagen und befahl ihm, er solle in den äußersten Hof gehen und einen Menschen niederschießen. Dies war kaum geschehen, als der kleine Kerl zurück-

kam, um seinen Erfolg mit Freude zu verkünden. Am 14. März erlangte ich nach langem Feilschen eine Wohnung mehr in der Nähe des Palastes und erhielt auch schon früher die Erlaubnis, meine Ankunft im Palast durch einen Schuß anzukündigen. Ebenso setzte ich es durch, daß eine Gesandtschaft nach Gani am obern Nil abgeschickt wurde, um mit dem Elfenbeinhändler Petherick zusammenzutreffen.

Es wurde mir während meines Aufenthaltes möglich, die Liste der Gegenstände zu vergrößern, welche in Uganda bei Todesstrafe nicht besprochen werden dürfen. Es darf niemand über den königlichen Stammbaum, über die eroberten Länder, selbst über die benachbarten Länder sprechen; niemand darf die Gäste des Königs besuchen oder Besuche von ihnen empfangen ohne Erlaubnis; sonst würde der König, der Teilnehmer an seiner Plünderung der Reisenden fürchtet, sagen: Warum rupft ihr meine Gans? Ebensowenig darf jemand für einen Augenblick seine Augen auf die Palastfrauen werfen, gleichviel ob draußen oder zu Hause, damit er nicht verliebter Absichten angeklagt werde. Perlen und Messingdraht, die gegen Elfenbein und Sklaven eingetauscht werden, sind die einzigen Artikel fremder Arbeit, die ein Mganda (Bewohner Ugandas) in seinem Besitz haben darf. Sähe man etwas anderes in seinem Hause, z. B. Zeug, so würde sein Eigentum konfisziert und ihm das Leben genommen. So unglaublich es scheint, so habe ich doch fast jeden Tag, seitdem ich in die Nähe des Palastes zog, eine, zwei oder drei jener unglücklichen Palastfrauen zur Hinrichtung fortschleppen sehen, an der Hand gebunden und von einem Manne der Leibwache fortgeführt. Eines Tages bat mich der König, ihm europäische Kleidung zu machen; denn er bewunderte meinen Anzug außerordentlich. Später bat er mich um meinen breiten Hut. Der König ergötzte sich meist an Knabenstreichen, die er mit Erfolg zu vollführen gelernt hat. So war es ihm ein Entzücken, mit der geschenkten Büchse Kühe im Palasthof und Geier vom Neste zu schießen, oder er ließ einst, als er mich auf der Jagd auf einem Klotz sitzen sah, einen Pagen auf allen Vieren kriechen und setzte sich auf dessen Rücken.

Am 27. Mai wurde ein Gespräch, das ich mit dem König

hatte, durch Schießen in der Ferne unterbrochen, das Grants Ankunft verkündete, und ich empfahl mich, meinen Freund willkommen zu heißen. Wie wir uns nach so vielen Ängsten und nach so langer Entbehrung unsrer Gesellschaft freuten, brauche ich nicht zu sagen. Ich war froh, als ich sah, daß Grant ein bißchen herumhinken konnte. Unser langes Herumziehen an diesem Hofe und die überraschenden und aufregenden Unterhandlungen hatten nur einen Zweck, nämlich den Nil da zu erreichen, wo er aus dem Viktoria-Nyanza ausfließt, da ich längst gewiß war, daß er es thäte. Ich ergriff jede Gelegenheit, die Rede auf meinen Plan zu bringen, und wir wagten eine direkte Bitte um Boote, damit wir unsern Weg vom See den Nil stromabwärts nehmen könnten, in der Annahme, daß See und Fluß den ganzen Weg schiffbar seien. Am 3. Juli endlich war der Augenblick des Triumphes gekommen, und unsre Reise wurde nach unendlichen Versuchen plötzlich bewilligt. Am 5. Juli gingen wir zum Palast. Der König fragte mich: „Nun, Bana, du gehst wirklich?“ „Ja, ich habe deine Gastfreundschaft lange genug genossen und wünsche nach meiner Heimat zurückzukehren.“ „Was für Lebensmittel brauchst du?“ Ich erwiderte: „Fünf Kühe und fünf Ziegen.“ Der König antwortete: „Gut, ich will dir viel geben.“ Darauf befahl er für uns 60 Kühe, 14 Ziegen, zehn Lasten Butter, eine Last Kaffee und Tabak, 100 Platten Rinde als Kleidung für meine Leute, und ermahnte dieselben, mir durch Wasser und Feuer zu folgen.

Am 27. Juli 1862 war der Zweck der Expedition endlich erreicht. Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel aus dem Viktoriasee entspringe, und daß, wie ich vorhergesagt, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei. In vier Meter hohem und 130—160 Meter breitem Falle trat er aus dem See. Es war ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte; das Getöse des Wassers, die Tausende von wandernden Fischen, die mit aller Gewalt aus den Fällen heraussprangen; die Fischer, die mit Booten herauskamen und sich auf den Felsen im Strombett mit Ruten und Haken aufstellten; die Krokodile, die schläfrig auf dem Sande lagen; die Fähre, die oberhalb der Fälle im Gange war; Rinder, die zum Trinken

an den Rand des Sees getrieben wurden: dies alles machte das Bild zu einem so interessanten, wie man nur zu sehen wünschen konnte. Ich taufte die Fälle Riponfälle nach dem Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft in London, und den Seearm, aus dem der Nil entspringt, Napoleonskanal. Mir war es, als fehle mir nur eine Frau und Familie, ein Garten, eine Jacht, Büchse und Angelrute, um mich hier zeitlebens glücklich zu fühlen, so reizend war der Platz. Jagend marschierten wir in dem hohen Ufergrase an dem herrlichen Strome abwärts bis Urondogani. In fünf Booten brach ich mit zwölf Wangwana und dem Gefolge aus Mtesas Lande auf, um Kamrasis Palast in Unjoro zu erreichen, wohin Grant bereits aufgebrochen. Ruderer bewegten die Fahrzeuge; die faule Mannschaft brauchte sie aber nur langsam; zuweilen fuhren sie um die Wette, ruhten sich aber dann gelassen aus, während uns die leise Strömung weiter trieb. Der Fluß trug gleichzeitig den Charakter eines Flusses und Sees, in der Mitte klar, an den meisten Stellen aber mit hohen Binsen eingefaßt, über welchen die grünen Ufer wie Parkländer in die Höhe stiegen. Ich schmeichelte mir, daß das Gehen auf dieser Reise vorüber sei, und daß wir nur ruhig den Nil hinabzuschwimmen brauchten; denn es waren uns Boote versprochen bis Gani, wo Petherricks Fahrzeuge sein sollten. Diese Hoffnung hatte aber ein gleiches Geschick wie alle übrigen in Afrika. Denn bei einem Angriff der Unjoroleute auf unsere Boote zeigten sich meine Wagandabegleiter so feig, daß sie nicht zum Halten und ebensowenig zum Vorwärtsrudern auf der Wasserstraße zu bewegen waren. Ich mußte nachgeben, wandte dem Nil den Rücken, um ihn erst am 29. September 1862 weiter abwärts bei Kamrasis Residenz wieder zu erreichen.

Des großen Königs Palast lag in einem Meer sumpfigen Grases. Es war eine breite, große Hütte, von einer Masse kleinerer umgeben. Unsere Wohnung war so schmutzig, daß ich ein Zelt aufschlug und am 10. September um eine andere Wohnung und um Audienz bat. Kamrasi sandte als Antwort zwanzig Kühe, zehn Hühner, zwei Ballen Mehl und zwei Krüge Pombe. Als eines Tages meine Leute vor versammeltem Hofe eine Kuh schossen, erklärten die von Schreck befallenen Besucher

des Königs: „O großer König, laß uns nach unserm Lande zurückkehren; denn du hast wirklich eine neue Art Menschen bei dir, wir fürchten uns so sehr.“ Erst als wir dem König erklärten, daß wir unsere Gesichter schwärzen und ihn so um den Anblick weißer Männer bringen würden, ließ er uns bessere Wohnungen anweisen. Von meinen Geschenken interessierte ihn nur die Doppelflinte. Dagegen warf er die Augen auf meinen einzigen Chronometer. „Mein Herz,“ sagte er eines Tages, auf as verweigerte Instrument anspielend, „ist beunruhigt, weil du mir nicht dein Zauberhorn geben willst. Ich meine das Ding in deiner Tasche, was du eines Tags herauszogst, als Budja und Vittagura über den Weg stritten, und sobald du es angesehen hattest, sagtest du: Dies ist der Weg zum Palast.“ Die Uhr ging fort samt der goldnen Kette. Eine Gesandtschaft an Petherick kam vor Freude strahlend zurück; sie war mit Kattunjacken und Hosen bekleidet, Geschenken von Pethericks Vorposten. Der Führer des Wachtpostens habe gesagt, er kommandiere 200 Türken und habe Befehl, auf mich zu warten. Ich sandte Kamrasi mein Zelt, einen Moskitovorhang, Kattun, Säge u. a. als Abschiedsgeschenk und wünschte das Land zu verlassen.

Doch erst am 9. November 1862 glitten wir in einem Kanoe den Kafu (einen linken Zufluß des Nil, der sich bei Kamrasis Residenz mit dem Nil vereinigt) hinab; da ich begierig war, mehr vom Fluß zu sehen, erhielt ich die Erlaubnis, in Booten soweit zu gehen, als der Fluß schiffbar war, während die Eskorte den Landweg einschlug. Mit unserm Boote, einem großen Kanoe, traten wir nach einer kurzen Fahrt aus dem Kafu heraus und befanden uns auf einem — wie es schien — langen See, der im Mittel erst 200, dann 1000 m breit ist. Dies war aber der Nil. Beide Seiten sind von hohen Papyrusstauden eingefaßt, die linke ist niedrig und sumpfig, die rechte aber erhebt sich zu einem sanft aufsteigenden Ufer, das mit Bäumen und schönen, in Guirlanden herabhängenden Winden bedeckt ist. Schwimmende Inseln aus Binsen, Gras und Farn waren beständig in Bewegung, arbeiteten sich ihren Weg langsam den Nil hinab und zeigten uns, daß der Nil in voller Flut

war. An den drei Meter hohen Karumafällen verließen wir den Strom und betraten die Kidi-Wildnis. Sie ist ein sumpfiges, grasreiches Jagdterrain, wo Elefanten, Büffel und Flußpferde von den Bewohnern beider Ufer gejagt werden. Die einzigen Zeichen menschlicher Existenz in dieser Wildnis waren ein magerer, oft verlorner Pfad und gelegentlich ein oder zwei Hütten, der zeitweilige Aufenthalt der jagdtreibenden Kidi-Leute. Am 29. November erreichten wir menschliche Wohnungen: es war Koki. Gruppen nackter Menschen, die wie Affen auf den Granitblöcken hockten, beobachteten ängstlich unsre Ankunft. Wir wurden höflich und gastfreundlich vom Distriktsvorsteher empfangen. Am 3. Dezember bekamen wir, als die Sonne unterging, das in Sicht, was wir für Petherick's Vorposten hielten, unter 3° 10′ 33″ n. Br. Meine Leute, die so glücklich als ich selbst waren, baten nun, ich möchte ihnen erlauben, ihre Flinten abzufeuern und die Türken auf unsern Empfang vorzubereiten. Piff, paff, gingen ihre Karabiner, und im Augenblick hörte man piff, paff vom Lager der aus Norden Kommenden, worauf wie von einem Bienenschwarm jede Höhe besetzt war. Unsre Herzen hüpften vor freudiger Aufregung, welche nur die kennen, welche einer langen Verbannung unter Barbaren entronnen sind, um noch einmal ein zivilisiertes Volk zu treffen und alten Freunden zu begegnen. Erst am 11. Januar 1863 brach ich auf nach Norden, da ich warten mußte, bis Petherick's Leute ihre Ernte untergebracht hatten und das erwartete Elfenbein angekommen war, und am 15. Februar marschierten wir nach Gondokoro hinein. Unsere erste Erkundigung war natürlich nach Petherick. Wir suchten ihn in größter Eile aufzutreiben. Als wir den Fluß hinabgingen, wo eine Reihe von Fahrzeugen vor Anker lag, und wo rechter Hand wenige halbeingestürzte Schuppen mit einem aus Ziegeln gebauten Hause sich fanden — das frühere österreichische Missionshaus — sahen wir die Gestalt eines Engländers auf uns zueilen, den wir für Simon Pure hielten; im nächsten Augenblick ergriff aber mein alter Freund Baker meine Hand. Was dies für eine Freude war, kann ich kaum sagen. Er war mit drei Fahrzeugen den Nil herauf gekommen, ausdrücklich um nach uns zu suchen. Er

bot mir seine Boote an, um darin nach Khartum zu gehen, während er selbst den Quellen des Flusses zustrebte. Die Fahrt stromabwärts begann. In Kairo ließ ich die Wangwana, meine „getreuen Kinder“, photographieren, amüsierte sie in Konzerten u. s. w. Auf eine Einladung machten wir dem Vicekönig unsere Aufwartung. Ich ernannte Bombay zum Kapitän der Getreuen, gab ihnen soviel wie Lohn auf drei Jahre in Anweisung auf Sansibar, ferner eine Anweisung auf einen „freien Mannes Garten“. Mit unserm Konsul traf ich Anordnungen, daß sie frei über Suez und Aden nach Sansibar befördert werden sollten. Sie erklärten alle freiwillig, wieder mit mir zu gehen, wenn ich versuchen wollte, quer durch Afrika von Ost nach West in der fruchtbaren Zone zu gehen.

2. Samuel Baker*).

Im März 1861 begann ich eine Expedition zur Entdeckung der Quellen des Nils in der Hoffnung, der Expedition des Kapitän Speke und Grant zu begegnen, welche die englische Regierung zu demselben Zweck von Süden her über Sansibar gesendet hatte. Da die Nilquellen bisher allen Forschern Trotz geboten, so hatte ich nicht die Dreistigkeit, mein Vorhaben zu veröffentlichen; aber im Innern war ich entschlossen, diese schwere Aufgabe zu lösen oder bei dem Versuch zu sterben. Auf wilden Jagden in tropischen Klimaten war ich von Jugend auf an Beschwerden und Ausdauer gewöhnt, und wenn ich den Blick auf die Karte von Afrika heftete, überkam mich eine mit Demut gemischte kühne Hoffnung, daß ich durch Beharrlichkeit das Herz Afrikas erreichen könnte. Daß jeder frühere Versuch, die Nilquelle zu erreichen, mißlungen war, wunderte mich nicht, da die Expeditionen aus Gesellschaften bestanden, die, wenn Schwierigkeiten eintreten, in der Regel mit Meinungsverschiedenheit und Rückzug enden. Ich beschloß deshalb im Vertrauen auf die Führung einer göttlichen Vorsehung und das gute Glück, das bisweilen einen festen Vorsatz begleitet, die Reise allein anzutreten. Vergebens bat ich meine Frau dringend, daheim zu bleiben; vergebens malte ich die Schwierigkeiten und Gefahren noch schwärzer, als ich sie mir in Wirklichkeit vorstellte; sie war

*) Quelle: Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nil, und die Erforschung der Nilquellen v. Samuel White Baker. Autorisierte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. Jena, Costenoble 1867. 2 Bände.

mit der Standhaftigkeit und Ergebung einer Frau entschlossen, alle Gefahren mit mir zu teilen und mir auf jedem rauhen Schritte des vor mir liegenden wilden Lebens zu folgen.



Abb. 3. Baker und seine Frau.

1. Bis Gondokoro.

Demnach von meiner Frau begleitet, segelte ich am 15. April 1861 von Kairo ab den Nil hinauf. Der Wind blies günstig und stark von Norden, und wir flogen dem Strom entgegen gen Süden, aufmerksam jene geheimnisvollen Wasser mit dem festen Entschluß verfolgend, ihrer Spur bis zu ihrer fernen Quelle nachzugehen. Nachdem wir in 26 Tagen von Kairo aus in Korosko angelangt waren, begaben wir uns quer über die nubische Wüste, schnitten so die westliche Biegung des Nil ab und erreichten in siebentägigem, beschleunigtem Kamelmarsch den Fluß wieder in Abu-Hammed. Von hier aus gelangten wir nach achttägigem Marsch am Rande des Flusses hin durch die Wüste, aber im Angesicht der Palmbäume, welche den Fluß umsäumten, nach Berber. Durch die geringe Erfahrung, welche ich auf der Reise bis Berber gewonnen hatte, fühlte ich mich überzeugt, daß bei meiner Nilexpedition ohne Kenntnis der arabischen Sprache ein Erfolg unmöglich sein werde. Mein Dragoman (Dolmetscher) hatte mich vollständig in seiner Gewalt, und ich beschloß, mich sobald als möglich von allen Dolmetschern unabhängig zu machen. Ich entwarf deshalb für das erste Jahr einen Forschungsplan, der die Zuflüsse zum Nil von der abessinischen Gebirgskette her umfassen sollte, und gedachte, den Atbara-Fluß von seiner Vereinigung mit dem Nil aus zu verfolgen und alle Nebenflüsse des Nil, die von SO. kommen, bis zum blauen Nil zu untersuchen, auf welch letzterem Flusse ich schließlich nach Khartum herabzukommen hoffte.

Zwölf Monate, glaubte ich, würden genügen, um eine solche Untersuchung zu vollenden. Am 13. Juni 1861 gelangte ich an die Vereinigungsstelle des Atbara mit dem Nil. Der Fluß Atbara ist im Durchschnitt etwa 1550′ breit und während der Regenzeit 25—30′ tief. Er bringt den ganzen Wasserabfluß des östlichen Abessiniens herab. Zwischen der Atbaramündung und dem mittelländischen Meere muß der Nil durch Sandwüsten und das Delta hindurch eine 1100 engl. Meilen (= 275 deutsche) lange Einsaugung und Verdunstung aushalten; es findet demnach

ein ungeheurer Wasserverlust statt, und die größte Wassermasse des Nil muß daher gerade unterhalb der Atbaramündung liegen. Ich werde meine gegenwärtige Beschreibung der abessinischen Flüsse auf einen allgemeinen Umriß des Atbara und blauen Nil beschränken, indem ich den Ursprung ihrer Hochwasser und ihre Einwirkung auf die Überschwemmungen in Unterägypten darlege.

Der Atbara mit seinen Zuflüssen und der blaue Nil sind die großen Entwässerungskanäle Abessiniens; sie haben alle einen gleichförmigen Lauf von SO. nach NW. und treffen den Hauptnil in zwei Mündungen, durch den blauen Nil bei Khartum und durch den Atbara. Der blaue Nil ist während der trocknen Jahreszeit so klein, daß er nicht Wasser genug für die kleinen Fahrzeuge hat, die mit der Beförderung von Erzeugnissen von Sennaar nach Khartum beschäftigt sind. In dieser Zeit ist das Wasser schön hell, und da er den wolkenlosen Himmel zurückstrahlt, hat seine Farbe ihm den wohlbekannten Namen Bar el Azrak oder blauer Fluß gegeben. Es giebt kein köstlicheres Wasser als das des blauen Nil. Es sticht gewaltig ab gegen das des weißen Flusses, welches nie hell ist und einen unangenehmen Vegetationsgeschmack hat. Der blaue Nil ist ein reißender Gebirgsstrom, der mit großer Schnelligkeit steigt und fällt; der andre (weiße Nil) entspringt aus einem See und fließt durch ungeheure Marschen. Der Lauf des blauen Nil geht durch fruchtbaren Boden; er erleidet daher nur geringen Verlust durch Absorption, und während der starken Regen liefern seine Wasser einen ungeheuren Beitrag erdigen Stoffes von roter Farbe zu dem allgemeinen befruchtenden Niederschlag des Nils in Unterägypten.

Der Atbara, obgleich in der Regenzeit Abessiniens ein so bedeutender Strom, ist mehrere Monate des Jahres hindurch vollkommen trocken, und damals, als ich ihn zum erstenmal sah, am 15. Juni 1861, war er eine bloße Fläche funkelnden Sandes, thatsächlich ein Teil der Wüste, durch welche er floß. Von seiner Vereinigung mit dem Nil an ist er über 150 engl. Meilen (= 37½ deutsche) weit von Anfang März bis Juni vollkommen trocken. In Zwischenräumen von wenigen Meilen giebt es Pfuhle oder Teiche von Wasser, das in den tiefen Löchern zurück-

geblieben ist. In diesen Pfuhlen versammeln sich alle Bewohner des Flusses, die, sowie der Strom verschwindet, sich genötigt sehen, in diesen engen Zufluchtsstätten dicht aneinander zu rücken. So drängen sich Krokodile, Flußpferde, Fische und große Schildkröten in außerordentlicher Zahl zusammen, bis der Anfang des Regens in Abessinien sie wieder in Freiheit setzt, indem er eine frische Wassermasse zu dem Flusse herabsendet. Die Regenzeit beginnt in Abessinien in der Mitte des Mai; da aber das Land durch die Sommerhitze versengt ist, so werden die ersten Regen vom Boden eingesaugt, und die Gießbäche füllen sich nicht vor Mitte des Juni. Vom Juni bis zur Mitte des September sind die Gewitter furchtbar; jede Schlucht wird ein tobender Gießbach; Bäume werden von den über ihre Ufer geschwollenen Bergströmen entwurzelt, und der Atbara ist ein ungeheurer Strom, der mit einer alles überwältigenden Strömung den ganzen Abfluß von fünf großen Flüssen herabbringt. Seine Wasser sind dick von Erdreich, das von den fruchtbarsten Ländereien weit von seinem Vereinigungspunkte mit dem Nil abgewaschen wurde. Massen von Bambus und Treibholz nebst großen Bäumen und häufig die Leichen von Elefanten und Büffeln werden längs seiner schlammigen Wasser in wilder Verwirrung fortgeschleudert. Der blaue Nil und der Atbara, die den ganzen Wasserabfluß Abessiniens aufnehmen, ergießen ihre Hochwasser in der Mitte des Juni gleichzeitig in den Hauptstrom. In dieser Zeit hat auch der weiße Nil einen beträchtlich hohen, obwohl nicht seinen höchsten Stand, und der plötzliche Wassersturz, der von Abessinien in den Hauptkanal herabkommt, welcher schon durch den weißen Nil auf einen hübschen Stand gebracht worden ist, verursacht die jährlichen Überschwemmungen in Unterägypten.

Nachdem ich die Erforschung der verschiedenen Zuflüsse des Nil von Abessinien her vollendet hatte, reiste ich nach Khartum, der Hauptstadt der Sudanprovinzen, wo ich am 11. Juni 1862 anlangte. In Khartum war jedermann, mit Ausnahme einiger Europäer, dem Sklavenhandel günstig gesinnt und blickte mit eifersüchtigen Augen auf einen Fremden, der sich in den Bereich ihres heiligen Landes wagte, eines Landes, das der Sklaverei,

wie jedem Greuel und jeder Schurkerei geweiht ist, die der Mensch begehen kann. Die türkischen Beamten stellten sich, als ob sie die Sklaverei mißbilligten, und doch war jedes Haus in Khartum voll Sklaven, und die ägyptischen Offiziere pflegten einen Teil ihres Soldes in Sklaven zu empfangen, genau so wie die auf dem weißen Nil beschäftigten Leute von ihren Herren, den Elfenbeinhändlern, bezahlt werden. Die ägyptischen Behörden sehen die Erforschung des weißen Nil durch einen europäischen Reisenden als eine Beeinträchtigung ihres Sklavengebietes an, die aus Spionage hervorging, und mir wurde jedes Hindernis in den Weg gelegt.

Die einzigen Menschen, die ich zur Begleitung bekommen konnte, waren die erbärmlichen Mörder von Khartum, die gewohnt waren, beim Handel auf dem weißen Nil zu plündern und zu morden, und nicht durch Liebe zu dem gewagten Unternehmen, sondern durch Begierde nach Raub angereizt wurden. Mit solchen Menschen die Reise anzutreten, erschien als reiner Wahnsinn. Mit dem weißen Nil verband sich aber eine noch größere Schwierigkeit. Jahrelang hatte der höllische Sklavenhandel und die ihn begleitenden Schrecken bestanden und hatten die Negerstämme so erbittert, daß Leute, die in früheren Zeiten gegen alle, die hinkamen, freundschaftlich gewesen, jetzt feindlich gesinnt waren. Eine Forschungsreise nach den Nilquellen war also ein Marsch durch Feindesland und erforderte eine gewaltige Macht bewaffneter Männer. Ich hatte die Vorsichtsmaßregel getroffen, mir eine Anweisung an die Schatzkammer in Khartum auf so viel Geld zu verschaffen, als ich verlangte, und da bares Geld in jenem Lande des Borgens und Hinhaltens Wunder thut, so war ich in wenigen Wochen zum Aufbruch fertig. Ich hatte drei Fahrzeuge, nämlich zwei große Noggur oder Segelbarken und ein Fahrzeug mit gutem Verdeck und bequemen Kajüten, das allen Nilreisenden als eine Dahabië bekannt ist. Die Vorbereitungen zu einer solchen Reise sind keine Kleinigkeiten. Ich brauchte 45 Bewaffnete als Bedeckung, 40 Mann als Matrosen, die mit den Dienern u. s. w. meine Reisegesellschaft auf 96 Mann brachten.

Die Reise von Khartum bis Gondokoro, der schiffbaren

Grenze des Nil, dauert, wie man mir berichtete, 50 Tage; aber Mundvorrat war auf vier Monate nötig, da die Bootsmannschaft, nachdem sie mich und meine Reisegesellschaft ans Land gesetzt hatte, mit den Fahrzeugen nach Khartum zurückfahren wollte. In der Hoffnung, Speke's und Grant's Gesellschaft zu treffen, belud ich die Boote noch außerdem mit Getreide. Ich hatte Anstalt getroffen, daß die Boote 21 Esel, 4 Kamele und 4 Pferde mitnahmen; diese sollten mich, wie ich hoffte, von Trägern unabhängig machen. Bei den zum Erfolg notwendigen Vorkehrungen wurde auch nicht die geringste Kleinigkeit vernachlässigt. In allem einzelnen wurde ich durch einen höchst vortrefflichen Mann sehr unterstützt, den ich angenommen hatte, um mich als mein Vorsteher zu begleiten; es war ein deutscher Zimmermann, Johann Schmidt. Er war ein ausgezeichneter Weidmann und ein energischer und mutiger Bursche, vollkommen gesetzt und ehrenhaft. Leider „war der Geist willig, aber das Fleisch schwach". Endlich war die Ausrüstung vollendet. Wir stießen ab. Die drei Fahrzeuge ruderten in der Mitte des Fahrwassers und hißten die Segel auf. Ein günstiger Wind und starke Strömung trieben uns rasch den Fluß hinab. Die englische Flagge flatterte lustig auf den Masten, und mitten unter freudigen Abschiedsrufen und dem Gerassel des Musketenfeuers fuhren wir fort, nach den Quellen des Nil hin. Als wir an dem Dampfer vorbeisegelten, der den holländischen Damen Frau von Capellan und ihrer reizenden Tochter Fräulein Tinné gehörte, grüßten wir dieselben mit einer Salve und unterhielten ein gegenseitiges Wehen mit Taschentüchern, bis wir uns nicht mehr sehen konnten. Es war der 18. Dezember 1862, ein Donnerstag, nach arabischem Aberglauben einer der glücklichsten Tage zum Antritt einer Reise. In wenigen Minuten erreichten wir den spitzen Winkel an der Vereinigungsstelle des weißen und blauen Nil, um welchen wir uns scharf herumwenden mußten, um in den weißen Nil zu gelangen. Die Reise diesen Fluß hinauf teile ich hier wörtlich aus meinem Tagebuche mit.

Den 25. Dezember. Den größten Teil des Tages herrschte völlige Windstille. Der Fluß ist mit Mimosenwald umsäumt. Wenn die Bäume in vollem Laube stehen, gewähren sie aus der

Ferne einen guten Anblick; kommt man aber näher heran, so sieht man, daß der Wald ein trostloser, vollständig überschwemmter Sumpf ist; aus dem stagnierenden Wasser ragen eine Masse umgefallene, abgestorbene Bäume hervor. Hier und da sitzt ein einsamer Kranich auf den verfaulten Zweigen; zwischen den versunkenen Stämmen und Ästen hängen in der Regel treibende Wasserpflanzen, massenweise aufeinander gehäuft und grüne schwimmende Inseln bildend; dann und wann kommen dieselben mit dem trägen Strome herabgetrieben, gespensterähnlich Störche tragend, die so auf Flößen der Natur aus unbekannten Ländern eine Reise machen. Es ist eine vom Fieber heimgesuchte Wildnis. Das Wasser hat eine Farbe wie eine englische Pferdeschwemme; ein Himmel für Moskitos, für den Menschen eine dumpfige Hölle.

Den 31. Dezember. Johann starb. Ich machte eigenhändig ein großes Kreuz aus dem Stamme eines Tamarindenbaumes, und bei Mondlicht legten wir ihn an dieser einsamen Stelle in sein Grab.

Am 2. Januar 1863. Das Land besteht aus den gewöhnlichen flachen, unansprechenden Marschen. Auf dem flachen Lande nach Westen hin liegen Schillukdörfer in großer Anzahl. Es ist wahrhaftig eine angenehme Reise: ekelhafte nackte Wilde, ewige von Moskitos wimmelnde Marschen, und das ganze Land jedes allgemeinen Reizes und jeder Schönheit beraubt. Auf dem östlichen Ufer sahen wir Giraffen und einen einzigen Strauß; auf dem westlichen Ufer steht die volle Tagereise hindurch eine regelmäßige Reihe von Dörfern, $^1/_2$ engl. Meile voneinander entfernt. Das Land ist sehr dicht bevölkert. Die Hütten sind von Schlamm gebaut, mit Stroh gedeckt und haben einen sehr kleinen Eingang. Die Schilluk sind wohlhabend; durch ihr Land hin schwärmen ungeheure Viehherden.

Am 5. Januar erreichten wir den Bahr el Gazal (Ghasal); die Mündung hat das Ansehen eines Sees von etwa drei engl. Meilen Länge und einer Meile Breite, dessen Größe sich je nach den Jahreszeiten ändert. Obgleich die Ufer voll sind, so ist doch vom Bahr el Gazal her durchaus keine Strömung vorhanden, und der Fluß sieht aus wie ein vom Nil gebildetes Stauwasser.

Da das Wasser frei und vollkommen tot ist, so würde, wenn das Dasein des Bahr el Gazal nicht bekannt wäre, ein Fremder sich einbilden, es sei ein Austreten des Nil. Während der weiße Nil von der Sobat- bis zur Bahr el Gazalmündung eine westliche Richtung hat, wendet er sich jetzt plötzlich nach Süden. Die allgemeine Erscheinung des Landes bezeichnet eine ungeheure Ebene mit unbedeutenden Einsenkungen; letztere bilden während der nassen Jahreszeit ausgedehnte Seen und während der trocknen Witterung halb ausgetrocknete Marschen.

Am 7. Januar sahen wir uns durch konträren Wind genötigt, die Boote zu schleppen, indem wir etwa 300′ voraus lange Seile ans Gras befestigten. Dies ist eine schreckliche Arbeit; die Leute müssen die Strecke schwimmen, um das Seil anzulegen, und diejenigen, welche an Bord bleiben, ziehen es nach und nach an und zerren so das Fahrzeug gegen den Strom. Infolge des beständigen Arbeitens leiden viele meiner Leute am Fieber. Es ist nicht zu verwundern, daß die Alten die Erforschung des Nil aufgaben, als sie an die zahllosen Windungen und Schwierigkeiten der Marschen kamen; der Fluß gleicht einem verwirrten Gebind Zwirn.

Vom Bahr el Gazal an gehören beide Seiten des Nil dem Nuér-Stamme. Am 13. Januar machten wir in der Nähe eines Dorfes am rechten Ufer Halt. Die Eingeborenen kamen zu den Booten herab; sie treiben das Wesen der Wilden ziemlich auf die höchste Spitze. Die Männer gehen so umher, wie sie auf die Welt kamen. Der Leib ist mit Asche eingerieben, und ihr Haar mit einer Tünche von Asche und Wasser rot gefärbt. Die Kerle sind die leibhaftigsten Teufel, die ich je sah; auch die unverheirateten Frauenzimmer sind unbekleidet; die verheirateten haben eine aus Gras gemachte Franse um ihre Lenden. Die Männer tragen schwere Glasperlenschnüre um die Hälse, am obern Teile der Arme zwei schwere Armbänder von Elfenbein, auf den Handgelenken kupferne Ringe und eine entsetzliche Art Armband von gediegenem Eisen, mit ungefähr zoll-langen Spitzen, gleich Leopardenklauen, bewaffnet, welche sie auch zu ähnlichen Zwecken benutzen. Der Häuptling des Nuér-Dorfes, Dschoctian, stattete mir mit seiner Frau und Tochter einen Besuch ab; sie

baten um alles, was sie in Gestalt von Glasperlen und Armbändern sahen, lehnten aber die Messer als nutzlos ab. Die Frauen durchbohren die Oberlippe und tragen daran einen etwa vier Zoll langen Schmuck von Glasperlen auf Eisendraht; dieser



Abb. 4. Häuptling der Nuér.

steht hervor wie das Horn eines Rhinozeros. Sie sehen sehr häßlich aus. Die Männer sind schlank und kräftig und mit Lanzen bewaffnet. Sie führen Pfeifen, die fast ein Viertelpfund Tabak fassen, und aus welchen sie, wenn der geliebte Tabak fehlt, einfache Holzkohle rauchen. Ich nahm das Porträt des

Häuptlings der Nuér auf, wie er in meiner Kajüte auf dem Divan saß. Zur Antwort auf meine Frage, wozu das mit Spitzen versehene eiserne Armband nütze, zeigte er mir die Arme und den Rücken seines Weibes, die mit zackigen Narben bedeckt waren.

Am 23. Januar um 8 Uhr vormittags kamen wir in Abu Kuka, der Niederlassung eines französischen Händlers im Kitsch-Stamme, an. Es ist unmöglich, das Elend des Landes zu beschreiben. Mitten in der ungeheuren Marschfläche liegt ein kleines Fleckchen trocknen Bodens, etwa 40 □Ruten groß, das aber nur zu erreichen ist, wenn man durch den Sumpf watet. Die Niederlassung bestand aus ungefähr 12 Strohhütten, die eine jämmerliche, vom Fieber getroffene Menschenklasse bewohnt. Ich hätte nicht geglaubt, daß es eine so erbärmliche Gegend gebe, wie dieses ganze Land ist. Wild läßt sich in der jetzigen Jahreszeit gar nicht sehen, Vögel zeigen sich wenige, und selbst Krokodile kommen nicht zum Vorschein; alle Wassertiere sind in dem hohen Gras verborgen; daher ist unbedingt nichts Lebendiges zu schauen, sondern einen Tag nach dem andern legt man zurück, indem man sich langsam durch das Labyrinth einer endlosen Marsch, durch Wolken von Moskitos windet. Um 4 Uhr 20 Minuten nachmittags gelangten wir zu der österreichischen Missionsstation St. Croix (Heiligenkreuz), und ich händigte dem Haupt der Niederlassung, Herrn Morlang, einen Brief ein. Die Missionsstation besteht aus etwa 20 Grashütten auf einem Stückchen trocknen Landes dicht am Flusse. Die Kirche ist eine kleine Hütte, aber nett eingerichtet. Herr Morlang erkannte mit großem Gefühle an, daß unter solchen Wilden die Mission durchaus nutzlos sei; er habe eine lange Reihe von Jahren mit vielem Eifer gearbeitet, aber die Eingebornen seien äußerst unlenksam. Sie ständen weit unter den vernünftigen Tieren, da die letzteren doch Zeichen der Zuneigung gegen diejenigen an den Tag legten, die freundlich gegen sie sind, während die Eingebornen dagegen für alle Gefühle der Dankbarkeit abgestumpft sind.

20—30 dieser ekelhaften, mit Asche beschmierten, völlig nackten, unvernünftigen Tiere lagen, mit Keulen von hartem Holz bewaffnet, müssig um die Station herum. Da die Mission den

weißen Nil wegen völligen Mißlingens aufgegeben hatte, so verkaufte Herr Morlang am 24. Januar 1863 das ganze Dorf samt der Missionsstation an Kurschid Aga (einen Händler in meiner Reisegesellschaft) für 200 Thaler. Ich kaufte ein Pferd der Missionare für 66 Thaler, das ich „Priester" taufte, weil es von der Mission kam; es ist ein hübsches Tier und sicher beim Schießen, da der unglückliche Baron Harnier es auf der Büffeljagd ritt. Dieser gute Weidmann war ein preußischer Edelmann, der sich mit zwei europäischen Begleitern eine Zeitlang das Vergnügen gemacht hatte, in der hiesigen Umgegend naturgeschichtliche Gegenstände zu sammeln und zu schießen. Seine beiden Europäer erlagen dem Sumpffieber; das Ende des Baron Harnier ist höchst traurig. Nachdem er einen Büffel verwundet hatte, stürzte sich das Tier auf einen eingebornen Begleiter und warf ihn zu Boden. Baron Harnier hatte nicht geladen und griff mit großem Mut den Büffel mit dem Kolben seiner Büchse an. Der Büffel verließ den Mann und wandte sich gegen seinen neuen Angreifer. Der Eingeborne, weit entfernt, seinem Herrn beizustehen, der sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um ihn zu retten, floh vom Platze. Der unglückliche Baron wurde von den Missionaren gefunden, zu einer unkenntlichen Masse zertrampelt und zerbohrt. Ich besuchte das Grab jenes tapfern Preußen, der auf diese Art sein edles Leben geopfert hatte für einen so wertlosen Gegenstand, wie ein hiesiger Eingeborner ist. In der Nähe von Baron Harniers Grab befinden sich diejenigen mehrerer Mitglieder der Mission, die ihre Gebeine in diesem schrecklichen Lande gelassen haben, während von der Missionsstation St. Croix aus kein einziger Mensch zum Christentum bekehrt worden ist.

Am 28. Januar berührten wir zwei Bivouaks des Eliabstammes mit großen Herden auf dem westlichen Ufer. Der Stamm am weißen Nil milkt seine Kühe nicht nur, sondern läßt auch seinem Vieh zur bestimmten Zeit zur Ader und kocht das Blut als Nahrungsmittel. Indem sie eine Lanze in eine Ader des Nackens treiben, entziehen sie dem Tiere reichliches Blut, ein Aderlaß, der etwa einmal monatlich wiederholt wird. Wir fuhren am 29. Januar an einer Menge Vieh und

Eingebornen vorüber, die sich an einer Stelle auf dem rechten Ufer befanden und in Rauchwolken gehüllt waren. Um die Moskitos zu vertreiben, werfen sie Düngerhügel auf, die beständig im Feuer stehen, da beständig frisches Brennmaterial angelegt wird. Um diese Haufen herum drängt sich das Vieh zu Hunderten und lebt mit den Eingebornen im Rauche. Nach und nach werden die Aschenhaufen gegen 8′ hoch. Dann werden sie von den Eingebornen als Schlafstellen und Wachtposten benutzt. Mit der Asche reiben sich dieselben ganz und gar ein, was ihnen ein teuflisches und geisterhaftes Ansehen giebt, das unbeschreiblich ist.

Am 30. Januar kamen wir beim Schir-Stamme an. Die Männer sind mit gutgearbeiteten Keulen aus Ebenholz, 2 Lanzen, einem stets gespannten Bogen und einem Bündel Pfeile bewaffnet. Ihre Hände sind mit Waffen vollständig angefüllt. Zudem führen sie einen nettgearbeiteten, ganz kleinen Schemel bei sich, der auf ihren Rücken geschnürt ist, nebst einer ungeheuren Tabakspfeife. Die Frauen tragen ihre Kinder sehr passend in einem Fell, das von den Schultern quer über den Rücken geschlungen und mit einem Riemen um den Leib befestigt wird. In demselben sitzt der junge Wilde wonnevoll. Die Hütten sind bei allen Stämmen kreisförmig und haben so niedrige Eingänge, daß die Eingebornen auf Händen und Füßen hinein- und herauskriechen. Die Männer tragen auf dem Wirbel des Kopfes Büsche von Hahnenfedern, und wenn sie stehen, stellen sie sich am liebsten auf ein Bein, während sie sich auf einen Speer stützen und der Fuß des emporgehobenen Beines auf der innern Seite des andern Kniees ruht.

2. In Gondokoro.

Wir sind endlich unserer Bestimmung, Gondokoro, nahe. Am 1. Februar 1863 hat sich der Charakter des Flusses geändert. Die Marschen haben trocknem Boden Platz gemacht, die Ufer liegen etwa 4′ über dem Wasserspiegel und sind mit Wald bestanden, während die Gegend das Ansehen eines Obstgartens hat und dicht bevölkert ist. Am 2. Februar langten wir in

Gondokoro an. Es ist weit besser als die grenzenlosen Marschen. Der Boden ist fest und liegt gegen 20′ über dem Niveau des Flusses. Ferne Berge erfreuen das an die traurigen Flächen des weißen Nils gewöhnte Auge, und immergrüne Bäume, die mit hübschen kleinen Dörfern der Eingebornen unter ihrem Schatten, über die Oberfläche hin zerstreut stehen, bilden nach einer langen und lästigen Reise einen höchst einladenden Landungsplatz. Dieser Ort war früher eine Missionsstation. Die Ruinen des Backsteinhauses und der Kirche, sowie Trümmer dessen, was ein Garten war, sind bis auf den heutigen Tag geblieben. Zitronen- und Limonenhaine bestehen noch immer, die einzigen Zeichen, daß ein Versuch zur Zivilisation gemacht worden ist: „es war Same, der an den Weg gestreut wurde“. Eine Stadt giebt es hier nicht. Gondokoro ist eine Station der Elfenbeinhändler, die etwa zwei Monate im Jahre bewohnt, nach dieser Zeit aber verlassen ist. Die jährlich ankommenden Boote kehren dann nach Khartum zurück, während die hier bleibenden Expeditionen nach dem Innern abreisen. Einige elende Grashütten sind alles, was den Ort mit einem Namen schmückt. Das Klima ist ungesund und heiß. Ich setzte die Tiere in vortrefflichem Zustande aus den Booten ans Land.

Wir dankten alle Gott, daß die Reise auf dem Fluß zu Ende war. Als ich in Khartum war, hatte ich gehört, daß die am weitesten vorgeschobene Handelsstation ungefähr 15 Tagereisen von Gondokoro liege, und der Plan meiner Unternehmungen war immer auf ein gerades Vorrücken nach dieser Station gerichtet, wo ich beabsichtigt hatte, mein ganzes schweres Gepäck im Depot zu lassen und von da als einem „Ausgangspunkte“ nach dem Süden vorzudringen. Jetzt erfuhr ich, daß die Handelsgesellschaft von dieser Station her in wenigen Tagen mit Elfenbein in Gondokoro erwartet werde, und ich beschloß daher, ihre Ankunft abzuwarten und bei ihrer Rückkehr mich derselben anzuschließen.

Bei meiner Ankunft in Gondokoro wurde ich von allen jenen Elfenbeinhändlern als ein von der britischen Regierung abgesandter Spion angesehen. So oft ich mich den Lagern der

verschiedenen Händler näherte, hörte ich, ehe ich die Station erreichte, das Gerassel der Fesseln, da die Sklaven, um eine Besichtigung zu vermeiden, rasch in Verstecke getrieben wurden. Gondokoro war eine vollkommene Hölle. Die ägyptischen Behörden bekümmern sich nicht im mindesten um dasselbe, obwohl sie recht gut wissen, daß es eine Kolonie von Mördern ist. Auch meine Leute bekamen Lust zum Viehdiebstahl, und als ich mich bemühte, die Manneszucht aufrecht zu erhalten, antworteten sie mit offener Meuterei, die mir ohne Dazwischenkunft meiner Frau das Leben gekostet hätte. Von diesem Augenblicke an wußte ich, daß meine Expedition dem Schicksale verfallen sei. Da hörte ich am 15. Februar plötzlich in großer Entfernung das Gerassel von Musketen und von Süden her ein Rottenfeuer. Um von dem Augenblick einen Begriff zu geben, muß ich wörtlich aus meinem Tagebuch entnehmen, was ich niederschrieb:

„Ich höre fernes Gewehrfeuer; Debonos Elfenbeinträger kommen an, auf die ich gewartet habe. Meine Leute stürzten wie rasend nach meinem Boote mit der Nachricht, daß sich bei jenen zwei weiße Männer befänden, die vom Meere hergekommen wären! Sollten es Speke und Grant sein? Ich sprang fort, und bald fand ich sie wirklich. Hurra England! Sie waren vom Viktoria-Nyanza gekommen, aus welchem der Nil entspringt. Das Jahrtausende alte Geheimnis war enthüllt. Meine Freude, daß ich sie traf, wird nur durch den Umstand beeinträchtigt, daß ich sie bei meinem Suchen nach ihnen nicht weiter draußen gefunden hatte.“

In einer Entfernung von 300′ erkannte ich meinen alten Freund Speke; mit freudig schlagendem Herzen nahm ich meine Mütze ab und brachte, indem ich auf ihn zueilte, ein bewillkommnendes Hurra! Wir saßen bald auf dem Verdeck meiner Dahabië unter dem Sonnenzelt. Wie ein gutes Schiff im Hafen ankommt, zerschlagen und zerrissen durch eine lange und stürmische Reise, doch unversehrt in seinem Spann und seefest bis an Ende, so kamen diese beiden Reisenden in Gondokoro an. Meine Boote waren glücklicherweise von mir auf 5 Monate gemietet; daher konnten Speke und Grant dieselben nach Khar-

tum übernehmen. Im ersten Augenblick unseres Zusammentreffens hatte ich dadurch, daß ich ihnen begegnet war und daß sie die Entdeckung der Nilquellen vollendet hatten, meine Expedition für vollendet gehalten; als ich ihnen aber von ganzem Herzen Glück wünschte zu der Ehre, die sie in so herrlicher Weise geerntet hatten, gaben mir Speke und Grant mit charakteristischer Aufrichtigkeit und Großmut eine Karte von ihrer Reise, aus welcher hervorging, daß sie nicht imstande gewesen waren, die wirkliche Erforschung des Nil zu vollenden, und daß noch immer ein höchst wichtiger Teil zu bestimmen blieb. Es zeigte sich, daß sie den Nil, welchen sie vom Viktoria-See aus verfolgt, unter 2° 17′ nördl. Br. überschritten hatten; aber der Fluß, der von seinem Austritt aus jenem See an einen nördlichen Lauf hatte, wendete sich bei den Karuma-Wasserfällen (dem Punkte, an welchem sie ihn unter 2° 17′ nördl. Br. überschritten hatten) plötzlich nach Westen. Sie sahen den Nil nicht wieder, bis sie unter 3° 32′ nördl. Br. ankamen. Die Eingebornen und der König von Unjoro (Kamrasi) hatten ihnen versichert, daß der aus dem Viktoria-See kommende Nil, den sie bei Karuma überschritten, mehrere Tagereisen weit nach Westen hin fließe und endlich in einen großen See falle, welcher der Luta N'zige heiße, und daß der Nil nach dem Eintritt in das nördliche Ende desselben fast unmittelbar wieder heraustrete. Unter den obwaltenden Umständen war es für Speke und Grant unmöglich, dem Nil von Karuma aus zu folgen, — die Stämme lagen mit Kamrasi im Kampfe, und Fremde konnten nicht durch das Land gehen. Speke sprach seine Überzeugung aus, daß der Luta N'zige eine zweite Quelle des Nil sein müsse, und daß die Geographen ungehalten sein würden, daß er ihn nicht untersucht hatte. Mir war dies sehr angenehm.

Ich machte deshalb sofort Anstalt zur Abreise. Am 26. Februar segelten Speke und Grant von Gondokoro ab. Unsere Herzen waren zu voll, um mehr sagen zu können als ein kurzes: „Gott behüte Sie.“ Ich wandte mich an Mohammed, den Wekil (Vorsteher einer Karawane) Debonos, der Speke und Grant begleitet hatte, und bat um seine Mitwirkung auf der Expedition. Mohammed versprach, mich nicht nur bis zu seinem

Lager in Faloro, sondern auf meiner ganzen Expedition zu begleiten, wenn ich ihn bei der Herbeischaffung von Elfenbein unterstützen und ihm ein hübsches Geschenk geben wolle. Über das alles wurden wir einig, und meine eignen Leute schienen bei der Aussicht, sich einer so großen Gesellschaft anschließen zu können, wie diejenige Mohammeds war, der ungefähr 200 Mann zusammenbrachte, frohen Mutes zu sein. Es schien alles im besten Gange zu sein; aber ich kannte die Falschheit dieser arabischen Schufte nur wenig. In dem nämlichen Augenblick, wo sie die größte Freundschaft zeigten, sannen sie auf Mittel und Wege, mich zu betrügen und zu verhindern, das Land zu betreten. Sie wußten, daß, wenn ich ins Innere eindränge, der „Elfenbeinhandel" des weißen Nil nicht länger ein Geheimnis sein, und daß die Greuel des Sklavenhandels würden aufgedeckt und höchst wahrscheinlich durch die Vermittelung europäischer Mächte beendet werden. Sie vereinigten sich daher, mein Vordringen zu verhindern und meine Expedition vollständig zu vernichten.

Sie schlossen deshalb Brüderschaft mit meiner Bedeckung. Am folgenden Montag wollten wir angeblich in Gemeinschaft aufbrechen. Doch hatte Mohammed Anstalt getroffen, am Sonnabend mit meinen Flinten, meinem Gepäck, meiner Munition ohne mich abzureisen. Der Knabe Saat, der Diener meiner Frau, hatte diese Verräterei enthüllt. Ich befahl sofort, meine Reisebettstelle vor das Zelt unter einen großen Baum zu stellen; auf diese legte ich fünf mit Rehposten geladene Doppelflinten, einen Revolver und einen blanken Säbel, so scharf wie ein Rasiermesser. Eine sechste Büchse hielt ich in meinen Händen, während ich auf dem Ruhebett saß, Richarn und Saat (die einzigen Getreuen), beide mit Doppelflinten, hinter mir. Jetzt befahl ich, es solle die Trommel geschlagen werden und die ganze Mannschaft sich in Marschordnung aufstellen, die Schlösser der Gewehre mit dem wasserdichten Zeug umwunden. Frau Baker ersuchte ich, sich hinter mich zu stellen und jeden Mann anzuzeigen, der etwa versuchen würde, sein Gewehrschloß zu entblößen, wenn ich Befehl gebe, ihre Waffen niederzulegen. Die Entblößung des Schlosses würde seine Absicht beweisen, und in diesem Falle gedachte ich, ihn sofort zu erschießen. Die

Trommel ging, endlich traten 15 Mann in Marschlinie zusammen; die andern waren nirgends zu finden. Sowie sie sich in Marschlinie zusammengestellt hatten, befahl ich ihnen die Gewehre niederzulegen. Sie weigerten sich mit frechen Blicken des Trotzes, dies zu thun. „Augenblicklich eure Gewehre nieder," schrie ich, „ihr Hundebrut." Und bei dem scharfen Schlag des Schlosses, da ich rasch den Hahn der Büchse spannte, ergaben sich die Feiglinge.

Ich hatte nur Saat (ein reines Kind) und Richarn, auf die ich mich verlassen konnte, und war entschlossen, mit ihnen allein Mohammeds Volk nach dem Innern zu begleiten und in betreff der Weiterreise auf das Glück zu vertrauen. Ich hatte das Fieber und war vor Aufregung und Sorge krank und wollte mich eben auf meine Matte legen, als ich plötzlich in allen Richtungen Gewehre abfeuern, Trommeln schlagen und die üblichen Zeichen entweder der Ankunft oder der Abreise einer Handelsgesellschaft hörte. Gleich darauf kam ein Bote, um zu melden, daß Mohammeds Gesellschaft ohne mich abgereist sei, und mein Wekil (Vorsteher) erschien mit einer Botschaft von eben diesen Leuten, daß, „wenn ich auf ihrem Wege (meiner beabsichtigten Reiseroute) folgte, sie auf mich und meine Begleitung feuern würden, da sie in ihrem Lande keine englischen Spione duldeten."

Ich rief meinen Wekil und drohte ihm bei meiner Rückkehr nach Khartum mit der schwersten Strafe. Nachdem ich ihn durch und durch in Schrecken gesetzt, riet ich ihm, er solle die Meuterer bewegen, mich zu begleiten. Im Laufe des Nachmittags kehrte er mit der Nachricht zurück, daß er mit 17 der Leute ein Übereinkommen getroffen habe, daß sie sich aber weigerten, nach Süden zu marschieren, mich jedoch nach Osten begleiten wollten, falls ich diesen Teil des Landes zu erforschen wünschte. Der Grund ihrer Weigerung, nach dem Süden zu marschieren, war die Feindseligkeit des Bari-Stammes. Auch stellten sie die Bedingung, daß ich alle meine Transporttiere und mein ganzes Gepäck zurücklassen sollte. Ihre Zeit verbrachten sie während der Nacht in geheimer Verhandlung mit dem Wekil, deren wesentlicher Inhalt mir am folgenden

Morgen durch den treuen Saat mitgeteilt wurde. Sie verabredeten, nach Osten zu marschieren, in der Absicht, mich auf der Station eines Händlers 7 Tagemärsche vor Gondokoro im Latukalande zu verlassen; sie hatten sich verschworen, an jenem Orte eine Meuterei anzustiften, mit meinen Waffen und meiner Munition zur Sklavenjagdgesellschaft zu entlaufen und mich zu erschießen, falls ich versuchen sollte, sie zu entwaffnen. Ich war entschlossen, auf alle Fälle von Gondokoro aufzubrechen. Infolge einer langen Erfahrung zweifelte ich nicht daran, einen Einfluß über meine, wenn auch schlechte Mannschaft zu gewinnen, falls ich nur Gondokoro verlassen und sie unter die wilden und in der Regel feindseligen Stämme des Innern führen könnte. Und ich hoffte, daß ich durch Takt und rechte Leitung möglicherweise alle ihre Pläne durchkreuzen und, wenn auch aus meiner beabsichtigten Richtung herausgetrieben, doch imstande sein werde, meine Reiseroute zu ändern und mich von Osten nach meinem ursprünglichen Operationsplan nach Süden herumzuarbeiten.

3. Von Gondokoro nach Tarangolé (östl. von Gondokoro).

Am 26. März 1863 traten wir unsern Marsch nach Zentralafrika an. Wir hatten weder Führer noch Dolmetscher, kein einziger Eingeborner war zu bekommen, da sie alle unter dem Einfluß der Händler standen, welche beschlossen hatten, unser Vordringen unmöglich zu machen. Das Land östlich von Gondokoro glich einem Park, war aber durch die dürre Witterung sehr versengt. Es war für mich von höchster Wichtigkeit, durch einen Eilmarsch nach Ellyria und durch den Paß zu gelangen, ehe der mir folgende türkische Händler Ibrahim mit dem Häuptling (von Ellyria) sprechen konnte.

Gerade am Engpaß von Ellyria wurden wir jedoch eingeholt. Einer nach dem andern, mit mürrischen Blicken, defilierten die übermütigen Schurken wenige Fuß von uns vorbei! Ihre Gesellschaft bestand aus 140 mit Gewehren bewaffneten Männern, während ungefähr zweimal soviel Latukas als Träger dienten.

Endlich erschien der Anführer der Türken, Ibrahim, im Nachtrab der Gesellschaft. Er ritt auf einem Esel. Ich sah nie ein abscheulicheres Gesicht als dasjenige, welches sich an diesem Manne zeigte. Als er sich uns näherte, würdigte er uns keiner Beachtung. In diesem entscheidenden Augenblick wurde die Expedition durch Frau Baker dem Untergange entrissen. Sie bat mich, ihn zu rufen, auf eine persönliche Verständigung zu dringen und im Falle der Herstellung freundschaftlicher Beziehungen ihm ein Geschenk anzubieten. Ich versprach ihm sofort, wenn meine Begleitung ankommen würde, als Handgeld auf das, was noch kommen sollte, ein neues Doppelgewehr und etwas Gold, und ich hatte ihn gewonnen.

Die Eingebornen im Thale von Ellyria waren ganz nackt und genau wie die Bari. Ihr Häuptling, Leggé, war unter ihnen. Er kam, um mein Gepäck zu besichtigen, und verlangte 15 schwere, kupferne Armbänder und eine große Menge Glasperlen. Er hatte damit noch lange nicht genug; er sagte: „sein Bauch sei weit, und er müsse gefüllt werden". Ich gab ihm daher noch einige Kupferringe zu; plötzlich aber roch er geistige Getränke, indem eine der wenigen Weingeistflaschen, die ich besaß, in der Arzneikiste zerbrochen war. Ich gab ihm eine Nöselflasche (Nösel = 1/2 Liter) vom stärksten Weingeist. Zu meinem Schrecken brach er den Hals ab, bog seinen Kopf zurück und ließ behutsam den ganzen Inhalt in den Schlund hinabrieseln, so harmlos, als wenn es gewöhnliches Wasser wäre. Obgleich ich Leggé mit allem beschenkt hatte, was er verlangte, wollte er doch die Geschenke nicht erwidern; auch wollte er weder Ziegen noch Geflügel verkaufen. Außer Honig waren in der That keine Lebensmittel zu bekommen. Meine Leute verhungerten fast, und ich sah mich genötigt, sie mit Reis aus meinem heiligen Vorrat zu bedienen. Sie kochten denselben und vermischten ihn mit Honig. In der kaltblütigsten Weise, die nur möglich ist, setzte sich der große und gierige Häuptling Leggé, sobald er die Leute bei ihrer Mahlzeit sah, mitten unter sie und erwürgte sich fast, indem er sich von dem heißen Reis und Honig Hände voll in den Mund stopfte, den er aufsperrte wie ein altes Flußpferd.

Am 30. März 1863 brachen wir auf und kamen, als wir aus dem Thal von Ellyria traten, auf ein vollkommen plattes, mit einzelnen Bäumen bestandenes Land. Unser Kurs war Ost. Meine Karawane befand sich hinter der Gesellschaft des Händlers. Bald sahen wir Tarangolé, die Hauptstadt Latukas, liegen, wo Ibrahims Station war.

Dicht an der Stadt standen einige prachtvolle Bäume, unter denen wir lagerten, bis die Eingebornen eine Hütte machen konnten, die uns aufnehmen sollte. Volkshaufen umringten uns jetzt, erstaunt über zwei Gegenstände von besonderem Interesse: die Kamele und eine weiße Frau. Die Latukas sind die schönsten Wilden, die ich je gesehen. Sie sind nicht nur schlank, sondern besitzen auch eine wundervolle Muskelentwicklung. Sie haben hohe Stirnen, große Augen, einen nicht sehr großen, wohlgestalteten Mund und etwas volle Lippen. In ihrem Äußern haben sie sämtlich etwas auffallend Angenehmes, und hinsichtlich des Benehmens und höflichen Betragens bilden sie zu den andern Stämmen einen großen Gegensatz. Die Latukas sind ein schönes, freimütiges und kriegerisches Geschlecht. Die Stadt Tarangolé enthielt ungefähr 3000 Häuser und war nicht nur mit zwei Eisenholzpalissaden umringt, sondern jedes Haus war noch besonders durch einen kleinen, mit Pfählen verschanzten Hof befestigt. Das Vieh wurde in großen Pferchen gehalten und aufs sorgfältigste abgewartet. Das Vieh ist der Wohlstand des Landes, und die Latukas sind so reich an Ochsen, daß in jeder großen Stadt 10—12000 Stück stehen. Die Häuser sind in der Regel glockenförmig, während andre genau ungeheuren, gegen 25′ hohen Lichthütchen gleichen. Das Dach bildet eine Haube, die bis auf dritthalb Fuß von der Erde hinabreicht. Der Eingang ist nur 2′ 2″ hoch; der Eintritt muß daher auf allen Vieren geschehen. Die Stadt Tarangolé ist mit mehreren Eingängen versehen, welche die Gestalt niedriger Bogengänge durch die Palissaden haben. Sie werden nachts durch große Äste des mit hakigen Dornen besetzten Ritturgebüsches geschlossen. Die Hauptstraße ist breit; alle andern aber sind mit Fleiß so eingerichtet, daß zwischen hohen Pfahlwerken immer nur eine Kuh hinter der andern gehen kann.

Wird jemand in der Schlacht getötet, so läßt man den Leichnam liegen, wo er fiel, und er wird von den Geiern und Hyänen verschlungen. Stirbt er aber eines natürlichen Todes, so wird er oder sie in einem seichten Grabe wenige Fuß von seiner eignen Thür in dem kleinen Hofe beerdigt, der jede Wohnung umgiebt. Dann werden zum Andenken an den Verstorbenen mehrere Wochen lang Leichentänze gehalten. Nach Verlauf dieser Zeit wird der Leichnam, der sich dann hinlänglich zersetzt hat, wieder ausgegraben. Die Gebeine werden gereinigt, in einen irdenen Krug gelegt und an einen Platz in der Nähe der Stadt getragen, der als Gottesacker betrachtet wird. Die Toilette der Eingebornen zu beschreiben, macht keine Schwierigkeit. Die der Männer wird dadurch vereinfacht, daß sie bloß den Kopf bedecken, während der Leib ganz nackt ist. Die Latukas tragen höchst ausgesuchte Helme, die alle von ihrem eignen Haar gemacht werden und natürlich niet- und nagelfest sind. Perlen werden auf die Oberfläche des Haares genäht und so schön in Abteilungen von roter und blauer Farbe geordnet, daß der ganze Helm aus Perlen gemacht zu sein scheint, und der hübsche Kamm von poliertem Kupfer, über den Straußenfedern emporragend, giebt dem künstlichen Kopfputz ein höchst würdevolles und martialisches Aussehen. Kein Helm wird für vollständig gehalten, wenn er nicht eine Reihe Muschelgeldstücke enthält, die so um den Rand genäht werden, daß sie eine feste Kante bilden. Die Latukas haben weder Bogen noch Pfeile; ihre Waffen bestehen in einer Lanze, einer gewaltigen, mit eisernem Kopfe versehenen Keule, einem langklingigen Messer und einem häßlichen, mit ungefähr vier Zoll langen und einem Zoll breiten Messerklingen bewaffneten eisernen Armband. Das letztere wird benutzt, um, wenn man entwaffnet ist, damit zu schlagen und beim Ringen mit einem Feinde damit zu reißen. Ihre Schilde sind entweder von Büffel- oder von Giraffenhaut. So sieht, im ganzen genommen, in Latuka alles schlachtmäßig aus. Die Frauen sind äußerst einfach, große Geschöpfe mit entsetzlichen Gliedern. Daß sie an Kraft andere Stämme übertreffen, kann man an der Größe ihrer Wasserkrüge sehen. Als eines Tages das Lieblingsweib des Häuptlings mit ihrer Tochter Frau

Baker einen Besuch abstattete, sagte sie, meine Frau würde viel besser aussehen', wenn sie die vier Vorderzähne ihrer untern Kinnlade auszöge und auf ihrem Haar die rote Salbe trüge, wie es im Lande Mode sei. Auch schlug sie vor, sie solle ihre Unterlippe durchstechen und den langen, spitzigen, polierten Krystall tragen, der — durch das Loch der Unterlippe gesteckt — ungefähr die Größe eines Zeichenstiftes hat und im Latukalande die feinste Mode ist.

Die Latukas sind ausgezeichnete Grobschmiede und liefern eine Arbeit, die einen englischen Arbeiter in Erstaunen setzen würde, wenn er die rohe Beschaffenheit ihrer Werkzeuge betrachtete, die sich auf einen Hammer, einen Amboß und eine Zange beschränken. Die letztere bildet ein gespaltener Stock von grünem Holz, während die beiden ersteren Steine von verschiedener Größe sind. Ihre Blasebälge bestehen aus zwei Töpfen, die ungefähr 1′ tief sind. Vom Boden eines jeden geht eine etwa 2 lange töpferne Röhre aus, deren Spitzen in ein Holzkohlenfeuer eingeschoben werden. Die Öffnungen der Töpfe sind mit einem geschmeidigen Leder bedeckt; im Mittelpunkte jeder Lederdecke befindet sich ein etwa 4′ langer, aufrecht stehender Stock, und der Bälgebläser bringt dieselben rasch mittels einer senkrechten Bewegung in Gang, indem er auf diese Art einen starken Windzug erzeugt. Die Eingebornen sind sehr eigen in der Gestalt ihrer Hacken und prüfen sie stets dadurch, daß sie dieselben auf den Köpfen balancieren und durch einen Schlag mit dem Finger klingen lassen.

Meine Mannschaft hatte durch die Meuterei und Dersertion in Gondokoro eine wohlbewaffnete Expedition auf einen bloßen Rest herabgebracht, der hinsichtlich der Möglichkeit, durch das Land vorzurücken, von der Gesellschaft der Räuberbande Ibrahims abhing. Es war höchst ärgerlich, dieser Gesellschaft von Händlern nachlaufen zu müssen. Krankheit verbreitete sich nach einem Ausflug in das südwestlich gelegene Obboland rasch durch meine Tiere: den Tag nach meiner Rückkunft wurde mein Roß „Filfil“ krank und starb in wenigen Stunden; fünf Esel starben in wenigen Tagen, und die übrigen sahen schlecht aus; zwei meiner Kamele starben plötzlich, indem sie den Giftstrauch gefressen hatten. In

jenen Tagen des Unglücks starb mein gutes altes Jagdroß und treuer Gefährte auf allen früheren Jagden im Basélande „Tétel“. Diese für meine Expedition furchtbaren Schläge waren für die Latukas höchst befriedigend; sie aßen die Esel und andern Tiere in dem Augenblick, wo sie starben. Nicht nur die Tiere waren krank, sondern auch meine Frau lag an einem heftigen Anfall von gastrischem Fieber darnieder, und ich selbst litt an täglichen Anfällen von Wechselfieber. Unter den Türken brachen die Blattern aus. Zum Glück war mein Lager getrennt und windwärts gelegen. Ich gebot meiner Mannschaft streng, sich impfen zu lassen, und unter meinen Leuten kam kein Fall dieser Krankheit vor; aber sie verbreitete sich durch das ganze Land.

Latuka war bereits von den Türken ausgeplündert. Es war jetzt schwer, sich Mehl und Milch für Perlen anzuschaffen, da das Händlervolk seit dem Angriff auf die Stadt Kayala das System angefangen hatte, alle Vorräte entweder mit Ziegen oder mit Rindfleisch einzukaufen, was, weil es gestohlen, ihr wohlfeilstes Tauschmittel war. Obgleich reich an Perlen und Kupfer, war ich wirklich arm, weil ich keine Lebensmittel erhalten konnte. Doch gedieh mein Garten herrlich; wir hatten Zwiebeln, Bohnen, Melonen, Yamswurzeln, Salat und Radieschen, die nach mehreren erfrischenden Regengüssen rasch emporgewachsen waren.

4. Von Tarangolé nach Kamrasis Residenz M'ruli am Nil.

Am 16. Juni kehrte Ibrahims Volk von Obbo zurück. Ibrahim und einige Mann waren dort geblieben, und da er dem kriegerischen Geiste der Latuka nicht traute, so rief er jetzt die ganze Garnison von Tarangolé ab und beabsichtigte, eine Station in dem friedlicheren Lande der Obbo zu errichten. Dies ist höchst ärgerlich. Ich hatte mein Lager, meinen Garten u. s. w. für die nasse Jahreszeit eingerichtet und muß nun alles verlassen, da es unmöglich ist, mit meiner kleinen Macht allein in diesem Lande zu bleiben. Am Morgen des 23. Juni sollten wir aufbrechen. Meine Frau war gefährlich krank an einem Gallenfieber und nicht imstande zu gehen; ich bemühte mich daher, die Händlerschaft zu bereden, ihre Abreise einige Tage zu verschieben.

Von einem solchen Vorschlag wollten sie nichts hören. Sie hatten durch ihre Räubereien und Gewaltthätigkeiten die Latukas so erbittert, daß sie einen Angriff fürchteten. In einigen der letzten Tage hatten in Latuka die Regen begonnen, und wir mußten auf dem Wege nach Obbo zu in beständige Gewitter kommen. Auf der beabsichtigten Reiseroute rechneten sie bis Obbo fünf Tagemärsche. Das war kein verlockendes Programm für die Unterhaltung während der Woche mit meinem fast im Sterben liegenden Weibe. Ich ging jedoch ans Werk und versah ein Feldbett von einem Ende bis zum andern mit gewölbten Reifen, so daß sie ein Gestell bildeten gleich der Decke eines Frachtwagens. Dies bedeckte ich mit zwei wasserdichten, gegerbten abessinischen Häuten, die ich sicher mit Riemen befestigte, und indem ich an die Seiten des Feldbetts zwei lange, parallel laufende Stangen band, stellte ich ein ausgezeichnetes Tragbett her. Es wurde Frau Baker in dasselbe hineingeholfen, und am 23. Juni brachen wir auf. Unsre vereinigten Gesellschaften bestanden aus etwa 300 Mann. Am fünften Tage waren wir nachmittags um 5 Uhr noch 12 englische Meilen von Obbo entfernt und bivouakierten auf einer ungeheuren Granitmasse an der Seite einen Hügels. Ein furchtbarer Donner erschütterte die Erde. Herab kam der Regen. Ich glaube, es hätte nicht stärker regnen können. Frau Baker befand sich glücklicherweise im Tragbett wie eine Schnecke in ihrem Hause. Aber ich hatte nichts, mich zu schützen, wie eine Ochsenhaut. Ich warf mich auf mein Feldbett und zog dieselbe über mich. Es fiel eine solche Sündflut, daß die Schlucht, die, als wir das Bivouak begannen, trocken, jetzt ein ungeheurer Bergstrom war. Meine Ochsenhaut war zu Kaldaunen geworden, und in meinem Feldbett stand das Wasser einige Zoll tief. Es goß die ganze Nacht hindurch. Endlich hörte es auf; der Morgen graute; wir konnten kein Feuer bekommen, da alles mit Wasser gesättigt war, und traten unsern Marsch durch Wald und rauchendes Gras an. Der alte Häuptling Katschiba kam uns entgegen, brachte aber nichts mit; er sagte, die Türken hätten das Land ausgesaugt. Meine Frau und ich waren sehr krank am Gallenfieber, und keins von beiden konnte dem andern beistehen. Die Hütte

wimmelte von Ratten und weißen Ameisen; die ersteren sprangen uns während der Nacht über den Leib, wühlten sich durch den Fußboden und füllten unser einziges Zimmer mit maulwurfshaufenähnlichen Hügeln an. Dann und wann sah man im Dachstroh eine Schlange hingleiten, die vor dem strömenden Regen Schutz gesucht hatte. Im ganzen Lande wüteten die Blattern, und die Eingebornen starben wie Fliegen im Winter. Das Land war infolge des beständigen Regens und des üppigen Kräuterwuchses im höchsten Grade ungesund. Meinen Packtieren war das nasse Kräuterwerk nicht zuträglich. Unzählige Fliegen erschienen, unter ihnen die Tsetse, und in wenigen Wochen hatten die Esel an den Ohren und den Beinen kein Haar mehr; sie sanken hin und starben einer nach dem andern. Am 16. Juli starb mein letztes Pferd „Maus"; es hatte einen sehr langen Schweif, für welchen ich zum Tausche eine Kuh erhielt. Die Haare wurden zum Aufreihen der Perlen und zur Herstellung der Quasten benutzt, die man als Schmuck an den Ellenbogen hing. Auch war es die feinste Mode, fünf bis sechs polierte Ringe von Eisen zu tragen, die man so knapp um den Hals befestigte, daß sie den, der sie trug, fast erwürgten.

Fliegen bei Tage, Ratten und unzählbare Wanzen bei Nacht, starker Tau, täglicher Regen und undurchdringliches, dampfendes Gras machten Obbo fast zu einem so unangenehmen Gefängnis, als es nur irgend geben konnte. Mehrere Monate war ich gezwungen, unthätig an dieser Stelle zu bleiben; doch will ich nicht wagen, den Leser mit einer Darstellung jener Zeit zu belästigen.

Ich glaube nicht, daß die Türken die Absicht haben, in Kamrasis Land zu gehen; sie fürchten sich, weil sie gehört haben, daß er ein mächtiger König ist, und sie scheuen sich vor den Beschränkungen, welche die Macht ihrem Hang zu Verbrechen auferlegen wird. In diesem Falle werde ich ohne sie vorwärts gehen.

Monatelang schleppten wir, durch Fieber zu Grunde gerichtet, in Obbo ein elendes Leben hin. Das Chinin war verbraucht, die Krankheit quälte mich fast zu Tode, indem sie in Zwischenzeiten von wenigen Tagen wiederkam. Glücklicherweise litt meine Frau nicht so sehr wie ich. Dessenungeachtet hatte

ich mich zur Reise nach Süden vorbereitet, und da zu Fuße reisen bei unserm schwachen Zustande unmöglich gewesen wäre, so hatte ich statt der Pferde drei Ochsen gekauft und zugeritten. Ich war mit Ibrahim übereingekommen, daß er mir für Bezahlung mit Trägern aushelfen, und daß er mich mit 100 Mann nach Kamrasis Land (Unjoro) begleiten solle unter der Bedingung, daß er seine Leute von allen Vergehen zurückhielte, und daß dieselben ganz in meinem Dienste ständen.

Es war der Monat Dezember 1863, und während der neun Monate, die ich mit seiner Gesellschaft in Verkehr gestanden, war es mir gelungen, einen außerordentlichen Einfluß zu gewinnen durch mein freigebig geöffnetes Warenlager und meine Arzneien. Frau Baker war sehr artig gegen die Frauen und Kinder der Händler wie der Eingebornen gewesen, und wir hatten zusammen einen so günstigen Eindruck gemacht, daß man sich bei jedem Streite stets an uns als Schiedsrichter wandte. Der Regen hatte aufgehört, und der wilde Wein war reif. Die Beeren hingen in gewaltig großen Trauben, waren stets schwarz und groß, aber nicht saftig, der Geschmack war gut, der Wein höchst erquickend, und er förderte sichtlich meine Gesundheit. Am 5. Januar 1864 brachen wir auf. Frau Baker ritt ihren Ochsen, aber der meinige war sehr scheu. Da ihm die Reise nicht gefiel, begab er sich plötzlich mit meinem englischen Sattel ins hohe Gras, und ich sah ihn nie wieder. Am nächsten Morgen kaufte ich einem der Türken den besten Ochsen, den ich je geritten habe, für eine Doppelflinte ab.

Am 13. Januar erreichten wir Schoa unter 3° 4′ nördl. Br. Die ganze Reiseroute hatte denselben parkähnlichen Charakter mit dann und wann sich erhebenden Hügeln von schönem Granit. Schoa war ein Land, wo Milch und Honig floß. Hühner, Butter, Ziegen waren im Überfluß vorhanden und lächerlich wohlfeil. Der Feldbau war in diesem Lande besser als alles, was ich von demselben weiter nördlich gesehen hatte. Große Massen Sesam wurden gebaut und sorgsam geerntet. Am 18. Januar 1864 verließen wir den Ort Schoa. Die reine Luft jenes Landes hatte uns gestärkt, und meine Kräfte hatten so zugenommen, daß ich die freudige Aufregung einer Abfahrt

nach unbekannten Ländern genoß. Acht englische Meilen angenehmer Marsch durch das gewöhnliche, parkähnliche Land brachten uns zu dem Dorfe Fatiko. Es lag auf einem prächtigen Felsenplateau. In kurzer Zeit versammelten sich die Eingebornen um uns herum. Sie waren ungemein freundlich und bestanden darauf, mir und Frau Baker persönlich vorgestellt zu werden. Jeder Eingeborne ergriff meine beiden Hände und hob meine Arme dreimal in ihrer vollen Ausstreckung über meinen Kopf empor. Nachdem wir etwa 100 Fatikos den Willen gethan hatten, uns dieser Strafe zu unterziehen, gab ich Befehl, sofort die Ochsen zu satteln.

Als wir den malerischen Hügel von Fatiko herabstiegen, kamen wir in ein ganz anderes Land. Wir hatten jetzt ein endloses Meer von Prärien vor uns. Der Weg war schmal, aber gut. Am vierten Tage verließen wir die Prärien und kamen in einen herrlichen Wald. Dieser war ebenfalls mit so hohem Gras verstopft, daß es unmöglich war, vorwärts zu gehen, ohne die vorausliegende Gegend anzubrennen. Plötzlich ergriff mich ein Fieberanfall, und ich sah mich genötigt, mich vier bis fünf Stunden lang unter einen Baum zu legen, bis der stärkste Anfall vorüber war.

Am 22. Januar sahen wir bei Sonnenaufgang von einer hohen Stellung im Walde aus eine dichte Nebelwolke, die in einem entfernten Thale hing und die Gegenwart des Viktoria-Nil (d. i. des aus dem Viktoria-Nyanza abfließenden) bezeichnete. Der Führer versicherte uns, daß wir den Fluß an diesem Tage erreichen würden. Wir marschierten 6 Stunden 20 Minuten und erreichten den weißen Viktoria-Nil. Der Karumafall liegt einen Tagemarsch östlich von dem Punkte, wo wir den Fluß erblickten, und an jenem Fall mußten wir ihn überschreiten, um nicht in Riongas Land zu geraten, der mit seinem Bruder Kamrasi todfeind war. Nach einem höchst genußreichen Marsch durch den aufregenden Schauplatz des herrlichen Flusses näherten wir uns dem Karumafall dicht an dem Dorfe Atada, das oberhalb der Fähre lag.

Ein Kanoe wurde von den Eingebornen nach unsrer Seite herübergesandt, daß wir miteinander unterhandeln konnten; denn

das Brausen der Stromschnellen ließ unsre Stimmen nur auf kurze Entfernung vernehmen. Meine Dolmetscherin Batschita erklärte nun, daß Speke's Bruder aus seinem Lande angekommen sei, um Kamrasi einen Besuch zu machen, und ihm wertvolle Geschenke mitgebracht habe. Ich befahl allen unsern Leuten, sich zurückzuziehen und zwischen den Pisangbüschen zu verbergen, damit die Eingebornen nicht durch eine so auffällige Macht erschreckt würden, während Frau Baker und ich Kamrasis Leuten entgegenschritten. Als sie durch das hohe Schilf ans Land kamen, erkannten sie sofort die Ähnlichkeit, die mein Bart und mein Aussehen überhaupt mit dem Speke's hatte, und ihre Bewillkommnung entfaltete sich sogleich durch das höchst ausschweifende Tanzen und Gestikulieren mit Lanzen und Schilden, als ob sie einen Angriff beabsichtigten. Der Ortsvorsteher bemerkte, er sei überzeugt, daß ich kein Betrüger sei. Da aber kurz nach Speke's und Grant's Abreise ein türkischer Händler mit Riongas Leuten Kamrasi überfallen und 300 Mann von dessen Leuten getötet, habe der König den Befehl gegeben, daß bei Todesstrafe kein Fremder den Fluß überschreiten solle. Er hätte einen Boten zu Kamrasi gesandt, der sich drei Tagemärsche von Karuma in seiner Hauptstadt M'ruli befinde; bis er eine Antwort erhalten hätte, werde es unmöglich sein, uns den Eintritt ins Land zu gewähren. Um die Leute unsrer friedlichen Absichten zu versichern, bat ich sie, Frau Baker und mich allein mitzunehmen und die bewaffnete Gesellschaft diesseits des Flusses zu lassen, bis sie von Kamrasi Antwort erhielten. Ich befahl Richarn, Saat und Ibrahim, sich in das Kanoe zu begeben und die Geschenke für Kamrasi unterzubringen. Ich hatte schon alles bereit gemacht, und ein Bündel Büchsen, die zusammengebunden und in einer großen wollenen Bettdecke lagen, nebst 500 scharfen Patronen wurden, ohne daß man es wußte, als Geschenke an Bord genommen. So setzten wir über. Paradiesfeigen, Bataten und Eier wurden in großen Massen geliefert. Am Mittag des 29. Januar kam der Ortsvorsteher mit einer großen Anzahl Männer an, von drei Speke'schen Deserteuren begleitet, um zu prüfen, ob wir wirklich weiße Männer seien. Ich empfing sie stehend. Nach ganz genauer Besichtigung wurde ich für „Speke's leiblichen Bruder" erklärt, und alle waren befriedigt.

Am Morgen des 30. Januar wurden alle übrigen Männer und das letzte Gepäck über den Fluß geschafft. Am 31. Januar kamen gedrängte Haufen Eingeborner an, um auf des Königs Befehl unser Gepäck zu tragen. Wir brachen um 7 Uhr vormittags auf und marschierten elfthalb Stunden mit dem Nil parallel nach Süden. Das Land war dicht bevölkert und stark mit Sesam, Bataten, Bohnen, Dhurra, türkischem Weizen und Paradiesfeigen angebaut. Meine Frau war ernstlich am Gallenfieber erkrankt. Am 5. Februar war Frau Baker so krank, daß selbst das Tragbett zu viel für sie war. Himmel, hilf uns in diesem Lande! Am 6. befand sie sich etwas besser. Am 10. Februar erreichten wir nach einem Geschwindmarsch von drei Stunden die Hauptstadt M'ruli, ein großes Dorf von Grashütten, auf einem unfruchtbaren Abhang gelegen. Wir wurden in großen Kanoes über einen Fluß gefahren. Man sagte, Kamrasi wäre in seiner Residenz auf der gegenüberliegenden Seite; aber als wir am südlichen Ufer ankamen, sahen wir uns völlig getäuscht. Wir befanden uns auf einer elenden Ebene. Der Fluß, über den wir soeben gefahren, war der Kafur*). Man zeigte uns einige schmutzige Hütten, die unser Lager bilden sollten; der Ort wimmelte von Moskitos. Kamrasi war auf der andern Seite des Flusses; sie hatten uns schlau von ihm getrennt und waren mit den Kanoes zurückgefahren. So saßen wir auf dem Sumpfe gefangen. Das war unser Empfang von seiten des Königs von Unjoro. Ich hörte jetzt, daß man Speke und Grant auf derselben Stelle einquartiert hatte. Ich litt am Fieber, ebenso meine Frau.

Kamrasi**) kam im Hofstaat, um uns eine Visite zu machen. Ich befahl meiner Mannschaft, mich auf ihren Armen (da ich fieberkrank war) zum König zu tragen und mich mit den Geschenken zu begleiten. Als ich mich näherte, machte der Volkshaufe Platz, und kurze Zeit darauf wurde ich auf eine Matte zu des Königs Füßen gelegt. Er war ein schöner Mann,

*) Auch Kahfu genannt.

**) Es war — wie sich später herausstellte — der Bruder Kamrasis, M'Gambi, der des Königs Rolle spielen mußte.

sechs Fuß hoch, schön rein und in einen langen Staatsmantel von Rindenzeug gekleidet, der höchst graziös in Falten geworfen war. Die Nägel der Hände und Füße waren sorgfältig gepflegt. Er saß auf einem kupfernen Schemel, der auf einem Teppich von Leopardenfellen stand, und war von zehn seiner vornehmsten Häuptlinge umgeben. Unsre Dolmetscherin Batschita unterrichtete ihn nun, wer ich sei, und was meine Absichten wären. Ich erklärte ihm, daß ich ein Engländer sei, ein Freund von Speke und Grant, daß sie die Aufnahme geschildert, die sie bei ihm gefunden hätten, und daß ich gekommen sei, ihm zu danken, ihm für seine Güte einige Geschenke anzubieten und ihn zu ersuchen, mir einen Führer nach dem Luta N'zige zu geben.

Er lachte über den Namen und wiederholte ihn mehreremal mit seinen Häuptlingen; dann sagte er, es sei nicht der Luta, sondern M'wutan N'zige, aber er liege sechs Monatsreisen von M'ruli, und in meinem schwachen Zustande könnte ich ihn unmöglich erreichen. Ich erwiderte, ich sei schwach von der jahrelangen Mühseligkeit in den heißen Ländern Afrikas, aber ich suchte den großen See und würde nicht umkehren, bis mir mein Werk gelungen sei. Ich befahl der Mannschaft, die Geschenke auszupacken (persischer Teppich, großen weißen Kasimirmantel, rotseidene Schärpe, scharlachrote türkische Schuhe, mehrere Paar Socken, eine Doppelflinte und einen großen Haufen Perlen erster Klasse, die zu prächtigen Halsbändern und Gürteln verarbeitet waren). Er kümmerte sich um die Geschenke sehr wenig, sondern bat, daß das Gewehr abgefeuert werden möge. Dies geschah — zur größten Bestürzung des Menschenhaufens, die in solcher Eile davonliefen, daß sie übereinander hinwegstürzten wie ebenso viele Kaninchen. Das freute den König, der, obgleich selbst erschrocken, jetzt in ein lautes Gelächter ausbrach. Er beschenkte mich mit 17 Kühen, 20 Töpfen saurem Pisangwein und einer großen Menge unreifer Paradiesfeigen. Ich wurde wieder in meine Hütte getragen.

Ibrahim willigte ein, mit Kamrasi gegen alle seine Feinde zu ziehen. Es wurde abgemacht, daß Ibrahim nun zu Kamrasi gehöre, und daß hinfort unsre Gesellschaften gänzlich getrennt sein sollten. Es regnete in Strömen; der Marschboden sog das

Wasser ein, und unsre Hütte wurde so feucht, daß meine Füße in dem schlammigen Fußboden einsanken. Das Fieber brachte mich zur äußersten Schwäche herunter. Meine Frau litt ebenso stark. Alle meine Träger waren davongelaufen, da sie gehört hatten, daß der See so weit sei. Ich habe keinen einzigen Menschen mehr, mein Gepäck zu tragen. Am 21. Februar 1864 war Kamrasi so höflich, uns zu erlauben, die Marsch, das Moskito- und Fiebernest, wo wir in Gefangenschaft waren, zu verlassen. Wir setzten nach der andern Seite des Flusses Kafur über und quartierten uns in M'ruli ein. Ibrahim und seine Mannschaft traten denselben Morgen ihren Rückmarsch nach Karuma an und ließen mich mit meiner kleinen Gesellschaft von 13 Mann hier. Ich hoffte nun, imstande zu sein, die Stelle der Vereinigung des weißen Nil mit dem M'wutan N'zige in Magungo zu erreichen, von dort aus in Schoa Ibrahim einzuholen und nach Gondokoro weiter zu eilen, wo von Khartum aus ein Boot auf mich warten wird.

5. Von M'ruli nach dem Albert-Nyanza.

Nachdem uns Kamrasi bis auf einige Lumpen ausgeplündert und auch die tägliche Bitte um meine einzige Uhr vergebens wiederholt, ersuchte ich ihn, er möchte uns erlauben, Abschied zu nehmen. Er antwortete auf die kaltblütigste Weise: „Ich will Sie nach dem See und nach Schoa senden, wie ich versprochen habe; *aber Sie müssen Ihr Weib bei mir lassen.*" Ich zog ruhig meinen Revolver, hielt ihm denselben bis auf zwei Fuß auf die Brust, sah ihn mit unverhohlener Verachtung an und sagte, wenn ich den Drücker berührte, könne seine ganze Mannschaft ihn nicht retten, und wenn er noch einmal wage, diese Beleidigung auszusprechen, würde ich ihn auf der Stelle erschießen. Er sagte mit einer völlig bestürzten Miene: „Seien Sie nicht böse; ich hatte, als ich um Ihr Weib bat, nicht die Absicht, Sie zu beleidigen." Ich half meiner Frau auf ihren Ochsen und wandte mit einem sehr kalten Adieu für Kamrasi äußerst froh M'ruli den Rücken.



Abb. 5.



…eitung.



Die Gegend war eine ungeheure Fläche Grasland, mit kleinen Dörfern und Batatenflecken untermischt. Die Frauen, die das Gepäck trugen, gingen in keiner Ordnung, und meine kleine Mannschaft zerstreute sich sehr, indem sie sich bemühte, sie zusammenzubringen. Wir näherten uns einem ansehnlichen Dorfe; aber grade, als wir an dasselbe herankamen, stürzten etwa 600 Männer mit Lanzen und Schilden heraus, heulend und schreiend wie ebensoviele Dämonen. Für den Augenblick glaubte ich, es wäre ein Angriff; aber ich merkte fast unmittelbar, daß Frauen und Kinder mit den Männern vermischt waren. Mit einem Sturz, gleich einer Heuschreckenwolke, waren die Eingebornen rings um uns, tanzten, gestikulierten und schrieen vor meinem Ochsen, stellten sich, als wollten sie uns mit Speeren und Schilden angreifen, ließen sich dann in Scheingefechte miteinander ein und benahmen sich, als wären sie alle toll (siehe Abbildung 5!). Sie waren unsre Eskorte, von Kamrasi*) gestellt, uns nach dem See zu begleiten. Dieses Regiment Teufel war ein Teil von Kamrasis Truppen und hielt sich für berechtigt, auf dem ganzen Marsch nach Belieben zu plündern.

Wir waren beide krank, mußten aber die heißesten Stunden des Tages hindurch reiten, da unser Gefolge nie bereit war, in früher Morgenstunde aufzubrechen. Wir kamen am Flusse Kafur bei einer Krümmung an, welche derselbe von Süden her machte. Hier mußten wir, da wir nach Westen gingen, notwendigerweise den Fluß überschreiten. Der Strom lief gerade in der Mitte einer Marsch und war, obgleich tief, doch so mit dichtverflochtenem Wassergras und andern im Wasser wachsenden Pflanzen bedeckt, daß durch einen Teppich von etwa zwei Fuß dickem Unkraut eine von der Natur geschaffene schwimmende Brücke hergestellt war. Auf dieser sich wellenförmig bewegenden und unstäten Oberfläche sprang die Mannschaft hinüber, wobei sie bloß bis an die Knöchel einsank, obgleich unter der zähen Pflanzendecke sich tiefes Wasser befand. Über diese verräterische Oberfläche zu reiten, war ebenso unmöglich, als sich hinübertragen zu lassen.

*) Kamrasi war selbst dabei, um den Reisenden zu beobachten.

Sorgen des Lebens wirken und der Leib im Tode ruht. Der furchtbare Gedanke beugte mich nieder; aber während ich angstvoll auf sie starrte, hob sich sanft ihre Brust, nicht mit den krampfhaften Schlägen des Fiebers, sondern natürlich. Sie schlief, und als sie bei einem plötzlichen Geräusch ihre Augen öffnete, waren sie ruhig und klar. Wo kein Hoffnungsstrahl blieb, Gott allein weiß, was uns da half. Welche Dankbarkeit mich in jenem Augenblick erfüllte, will ich nicht zu schildern versuchen.

Nachdem wir zwei Tage geruht hatten, gingen wir wieder vorwärts. Frau Baker wurde in einem Bett getragen. Schon mehrere Tage hatten uns unsre Führer gesagt, daß wir ganz nahe am See wären, und jetzt versicherte man uns, daß wir ihn am morgenden Tage erreichen würden. Ich glaubte gar nicht, daß wir dem Gegenstand unsres Suchens so nahe wären. Jetzt erschien der Führer und erklärte, daß, wenn wir am folgenden Morgen früh aufbrächen, wir imstande sein würden, uns gegen Mittag im See zu waschen. Jene Nacht schlief ich kaum. Durch Schwierigkeiten aller Art hindurch, bei Krankheit, Hunger und Müdigkeit hatte ich gehofft, gebetet und gerungen, jene verborgene Quelle zu erreichen, und so oft es unmöglich erschienen war, hatten wir uns beide entschlossen, lieber auf der Straße zu sterben, als unverrichteter Sache umzukehren. War es möglich, daß sie so nahe lag, und daß wir morgen sagen konnten: „Das Werk ist vollendet?"

Den 14. März 1864 war die Sonne noch nicht aufgegangen, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, den, weil ich ihm bei der Ankunft am See eine doppelte Handvoll Perlen versprochen hatte, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne heitre Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal überschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam auf den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen. Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche. Den Triumph des Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich; hier lag der Lohn für alle

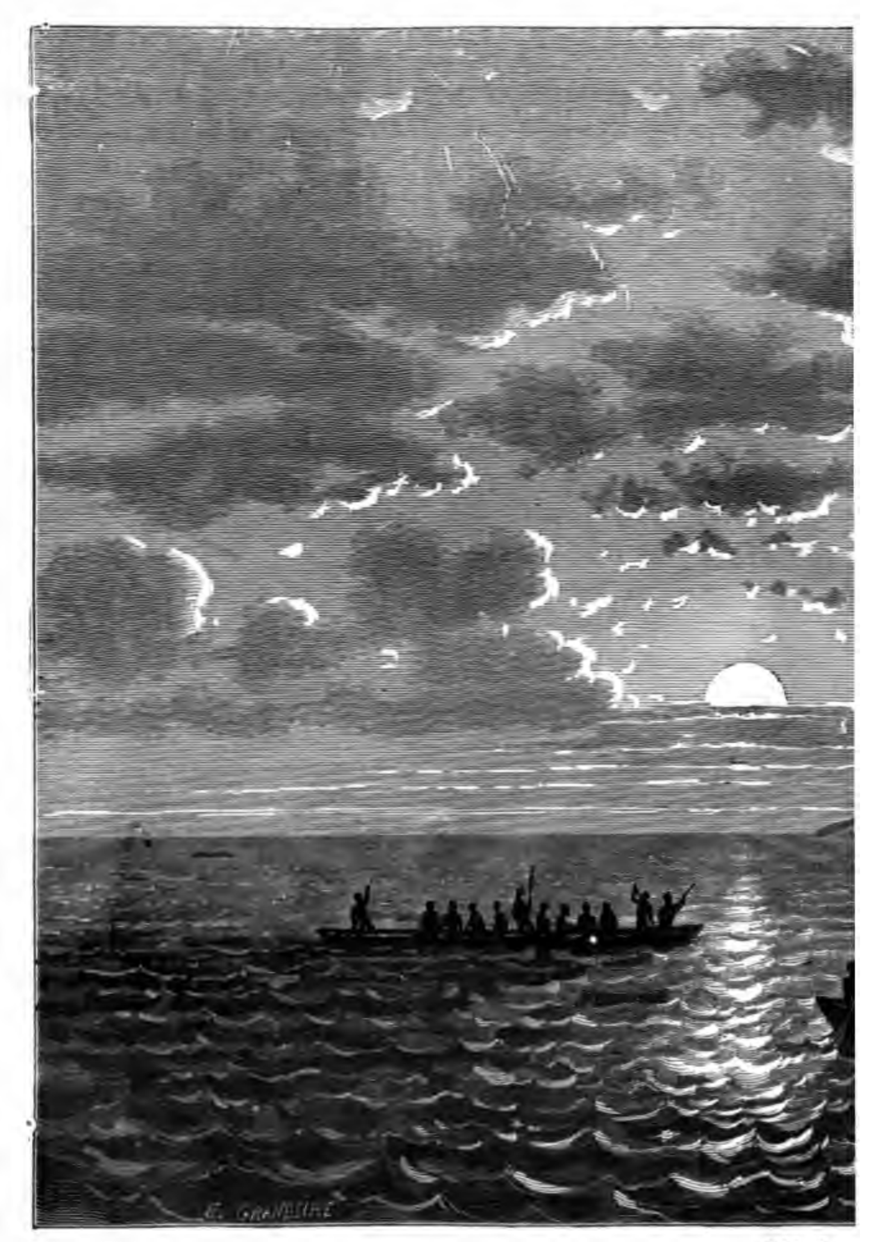
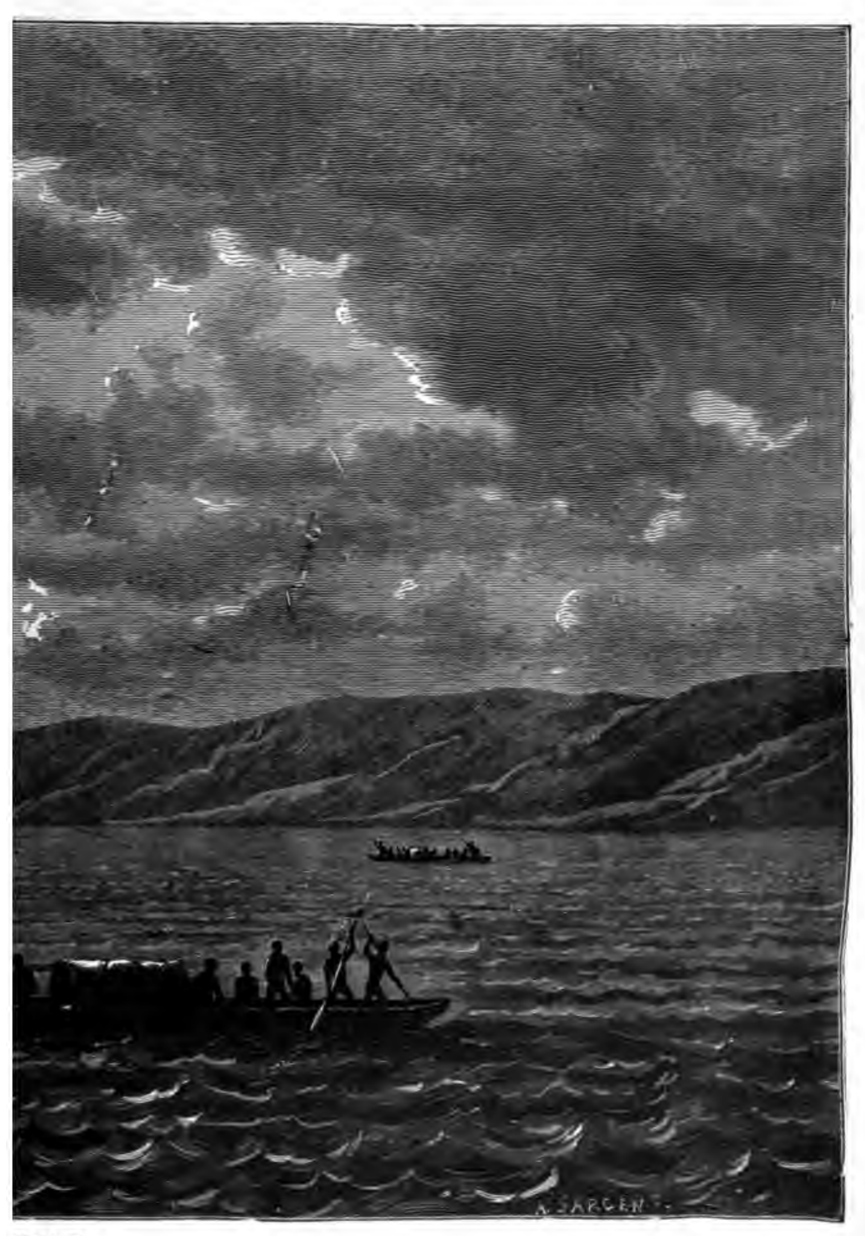


Abb. 6.



lbert-See.

unsre Arbeit. England hat die Quellen des weißen Nil erobert. Jetzt, wo ich hinabschaute auf das große Binnenmeer*) (siehe Abbildung 6!), das gerade im Herzen Afrikas eingenistet lag, wo ich daran dachte, wie vergebens die Menschheit so viele Jahrhunderte hindurch die Quelle gesucht, und erwog, daß ich das geringe Werkzeug gewesen, dem es verstattet war, diesen Teil des großen Geheimnisses zu enthüllen, während es so vielen, die größer als ich, mißlang: da war ich zu ernst gestimmt, um meinen Gefühlen in eitlem Hurrageschrei für den Sieg Luft zu machen, und dankte aufrichtig Gott, daß er uns zu gutem Ende geführt und uns beigestanden hatte. Zum unvergänglichen Andenken an einen von unsrer gnädigsten Königin geliebten und betrauerten und von jedem Engländer beweinten Fürsten nannte ich diesen großen See den „Albert-Nyanza“. Die Seen Viktoria und Albert sind die beiden Quellen des Nil.

Der Zickzackweg, auf dem man zum See hinabsteigen mußte, war steil und gefährlich. Ich ging, ein starkes Bambusrohr ergreifend, voran. Meine Frau wankte in äußerster Schwäche den Pfad hinab, indem sie sich auf meine Schultern stützte und alle 20 Schritt stehen blieb, um auszuruhen. Ich stürzte mich in den See und trank, durstig von der Hitze und Ermüdung, mit dankerfülltem Herzen tief aus der Quelle des Nil.

Innerhalb einer Viertelmeile vom See lag ein Fischerdorf, Namens Vacovia, in welchem wir uns jetzt niederließen. Alles roch nach Fisch, und alles sah wie Fischerei aus. Der Boden war mit Salz geschwängert, daß kein Feldbau möglich war. Der Führer sowohl als der Häuptling von Vacovia benachrichtigten mich, daß wir auf Kanoes nach Magungo gebracht werden sollten, dem Punkte, an welchem der weiße Nil, den wir in Karuma verlassen hatten, sich mit dem See vereinigt. Es war höchst wichtig, daß wir auf unsrer Reise vorwärts eilten, da unsre Rückkehr nach England ganz von der Möglichkeit abhing, vor Ende April Gondokoro zu erreichen, weil sonst die Boote wieder abgefahren wären. Ungeachtet meiner täglichen

*) Vergl. die verzeihliche Täuschung mit dem neuesten Berichte Stanleys unter Nr. 8!

Bitte, daß man uns ohne Verzug Boote liefern möge, waren in Vacovia acht Tage vergangen, und während dieser Zeit litt die ganze Gesellschaft mehr oder weniger am Fieber. Endlich meldete man, daß Kanoes angekommen seien. Es waren bloß einzelne Bäume, nett ausgehöhlt. Ich stellte in den Fahrzeugen eine Art Kajüten her, die zwar nicht prächtig, aber undurchdringlich für Regen und Sonne waren. In diesen rohen Fahrzeugen schifften wir uns an einem stillen Morgen ein, wo kaum ein sanfter Wellenschlag die ebene Oberfläche des Sees bewegte. Jedes Kanoe hatte vier Ruderer. Unsre erste Tagereise war köstlich. Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Die jähen Uferfelsen bestanden alle aus Urgestein, häufig aus Granit und Gneis, und waren an vielen Stellen mit rotem Porphyr vermischt. In den Klüften standen immergrüne Gewächse von allen Farben. Im Wasser spielten große Herden Flußpferde. Krokodile waren außerordentlich zahlreich, sowohl in als außer dem Wasser. Ein Tag nach dem andern verging, und die Zeit des Reisens dauerte von Sonnenaufgang bis zu Mittag, wo regelmäßig ein starker Sturm mit Donner und Regen eintrat und uns nötigte, unsre Kanoes an Land zu ziehen. Das Land an dem östlichen Ufer, an dem wir hinfuhren, war sehr dünn bewohnt, die Dörfer waren arm und elend, die Leute höchst ungastfreundlich. Nach dem zehnten Tage von unsrer Abreise aus Vacovia an nahm die Landschaft an Schönheit zu. Der See hatte sich bis auf 30 engl. Meilen verschmälert und nahm nordwärts schnell ab. Man konnte die Bäume auf den Bergen am westlichen Ufer erkennen. Während wir unsre Reise nach Norden fortsetzten, sprang die Westküste plötzlich vor und verminderte die Breite des Sees bis auf etwa 20 engl. Meilen. Es war nicht mehr der große Binnensee, der in Vacovia einen solchen Eindruck auf mich gemacht hatte, mit dem reinen Kieselgestade, welches bis jetzt das Ufer gebildet, sondern ungeheure Bänke von Schilf, das auf schwimmender Vegetation wuchs, hinderten die Kanoes, zu landen. Am 13. Tage befanden wir uns am Ende unsrer Reise. Wir waren in einer vollkommenen Vegetationswildnis. Der See endete nach Norden in einem breiten Thal von Schilf. Nachdem wir etwa eine

Meile weit am Rande des schwimmenden Schilfes hingerudert waren, drehten wir uns scharf nach Osten und liefen in einen breiten Wasserkanal ein, der auf beiden Seiten von dem ewigen Schilf begrenzt wurde. Dies war, wie man uns berichtete, die Mündung des weißen Nil, der aus dem Viktoria-Nyanza kam. Derselbe Fluß, über den wir in Karuma gesetzt waren, wo er wallend und reißend über sein Felsbett eilte, trat jetzt in den Albert-Nyanza als totes Wasser ein. Ich konnte dies nicht begreifen; es war nicht die geringste Strömung vorhanden.

Wir landeten in Magungo. Grade nach Nord und Nordost war das Land eine tote Fläche, und so weit das Auge reichte, war eine Strecke hellgrünen Schilfes, die den Lauf des Nil bezeichnete, wie er aus dem See floß. Die Eingebornen weigerten sich ganz entschieden, mich vom See den Nil hinab ins Madiland zu bringen; sie sagten, sie würden von den Bewohnern, die ihre Feinde wären, getötet werden, da ich bei ihrer Rückkehr den Fluß herauf nicht bei ihnen wäre. Ich hatte Speke versprochen, daß ich den zweifelhaften Teil des Flusses vom Karumafall bis zum See, welchen er hatte hintansetzen müssen, genau erforschen würde. Sobald wir mit unsern Kanoes in dem breiten Kanal des toten Wassers (des weißen Nil) waren, steuerten wir gerade nach Osten und fuhren schnell dahin bis zum Abend. Wie der Fluß jetzt erschien, war er, obgleich er keine Strömung hatte, im Durchschnitt etwa 1500′ breit. Er verschmälerte sich gegen 10 engl. Meilen von Magungo rasch bis auf etwa 750′. Das Wasser war außerordentlich tief. Indem wir weiter fuhren, verschmälerte sich allmählich der Fluß bis auf etwa 450′, und wenn die Ruder aufhörten zu arbeiten, konnten wir deutlich das Brausen des Wassers hören. Als wir um eine Ecke herumbogen, zeigte sich uns plötzlich ein prachtvoller Anblick. Auf beiden Seiten des Flusses standen schön bewaldete Klippen, die sich schroff zu einer Höhe von etwa 300′ erhoben. Aus dem tiefgrünen Laubwerk ragten Felsen hervor, und der Fluß, der durch eine Kluft rauschte, welche den grade vor uns stehenden Felsen spaltete, und infolge einer starken Strömung verschmälert wurde, war in eine enge Schlucht von kaum 150′ Breite eingeschlossen; wütend durch den vom Felsen begrenzten Engpaß

brausend, stürzte er sich in einem einzigen Satze von etwa 120′ senkrechter Höhe in einen dunklen Abgrund hinunter. Das fallende Wasser war schneeweiß. Dies war der größte Wasserfall des Nil, und zu Ehren des ausgezeichneten Präsidenten der königlichen Geographischen Gesellschaft zu London nannte ich ihn den Murchisons-Wasserfall.

Von hier ab mußten wir zu Lande reisen. Wir setzten unsern Weg parallel mit dem Flusse oberhalb des Wasserfalles fort und steuerten östlich. Der Fluß war etwa 540—600′ breit, aber sehr mit Felsen und Inseln versperrt. Er durchlief etwa vier engl. Meilen in der Stunde, und die Stromschnellen und Wasserfälle waren so zahlreich, daß das Brausen des Wassers auf unserm ganzen Marsche vom Murchisons-Wasserfall her ununterbrochen fortgedauert hatte.

Es war der 8. April, und in wenigen Tagen verließen die Boote sicherlich Gondokoro. Ich bot den Eingebornen alle meine Perlen an und mein ganzes Gepäck, wenn sie uns von diesem Ort direkt nach Schoa trügen. Wir waren in voller Verzweiflung, da wir beide von Fieber und Strapazen vollständig zerrüttet waren und sichern Tod vor Augen sahen, wenn wir an diesem ungesunden Ort bleiben mußten. Aber schlimmer als der Tod war der Gedanke, daß wir für die Boote zu spät kommen und noch ein Jahr in diesem furchtbaren Lande würden gefangen gehalten werden. Und doch mußten wir uns an diesen Gedanken gewöhnen, da Träger nicht zu bekommen waren. Wir sahen beide den Tod in Kamrasis Lande als ein Vergnügen an, da er uns Ruhe brachte. Dann gab es keine Leiden mehr, kein Fieber, keine vor uns liegende lange Reise, die bei unserm schwachen Zustande eine Plage war. Unser einziger Wunsch bestand darin, den Pilgerstab niederzulegen.

Erst am 17. November 1864 verließen wir Kamrasis Land und brachen in Gesellschaft Ibrahims*) nach Norden auf. Die ganze Gesellschaft, mit Einschluß der Frauen und Kinder, belief sich auf etwa 1000 Menschen. Wir ritten beide auf Ochsen, die

*) Derselbe war von Gondokoro zurückgekehrt, um zum zweitenmal Elfenbein zu holen.

ich Ibrahim abgekauft hatte. Auf dem fünften Tagemarsche vom Viktoria-Nil aus kamen wir in Schoa an. Hier wurden einige Monate verlebt, während welcher ich meine Zeit darauf verwandte, daß ich in der Umgegend umherstreifte, Duplikate von meinen Landkarten machte und Erkundigungen einzog. Die Stunde der Erlösung aus unserm langen Aufenthalt in Zentralafrika war endlich da; es war der Monat Februar 1865, und die Boote konnten in Gondokoro sein.

Nach manchem Tagesmarsch den weißen Nil entlang bivouakierten wir drei Meilen von Gondokoro. Der sehnlichst erwartete Morgen kam endlich an. Wir brachen auf. Nie waren die Ochsen so schnell gereist wie an diesem Morgen. Die Flagge ging voran, und die Mannschaft folgte in Doppelgeschwindschritt. „Ich sehe die Masten und Fahrzeuge!" rief der Knabe Saat; „el hambd el Illah!" (Gott sei Dank) schrie die Mannschaft. „Hurra!" sagte ich, „England und den Quellen des Nil ein dreifaches Hurra! Hurra!" und meine Mannschaft stimmte mit mir ein in den wilden und für ihre Ohren barbarischen englischen Schrei. „Nun eine Salve! Verschießt euer ganzes Pulver, wenn ihr wollt, meine Burschen, und laßt die Leute wissen, daß wir noch leben." Weiter fehlte nichts, um das Glück meiner Leute zu vervollständigen. Während sie luden und feuerten, so schnell sie nur konnten, kamen wir nahe an Gondokoro heran. Als wir von unsern müden Ochsen stiegen, war unsre erste Frage, ob Boote und Briefe da wären. Was war die Antwort? Weder Boote, noch Briefe, noch Proviant, noch irgend eine Nachricht von Freunden oder aus der civilisierten Welt. Wir waren von den Einwohnern Khartums und von allen, die die Schwierigkeiten und Gefahren des Landes kannten, lange als tot aufgegeben. Da für mich keine Boote gesandt worden waren, so mietete ich die Dahabié, die für des Händlers Kurschid Elfenbein angekommen war. Endlich kam der glückliche Augenblick, wo wir den elenden Ort verlassen sollten. Wir stießen vom Ufer ab in die gewaltige Strömung hinein. Die englische Flagge, die uns auf allen unsern Wanderungen begleitet hatte, flatterte jetzt stolz auf dem Masttop, und unter dem Gerassel des Musketenfeuers glitten wir rasch den Fluß

hinab. Unsre Herzen flossen über von Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung, die uns in der Krankheit aufrecht erhalten und uns durch alle Gefahren geleitet hatte. Wir erreichten Khartum am 5. Mai 1865, etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. Zwei treue Gefährten hatten wir begraben, Johann Schmidt am Anfang und Saat am Ende der Reise. Am folgenden Morgen wurden wir von der ganzen europäischen Bevölkerung Khartums bewillkommnet. Jetzt hörte ich die schmerzliche Nachricht von dem Tode meines armen Freundes Speke.

Ich konnte weder Kamele noch Boote bekommen und war deshalb genötigt, in Khartum zu warten, bis der Nil hoch genug stieg, um uns in den Stand zu setzen, durch die zwischen dieser Stadt und Berber liegenden Katarakte zu fahren. Wir blieben in Khartum zwei Monate. Die ägyptische Regierung war, wie es schien, von einigen europäischen Mächten gedrängt worden, Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu ergreifen. Ein Dampfboot hatte demnach Befehl erhalten, alle mit dieser schmachvollen Fracht beladenen Fahrzeuge aufzubringen. Zwei Fahrzeuge waren ergriffen und nach Khartum gebracht worden, die 850 menschliche Wesen enthielten! Sie waren wie Sardellen zusammengepfercht, indem die Lebenden und die Sterbenden durch das Blatterngift zusammeneiterten und die Toten darunter lagen. Die Geschöpfe brachten die Pest nach Khartum, die sich wie ein Feuer durch die ganze Stadt verbreitete und die Regimenter wegraffte.

Der Nil stieg hoch genug, um die Fahrt durch die Katarakte zu ermöglichen, und am 30. Juni nahmen wir von allen Freunden in Khartum Abschied. Bei der Fahrt über die Katarakte wurde unsrer Reise beinahe ein Ende gemacht. Wir gelangten nach Berber. Ich entschloß mich, den Weg über das Rote Meer nach Ägypten zu nehmen. Nach einigem Verzug bekam ich Kamele und brach in östlicher Richtung nach Suakin auf. Bei unsrer Ankunft daselbst war kein Dampfboot dort. Nachdem wir etwa 14 Tage in gewaltiger Hitze gewartet hatten, kam ein ägyptisches Transportschiff mit Truppen an; da es sofort nach Suez zurückkehren sollte, fuhren wir mit ihm ab und langten nach fünftägiger Reise in Suez an. Die Vergangenheit erschien mir

wie ein Traum. Der sausende Ton des Eisenbahnzugs in Kairo erneuerte die Begriffe der Civilisation. War ich wirklich von den Nilquellen gekommen? Es war kein Traum. Vor mir saß ein Zeuge: ein noch jugendliches Gesicht, aber bronziert wie ein Araber von einer brennenden Sonne, der es jahrelang ausgesetzt war, hager und abgezehrt von Strapazen und Krankheit, und von Sorgen umschattet, die nun glücklich vorüber waren, die fromme Gefährtin auf meiner Pilgerfahrt, der ich Erfolg und Leben verdankte — meine Gattin.

---

3. Georg Schweinfurth*).

1. Nach Khartum.

Meine Lehrzeit in der Kunst des Reisens hatte ich bereits im Jahre 1863 auf den sonnigen Gefilden Ägyptens und Nubiens angetreten. Herbarium, Landeskenntnis, Fertigkeit in der arabischen Umgangssprache, die für das ganze ungeheure Nilgebiet ausreichend erscheint, waren mein. 1866 führte mich der Weg wieder in die Heimat zurück. Die Zeit, welche zwischen der Beendigung der ersten und dem Beginn der zweiten Reise lag, wurde durch Studien ausgefüllt, welche sich an die wissenschaftliche Verwertung des so reichlich eingeheimsten Pflanzenmaterials knüpften. Wer die harmlose Habgier des Pflanzenjägers kennt, wird begreifen, wie diese Studien in mir nur das Verlangen nach neuer Beute wachrufen mußten; harrte doch der bei weitem größte Teil des Nilgebietes, die geheimnisvolle Flora seiner südlichsten Zuflüsse, der botanischen Erforschung: ein unwiderstehlich verlockendes Ziel meiner Wünsche. Ein von mir eingereichter Plan zur botanischen Erforschung der von den westlichen Nilzuflüssen durchströmten Äquinoktialgegenden hatte sich der Zustimmung der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin zu erfreuen, und es wurden mir, um ihn auszuführen, die Mittel aus der Humboldt-Stiftung auf die Dauer von fünf Jahren bewilligt. So war ich im Juli 1868 wieder auf afrika-

---

*) Quelle: Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im zentralen Äquatorialafrika während der Jahre 1868—1871. Leipzig, Brockhaus 1874. 2 Bde.

nischem Boden. Mein Entschluß stand fest, mich von den Khartumer Kaufleuten ins Schlepptau nehmen zu lassen. Denn ohne engen Anschluß an die Khartumer Elfenbeinhändler, ohne den freimütigen Schutz und den guten Willen ihrer Unterstützung konnten die Zwecke eines wissenschaftlichen Reisenden in den heidnischen Negerländern der obersten Nilregion nimmer gefördert werden. Ich wählte, um Khartum zu erreichen, den Seeweg über Suakin. Am 10. September 1868 war alles zum Aufbruch von Suakin nach Berber bereit. Nach einer zweijährigen Pause und dem verweichlichenden Stubenleben Europas ist es nichts Leichtes, ohne weiteres wieder das Schiff der Wüste zu besteigen. Es war jedoch ein erhebendes Gefühl, mit jedem Schritt westwärts höher hinauf zur Bergesfrische zu steigen, mit jedem Atemzuge — der dampfenden Hitze versengter Meeresgestade überhoben — mehr einzusaugen von der köstlichen Luft, die aus diesen Höhen herniederströmte. Der einem solchen Wechsel eigne Zauber wird am besten während des ersten Nachtlagers fühlbar, das man in den Vorbergen bezieht. Behaglich streckt man da auf den saubern, staublosen Steinen des Thales seine ermüdeten Glieder aus, das Antlitz zum Himmel gewandt, dessen Sterne so freundlich und ermutigend durch die stille Nacht herniederblicken. Ein würziger Duft geht herzstärkend durch die Atmosphäre. Wie mit Kampfer, Pfefferminz und Thymian ist die Luft geschwängert, als befände man sich in einer Apothekerstube. Lautlos auf ihren weichen Sohlen und wie gespenstisch schleichen die Kamele durch das Thal, froh der schmackhaften Weide nach genugsam ausgestandner Not am Gestade des Meeres und einer trostlosen Welt des Salzes und der Bitterkeit. Eine feierliche Ruhe ist über die ganze Natur ausgebreitet; kein schriller Vogelschrei, nicht das dumpfe Geheul eines nächtlichen Räubers stört den Schlaf des müden Wanderers, nur das feinbesaitete Lied der Wüstengrille wiegt ihn in sanften Schlummer.

Am 7. Oktober 1868 hatten wir den Wüstenmarsch beendigt und hielten unsern Einzug in Berber, wo ich in kürzester Frist eine Barke gefunden hatte, auf welcher die Weiterreise nach Khartum statthaben sollte. Höchst trübselig erscheint der Anblick des nubischen Landes, höchst beklagenswert sind die Zustände im

gesamten nubischen Nilthal. Große Dörfer lagen infolge der Auswanderung ihrer Einwohner, welche die Steuerbelastung nicht mehr ertragen konnten, völlig verödet. Die Unverheirateten ziehen nach Khartum, um sich als sogenannte Soldaten von den Handelsleuten am obern Nil anwerben zu lassen. Die ältern Leute hingegen verlassen ihre Kulturen und suchen mit einigen Schafen und Ziegen in den Steppen und Wüsten als Hirten ein kärgliches Nomadenleben zu führen.

Am 1. November 1868 um die Mittagszeit hatten wir Khartum erreicht. In Ägypten war in wohlunterrichteten Kreisen die Ansicht verbreitet gewesen, die Regierung suche allen Forschungsreisenden im obern Nilgebiet Hindernisse zu bereiten, damit dieselben keine unerquicklichen Berichte über das Treiben der Khartumer Sklaven- und Elfenbeinhändler vor die große Welt bringen möchten. Um so freudiger war meine Überraschung, als ich mich in Khartum alsbald nach meiner Ankunft durch den Besuch des allmächtigen Djafer-Pascha geehrt und bereits nach den ersten Gesprächen desselben zu der sichern Hoffnung berechtigt sah, daß diesmal die Regierung in Khartum entschlossen sei, alles aufzubieten, um einer wissenschaftlichen Reise ihren nachhaltigen Schutz angedeihen zu lassen. „Hoffentlich," so sprach der Pascha, „erzielt deine Reise auch manches, was für das Reich von Nutzen sein könnte; willst du alsdann es uns mitzuteilen so freundlich sein?" Hierauf erwiderte ich: „Alles, was ich an Neuem aus Afrika heimtrage, wird nur dazu dienen, der Welt von Nutzen zu sein im großen und ganzen, mir zum Ruhm, Ew. Excellenz zur Ehre und dem Vizekönig von Ägypten zum Gewinn." „Deine Rede ist gut," äußerte der Pascha, und nun rückten die Schreiber näher, welche die verschiedenen Paragraphen meines Abkommens mit dem Elfenbeinhändler Ghattas, einem koptischen Christen, feststellen sollten. Er, der reichste aller Kaufleute in Khartum, mußte mit seinem Vermögen haften für alles Übel, welches dem Reisenden im Innern hätte widerfahren können.

Der gesamte Elfenbeinhandel von Khartum befand sich in den Händen von sechs größeren Kaufleuten; diesen schlossen sich noch ein Dutzend kleinerer an. Seit Jahren hatte daselbst die

Elfenbeinausfuhr einen Betrag von 500 00 Maria-Theresiathalern (= etwa 2 Mill. Mark) nicht überschritten. Es ist nicht wahr, daß der Elfenbeinhandel bei den Unternehmungen der Khartumer nur Nebensache sei und als Deckmantel über den weit ergiebigeren Sklavenhandel diene. Ohne den hohen Wert des Elfenbeins wären uns die Quellländer des Nils noch heute nicht so erschlossen, da jene Gegenden sonst nichts, gar nichts hervorbringen, was sich lohnen könnte, auf den Köpfen der Eingebornen Hunderte von Meilen weit fortgeschafft zu werden. Ohne die durch den Elfenbeinhandel im Innern entstandenen Niederlassungen aber andrerseits und die teilweise Vergewaltigung jener Länder hätten auch die Sklavenhändler nicht so weit vorzudringen vermocht. Die erwähnten Kaufleute in Khartum unterhalten unter friedlichen, dem Ackerbau ergebenen Stämmen, deren Ländereien sie unter sich geteilt, und nachdem sie die Eingebornen in ein Verhältnis der Leibeigenschaft gebracht, eine große Anzahl von Niederlassungen, wo unter der Obhut in Khartum angeworbener Söldner die erforderlichen Stapelplätze angelegt, Züge ins tiefe Innere unternommen und eine Verbindung mit den nach Khartum führenden Wasserstraßen unterhalten werden. Solche Stapelplätze für Elfenbein, Munition, Tauschwaren und Lebensmittel sind von Palissaden umschlossene Dörfer und werden S e r i b a genannt. Jeder Khartumer Handelsherr ist da, wo er Niederlassungen unterhält, durch einen Verwalter und eine Anzahl demselben untergebener Agenten vertreten. Diese befehligen die Bewaffneten, bestimmen den ihnen unterworfenen Eingebornen die zum Unterhalt der Söldner dienenden Abgaben an Lebensmitteln, sowie die Anzahl der zu ihren Wanderzügen erforderlichen Träger, setzen Ortsvorsteher ein und ab, führen Krieg, schließen Bündnisse mit den Häuptlingen der Elfenbeinländer und senden einmal im Jahre die erworbenen Vorräte nach Khartum.

Eine Hauptquelle des Elfenbeinertrags im Gebiete des Gazellenflusses (linker Zufluß des weißen Nils) bilden die Niamniamländer, und in dieser Richtung vorzudringen stellte mir den reichsten Erfolg für meine Zwecke in Aussicht. So wählte ich denn die westliche Wasserstraße, den Gazellenfluß,

und brachte mit Ghattas einen Vertrag zustande, welcher mir die Lieferung von Lebensmitteln, von Trägern, von Bewaffneten und dergleichen zusicherte. Außerdem stellte mir Ghattas eine Barke für die Hinfahrt zur Verfügung, und es war eigens ausbedungen, daß ich mich allen Unternehmungen und Wanderzügen seiner Leute nach Belieben anschließen durfte. Dieselben Verpflichtungen zum Schutze meiner Reise legte der Generalgouverneur auch jedem der andern Khartumer Großhändler auf, welche Besitzungen im Gebiete des Gazellenflusses hatten. Um in meiner Umgebung beständig eine Anzahl von Leuten zu haben, auf deren Treue und Ergebenheit ich mich unter allen Verhältnissen verlassen durfte, nahm ich in Khartum sechs daselbst ansässige, durch Weib und Kinder an die Stadt gebundene und bereits am obern Nil gereiste Nubier in meinen besonderen Dienst; alle hatten bereits bei Europäern gedient.

2. Zur Meschera am Gazellenfluß.

Am 5. Januar 1869 konnte die Reise nach dem Gazellenstrom angetreten werden. So plump und schwerfällig auch unsre Barke gebaut war, die Kraft des Nordwindes trieb das riesige Segel mit Dampfeseile auf dem weißen Nil südlichen Breiten zu. Die Ufergegenden sind einförmig, doch fehlt es nicht an interessanten Erscheinungen. Das Erste, was den Blick des Reisenden fesselt, sind die erstaunlichen Gänse- und Entenscharen, welche tagtäglich in solchen Mengen sich darbieten, daß ihr Anblick schließlich den mit ihrem fetten Braten überfütterten Reisenden mit Ekel erfüllt. Dann sieht man endlose Scharen von Buckelrindern an beiden Ufern. Der breite Strom, welcher den Nil Ägyptens um das Doppelte und Dreifache übertrifft, wird von Hirten belebt, die auf kleinen Booten von einem Ufer zum andern rudern, um ihre Rinder hinüber zu schwemmen. Auch Hunde und Pferde schwimmen unverzagt ihren Herren nach. Bald wurden auch Nilpferde immer häufiger. Ihr Schnauben und Pusten, ihr Grunzen, Brüllen und Wassergurgeln wollte in mancher Nacht gar nicht enden. Auch gab es zur Abwechselung nachts Löwengebrüll am linken Ufer, damit Afrika immer etwas

Neues biete. Das Interessanteste, was dieser Strom aufzuweisen hat, ist die eigentümliche Vegetation von Wassergewächsen, welche auf seinen Fluten sich anhäufen, ein Spiel des Stromes und der Winde. Unter ihnen ist der Ambatsch das merkwürdigste. Er ist durch die beispiellose Leichtigkeit seines Holzes ausgezeichnet, wenn anders der schwammige Körper des Stammes diesen Namen verdient. Er schießt bis zu 5—6 m Höhe auf und erreicht an seiner Basis gewöhnlich eine Dicke von 6 Zoll. Das Gewicht dieses Schwimmholzes läßt sich fast mit dem einer Federseele vergleichen, und man muß es in den Händen gehabt haben, um die Möglichkeit glauben zu können, daß ein Mann ein daraus verfertigtes Floß auf seine Schultern hebt, das acht Menschen über dem Wasser zu halten vermag. Aus losgerissenem Ambatsch entstehen die so oft besprochenen Pflanzenbarren, welche die Gewässer des obern Nils verstopfen und in manchen Jahren die Schiffahrt geradezu unmöglich machen. Es beteiligen sich an der Bildung dieser schwimmenden Inseln aber auch andre Gewächse, unter ihnen namentlich das Bossiagras und der berühmte Papyrus des Altertums.

Der 14. Januar 1869 brachte den ersten Unglückstag. Ich stieg an einer kleinen interessanten Insel ans Land. Die Exkursion, die ich mit zwei meiner Leute antrat, sollte verhängnisvoll werden. Mohammed Amin, einer meiner Begleiter, wurde an meiner Seite von einem wilden Büffel überrannt, dem der Unglückliche im hohen Grase zu nahe gekommen war. Der Büffel hielt jedenfalls sein Mittagsschläfchen und geriet durch die Störung in die äußerste Wut. Aufspringen und den Störenfried in die Lüfte wirbeln war für ihn das Werk eines Augenblicks. Da lag er nun da, mein treuer Begleiter, über und über blutend, vor ihm mit hocherhobenem Schweif der Büffel, grunzend, in drohender Haltung bereit, sein Opfer zu zerstampfen. Ich hatte kein Gewehr zur Hand, mein schöner Hinterlader hing vorläufig noch am linken Horn des Büffels, Mohammed hatte ihn getragen. Mein andrer Begleiter, der eine Büchse trug, hatte gleich angelegt; aber der Hahn knackte vergebens, Mal auf Mal versagte das Gewehr. Die Zeit erlaubte nicht, ihm zuzurufen: „Die Sicherheit ist vor!“ es galt den Augenblick. Da

griff der Mann nach einem kleinen Handbeil, das ganz aus Eisen bestand, und schleuderte es unverzagt dem Büffel an den Kopf. Da war denn die Beute dem Feinde entrissen. Mit einem wilden Satze warf sich der Büffel seitwärts in das Röhricht, brüllend und den Boden erschütternd. Mohammeds Verletzung war nicht tödlich. Das Büffelhorn hatte gerade den Mund getroffen, und außer vier Zähnen im Oberkiefer und einigen Knochensplittern hatte er keine weitern Verluste zu beklagen.

Bei Gurab mußte die Barke widrigen Windes wegen von der Mannschaft gezogen werden. Als nun das Seil durch die hohe Grasmasse des Ufers streifte, geschah es, daß ihm ein Bienenschwarm in den Weg kam, welcher gleich einer großen Wolke in demselben Augenblick über den Ziehenden sich entlud. Jeder von ihnen stürzte sich nun kopfüber in den Fluß und suchte die Barke wieder zu gewinnen, aber der Bienenschwarm folgte ihnen auf dem Fuße nach und erfüllte in wenigen Augenblicken alle Räume des mit Menschen vollgepfropften Fahrzeugs. Ich arbeitete gerade, nichts Böses ahnend, an meinen Pflanzen in der Kabine, als ich über mir und um mich herum ein Rennen und Springen vernahm, das ich anfangs für Ausgelassenheit der Leute hielt. Da stürzte einer ganz verwirrt mit dem Rufe herein: „Die Bienen, die Bienen!" Ich wollte eine Pfeife anzünden. Thörichter Versuch! Denn plötzlich im Gesicht und an den Händen von den empfindlichsten Stichen getroffen, höre ich mich bereits von Tausenden umsummt. Ich schlage wütend um mich, um so mehr vergrößert sich die Hartnäckigkeit der Insekten. Da fühle ich einen wahnsinnigen Schmerz im Auge, und Stich auf Stich fällt mir in das Haar. Meiner Sinne nicht mehr mächtig, stürze ich mich voller Verzweiflung in den Fluß. Ich tauche unter, alles vergebens; es regnet immer wieder Stiche auf meinen Kopf. Im Ufersumpf mich durch das Schilfgras schleppend, das mir die Hände zerschneidet, suche ich das Festland zu gewinnen, um im Walde Schutz zu finden. Da packen mich vier kräftige Arme und schleppen mich gewaltsam zurück, daß ich im Schlamm zu ersticken glaube. Durch die kühlende Nässe war ich so weit wieder zu mir gekommen, daß

ich ein Betttuch aus dem Kasten zu zerren vermochte, und fand nun endlich Schutz, nachdem ich die in diese Hülle eingeschlossenen Bienen nach und nach zerquetscht hatte. Krampfhaft zusammengekauert, mußte ich so volle drei Stunden verharren, während das Summen um mich herum ununterbrochen fortwährte. Die Bienen schienen sich allmählich zu beruhigen; zugleich hatten sich einige Beherzte ans Ufer geschlichen, um dort das dürre Schilfgras in Brand zu setzen; so gelang es endlich mit Hilfe des Rauches, die Bienen aus der Barke zu verscheuchen. Mittels eines Spiegels und einer kleinen Zange zog ich mir alle Stacheln aus Gesicht und Händen; diese Stiche blieben alsdann auch ohne schädliche Folgen. Unmöglich aber war es, in meinem Haar die Stacheln ausfindig zu machen; viele waren auch abgebrochen und erzeugten ebensoviel kleine Geschwüre, welche zwei Tage lang empfindlich schmerzten.

Am 24. Januar 1869 endlich hatten wir Faschoda erreicht und waren so glücklich am (damaligen) Endpunkt des ägyptischen Reiches angelangt. In Faschoda, dem Sitz eines Mudirs (Bezirkshauptmanns) mit 700 Mann, müssen alle Barken mehrere Tage halten, teils um die Kornvorräte zu vervollständigen, teils der Kopfsteuer wegen, um die Papiere, welche die Listen der Schiffsmannschaft und der Privatsoldaten enthalten, zu revidieren. Ich blieb neun Tage in Faschoda, ein Aufenthalt, zu welchem uns das Ausbleiben der für den Gazellenfluß bestimmten Barken nötigte, da unsre Mannschaft nicht zahlreich genug war, um allein die kommenden Hindernisse zu überwinden, und auch zum Schutz gegen einen etwaigen Angriff der noch unbezwungenen Uferbewohner ungenügend erschien. Ein größerer Ausflug, auf welchem ich mehrere Schillukdörfer besichtigte, führte mich tief ins Land hinein und gab mir eine Vorstellung von seiner massenhaften Bevölkerung. Ohne auch nur eine Schale frischer Milch angeboten zu erhalten, sah ich auf dieser Tour eigentlich weiter nichts als aschgraue und rostrote Teufel, dazu endlose Kegelhütten und Rinderherden. Das Land war übervölkert. Das ganze westliche Nilufer des Schilluklandes erscheint wie ein einziges Dorf; die Hüttensiedelungen sind mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit gebaut und so eng

zusammengedrängt, daß sie bei der Gestalt der einzelnen Hütten aus der Entfernung an einen Haufen wuchernder Pilze erinnern. Jedes Dorf hat einen Vorsteher, und die Vorsteher von 50 bis 100 Dörfern sind einem Häuptling untergeordnet, welcher im Bezirke befehligt. In der Mitte jedes Dorfes befindet sich ein runder, freier Platz, auf welchem sich abends die Bewohner versammeln, wo dieselben, auf Tierhäuten niedergestreckt oder auf Stücken von Ambatsch kauernd, das mückenfeindliche Aroma brennenden Kuhdüngers einatmen oder aus Pfeifen mit mächtigen Köpfen den Tabak des Landes rauchen. Auf solchen Plätzen ist gewöhnlich ein großer Baumstamm errichtet, auf welchem nach allgemeinem afrikanischen Gebrauche die Pauken hängen, um die ganze Ortschaft bei herannahender Gefahr zu alarmieren und die Kunde davon dem Nachbar zu bringen. Obgleich die Wilden Europas übertünchte Höflichkeit nicht kennen, so erscheinen dieselben doch über und über getüncht, d. h. mit Asche, zum Schutz gegen die Insekten, und zwar grau, wenn die Asche von Holz gewonnen — das sind die Armen — oder rostrot, wie rote Teufel, wenn sie aus Kuhdünger erzielt wurde — das sind die Besitzenden. Asche und Kuhdünger sind ihre unentbehrlichen Toilettengegenstände. Die Erscheinung des Schilluk ist keineswegs eine einnehmende. Die untern Schneidezähne werden frühzeitig ausgebrochen. Der an und für sich nicht ungestaltete Körper, bei den Männern jeder Bekleidung bar, erhält durch die beständige Tünchung mit Asche einen wahrhaft teuflischen Ausdruck. Der an ihren Anblick nicht gewöhnte Neuling kann sich der Täuschung kaum erwehren, in diesen aschgrauen Gesichtern eher verschimmelte Leichname als lebende Wesen zu erblicken. Bei den Männern wird durch Thon, Gummi oder Dünger das Haar so lange in der gewünschten Form zusammengekittet, bis es von selbst bald eine helm- oder kammartige, bald eine schirmartige Gestalt annimmt. Was die Frauen anlangt, so kamen mir nur solche zu Gesicht, deren kurzgeschorenes Haar nicht unähnlich war dem Fell der neugebornen Lämmlein, welche als „Astrachan" in den Handel kommen. Sie pflegen nicht völlig nackt zu gehen, sondern sind stets mit einem aus Kalbfell hergestellten Schurz bekleidet.

Am 1. Februar 1869 spät abends verließen wir Faschoda. In dieser Jahreszeit, wo sich der Wasserstand seinem niedrigsten Niveau näherte, erschienen die Stromufer überall von zahlreichen Arten von Wasservögeln belebt. Unter allen war der Kronenkranich der am massenhaftesten vertretene Vogel. Außer den schwarzen und rosenroten Störchen zeigte sich auch der Storch unsrer Heimat. Der auffallendste Raubvogel war aber der große weißgraue Adler, welcher einzeln auf Bäumen und Sträuchern in der Nähe des Ufers sitzt und den Vorüberziehenden durch sein sonderbares Geschrei erschreckt. Bald glaubt man die Stimmen in Furcht und Schrecken gesetzter Weiber zu vernehmen, bald einen Haufen übermütiger Knaben. Da nun das Geschrei an ihm die Hauptsache zu sein scheint, so führt er bei den Sudanesen den bezeichnenden Namen Faki, d. h. der Priester. Der Sobat stieß sodann in flachen, so weit das Auge reicht, von endlosen Steppen umgebenen Ufern zum Nil und hatte an der Mündungsstelle ungefähr die halbe Breite des Hauptstroms. Die für den Gazellenfluß bestimmten Barken waren — außer einer einzigen — noch nicht angekommen. Um uns Beistand zu gewähren, hatte der Mudir von Faschoda den Besitzer der letztern veranlaßt, die meinige nicht im Stiche zu lassen.

Dieser Umstand wurde bedeutungsvoll für den Erfolg meiner ganzen Reise, da er mich mit Mohammed Abd-es-Sammat zusammenführte, jenem hochherzigen Nubier, der in der That mehr für mein Unternehmen gethan hat, als alle Satrapen des Sudan zusammen. Bald waren wir jedoch zu einer Flotille von sechs Barken angewachsen und zählten nun 350 Mann Bewaffneter. Als wir unter 9° 30′ nördl. Br. auf die ersten Papyrusbüsche stießen, war diese Begegnung für mich, den Botaniker, ein förmliches Fest. Hier also trifft man ihn wieder, den Vater des verewigten Gedankens. Vor Jahrhunderten war er in Ägypten wohl ebenso häufig als gegenwärtig an den Thoren der innersten Wildnis von Afrika. Ich war ganz versunken in andächtiger Betrachtung dieses großartigen Gemäldes des Wasserflor, zu welchem der geheiligte Papyrus des Altertums den Vordergrund abgab. Mein Auge vermochte sich nicht sattzusehen an den göttlichen Formen. Die Hindernisse, welche sich der

Schiffahrt durch die Wasservegetation entgegenstellten, wurden jetzt erst in hohem Grade besorgniserregend, und wir befanden uns tagelang in einem Gewirr von Kanälen und schwimmenden Grasmassen, Papyrus- und Ambatsch-Dickichten, welche die ganze Breite des Hauptstromes gleich einem Teppich bedeckten und nur zum Schein denselben in Arme teilten. Es ist ein wirkliches Gewebe von zähem Filz, welches sich über die ganze Wasserfläche ausbreitet. Hin und wieder bricht sich in engen Rissen die Gewalt des Wassers Bahn. Die Massen verändern sich alljährlich in so hohem Grade, daß selbst der erfahrenste Schiffer sich in ihnen nicht zurechtzufinden weiß.

Am 8. Februar begann der eigentliche Kampf mit dieser Welt von Gras. Den ganzen Tag verbrachten wir in einem mühsamen Durchzwängen der Barken durch die periodischen Stromarme. 200 Bootsleute und Soldaten mußten viele Stunden lang im Wasser am Seile ziehen, um eine Barke nach der andern durchbringen zu können. Sfett heißt diese Strombare. Am 12. Februar, es war bereits am vierten Tage des Ziehens und Durchzwängens, und nach erneuten nutzlosen Versuchen, auf den angebahnten Straßen vorzudringen, machten schließlich alle Barken „Kehrt" und die Anstrengungen des gestrigen Tages rückgängig, um ihr Heil auf einem andern Kanalsystem zu versuchen. Am fünften Tage hatten wir mit Mühe und Not ein großes offnes Becken des gestauten Stromes erreicht und nun noch eine Strecke von 60 m zu überwinden, um den Sammelplatz sämtlicher Gewässer des obern Nil zu erreichen, der auf den Karten als No-See sich eingebürgert hat. Es war aber auch das böseste aller Hindernisse, welches uns die Graswelt entgegenstellte, für diese Stelle vorbehalten. Denn die breiten Bäuche der mit Korn belasteten und aus dem schwersten Holze so ungemein massiv gezimmerten Barken mußten buchstäblich über das plattgedrückte Gras geschleift werden.

Im Gazellenfluß ging es mit gutem Winde rasch stromaufwärts. Derselbe ist namentlich durch die Pracht seiner Teichrosen ausgezeichnet, welche, mit weißen, azurblauen und karminroten Blüten wechselnd, fast an jeder Stelle seinen Wasserspiegel schmücken. Sehr häufig beträgt die Breite des offnen

Wassers nur eine Barkenlänge; die große, von den längsten Stangen nicht erreichte Tiefe indes verrät den riesenhaften Wasserreichtum, den rechts und links ein paar hundert Schritte weit die Grasdecke verbirgt. Da, wo der Bahr el Arab in den Gazellenfluß mündet, hat der letztere die ungewöhnliche Breite von 300 m. Das, was die Schiffer Bahr el Ghasal (Gazellenfluß) nennen, bezeichnet nur die Wasserstraße bis zum Ende ihrer



Abb. 7. Der Nil in den Tropen. Nach Schweinfurth.

Schiffbarkeit, nicht einen Strom im hydrographischen Sinne; denn diesen müßte man eher Bahr el Arab oder Bahr el Djur nennen, da diese beiden zur Entstehung des Bahr el Ghasal Veranlassung geben. Ich betrachte den Bahr el Arab als den Hauptstrom. Auf der nun folgenden Strecke trat eine bedeutende Veränderung in der landschaftlichen Scenerie der Ufergegenden ein. Denn die seeartig verbreiterte Wasserfläche ließ den Bahr el Ghasal in der That auf den ersten Blick eben nur als eine ununterbrochene Seenkette voller Hinterwasser erkennen. Bei einer gleichmäßigen Tiefe von 4 m bot der Grund des Strombettes den Augen des Beschauers eine ununterbrochene Wiese dar,

auf welcher kleine, prachtvoll glänzende und kastanienbraune Aroo-Schildkröten ihren Weidegang hielten. Mit Windeseile näherten wir uns dem Ziele unsrer Stromfahrt. In den Morgenstunden des 22. Februar 1869 langten wir bereits bei dem Halteplatz aller Gazellenfluß-Fahrer an, der sogenannten Meschera. Hier endigt der Gazellenfluß plötzlich in einem Kanal-Labyrinth von kleinen Inseln. Den Rest des Februar und den größten Teil des März mußte ich mich, um die Ankunft der Träger zu erwarten, welche mich zu der Seriba Ghattas befördern sollten, im Zeltlager auf einer kleinen Insel gedulden. Ich verschluckte täglich drei Dosen zu 8—9 Gran Chinin, um die schädlichen Einflüsse eines fortgesetzten Aufenthaltes in diesen ungesunden Flußniederungen fernzuhalten.

3. Zur Seriba Ghattas.

Am 25. März 1869 war alles bereit, um den Marsch nach dem Innern anzutreten und der dumpfen Sumpfluft des Flusses mit ihrer nächtlichen Mückenplage den Rücken zu kehren. Die Karawane, mit der ich reiste, zählte an die 500 Köpfe, die Bewaffneten allein 200. Dem reisenden Naturforscher erscheint die Benutzung menschlicher Lastträger wie das Ideal von Reisebequemlichkeit. Abgesehen von der Schnelligkeit und Pünktlichkeit des Aufbruchs und dem gleichmäßigen, ununterbrochnen Fortmarsch, bietet ihm auch die Leichtigkeit unberechenbare Vorteile dar, mit welcher er in jedem beliebigen Augenblick zu seinem Gepäck gelangen kann. Ich verließ mich auf die wohlbewährte Ausdauer meiner eignen Füße. So begann ich die Wanderungen, welche sich im Laufe von 2¼ Jahren auf eine Ausdehnung von über 2000 Meilen*) erstreckten, ausschließlich zu Fuße. In jenen Ländern gab es weder Kamele noch Esel, weder Maultiere noch Pferde, kein Ochsengespann und keine Sänftenträger. Das einzige Tier, mit dessen Hilfe allein Zentralafrika der Kultur erschlossen werden könnte, der Elefant, wird ausgerottet mit Feuer und Schwert. Wir durchzogen in vorwaltend süd-

*) Seemeilen; 4 derselben = 1 deutschen geographischen Meile.

westlicher Richtung den westlichen Flügel des ausgedehnten Gebietes der stets unbezwungenen Dinka, rastend in den verlassenen Dörfern oder bei den leeren Viehhürden der vor unserm Heranrücken das Weite suchenden Eingebornen. Die Dinka sind hier vorzugsweise Rinderhirten, der Ackerbau wird nur wenig betrieben. Der Rinderreichtum des Landes ist erstaunlich und scheint unerschöpflich zu sein, wenn man bedenkt, daß alljährlich Tausende von den Nubiern geraubt werden. Eine Vorstellung davon liefern die Tagereisen weit abgegrasten Strecken und die wie Dörfer in Deutschland über das ganze Land zerstreuten Hürden, von denen einzelne bis an die 10000 Stück Rinder beherbergen, nach einer eignen Zählung, vorgenommen an den zum Anbinden dienenden Pflöcken. Ich fand schöne Gelegenheit, die Studien über das Dinkavolk fortzusetzen und zu vervollständigen. Beide Geschlechter brechen sich die untern Schneidezähne aus, durchlöchern sich mehrfach die Ohrränder, um eiserne Ringelchen und mit Eisen beschlagene Stäbchen hindurchzustecken. Nur dem Weibe ziemt nach ihrer Auffassung eine Hülle, selbst die bescheidenste ist des Mannes unwürdig. Mich, der ich immer bis auf die Handschuhe und Maske gekleidet erschien, nannten sie „das Weib der Türken" (d. i. der Nubier). Die Frauen erschienen mit zwei behaarten Fellschürzen angethan, welche vorn und hinten von den Hüften bis an die Knöchel reichten. Die Frauen der Reichen sind oft in dem Maße mit Eisenschmuck überladen, daß ich, ohne zu übertreiben, behaupten kann, etliche gesehen zu haben, welche nahezu einen halben Zentner davon an Ringen und Zieraten an sich trugen. Die Lieblingszierde der Männer sind Elfenbeinringe von gewaltiger Stärke, welche am Oberarm getragen werden. Als Zeichen der Trauer trägt der Dinka einen Strick um den Hals. Keulen und Stöcke sind seine Lieblingswaffen. Die Mehl- und Milchspeisen der Dinka stehen den gekünstelten Produkten unsrer Kochkunst nicht nach. Der gewählten Küche entsprechen auch bei Tische gewählte Umgangsformen. Sie greifen nämlich bei gemeinschaftlichem Mahl nicht mit den Händen in ein und dieselbe Schüssel, wie Türken und Araber, sondern beobachten dabei folgenden Gebrauch: Eine große Schüssel Brei oder Grütze wird

auf den Boden hingestellt, und um dieselbe lagern sich die Gäste; jeder hat seine Kürbisflasche mit Milch zur Seite. Wenn sich der erste satt gegessen hat, wobei er die Milch nur auf die von ihm in Angriff genommene Seite schüttet, langt er dem Nächstfolgenden die Schüssel hin. Wenn ich in meinem Zelt Dinka-Damen von Rang bewirtete, so erweckte mein größtes Erstaunen die Gewandtheit, mit welcher sie sich unsers Eßbestecks bedienten; denn sie griffen zu Löffel und Gabel, als verstände sich das von selbst, und was noch mehr sagen will, sie legten nach geschehenem Gebrauch alles sorgfältig gewaschen wieder an Ort und Stelle. Im Innern ihrer Wohnungen sind die Dinka reinlich wie die Schilluk, mit welchen sie die Vorliebe für Asche teilen, um sich darein des Nachts zu betten. Hervorgehoben zu werden verdient, daß hier Ungeziefer jeder Art fehlt. Das Einzige, was in den Dinkabehausungen den Fremdling beunruhigt, ist das Getümmel von Schlangen, welche hoch über dem geängsteten Haupte des Schlafenden im Stroh des Daches rasseln. Die Dinka nennen sie ihre Brüder und betrachten die Tötung derselben als ein Verbrechen. Alles kriechende Gewürm erfüllt sie mit Ekel, nur die Schildkröte wird als Suppe verkocht. Nicht minder widerwärtig erscheint ihnen der Genuß von Hundefleisch; ein feines Wild in ihren Augen ist jedoch die Katze, das feinste der Hase. Um mir die Schmackhaftigkeit dieses Wildes zu kennzeichnen, bediente sich ein Dinka folgender Redewendung: „Weißt du, was ein Dinka thut, wenn er in der Steppe mit geschicktem Keulenwurf einen Hasen erlegt? Er macht ein Feuer an, bratet und verschmaust die Beute im stillen; zu Hause — sagt er nichts davon." Leidenschaftliches Rauchen hat sich seit alten Zeiten eingebürgert; sie bedienen sich ungeheurer Pfeifenköpfe. Die Dinkawohnungen finden sich in Weilern und Gehöften von wenigen Hütten zerstreut über die vom Bodenbau in Angriff genommenen Flächen. Dörfer giebt es nicht. Der Viehstand der einzelnen Bezirke dagegen findet sich vereinigt in einem großen Park. Ein Dinkagehöft besteht meist aus drei Hütten, in der Mitte ist die für den Familienvater bestimmte Wohnung, sodann ein Haus für die Weiber und endlich die größte und schönste Hütte, dazu bestimmt, um kranke Kühe zu pflegen. Die Hütten sind kegel=

förmig, große haben 12 m Durchmesser. Der Unterbau ist aus einem Gemisch von Lehm und Häcksel, der Dachstuhl aus den Ästen von Akazien. Um denselben zu stützen, begnügen sich die Dinka nicht mit einem einzigen Pfahl in der Mitte, sondern sie pflanzen einen vielverzweigten großen Baum in die Mitte der Hütte. Die Deckung des Daches besteht aus Schichten von Stroh. Alles Dichten und Trachten der Dinka dreht sich um Rinderbesitz und Rindererwerb. Alles, was vom Rinde kommt, gilt für rein und edel: der Dünger zu Asche gebrannt, um darauf zu schlafen, oder um sich weiß anzutünchen, und der Harn als Waschwasser und zum Ersatz für das Kochsalz. Nie wird ein Rind geschlachtet, kranke pflegt man mit Sorgfalt, nur die gefallnen und verunglückten werden verspeist. Unbeschreiblich ist der Gram desjenigen, den der Tod oder hartherzige Fremdlinge seiner Rinder beraubten; denn die Kühe sind ihm teurer als Weib und Kind. Das einzige Haustier, das von ihnen überhaupt geschlachtet wird, ist die Ziege. Der Milchertrag der Kühe ist sehr schlecht, und selbst die besten Tiere liefern nicht so viel Milch, wie bei uns eine mittelmäßige Ziege.

Weiter südwestlich ging der Weg durch die Steppe, die nur hier und da von Bosketts unterbrochen war, und ich langte in der Hauptseriba des Ghattas an (Ende März), wo ich für mehrere Monate mein Standquartier zu nehmen beabsichtigte. Aus der weiten, angebauten und von Bäumen unterbrochnen Ebene sah man die zahllosen Kegelspitzen der Hütten hervorragen. Ein knatterndes Gewehrfeuer empfing uns; der Verwalter des Ghattas, in einem morgenländischen Anzuge von tadelloser Feinheit, nahte sich mir mit ausgebreiteten Armen und geleitete mich zu den Hütten, die meines Einzugs harrten. Der zentrale Teil der weiten Hüttenmasse war von einem hohen Palissadenzaun in Form eines Vierecks eingefriedigt, und wir durchschritten mit gesenkter Fahne unter Trommel- und Paukenschlag die enge Thüröffnung. Die große Seriba des Ghattas (zwischen 7 und 8° nördl. Br. und 28 und 29° östl. v. Gr.) liegt auf dem Grenzpunkt dreier Stämme, der Dinka, Djur und Bongo. Eine große Menge nubischer Händler, welche hier ihre Sklaveneinkäufe machen, hatte sich in geräumigen Höfen eingerichtet.

Die fast ausschließlich aus Dongolanern (Nubiern) gebildete Besatzung, dann die vielen Angestellten des Ghattas bringen die hier versammelte bewaffnete Macht auf durchschnittlich 250 Mann; dazu die Hunderte aufgestapelter Sklaven — zum Verkauf oder unter die Soldaten als Hauptbestandteil ihres Soldes verteilt —; Hunderte von dienenden Sklaven und Sklavinnen vermehren die Einwohnerschaft dieser Seriba, welche einer kleinen Stadt gleicht, bis zu mindestens 1000 Seelen. Zwei Meilen im Umkreis der Seriba ist alles Gelände mit Äckern bedeckt. Diese Ackerfläche wird von den in der Umgegend seßhaft gemachten Eingebornen aufs sorgfältigste bestellt.

Durch Gestelle und Bücherbretter, die ich mir aus Bambus verfertigte, suchte ich den Raum in meinen zwei Hütten zu erweitern; auch hatte ich mir eigens Tannenbretter aus Khartum mitgebracht, um große Tische zu zimmern, deren ich zu meinen Arbeiten so notwendig bedurfte. Nun begannen meine täglichen Ausflüge in die Umgebung. Bei stets ungeschwächter Gesundheit verlebte ich die ersten Wochen in einem Taumel von Freude, wahrhaft ergriffen von den Schönheiten einer unvergleichlich zauberhaften Natur. Die ersten Regen hatten begonnen und kleideten die aus einem parkartigen Gemisch von Grasflächen, Gebüschen und Bäumen gebildete Landschaft in das zarte Grün unsers Frühlings. Wie bei uns Tulpen und Hyazinthen in den Gärten, entsproßten daselbst dem Boden in Fülle die prächtigsten Zwiebelgewächse, und Bäume von unglaublich verschiednem Habitus mengten unter das frische Laub ihrer Zweige die volle Pracht lebhaft gefärbter Blüten. Ich besuchte die Seriben in der Umgebung der Hauptniederlassung des Ghattas. Meinen Gemüsegarten besäete ich mit den vorzüglichsten Maissorten, von denen ich mir Originalkolben aus New Jersey verschafft hatte. Am 70. Tage nach der Aussaat konnte ich mich der ersten Früchte meines Fleißes erfreuen, und das Ergebnis übertraf nicht nur meine Hoffnungen, sondern auch bei weitem die Güte des amerikanischen Saatkorns. Tabak aus Maryland gedieh zu riesiger Größe. Als vorzüglich anwendbar für den fetten, schweren Boden erwähne ich von unsern Gemüsen die Gurken, den Kopfkohl, Kohlrabi und Rettig. Mit Sonnen=

aufgang pflegte ich gewöhnlich, von einigen Leuten begleitet, die mir Mappen und Gewehre nachtrugen, mich in den nahen Wald zu begeben; stundenlang streifte ich in der sichern Umgebung der Seriba umher und kehrte um die Mittagszeit, mit Schätzen reich beladen, zu meiner Wohnung zurück. Nachmittags eilte ich dann aufs neue hinaus in die Fluren, während meine Diener unterdes daheim beständig die Papiere zum Pflanzentrocknen zu wechseln und die Pressen zu erneuern hatten. Bei dieser fieberhaften Thätigkeit schwollen meine Sammlungen schnell zu bedeutendem Umfange an, und Ballen häufte sich auf Ballen, alle aufs sorgfältigste in Rindshäute genäht und der weiten Reise gewärtig, die sie über Wüsten und Meere führen sollte in die Speicher der Wissenschaft. Die Khartumer Handelskompanien haben eine jede scharf abgegrenzte Ländereien, eigne Straßen, die zur Meschera führen, eigne Straßen, auf welchen sie brandschatzen, eine jede ihre Märkte, wo sie das Monopol behauptet. Am eifersüchtigsten überwachen sie ihre Gerechtsame auf Viehraub in diesem oder jenem Gebiete. So umfaßt das Raubgebiet des Ghattas im Dinkagebiet den ganzen untern Lauf des Tondj-Flusses. Die vorjährige Beute der Kompanie des Ghattas soll 8000 Stück Rinder ergeben haben; bei den diesjährigen Unternehmungen jedoch, obgleich dreimal wiederholt, war das Ergebnis ein so geringfügiges, daß es ihr den Spott der Nachbarn zuzog: 40 Stück Rindvieh. Benachbarte Kompanien, die im Raube erfolgreicher gewesen waren, verkauften nun gegen Sklaven, Kupferringe, Wechsel auf Khartum u. s. w. in der Seriba des Ghattas ihr überflüssiges Vieh: das ist die gegenseitige Aushilfe im Räuberleben.

So glücklich nun auch die Tage waren, die ich in der Seriba Ghattas verlebte, es fehlte nicht an naher Gefahr der schrecklichsten Art. Eine solche strich in der Nacht des 22. Mai 1869 hart über unsern Häuptern vorbei. Es goß in Strömen, und gegen zwei Uhr morgens brach ein gewaltiges Gewitter herein; fürchterliche Schläge, vergleichbar dem Krachen unter einem Lawinensturz zusammenbrechender Wälder, folgten rasch aufeinander, fast gleichzeitig mit den Blitzen, die das Dunkel der Nacht erhellten. Plötzlich erscholl hart neben meiner Hütte ein gewaltiges Geschrei

von Frauenstimmen, und in demselben Augenblick wich die stockfinstre Nacht einer Tageshelle, indem aus einem entzündeten Strohhause hoch die Lohe gen Himmel schlug. Zwischen der Brandstätte und meiner Behausung war nur die eine meiner Vorratskammern gelegen; sofort riet man mir, ich möchte hinausspringen; denn im Schlafe und in einer von Stroh und Bambus errichteten Hütte vom Feuer überrascht zu werden, ist fast sichrer Tod. Die größte Gefahr war vorhanden, in zwei Minuten hätte meine Hütte in Brand stehen müssen. Daher begannen die Leute augenblicklich mit dem Räumen. Zunächst wurde das Pulver in Sicherheit gebracht, und dann ging es an meine Koffer und Herbarien. Bereits war die Hälfte meines Gepäcks in Sicherheit, als wir bemerkten, daß der Wind die Flammen nach einer entgegengesetzten Richtung trieb. Erst als wir innehielten mit Retten und Flüchten, ward mir das Furchtbare der Lage bewußt. Ich stand versteinert da bei dem Gedanken, wie leicht ich in dieser unglückseligen Nacht aller Früchte meiner mühevollen Arbeit hätte beraubt werden können, und wie trostlos sich mein Schicksal gestalten mußte, wenn ich nackt und hilflos in dieses ungastliche Land geschleudert worden wäre. In den ersten Tagen des September 1869 konnte ich endlich das bis dahin Eingeheimste zum Flusse abschicken und meine Sammlungen über Khartum nach Europa befördern lassen.

4. Reise in die Niamniamländer.

Die Regenzeit war nun zu Ende, und 7½ Monate hindurch hatte ich in der Hauptseriba des Ghattas mein Standquartier gehabt. Jetzt sollte ein bedeutender Wechsel in der vorzugsweise seßhaften Lebensweise eintreten, und indem ich mich vorläufig von der Ghattas'schen Kompanie lossagte, verknüpfte ich meine Schicksale mit denen des bereits erwähnten Abd-es-Sammat. Seiner wiederholten Aufforderung, die Niamniamländer im kostenfreien Anschlusse an ihn zu durchziehen, war ich besonders auf Rat meiner Leute, die seinen Charakter kannten, schon früher Folge zu leisten entschlossen gewesen. Abd-es-Sammat berührte gegen Mitte November 1869 auf seinem Rückzuge von der Me-

schera unsre Seriba, und nun wollte ich ihm folgen. Das Gepäck war bereits ausgewählt und auf 36 Trägerlasten beschränkt; die nubischen Diener und drei Sklaven, meine Dolmetscher, begleiteten mich in zufriedenstellender Ergebenheit. Abd-es-Sammat's Karawane zählte im ganzen an Trägern und Bewaffneten 250 Mann. Am 17. November 1869 wurde die Reise nach Süden angetreten. In der Tondjniederung harrten meiner vier kräftige Träger des Bongovolkes mit einem Bettgestell, um mich hoch über ihren Köpfen in bequem sitzender Stellung durch das Überschwemmungsgebiet bis zur Fähre hinzutragen, welche Abd-es-Sammat hergestellt hatte. Dieselbe bestand aus einem großen Bündel Stroh, auf welchem die Lasten in kleinern Partien und der größte Teil der Träger, indem sie sich an das Floß anklammern mußten, nach und nach von den schwimmkundigen Anwohnern des Flusses ans andere Ufer bugsiert wurden. Der Fluß hatte eine Breite von nahezu 60 m. Am jenseitigen Ufer fanden wir trockneres Gelände, und wenige Minuten führten uns durch den Rest der Flußniederung zu einem steilen Abfall des felsigen Hochlandes, das dieselbe auf der südlichen Seite begrenzt. Ein schöner Buschwald bedeckt diese Höhen. Wir befanden uns nun in einer menschenleeren Wildnis, da Tagereisen weit im Umkreis keine Niederlassungen vorhanden waren.

Wer hätte nicht von der Pracht des südlichen Himmels gelesen, welcher Reisende nicht geschwelgt in dem Anblick der großartigen Wolkenscenerie, die ihm die hellen Tropennächte vorführten! Da erglänzt, wenn Mitternacht vorüber, am wolkenfreien Himmel die volle Pracht der Sterne, und von einem rötlich schimmernden Hof umgeben, wirft der Mond auf die letzten Nachzügler sein Silberlicht. Tief unten in der Waldeinsamkeit hat sich inzwischen ein marktartiges Getümmel ausgebreitet; das laute Gesumme der Plaudernden wird ab und zu von einem kräftigen Kommandoruf unterbrochen, hin und wieder lodert ein neues Lagerfeuer hoch auf, und das Dunkel des Waldes erstrahlt von zahllosen Lichtern. Jeder Träger schützt sich, so gut er kann, gegen den Tau der Nacht, und die Asche ist seine Decke. Rauchwolken umhüllen die ganze Lagerscene, ein brennendes Gefühl

in den Augen verscheucht jeden Schlaf und fordert zur fortgesetzten Bewunderung der Vorgänge am Himmel auf. So beschaffen war mein tägliches Nachtlager, so oft ich von einer großen Trägerkarawane begleitet reiste.

Die Vegetation auf unserm südlichen Marsche war infolge der wiederholten Steppenbrände jetzt verödet und verarmt; namentlich auf den höher gelegnen Strichen bot die Entlaubung der meisten Bäume und Sträucher einen trostlosen Anblick dar; hin und wieder fanden sich indes auch völlig belaubte unter die nackten Schwestern gemengt. In der Nähe der Seriba Daggudu wimmelte das nackte Gestein weit und breit von menschlichen Gebeinen. Zusammengeraubte Sklaven erlagen hier in Menge den Anstrengungen des Marsches, oft auch erlitten sie wohl buchstäblich den Hungertod. In der Seriba selbst harrte meiner ein empörendes, auch früher schon oft erlebtes Schauspiel; das bestand in einer Anzahl hilfloser Kinder, kleiner Bilder des Jammers und Elends. Verwaiste Sklavenkinder oder solche, deren Mütter davonliefen, finden in den Seriben ein trauriges Los. Niemand nimmt sich ihrer an; sie verhungern fast, verbrennen sich im Schlaf am Feuer und laufen hilflos voller Wunden umher.

Nach siebentägiger Wanderung durch fast unbewohnte Gegenden befand ich mich am 23. November 1869 in dem Hauptquartiere meines Freundes, der Seriba Sabbi, der mir die unbeschränkteste, wahrhaft orientalische Gastfreundschaft zu teil werden ließ. Die Eingebornen, welche ihren Gebieter mir gegenüber stets in so ehrerbietiger Haltung sahen und während der Reise beim Übersetzen jedes Bachs und jeder Pfütze mich auf einer Tragbahre hinüberzuschaffen hatten, sprachen untereinander: „Dieser weiße Mann ist Herr über alle Türken“ (so lassen sich die Nubier überall im Lande nennen). Die Flora bot in dieser Stillstandsperiode wenig Neues dar. An Fruchtbarkeit stand die Umgegend von Sabbi meinem frühern Standquartier nicht im geringsten nach, und die Sorghumkolben, oft bis sechs Pfund schwer, erreichten hier dieselbe Fülle und Größe, welche den fetten Boden des Ghattas'schen Gebiets auszeichnet. In den Abendstunden belustigte mich das gespenstische Treiben der lang-

gefiederten Ziegenmelker. Auf den wiederholten Streifzügen in der Umgegend wurde ich nicht weniger als 12 verschiedner Antilopenarten ansichtig. Von den zahlreichen kleinen Räubern war das Zebra-Ichneumon einer der interessantesten. Eines Tages hatte ich im hohen Grase einen Buschbock (Antilope) krank geschossen; ich sah ihn durch das Gras eilen und erwartete eben sein Zusammenbrechen, da hörte ich ihn ein kurzes, meckerndes Geschrei ausstoßen, und in demselben Augenblick war er meinen Blicken entzogen. Nun drang ich durch das hohe Gras zu der Stelle vor, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte. Endlich sah ich ihn dicht vor mir liegen, aufs lebhafteste mit den Läufen schnellend, aber festgebannt an den Boden durch einen Gegenstand, den ich nicht erkannte. Ich trat einen Schritt näher und gewahrte ganz deutlich den dicken Leib einer Riesenschlange, welche in dreifacher Windung den Körper des Bocks umschlungen hielt. Nun wich ich so weit zurück, als ich dachte, den besten Schuß abgeben zu können; ich feuerte, und in demselben Augenblick stand kerzengrade und ellenhoch der Python vor meinen Blicken. Dann schnellte er zurück und schoß mit unglaublicher Schnelligkeit auf mich los; aber nur die vordere Hälfte schien beweglich, der Rest des Schlangenleibes lag gelähmt am Boden, denn die Wirbelsäule war gebrochen. Als ich dies gewahr wurde, griff ich zu meiner Schrotflinte, feuerte, lud und feuerte wieder, so lange, bis das Untier keine Bewegung mehr verriet.

Am 20. Januar 1870 war man glücklich mit den Rüstungen so weit vorgerückt, daß die Hauptmasse des Zugs sich in Bewegung setzen konnte. Abd-es-Sammat's Gastfreundschaft hatte ich bereits drei Monate genossen, und sie blieb auch während der ganzen Dauer der Niamniamreise immer dieselbe. Unter einer Bande von 7—800 Köpfen die Ordnung aufrecht zu erhalten, ist nach unsern Begriffen nicht denkbar, besonders nicht bei den Nubiern. Nur derjenige Anführer vermag eine gewisse Herrschaft über sie auszuüben, der sie bei ihrer schwachen Seite zu nehmen weiß. Ein zu rechter Zeit eingeschaltetes „Brüderchen“, eine in Aussicht gestellte Sklavin u. s. w., nur das bringt den Widerspenstigen zum Gehorsam; aber stets gemütlich, stets tändelnd muß es geschehen. Beim Antritt einer Expedition er-

heischt es die Sitte, ein Schaf im Eingang zum Pfahlwerk der Seriba zu opfern. Dann bewegt sich der Zug zum Thore hinaus, und der Fahnenträger senkt die Fahne über das Opferlamm, so daß ein Zipfel derselben ins Blut taucht. So ist die rote Fahne des Islam in der That eine Blutfahne, und blutig und blutdürstig sind die Sprüche des Koran, die aus weißem Zeug auf dieselbe gestickt werden, wie z. B.: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen, der Kampf gegen alle, die nicht glauben an den einen Gott und daß Mohammed sein Prophet sei.“ Es war für mich ein unvergeßlicher Tag, an welchem ich die ersten Schritte zur Erreichung des Ziels meiner kühnsten Hoffnungen begann. Jetzt ging es unaufhaltsam hinein ins Innere von Afrika, so weit, wie mich meine Füße tragen wollten; „bis ans Ende der Welt,“ hatte Mohammed Abd-es-Sammat gesagt; „so weit will ich dich bringen, daß du selbst sagen sollst: nun genug.“

Am linken Ufer des Tondjflusses stößt man auf die ersten Bezirke der Niamniam, dem Häuptling Nganje gehörig, der Abd-es-Sammat befreundet war. Der Weg zu seiner Residenz führte uns durch Hochgras, dessen dürre Grashalme — unsern Röhrichten an Flußufern vergleichbar an Höhe und Dichtigkeit — absichtlich von den Eingebornen geschont, d. h. geschützt gegen den Steppenbrand, dastanden, der Elefantenjagd halber. Je nachdem sich die Gelegenheit darbietet, Elefantenherden hineintreiben zu können, werden hier die Steppen stückweise in Brand gesteckt. Die Halme der hauptsächlichsten Grasart erreichen eine Höhe von fünf Meter und verholzen zu einem massiven Rohr von Fingerstärke. In Grashorsten von derartiger Beschaffenheit bringt das Feuer dem Elefanten unvermeidlichen Tod. In großartigem Maßstabe wird dann die Treibjagd betrieben. Tausende von Jägern und Treibern versammeln die Jagdsignale auf großen Holzpauken. Kein Entweichen rettet das Wild: überall vermittelst der Feuerbrände zurückgetrieben, scharen sich schließlich die Alten um die Jungen, bedecken sie mit Gras, pumpen Wasser aus ihren Rüsseln auf dieselben, so lange es gehen will, um sie zu retten, bis sie, betäubt von Rauch oder ohnmächtig vor Hitze und Brandwunden, ihrem Schicksal er-

liegen. Mit Lanzenstichen giebt man den armen Tieren den Rest; viele — wie das die eingehandelten Stoßzähne beweisen — müssen buchstäblich den Tod durch Feuer erleiden. Es ist ein Vertilgungskrieg, in welchem Alte und Junge, Männchen und Weibchen vernichtet werden. Und welchen Nutzen schafft eine solche Metzelei? Die Antwort auf diese Frage geben unsre Stockgriffe, Billardkugeln, Klaviertasten, unsre Kämme und hunderterlei derartiger Kram.

Endlich war man bei den Hütten des Häuptlings Nganje angelangt. Augenblicklich sah ich mich von den Eingebornen, den Niamniam, belagert, die in hellen Haufen herbeigeströmt kamen, um den weißen Mann zu sehen. Hier zeigten sich mir die Niamniam zum erstenmal in ihrem vollen Staat, mit Fellen umhängt und geschürzt, keck auf die hochaufgeputzte Haartour die Strohhüte voller Federn und Kaurimuscheln gesteckt, die schokoladenbraune Haut mit dem tintenartigen Safte des Blippo in Tigermustern bemalt.

Die Niamniam oder Sandeh galten schon in früher Zeit im Sudan als ein Volk, das ausgestattet sein sollte mit dem unvermeidlichen Merkmale des Urmenschen, dem Schwanze. Den Schleier, welchen ein märchenhafter Zauber über dieses Volk ausgebreitet, gelüftet zu haben, war das Verdienst meines Vorgängers Piaggia, jenes schlichten, aber unerschrockenen Italieners, welcher den Mut gehabt hatte, ein volles Jahr allein unter den Niamniam auszuharren. Bald nach ihm führte auch mich ein gütiger Stern in die Mitte dieser Menschenfresser. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in Fellen, welche, im Gürtel hängend, malerisch um die Hüften drapiert sind. Es sind meist schöne, bunte Felle, welche hierbei Verwendung finden, am häufigsten die von Genetten und Colobus, und der lange schwarze Schwanz des Quereza hängt auch gewöhnlich an der entsprechenden Körperstelle*). Ein größres Fell von Antilopenhaut wird während der Regenzeit getragen. Um den Hals gehängt, reicht es einer Schürze gleich bis über die Kniee und schützt den Körper vor der empfindlichen Kühle und Näsſe des Hochgrases. Die Männer

*) Daher die Sage von geschwänzten Menschen.

sind Jäger von Profession, der Ackerbau wird allein von den Frauen besorgt. Die Eleusine bildet den Hauptgegenstand der Kultur, sie liefert ein wohlschmeckendes Bier. Tabak ist überall bei den Niamniam im Gebrauch; sie rauchen aus kurzen Thonpfeifen von eigentümlicher Gestalt, ohne Rohr. Vieh jeder Art fehlt dem Lande; die einzigen gezüchteten Haustiere sind Hühner und Hunde. Die letzteren sind — wie ihre Herren — außerordentlich zur Fettbildung geneigt, was von letzteren auch ganz besonders beabsichtigt wird, da Hundefleisch einen ihrer vorzüglichsten Leckerbissen ausmacht. In der Wahl des Eßbaren sind sie wenig wählerisch. Das beste und schmackhafteste Gericht der Niamniamküche ist der Brei von frischem Maiskorn. Fleischkost gilt ihnen indes als das höchste aller irdischen Güter, und Fleisch! Fleisch! ist das Losungswort, das bei ihren Kriegen erschallt. Im großen und ganzen darf man getrost die Niamniam als ein Volk von Menschenfressern bezeichnen; sie rühmen sich selbst vor aller Welt ihrer wilden Gier, tragen prahlend die Zähne der von ihnen Verspeisten, auf Schnüre gereiht, wie Glasperlen am Halse und schmücken die ursprünglich nur zum Aufhängen der Jagdtrophäen bestimmten Pfähle bei den Wohnungen mit Schädeln ihrer Opfer. Am häufigsten wird das Fett von Menschen verwertet. Sie verabscheuen nur dann den Genuß von Menschenfleisch, wenn der Körper einem an einer ekelhaften Krankheit Verstorbenen angehörte.

Gegen abend stattete ich dem Fürsten einen Besuch ab. Sein Wohnsitz bestand aus einer geringen Anzahl von größeren und kleineren Hütten, welche er mit seiner Leibwache und den Frauen und Kindern bewohnte. Von weitem erkennt man die Mbanga (Wohnung) eines Fürsten bereits an den vielen Schilden, welche an den Bäumen oder an Pfählen aufgehängt sind; dabei hält eine auserlesene Schar Männer in vollem Waffenschmuck Wache, Tag und Nacht der Befehle des Gebieters gewärtig, da hier zu Lande Kriegszüge, Überfälle, Handstreiche zur Ermordung des Fürsten an der Tagesordnung sind, hin und wieder auch Befehle von großer Bedeutung zu geben sind, z. B. bei Entdeckung einer ganzen Elefantenherde in der Nachbarschaft, wozu die nötigen Signale angeordnet werden müssen, um alle Männer

schleunigst zu versammeln: ein Staatsgeschäft ersten Ranges, wobei es sich um den Erwerb von vielen Zentnern Elfenbein handelt und gelegentlich an 1000 Zentner Fleisch erbeutet werden können.

In dem etwas südwestlicher gelegenen Lager von Gumba belustigte uns eines Abends die possierliche Figur eines Sängers mit ungeheuerm Federbusche auf dem Haupte, welcher beim taktmäßigen Schütteln des Hauptes mit den langen Flechten seines Haares zu einem großen Gewirre zusammenschmolz. Wie mit dem Haupte der Medusa angethan, erschien dieser Künstler; „Nsanga" nennen die Niamniam diese Minnesänger. Mit ihren Stimmmitteln verfahren sie so haushälterisch wie ausgediente Primadonnen. Man kann nur in nächster Nähe vernehmen, was sie singen. Ihr Instrument ist die nationale Guitarre, deren feines Geklimper vortrefflich zu dem säuselnden, näselnden Recitativ des Sängers paßt.

Immer zogen wir weiter in südlicher Hauptrichtung. Unser vorläufiges Ziel, die Seriba Abd-es-Sammat's, wurde am 10. Februar 1870 erreicht. Unterstützt durch die beständige Anwesenheit von einer über 40—50 Flinten verfügenden nubischen Streitmacht, beherrschte Ssurrur, der Vicehäuptling aus dem Niamniamlande, das ziemlich beträchtliche, gut bevölkerte Gebiet an Abd-es-Sammat's Statt. Die Eingebornen waren verpflichtet, wenn die Signale erschollen, zu den Kriegs- und Jagdzügen sich pünktlich zu versammeln, auch für die Herbeischaffung von Nahrungsmitteln zum Unterhalt der ins Land geführten Söldner und Träger selbst Sorge zu tragen, Häuser zu errichten, Holz und Stroh zu liefern und was dergleichen Frone zu sein pflegen, nur daß die Niamniam nicht selbst als Lastträger auf den Zügen verwandt zu werden pflegen, wie die Bongo. Bei einem so unbeständigen und ungefügigen Jägervolke, wie die Niamniam sind, erstreckt sich auch die Macht der einheimischen, völlig unabhängigen Häuptlinge nicht weiter als auf den Oberbefehl und die beliebige Verfügung über alle waffenfähige Mannschaft für Krieg und Jagd. Nur das Elfenbein und die Hälfte des erbeuteten Fleisches bilden ihr unbestrittenes Einkommen. Für Lebensmittel haben sie selbst

durch Bestellung ihrer Felder zu sorgen, und zu dem Ende suchen sie ihre Hausmacht durch Erwerbung einer großen Menge von Weibern und Sklavinnen möglichst zu erweitern. Vom 10. bis 26. Februar blieb ich an diesem Platze unter 4° 50′ nördl. Br.; bald war ich auch in diesem entlegnen Land so gut wie zu Hause. In unerschöpflicher Fülle rieselten die beiden Bäche (in deren Gabel die Seriba lag) das ganze Jahr über die reizende Landschaft, und es gab daselbst im tiefen Schatten hochstämmiger und mit Lianenmassen zusammengeketteter Bäume Plätze, wo das Arrangement der Gewächse jedem Palmenhause hätte vorbildlich sein können. Die wilde Dattelpalme bekleidete hier als niedres Gestrüpp den Rand des Baches, mit dem so gut wie undurchdringlichen Kalmus abwechselnd. Der Aschantipfeffer hüllt die ehrwürdigen Stämme dieser Fürsten des Pflanzenreichs in königlichen Purpur; denn er ist massenhaft behangen mit feuerroten Beeren in fingerlangen Trauben.

Am 25. Februar 1870 waren alle Vorbereitungen zum Weitermarsch nach Süden vollendet, und wir brachen — verstärkt durch die Leute des Ghattas — an 1000 Köpfe stark auf. Wir mußten durch das Gebiet des unabhängigen Häuptlings Uando ziehen. Wie man uns mitteilte, hatte er gedroht, diesmal solle Mohammed ihm nicht entkommen, er wolle ihn vernichten und alle Leute mit ihm, auch der „Blattfresser" — denn so pflegte man mich meiner Vorliebe für Gewächse und Bäume wegen im Niamniamlande allgemein zu nennen — müsse sein Schicksal teilen. Daher wurden am 28. Februar die Kolonnen der Karawane, um jederzeit auf einen Angriff gefaßt zu sein, zum erstenmal nach den Regeln der nubischen Kriegskunst geordnet. Die gesamte, mit Flinten bewaffnete Macht wurde in drei Abteilungen geteilt, jede mit einer eignen Fahne an der Spitze. Die erste schritt am Kopfe des Zuges einher, dann folgten die Träger mit den Waren (Kupfer, Baumwollenzeug, Glasperlen), die zweite befand sich in der Mitte des Zugs, wo die Hauptmasse der Munition (Patronen, Pulver u. s. w.) getragen wurde, dann kamen wieder Träger mit Waren, schließlich Weiber und Sklavinnen, und am Ende die dritte Abteilung Bewaffneter. Zu beiden Seiten des langen Zugs schwärmten eingeborne Sol-

daten, um die Luft rein zu halten. Nach mehrstündigem Marsch wurde gerastet und gefrühstückt. Die Träger durchwühlten einige Morgen Landes nach süßen Bataten; auch die ersten umfangreichen Maniokpflanzungen fanden sich hier. Hühner wurden unter großer Entsagung als fremdes Eigentum geschont. Unreife Bananen, in Asche geröstet, vervollständigten das Mahl. Es war ein lustiges, großartiges Bild afrikanischen Lagerlebens, auf welches die verwüsteten Felder und die zur Bequemlichkeit der Fremdlinge in alle Winde zerstreuten Gerätschaften der Insassen mit entsagender Wehmut zu blicken schienen. Am Abend langten die Boten von Uando an, um unter Darreichung verschiedner Krüge Eleusinebier die freundschaftlichen Gesinnungen des Fürsten zu beteuern. Alle waren froh der friedlichen Wendung, welche die Ereignisse nahmen. In einer Stärke von 100 Gewehren sollte das Ghattas'sche Corps von hier nach Westen aufbrechen, und wir waren für unser weiteres Vordringen zu den Monbuttu auf eine Streitmacht von nur 175 Gewehren beschränkt. Weiter ging es nach Süden.

Als ich den Linduku überschritt, sagte ich den Nilländern Lebewohl, der erste Europäer, dem es geglückt war, von Norden kommend, die Wasserscheide des Nils zu überschreiten, so viele ihrer auch ausgezogen waren, das caput Nili zu suchen. Klar wurde mir erst die Wasserscheide, als ich aus den Angaben der Niamniam über die Zugehörigkeit des Mbruole, des nächstfolgenden Flusses, zum Uellesystem Aufklärung erhielt. Jetzt erst begannen die ernstlichen Beschwerden afrikanischer Fußwanderung. Denn Sumpfniederungen, oft mehrere kurz hintereinander, mußten durchwatet werden; da wäre kein Wagen und ebensowenig ein Reiter durchgekommen. Da lagen modernde Baumstämme, die auf schlüpfriger Unterlage beim Betreten sich drehten wie eine Welle, andere waren glatt und boten dem Fuße keinen Halt; dann kamen tiefe Löcher, von Wasser erfüllt, oder von schwimmender Vegetation in verräterischer Weise überdeckte Fallgruben; da gab es ein Springen von Erdklumpen zu Erdklumpen, mit Balancieren und Tasten verbunden; vergebens sah sich die Hand nach Hülfe um, ungastlich wiesen die sägeartig berandeten Pandanusblätter jeden Händedruck zurück. Mit

dem Aus- und Ankleiden und Durchwaten war indes bei solcher Gelegenheit nicht alles gethan, denn nach vollbrachtem Werk blieb noch das Geschäft einer Reinigung von schwarzem Schlamm und Humusmoder übrig, der zähe am Körper haftete. Außerdem fiel der Blick auf die Blutegel, die an den Beinen hingen. Zum Pulverhorn mußte man greifen, um sie abfallen zu machen, und die Kleider tränkten sich mit unnütz vergossenem Blute. In der Nähe von Uando's Residenz war die Waldung von großartiger Üppigkeit und erschloß mir täglich eine ganze Reihe der fremdartigsten, nie zuvor gesehenen Gewächsformen. Im Innern der Uferwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, ewig in tiefen Schatten gehüllt und von aufeinander gelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt. Die Stämme selbst, wenn nicht überall mit Farn verschiedner Art dicht bewachsen, erschienen doch in den meisten Fällen von einem dichten Geflecht des kletternden, rotbeerigen Pfeffers umstrickt.

Am 19. März 1870 sollten wir den Uelle erreichen. Der Weg zum Flusse führte uns in rein südlicher Richtung von der Wohnung des Bezirksvorstehers Isingerria aus fast ununterbrochen durch Pisangplantagen, aus welchen ab und zu die kleinen Dächer der aus Rinden und Bambus kunstvoll zusammengenähten Häuser hervorguckten. Nach kaum zweistündigem Marsch waren wir am Ufer des großen Flusses, der seine trüben, bräunlich schimmernden Fluten zwischen hohen Uferwänden majestätisch gegen Westen wälzte. Es war für mich ein unvergeßlicher Anblick, dem Eindruck vergleichbar, welchen Mungo Park empfand, als er am 20. Juli 1796 zum erstenmal am Ufer des vor ihm halb mythischen Nigers die große Streitfrage, ob der Fluß nach Westen oder nach Osten sich bewege, zu lösen vermochte. Mit Spannung in den Uferbüschen auf nächstem Wege mir Bahn brechend, suchte ich einen Durchblick zu gewinnen nach dem großen Wasser, dessen Rauschen an den Steinbänken in seinem Bette bereits eine Zeitlang zu meinen Ohren gedrungen war. Er floß nach Westen und gehörte also nicht mehr zum Nil. Er hatte eine Breite von 250 m und bot bei

dem niedrigsten Wasserstand dieser Jahreszeit eine Tiefe dar, die nirgends unter 4 und 5 m betrug. Es war kein Leichtes, unsre große Karawane über den Fluß zu schaffen; dennoch wurde diese Arbeit durch die vom König Munsa uns gestellten Fährleute so rasch gefördert, daß in drei Stunden der letzte Mann auf das südliche Ufer übergeführt war. Dies geschah vermittelst großer Kanoes, aus einem Stamm gehauen; einige hatten bei 9 m Länge über 1 m Breite. Nur noch durch eine kurze Strecke waren wir von dem Ziele der diesjährigen Reise, der Residenz des Monbuttukönigs, getrennt. Bis wir die letzten 12 Meilen zurückgelegt hatten, welche uns noch von dem Wohnsitze des Königs schieden, führte uns der Pfad durch eine paradiesische Landschaft, deren Reize sich für immer meiner Erinnerung eingeprägt haben. Wir durchzogen die endlosen Pisangplantagen, welche, vermischt mit bezaubernden Hainen der Ölpalme, das ganze Land zu einem ununterbrochnen Garten, einem wahren Eden gestalten. Eine köstlich erquickende, würzige Luft strich durch die Landschaft, überall war Wasser und kühlender Schatten zu finden; vor den Häusern der Eingebornen prangten riesige Feigenbäume, deren dichte Kronen kein Sonnenstrahl durchdrang. Wir durchschritten vom Uelle an allein zwölf Bäche, welche das wellenförmige Terrain in 30—60 m tiefen Bodenfalten durchströmten. Endlich winkten aus tiefem Grün die Palasthallen des Königs von weitem den Wandernden entgegen. Durch eine tiefe, walderfüllte Bachsenkung von der Residenz geschieden, schlugen wir am diesseitigen Gesenke einer baumfreien Thalwand unser Lager auf. Uns gegenüber zeigte sich ein weitgedehnter, grasfreier Abhang, auf welchem die dunkelrote Erde (Raseneisenstein) wohlgesäubert und mit vielen Reihen der zierlichsten Hütten bedeckt war. Dahinter erhoben sich, alles übrige weit überragend, bahnhofähnliche Gebäude in einer Höhe und Breite, wie ich sie seit Kairo nicht wieder gesehen, und verrieten mir sofort den Wohnsitz des Königs Munsa.

5. Im Monbuttulande.

Munsa hatte die Ankunft der Khartumer mit Ungeduld erwartet; in seinen Speichern lagerte hochaufgestapelt das Elfenbein, die Jagdausbeute eines ganzen Jahres. Jetzt sollten ihm die Reichtümer des Nordens von neuem erschlossen werden. Groß war Mohammed's (Abd-es-Sammat's) Eile, den König zu sehen. Unter den mitgenommenen Geschenken für Munsa spielte ein ganzes Sortiment großer Kupferschüsseln die Hauptrolle. Sie sollten nicht Küchenzwecken dienen, sondern fortan hatten sie ihre Kraft als Tonwerkzeuge gewaltiger Art in den weiten Hallen der königlichen Residenz zu erproben. Am 22. März 1870 war mir eine Audienz beim König zugestanden worden. Mohammed's schwarze Leibgarde und die Musikanten waren mir entgegengekommen, um unter Abspielung der türkischen Reveille mir ein festliches Geleit zum Wohnsitz des Königs zu geben. Schnell warf ich mich nun in ein feierliches Schwarz, indem ich nach dem längst vergessenen Tuchrock langte und mir die schwerbeschlagenen hohen Schnürstiefeln eines Alpentouristen anlegte. So schritt ich einher, gefolgt von drei schwarzen Knappen, die mir Büchsen und Revolver nachtrugen, ein vierter schwenkte den unvermeidlichen Rohrstuhl in seinen Armen; dies entsprach ganz den Sitten des Landes, denn die Monbuttu muten niemand zu, sich auf ebnen Boden zu setzen. Das zusammengelaufene Volk ließ uns nur einen schmalen Durchgang frei. An der Palasthalle harrte meiner ein Beamter des königlichen Hauses, schweigend ergriff er meine rechte Hand und geleitete mich mitten ins Innere, wo die Vornehmen des Landes nach Rang und Würden geordnet saßen wie die Zuhörerschaft in einem Konzerte (siehe Abbildung 8!). Am entgegengesetzten Ende der Halle war ein freier Raum übrig gelassen; dort stand die Thronbank des Königs; vor derselben lag eine Fußmatte, hinter derselben stand eine Lehne. Einige Schritte zur Seite der Thronbank ließ ich meinen Stuhl hinstellen und nahm Platz. Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Ich hatte Zeit, mich umzusehen. Vor allem fesselte meine Aufmerksamkeit die Halle selbst, in welcher wir uns befanden. Sie hatte 30 m

Länge, 12 m Höhe und 15 m Breite. Viele Hunderte ganz aus Kupfer geschmiedeter Lanzen und Spieße in allen Formen, von

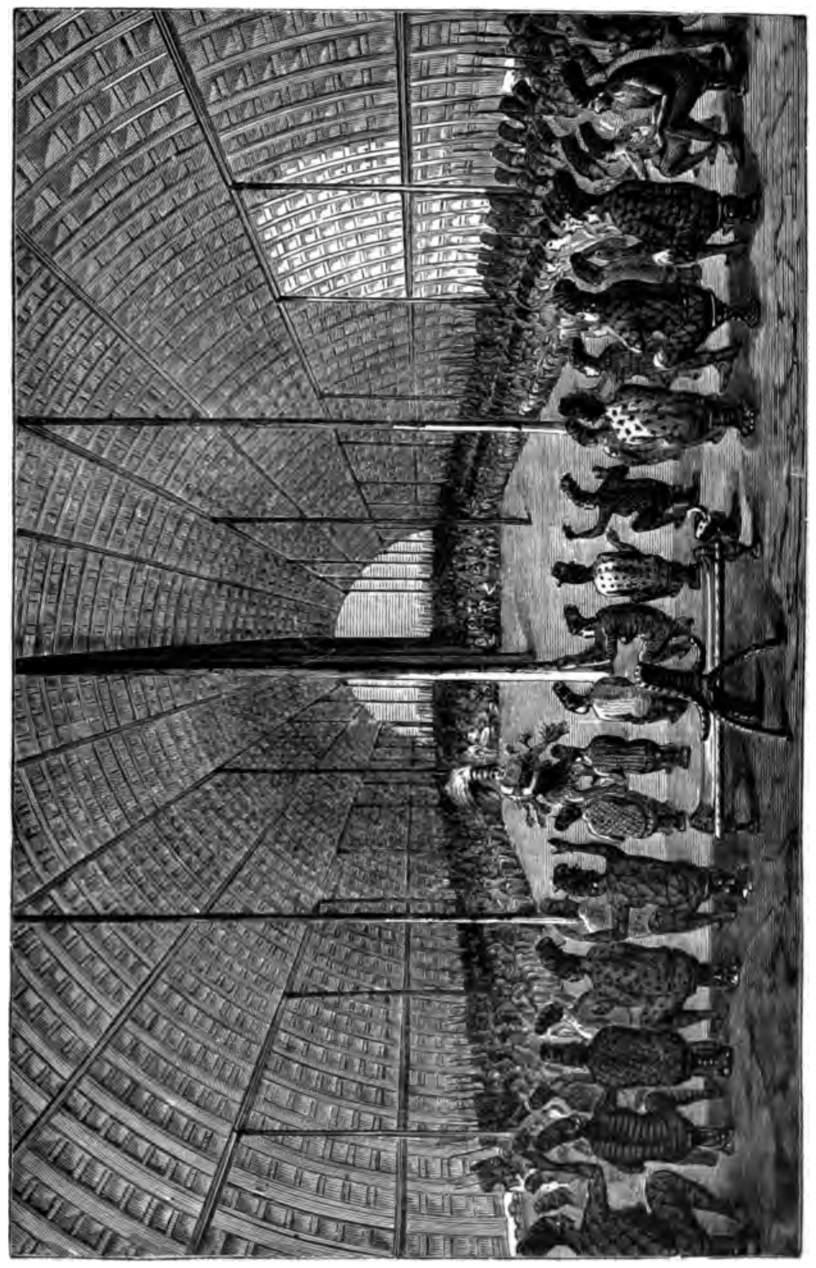


Abb. 8. König Munsa tanzt vor seinen Weibern.

deren Spitzen ein Glühen wie von flammenden Fackeln ausging, gaben einen prächtigen Hintergrund für den Thronsitz des Herrschers. Endlich kommt der König. Den Blick gleichgiltig vor sich hin gerichtet, naht derben Schritts der rotbraune Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedere Thronbank und betrachtet seine Füße. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformten Schmuck an Armen und Beinen, an Hals und Brust, auf dem Scheitel einen großen Halbmond, alles aufs glänzendste geputzt und geschliffen, erstrahlte der Herrscher in seiner schweren Kupferpracht wie im roten Schimmer einer sonntäglichen Küche. Ein stattlicher, randloser Federhut saß ½ m hoch auf der Höhe des Scheitels, die durchbohrten Ohrmuscheln trugen fingerdicke Kupferstäbe, am ganzen Leibe war der König mit der landesüblichen Schminke von Farbholz eingerieben; seine einzige Kleidung bestand in einem großen Stück verarbeiteter Feigenrinde und umhüllte in äußerst kunstvollem Faltenwurfe den halben Körper, Kniehosen und Leibrock zugleich darstellend. Fingerdicke Riemen von Büffelhaut, welche an den Enden schwere Kupferkugeln trugen, hielten als Gürtel das schönbesäumte Rindenzeug zusammen. In der Rechten schwang Munsa als Scepter den sichelförmigen Monbuttusäbel aus gediegnem, lauterem Kupfer. Nichts Unechtes oder Erborgtes war an ihm zu finden. Nach und nach begann er einige Fragen gleichgiltiger Art an mich zu richten. Nun trugen meine Diener die Geschenke herbei: schwarzes Tuch, Fernrohr, einen als weißes Eisen betrachteten silbernen Teller, einiges Porzellangeschirr, wirkliches Schnitzwerk aus Elfenbein, ein Buch in Goldschnitt, einen Doppelspiegel, ein großes Sortiment herrlicher venetianischer Perlen. Munsa betrachtete alles mit großer Aufmerksamkeit, ohne indes viel dabei zu sagen. Zu unsrer Unterhaltung ließen sich hören ein paar Hornbläser, Spaßmacher, Sänger von Profession; auch ein Hofnarr war da, ein kleiner, kugelrunder Fettklumpen. Das Beste hatte Munsa für den Schluß aufgespart: er hielt eine Rede. Der König erhob sich mit einem Satz, zupfte an seinen Schößen, räusperte sich und begann das lautschallende Wort. Natürlich verstand ich nichts davon. Munsa

sandte mir ein Haus als Gastgeschenk. Das leichte korbartige und mit spanischem Rohr fest zusammengenähte Gestell glich einer großen Schachtel, das Dach war der Deckel dazu. Meine Beziehungen zu diesem Volke gestalteten sich von Tag zu Tag inniger. Ich ließ den Neugierigen vor meinem Zelt mit Hilfe meiner Niamniamdolmetscher sagen: „Bringt Waffen und kunstvolles Gerät; schafft herbei Felle und Schädel von Tieren, vor allem aber bringt Menschenschädel, so viel als ihr deren von euren Mahlzeiten erübrigt." Dies ließen sie sich nicht zweimal sagen. Die Menge der mir in den ersten Tagen herbeigeschleppten Gebeine war erstaunlich und mußte meinem immer noch schüchternen Glauben an die Allgemeinheit kannibalischer Sitte in diesem Lande zu völliger Überzeugung verhelfen.

6. Die Pygmäen oder Akka.

Der König sandte eines Tages Boten zu mir, welche um die beiden Hunde baten, die ich mitgebracht hatte. Ich beschloß nach vielem Drängen, nachzugeben und den einen Hund gegen ein Wesen der Akkarasse (Pygmäen) einzutauschen. Munsa ging willig darauf ein und sandte mir zwei derselben. Ich behielt den kleineren Akka, welcher ein Alter von 14—15 Jahren haben mochte, um ihn als lebenden Beweis für die Wahrheit der tausendjährigen Mythe (von dem Zwergvolk der Pygmäen) mit mir nach Europa zu nehmen. Nsewuë hieß der kleine Pygmäe, und ich betrachtete ihn fortan als ein Adoptivkind. Er wurde bekleidet, und meine Leute mußten ihn bedienen, als wäre er mein eigner Sohn. — Von Cyklopen und Pygmäen sprachen schon die Nubier, die unsre Expedition begleiteten, auf der Nilfahrt. Da waren etliche, die mit eignen Augen das Völklein der unsterblichen Mythe geschaut hatten, und Männer, um deren Bekanntschaft mich Herodot und Aristoteles beneidet haben würden, waren meine Diener. In einem südlich vom Gebiete der Niamniam gelegnen Lande hätte man Männchen gesehen, die nie über einen Meter Höhe erreichten, einen langen weißen Bart bis an die Kniee trügen und, mit guten Lanzen bewaffnet, dem Elefanten unter den Leib schlüpften und ihn so

leicht zu töten vermöchten. Das früheste Zeitalter der griechischen Litteratur besaß bereits die Pygmäensage, und der Sänger der Iliade spricht von Pygmäen, wie von einem Volke, das den Griechen längst bekannt gewesen. Gehalt und Form aber erhielt der Begriff der Pygmäen bereits durch Aristoteles, welcher mit dürren Worten berichtet: „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Ägyptens, woselbst der Nil entspringt; dort herum wohnen die Pygmäen, und dies ist keine Fabel, sondern die reine Wahrheit. Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleiner Art und wohnen in Höhlen."

Mehrere Tage hatte ich bereits in der Residenz des Monbuttukönigs verlebt, und noch immer waren mir nicht die vielbesprochenen Zwerge zu Gesicht gekommen. Da erscholl eines Vormittags lauter Jubel durch das Lager; Mohammed (Abd-es-Sammat) hatte die Pygmäen beim Könige überrascht und schleppte trotz alles Sträubens ein seltsames Männlein vor mein Zelt, das hockte auf seiner rechten Schulter. Jetzt saß es vor mir auf meinem Ehrenplatz, zu seiner Seite der königliche Dolmetsch, und ich konnte meine Augen weiden an der handgreiflichen Verkörperung tausendjähriger Mythen, ihn zeichnen und ausfragen. Sein Name war Adimoku, und er war das Haupt einer Familie, welche eine halbe Stunde von der Residenz eine kleine Pygmäenkolonie bildete. Aus seinem Munde erfuhr ich die Bestätigung, daß ihr Volksname Akka sei. Die Akka bewohnen ausgedehnte Gebiete im Süden der Monbuttu, ungefähr zwischen dem ersten und zweiten Grad nördl. Br. Adimoku wurde im Laufe von zwei Stunden gemessen, porträtiert, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt. Er hatte nur eine Höhe von 1,5 m, dies war jedenfalls das durchschnittliche Maß. Trotz seines großen Hängebauches, trotz seiner kurzen dürren Säbelbeine leistete Adimoku im Tanze wahrhaft Unglaubliches an Sprungkraft und Gewandtheit. Seine Sprünge und Stellungen waren dabei von Lebhaftigkeit des Gesichtsausdrucks unterstützt, daß alle Anwesenden sich den Bauch vor Lachen halten mußten. Bereits am folgenden Tage erfreute ich mich wieder des Besuchs von zwei jungen Männern. Nachdem ich ihnen alle Furcht benommen, erhielt ich fast täglich Besuche von Akka. Unvergeßlich

war mir eine Begegnung, wo ich Gelegenheit finden sollte, mehrere Hunderte von Akkakriegern zu sehen. Von einer großen Kriegerschar begleitet, brachte Mummeri, Munsas Bruder, einen Teil der Kriegsbeute seinem königlichen Herrn, und ein ganzes Corps von Pygmäen befand sich in seinem Gefolge. Ich kam bei der Rückkehr von einem Ausflug durch das große Residenzdorf und wußte nichts von Mummeris Ankunft. Da sah ich mich auf dem weiten freien Platz vor den königlichen Hallen plötzlich von einem Haufen übermütiger Knaben umringt, welche ein Scheingefecht zu meinem Empfange begannen, ihre Pfeile auf mich richteten und in einer Weise mich umschwärmten, daß ich diese Zudringlichkeit mindestens für unziemlich hielt. „Da sind die Tikitiki," riefen meine Niamniam (so hießen die Akka bei ihnen); „du glaubst wohl, es seien Kinder, das sind Männer, die zu fechten wissen." — Trotz aller angewendeten Sorgfalt und Pflege erlag mein Adoptivsohn Nsewuë in Berber einer Ruhr. —

Der 12. April 1871 war als Zeitpunkt zum Aufbruch nach Norden festgesetzt, und nach acht Monate langer Abwesenheit war ich glücklich wieder in meinem alten Standquartier, der Seriba Ghattas, angelangt. Ich hatte vollauf zu arbeiten, um die reichen Ergebnisse des letzten Jahres für den weiten Weg gehörig vorzubereiten. Briefe mußten für ein Jahr im voraus geschrieben werden, und mein damaliger Fleiß lohnte sich wahrlich; denn was ich niedergeschrieben und kopiert, die Berichte sowohl wie die Karten, boten mir den einzigen Ersatz für den Verlust aller meiner Papiere, der mich am 1. Dezember 1870 bei einer Feuersbrunst in der Seriba betraf. Ich hatte wenig mehr als das nackte Leben gerettet: ohne Kleider, ohne Waffen und Instrumente, ohne Thee und Chinin stand ich jetzt vor dem Haufen Kohle und Asche, welcher, unwiederbringlich verloren, die Frucht mehrjähriger Anstrengung barg. Ich beschloß, der unseligen Brandstätte den Rücken zu kehren, um mich mit meinen Dienern nach Kurschuk Ali's Seriba jenseits des Djur zu begeben, bei deren wohlwollendem Verwalter ich nicht vergeblich hoffen durfte, für einige der dringendsten Bedürfnisse Abhilfe zu finden. Meiner Taschenuhren beraubt und außer

stande, dieselben auf irgend eine Art zu ersetzen, war ich jetzt auf das einzige, mir noch zur Sicherstellung der zurückgelegten Wegstrecken übrig gebliebne Mittel verfallen, meine Schritte zu zählen. Bis zu meiner Einschiffung in der Meschera am 26. Juni 1871 zählte ich 1¼ Millionen Schritte. Am 21. Juli waren wir in Khartum angelangt. Am Tage nach meiner Ankunft telegraphierte ich nach Alexandrien meine glücklich erfolgte Rückkehr. Nach einer Abwesenheit von drei Jahren vier Monaten betrat ich schließlich am 2. November 1871 in Messina wieder europäischen Boden.

Zweites Kapitel.

Erforschung von Sahara und Sudan.



4. Heinrich Barth*).

1. Bis Mursuk.

Es war am 5. Oktober 1849, als mein verehrter Lehrer und Freund, Herr Professor Karl Ritter, mir mitteilte, daß die englische Regierung im Begriff stehe, Herrn Richardson auf eine Mission nach Zentralafrika zu schicken zu dem Zwecke, englischen Kaufleuten Eintritt und Sicherheit in den Negerstaaten zu erwirken und dem Sklavenhandel zu steuern. Dieselbe hatte durch den preußischen Gesandten in London das Anerbieten gestellt, einem deutschen Reisenden die Beteiligung zu gestatten, falls er 4000 Mark zur Bestreitung der Reiseunkosten für seine Person mitbringe. Ich hatte bei den Erforschungen der griechischen und römischen Altertümer an den Küsten des Mittelmeers stets einen Seitenblick nach jenen halb oder ganz unbekannten Gegenden im Innern Afrikas geworfen. Schon in früher Jugend hatten Mungo Parks und der Gebrüder Lander Reisen in Afrika meine geistige Teilnahme im höchsten Maße auf sich gezogen. Die Worte eines Haussa-Sklaven in der tunesischen Stadt Kaf, mit dem ich in eine Unterhaltung über seine Heimat geriet, tönten fortwährend in meinen Ohren. Seine Worte: „So es Gott gefällt, sollst du dich noch aufmachen und Kano besuchen," fingen an, mich zu mahnen, sobald ich zur Ruhe des europäischen Lebens

*) Quelle: Dr. H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika 1849—55. Gotha, Perthes 1857. 5 Bände.

zurückgekehrt war. Mit Begeisterung bot ich mich Herrn Richardson zum Begleiter an. Mein Vater drang jedoch in einer Weise in mich, von dem gefahrvollen Unternehmen abzustehen, daß meine kindliche Ergebenheit mich Folge leisten hieß. Ich trat daher meinen Platz Herrn Dr. Overweg ab, der in jugendlicher Begeisterung sofort seine Dienste anbot. Mein Anerbieten war jedoch von der englischen Regierung bereits angenommen, und so schloß ich mich denn in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Overweg der Unternehmung an.

Mit meinem deutschen Gefährten reiste ich über Marseille nach Tunis. Ich versah mich hier mit der halb arabischen, halb sudanischen Tracht, die sowohl für das Klima sehr geeignet, als auch in den Augen der Einwohner Nord- und Zentralafrikas anständiger ist als die Kleidung der Europäer. Zur Erleichterung des Verkehrs in den größtenteils dem Islam angehörigen Gegenden wählte ich den arabischen Namen Abd el Kerim und fügte mich ohne Bedenken gewissen Gebräuchen der Moslemin, in denen sich wahre Gottesfurcht bekundet. Es waren dies nicht allein Redensarten wie „bism' illah" (im Namen Gottes), „el hamdu lillah" (gelobt sei Gott), sondern ganz besonders das Spenden von Almosen.

Es war spät am Nachmittage des 24. März 1850, als Overweg und ich in feierlichem Aufzuge, auf unsern Kamelen sitzend, die Stadt Tripoli verließen. Wir besaßen zur Höhenbestimmung nicht Barometer und Aneroïd, sondern nur Kochinstrumente. Unsre Fernröhre waren von mittelmäßiger Güte. Meinen Kompaß und meinen Chronometer trug ich stets um den Leib geschnürt. Wir besaßen insgesamt fünf Zelte, die leider ungefüttert waren und daher weder dem Sturme noch den Strahlen der Sonne recht zu widerstehen vermochten. Das Boot war in vier Abteilungen zersägt; diese wurden den Kamelen aufgepackt und schmiegten sich viel besser an die Seiten des Tieres an als die großen Kisten, welche unsre Vorräte, Bücher und Geschenke für die Häuptlinge enthielten. Unser erster Tagemarsch erstreckte sich nur bis zu einer Gruppe von Dattelpalmen, wo wir bis zum 29. März verblieben. Denn nichts ist verderblicher für einen Reisenden als plötzlicher Auf-

bruch von städtischem Stilleben zu langer, angreifender Reise in heißem Klima. Im Zelte außerhalb eines Ortes gewöhnt man sich, die kleinen Vorräte, die man mit sich führt, als die hauptsächlichste, wenn nicht einzige Quelle seines Lebens zu betrachten und lernt Hitze und Sonnenbrand ertragen. Overweg und ich brauchten acht Kamele für unser Gepäck und zwei, die wir selbst ritten und die unser Eigentum waren, während die erstern gemietet waren. Ich hätte freilich lieber ein Reittier gehabt, das dem Reiter mehr willkürliche Bewegung gestattet; doch starke Esel gab es in Tripoli nicht, und die Reise zu Pferd war für meine Mittel zu teuer.

Unser erstes Ziel war die kleine Oase Misda, bis wohin einst die römische Poststraße führte, deren Meilensteine hier und da am Wege lagen. Ich hatte mir die Oase von Misda größer vorgestellt; aber doch erfüllte mich der Anblick der schönen reifenden Gerstenfelder, die infolge künstlicher Bewässerung in der größten Regelmäßigkeit dastanden, von den Dattelpalmen wie von einem lebenden Rahmen umschlossen, mit inniger Freude. Die Brunnen der Oase sind von geringer Tiefe, und das Wasser wird von Rindern heraufgezogen. Da es aber bei unserm Durchmarsch nur drei Häupter dieses wertvollen Tieres gab, so waren bei weitem nicht alle Brunnen benutzt. Die Leute wohnen in Gipswohnungen, schienen aber sehr an wunden Augen zu leiden. Vom Wadi Semsem aus entdeckte ich während eines Rasttags am 14. April 1850 eines der schönsten römischen Denkmäler, einen turmartigen Säulenbau mit Skulpturen, und erkannte darin den unumstößlichen Beweis, daß selbst diese Gegenden südlich von Misda früher nicht so dürftig gewesen sein können, als sie jetzt sind, daß sie einst eine Bevölkerung ernährten, gebildet genug, um solche Werke der Kunst zu würdigen. Unser Weg führte uns von Wadi zu Wadi, oft durch schwer zu übersteigende Engpässe.

Bald erreichten wir südlich vom Brunnen Tabonieh die Hammada, d. i. das Plateau, das in siebentägigem Marsch überschritten wurde. Eine Hammada war nichts Neues; ich hatte deren schon mehrere durchschnitten auf meinen frühern Wanderungen. Aber hier war es die Hammada, die eine wohl-

bekannte, heißglühende, wasserlose Ebene, die sich in ungeheurer Ausdehnung durch diesen Teil Nordafrikas ausbreitet und den weiten Umweg der östlichen Straße nach dem Sudan bedingt hat. Indem wir die westliche wählten, standen wir in geringer Entfernung von der Küste in seither unbekannten Gegenden. Ich fand die Hammada weniger nackt und kahl, als ich mir sie vorgestellt. Sie wird von Stellen frischen, wenn auch spärlichen Graswuchses belebt. Am 19. April brach ein gewaltiger Sturm los, so daß selbst die Felsenschwalben, die uns seither gefolgt waren, sich in unser Zelt flüchteten, das vom Winde umgeweht wurde, und wir mußten die Regenflut über uns ergehen lassen. Am 21. April stiegen wir von der durchschnittlich 500 m hohen Hammada wieder abwärts in enger Thalschlucht. An ihrem Ende lag der Brunnen, el Hassi, d. h. der eine wohlbekannte, der ewig wasserreiche Brunnen, dessen Vorrat sich nie vermindert. Unsre Tagemärsche in der nun folgenden Zone der Oasen richteten sich nach den Brunnen; dieselben sind meist in Vertiefungen ausgegraben, zuweilen mit Steinrand und Schutzdach versehen. Der Wüstensand war oft erstaunlich heiß; ein nur einen Augenblick in denselben getauchtes Thermometer zeigte 45 ° C. Wie die Hitze, so wirkten auch die Kamelwanzen in den Lagerplätzen nicht gerade wohlthuend.

Am 6. Mai erreichten wir die Mauern von Mursuk (siehe Abbildung 9!). Dieselben sind aus einer Art Lehm gebaut, der zufolge angeflogener Salzkristalle flimmert. Durch das große Thor der Ostseite traten wir ein. Die Stadt liegt in einer Einsenkung, und diese Lage schließt reinigende Luftströmungen aus; der trockne nur selten mit Regen befeuchtete Sandboden erfüllt die Luft mit Sandteilchen, welche die Glut der Sonnenstrahlen vermehren. Die Salzbecken am nördlichen Rande der Stadt, die stets eine Ansammlung des faulsten Wassers enthalten, verpesten die Luft. Der Mensch vermag der Hitze nur zu entgehen in der kühlen Halle der Behausung beim kühlenden Palmwein. Die Mauern der Stadt mit ihren Bastionen bilden einen viel zu weiten Rahmen für die Wohnungen der 2800 Einwohner. Nur an den Hallen des Bazars, die auf Palmenstämmen ruhen, entwickelt sich regeres

Leben zwischen Käufern und Verkäufern. Mursuk ist nur wichtig durch seinen Zwischenhandel zwischen Tripoli und dem Sudan. Wenige der Kaufleute sind in der Stadt einheimisch; sie nehmen meistens den Gewinn des Handels mit sich aus der Stadt hinweg. Der Palast des Statthalters überragt festungsartig die Stadt und enthält eine Kaserne für die 400 Mann. Trotz der vorzüglichen Kost, welche die Soldaten empfangen,



Abb. 9. Ansicht von Mursuk.

würde doch jeder Fessaner lieber Hungers sterben, als freiwillig dieses Kommißbrot essen. An der Nordseite der Stadt liegen die künstlich bewässerten Felder, worauf Weizen, Gerste und etwas Gemüse mit vieler Mühe erbaut wird. Nur an wenigen bevorzugten Stellen, die von Dattelbäumen dichter beschattet sind, giebt es Fruchtbäume: Granaten, Feigen, Pfirsiche. Zwiebeln — die Lieblingsspeise der Araber — sind häufig zu finden, dagegen Milch — mit Ausnahme von etwas Ziegenmilch — kaum zu erlangen.

2. Von Mursuk nach der Oase Asben.

Erst am 13. Juni brachen wir von Mursuk auf; die Straßen nach dem Sudan teilten sich hier in eine östliche, die nach Bornu, und in eine westliche, die über Ghat oder Rhat und Asben nach Sokoto führt. Wir wählten die letztere. Um das Land Asben, das vor uns nie die Schritte eines Europäers betreten, mit einiger Aussicht auf Sicherheit zu besuchen, war es notwendig, unter dem Schutze eines mächtigen Häuptlings zu reisen. Die Häuptlinge von Rhat übernahmen zwar unsre Führung, ließen sich die bedingte Summe auszahlen, ohne jedoch irgend welche Gewißheit einer freundlichen Aufnahme in Asben geben zu können. Unser Gepäck wurde von Mursuk aus durch Tuareg (die Bewohner der westlichen Sahara) befördert; sie ließen die Kamele, eins an den Schwanz des andern gebunden, alle von einem Manne geführt, in langem, ernstem Zuge einherschreiten, während die Araber sie rechts und links vom Wege abschweifen lassen. Unter unsern Dienern befand sich von Mursuk aus der treue Mohammed von Gatron, der mich mit kurzer Unterbrechung auf allen meinen gefahrvollen Reisen begleitete. In einem der durchschnittenen Wadis mit hohen Felswänden traf ich in den Stein gehauene Skulpturen, meist allegorische Tierfiguren, die auf die Verbindung der Wüstenbewohner mit Karthago hindeuteten.

Am 18. Juli erreichten wir die Oase und Stadt Rhat. Sie ist von Tuareg und zwar vom Asgar-Stamme bewohnt, die sich in Edle und Leibeigne gliedern. Die Stellung der letztern entspricht vollständig der der Heloten in Sparta. Waffenlos, dürfen sie keine auffällige Kleidung tragen, müssen für Pflanzungen und Gärten der Edlen Sorge tragen, die Früchte einsammeln und einen Teil derselben an die Herren abliefern. Der Adel lebt von der Arbeit der unterdrückten Klasse, mehr noch von den Durchgangszöllen der Karawanen, kleidet sich prächtig und begnügt sich gegenwärtig mit nur einem Weibe; freilich erfolgt die Scheidung, sobald die Jugend der Frau schwindet. Rhat ist ein Städtchen mit 250 Häusern, mit unregelmäßigem Schutzwall und einem winzigen Marktplatz. Die

von Sokoto oder Timbuktu kommenden Karawanen halten daher vor den Mauern ihre Märkte. Von einem Sandhügel aus entwarf ich die Ansicht der Oase (siehe Abbildung 10!). Sie zeigt im Hintergrund die Felswand der Akakuskette, im Vordergrund die stattliche Behausung des Häuptlings, zwischen beiden

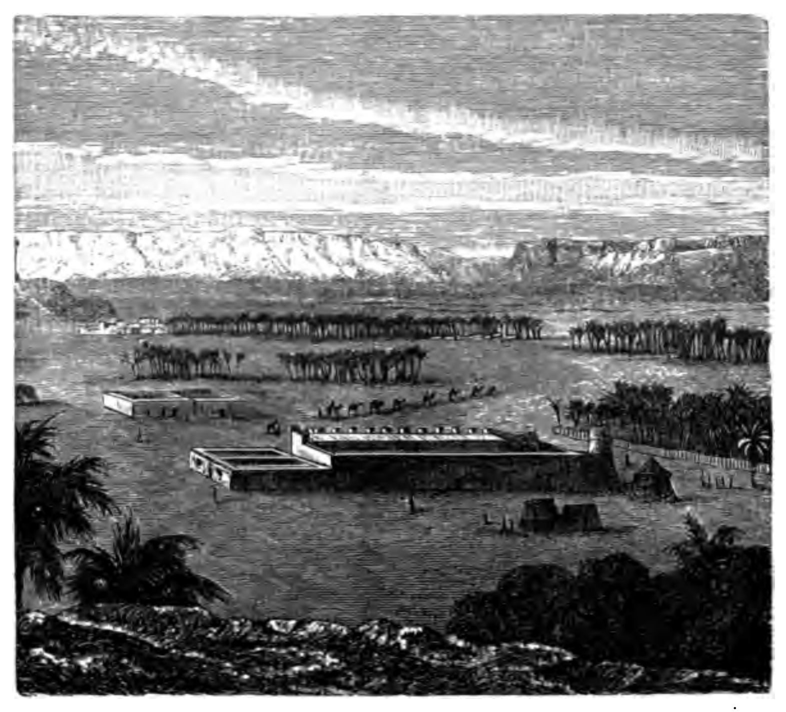


Abb. 10. Aus der Oase Ghat. (Nach Barth.)

lange Streifen von Palmen, an deren einen das Städtchen sich anlehnt.

Am 26. Juli setzten wir unsre Reise fort nach Air oder Asben zu. Der Sandstein, der seither den Grund und Boden der Wüste bildete, verschwand und machte dem Granit Platz. Mit dem Auftreten dieses Gesteins nahm die Nacktheit des Bodens zu. Der Granit war im Zustande der äußersten Verwitterung, teilweise in Schuttsand zerstoben und dann die „Spiegelebenen" bildend, teilweise voll von Felssprüngen, oder besäet mit wild aufgetürmten Felsblöcken. Dann ging es wieder

die Wadis entlang, wo die sogenanten wilden Ochsen, eine Antilopenart, weideten. Ich führte auf dem Kamele stets mein Memorandenbuch in der Hand und benutzte jeden Augenblick, um im Zeltlager jene Aufzeichnungen gewissenhaft in mein Tagebuch einzutragen. Seit dem 18. August abends wurden wir von Tuareg verfolgt, die als Freibeuter bekannt waren. Nur auf das Drängen unsrer arabischen Begleiter, die wohl selbst die Hand mit im Spiele hatten, gewährten wir ihnen Nachtlager und Bewirtung. Sie folgten uns gleich Raubvögeln und teilten unsern Kameltreibern ganz offen ihre Absicht mit, uns drei Christen zu ermorden. Als wir die Nordgrenze von Asben erreichten, fragten wir sofort nach dem berühmten Asbenkäse; doch konnten wir weder diesen, noch Schaf oder Ziege erhalten. Man forderte uns sogar einen Zoll ab für die Benutzung des Brunnens. Auf einmal kam die Nachricht ins Lager, daß 60 bis 70 Kamelreiter zum Angriff nahten. Unsere Karawane stellte sich in Schlachtordnung und verharrte die ganze Nacht in derselben. Als die ersten der Räuber sich heranwagten, eröffneten wir das Gewehrfeuer. Am nächsten Morgen verlangten sie unsre Auslieferung oder unsern Übertritt zum Islam. Doch unsre Bajonette hielten sie in Achtung. Am 26. August sahen wir die Bergmasse vor uns, die man den „Berg Asben" nennt. Ganz Air ist ein Alpenland. Unsre Verfolger erschienen immer wieder am Horizonte. Unsre ängstlichen Begleiter forderten, daß wir zu unsrer Sicherheit wenigstens auf Augenblicke zum Islam übertreten sollten und erbaten sich schriftliche Zeugnisse, daß sie unschuldig seien an unserm Tode. Endlich aber begnügten sich die Freibeuter mit einem großen Teil unsrer Vorräte. Unsre Expedition hatte Gegenstände von großem Umfang, aber von wenig Wert; daher kam der Glaube, daß wir großen Reichtum mit uns führten; auch die zehn Kisten Zwieback nahm man als mit Gold gefüllt an. 15 Kamele wurden uns von der Weide gestohlen. Wir setzten uns jetzt mit dem Häuptling Annur in Tintellust, der Hauptstadt eines Teiles von Air, in direkte Verbindung und durften hoffen, von ihm in kurzer Zeit eine Schutzbegleitung zu erhalten, die uns sicher zu ihm bringen würde. Im Thale Tin-tarh-ode machten wir Halt. Eine Menge

Knaben kam in unser Lager: sie hatten schöne, schlanke Gestalt, lichte reine Hautfarbe, waren nur mit einem Lederschurz bekleidet, aber sehr diebisch. Am 1. September ward unser Thal durch Regengüsse in das Bett eines breiten Stromes verwandelt. Unser Eigentum kam in die größte Gefahr; denn der Strom war so mächtig, daß er sogar Kamele mit fortreißen konnte. Eben drohte uns nach dem Verlaufen des Wassers ein neuer Überfall, als die Bedeckung Annurs ankam. Unser Gepäck war ganz durchnäßt, die Zelte lagen im Schlamm auf dem Grunde des Strombettes. Beim Durchschreiten desselben glitten unsre Reitkamele aus und setzten uns ab. Auf dem Wege nach Tintelluſt veranstalteten unsre neuen Begleiter ein Wettrennen, das ziemlich wunderlich ausfiel. Man denke sich ein Kamel in Galopp gesetzt, den Reiter auf einem kleinen, ungenügend auf dem Höcker des Tieres befestigten Sattel hin- und herfliegend, während seine Waffen, Vorratssäcke u. s. w. überall heraussteckten oder nachschleppen und sein ungeheurer Schild aus Antilopenleder das arme Tier fortwährend in die Seiten schlägt. Das Kamel ist ausgezeichnet zum Traben, aber es paßt durchaus nicht zum Galopp, und seine Bewegungen sind fast ebenso ungelenk wie die der Giraffe. Am 4. September erreichten wir das Thal von T i n t e l l u s t mit der Residenz des Häuptlings. Das Thal von Tintellust ist ein breites, sandiges Rinnsal ohne Krautwuchs, nur am Rande mit Buschwerk eingefaßt. Auf der östlichen Seite lag ein kleines, kaum vom Felsen zu unterscheidendes Dorf: die Residenz Annurs.

Wir schlugen unser Lager außerhalb des Dorfes auf. Die Bewohner von Air sind nicht reine Berbern, sondern stark mit Negerblut gemischt; denn die Haussaneger waren die ursprünglichen Besitzer der Oase. Dies dürre Alpenland könnte die zahlreiche Bevölkerung nicht ernähren; aber indem sie das Salz von Bilma nach dem Sudan bringt, verschafft sie sich die Mittel, um Kleidung und sonstige Lebensbedürfnisse im Sudan zu kaufen. Annur, der uns in barbarisch-wohlwollender Weise empfing und unser Geschenk durch nichts erwiderte, forderte für seine Begleitung nach Süden eine bedeutende Summe, aber er hat sein Versprechen auch treu erfüllt. Es war Regenzeit in

Air; fast jeden Tag fielen zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags Regengüsse unter heftigem Südwestwind. Es bildeten sich Ströme in den Bergschluchten, und die Natur nahm einen frischen, üppigen Charakter an. Die dichtkronigen Bäume schwirrten von dem fröhlichen Gezwitscher der Ammern und Finken und von dem Gegirre der Turtel- und ägyptischen Tauben, während der Wiedehopf in fröhlichen Sprüngen auf dem Boden umherspielte. Affen stiegen hinter unserm Zelte zur Tränke. Hyänen und Schakale ließen sich regelmäßig in ihren nächtlichen Wanderungen rund um unser Lager hören, während dann und wann der ferne Ruf eines Löwen erschallte.

Da auch der Oberherr der ganzen Oase, der Sultan von Agades, freundliche Gesinnungen gegen die Expedition hegte und seinen Schutz zusagte, so machte ich einen Abstecher nach Agades. Als ich am 4. Oktober aufbrach, erschien Annur nochmals in meinem Zelt und versicherte mich, daß meine Sicherheit auf seinem Haupte ruhe. Meine kleine Truppe zählte 6 Kamele, 35 Esel und 2 Ochsen, von denen einer für mich zum Reiten bestimmt war. Obwohl gewöhnt, zu Pferd oder selbst zu Kamel zu reiten, wollte mir's doch nicht gelingen, den breiten, ungelenken Rücken des Ochsen mit Glück zu besteigen, besonders da weder Sattel noch Decke vorhanden waren, sondern mein Sitz auf den ungenügend befestigten Gepäckstücken sein sollte. Bei einem Schwanken des Gepäcks fiel ich herab und ging zu Fuß, bis ich ein Kamel für mich mieten konnte. Das Land, das wir durchzogen, bildete eine malerische Wildnis, felsiges Gelände, von schlängelnden Thälern, die reich mit Kraut und Mimosen bewachsen waren, durchschnitten und von einzelnen Bergkuppen überragt. Ich traf auch ein rein tropisches Thal, wo Dumpalmen, Akazien und Schlingpflanzen dem Reiter auf hohem Sitze kaum den Durchzug gestatteten. Auch eine barbarische Art des Ackerbaus bemerkte ich in einem der Thäler: drei Sklaven waren an eine Art Pflug gespannt und wurden von ihrem Herrn wie Ochsen zur Arbeit getrieben. Hier war jedenfalls der südlichste Punkt Afrikas, wo der Pflug zur Anwendung kommt; im ganzen Sudan ist nur die Hacke im Gebrauch.

Am 10. Oktober lag Agades vor uns. Nur gegen abend

durfte ein Fremder die Stadt betreten. Der Sohn des Sultans und ein Begleiter erschienen, um uns zu sehn. Ich zog ein Galakleid an: Über einer weiten Tobe von weißer Farbe (Tobe-Hemd) trug ich ein dunkles Sudanhemd und einen weißen Burnus, durch Färben mit Indigo machte ich meine Haut dunkler. Meine reich mit Seide gestickten Schuhe erregten den Neid aller, die sie sahen. Gegen abend zog ich in die Stadt ein, erhielt vom Sultan Wohnung und als Geschenk ein Mais- und Reisgericht, letzteres ohne Salz. Nachdem ich Matte und Teppich auf dem Fußboden ausgebreitet, überließ ich mich der Ruhe. Ein Eunuch lud mich am nächsten Morgen zum Sultan. Sein Palast bestand aus 20—25 kleinern und größern Häusern; das Wohnhaus des Sultans war vor kurzem ausgebessert und hatte ein zierliches Aussehen. Aus dem Vorzimmer gelangte ich durch eine sehr schwere Holzthüre in das Gemach des Herrschers. Es war 40—50′ lang und ebenso breit; die niedrige Decke war durch zwei Lehmsäulen gestützt. Der Sultan empfing mich sitzend, seine Züge bekundeten Wohlwollen. Er erkundigte sich nach der Nation der Engländer, von denen er noch nie gehört. Ich beklagte mich über die Ausraubung unterwegs, wodurch die für ihn bestimmten Geschenke vermindert seien, und infolgedessen ich gehindert wäre, den Sultan von Sokoto in seiner Residenz zu besuchen. Ich bat ihn, den letzteren davon zu benachrichtigen. Am Nachmittag besuchte ich die Stadt, deren Bewohner sich ungemein freundlich gegen mich, den Christen, benahmen. Auf dem Markte standen 50 Kamele zum Verkauf; der Preis derselben wurde in Calico (Baumwollenstoff), Shawls, Hemden und Negerkorn bestimmt. Das Quartier des Gemüsemarktes wies nur Gurken und Melonen auf. Mehr Auswahl bot der Fleischmarkt. Dann wandte ich mich den Kaufhallen zu; hier saßen sechs oder sieben Frauen auf ihrer Lade, worin sie Armbänder, Halsketten, Sandalen, kleine Blechbüchsen (für die Amulette), Lederdosen (für den Tabak), eine Kupfertasse, einen Esel- und Kamelsattel für den Verkauf hatten. Frauen sind hier die vorzüglichsten Lederarbeiter; nur Schuhe und Sättel fertigen die Männer. Damals herrschten die Blattern in der Stadt, gegen die sich heidnische Stämme Zentralafrikas durch Einimpfung schützen,

während die Moslemin im Glauben an die Unabänderlichkeit ihres Schicksals diesen Gebrauch vernachlässigen. Am 17. Oktober brach eine Karawane von Tuareg mit 10000 Kamelen nach den Salzlagern von Bilma auf.

Nach meiner Abschiedsaudienz sandte mir der Sultan Abd el Kadiri drei Briefe, worin er meine Person wie mein Gepäck den Statthaltern von Kano, Katsena und Daura empfahl. Sie lauteten: „Im Namen Gottes! Von dem Emir Abd el Kadiri an den Emir von Daura. Gnade Gottes sei mit den ältesten Begleitern des Propheten, und sein Segen mit den Kalifen! Amen. Ununterbrochener Segen und höchste Wohlfahrt sei mit Euch ohne Ende! Ich sende diese Botschaft an Euch mit Bezug auf einen Fremden und meinen Gast Abd el Kerim (Barth), der zu mir kam und zu dem Sultan von Sokoto zu gehn beabsichtigt, damit, wenn er zu Euch kommt, Ihr ihn beschützen und wohl behandeln möget, so daß keine Freibeuter und Übelthäter ihm selbst oder seinem Gepäck Nachteil bringen mögen, bis er in Sicherheit den Sultan von Sokoto erreichen möge.“ Die Stadt Agades besaß übrigens neben dem Bethause auch eine Schule; die schrillen Stimmen der 50 Schulknaben gaben den Beweis, daß man mit Begeisterung die Koranverse einübte, welche der Lehrer auf die kleinen Holztafeln der Schüler geschrieben. Auf unserm Rückmarsch nach Tintellust rief uns ein Diener plötzlich zu den Waffen; ein Trupp von fünf kurzmähnigen Löwen näherte sich uns. Doch sobald wir ihnen entgegentraten, kehrten sie uns den Rücken und sprangen über das Felsengelände ihrem Versteck in den Bergen zu. Am 6. November stieß ich wieder zu meinen europäischen Freunden, die ein Lager südlich von Tintellust aufgeschlagen hatten.

3. Von Asben nach Kuka.

Erst am 12. Dezember konnten wir nach dem Sudan aufbrechen, da Annur uns nicht früher das Geleit geben konnte. Unsre Karawane glich einer kleinen Völkerwanderung: die Männer zu Fuß oder Kamel, die Frauen auf Rindern oder Eseln mit allem Hausgerät. Eine Rinderherde, sowie eine Herde milch-

gebender Ziegen und eine Menge junger Kamele liefen nebenher. Der Weg ging wieder über Felsboden, teils mit Granitschutt, teils mit Basaltstücken bedeckt. Aasgeier schwebten über unsern Häuptern. Wir trafen eine von Bilma kommende Karawane, die mit 2000 Kamelladungen Salz nach Kano reiste. Das Salz wird bei Bilma in flüssigem Zustande gefunden, in Hutformen gegossen und in Hüten oder auch in Pulverform verpackt. Die Mitglieder der Karawane vertrieben sich die Abende mit Tanz nach der Trommel. So zogen wir wieder von Brunnen zu Brunnen; sehr selten waren solche Wadis, die von Fächerpalmen bedeckt waren. Am Christabend brachte uns eine Karawane die Nachricht von der Cholera in Tripoli, aber keinen Gruß, keine Zeile aus Europa. Das Lager am Sylvesterabend wurde uns durch die stachlige Sudanklette, die vom Winde aus weiter Entfernung herbeigeführt wird, verbittert. Da der 1. Januar 1851 sehr kalt war, so wünschte Häuptling Annur von Tintelluſt meinen warmen türkischen Burnus in verblümter Rede gegen — einen Käse von der Größe eines Thalers einzutauschen. Eine Straußenfamilie zog im Gänsemarsch in einiger Entfernung von uns über die Wüste. Am 6. Januar erreichten wir die Landschaft Damerghu an der Nordgrenze des Sudan. Neben jeder Hütte stand ein kleiner Kornschober, etwas über den Boden erhöht, um seinen Inhalt gegen Mäuse und Termiten (Ameisenart) zu sichern. Die Weiden, welche die Stoppelfelder unterbrachen, waren belebt von Rinder- und Pferdeherden. Als wir am 10. Januar den Ort Taghelel erreichten, trennten wir drei Europäer uns voneinander. Ich beschloß, unter dem Schutze von Annurs Bruder Kano zu erreichen und mit meinen Gefährten am 1. April in Kuka zusammenzutreffen. Ich war glücklich, als ich nun endlich wieder zu Pferde saß; denn das Reisen zu Kamel macht zu sehr abhängig von den Launen des Tieres. In Gesellschaft der Salzkarawane zog ich weiter. Die Landschaft ward waldig: Tamarindenbäume, Tulpenbäume, übersäet von Blüten, aber ohne ein einziges Blatt, Baumwollenpflanzungen zwischen den Kornfeldern traten auf.

Bald rückten wir ein in das Gebiet der Haussa-Neger. Ihre ganze Einrichtung atmet Behaglichkeit; der Hofraum ist

durch einen Zaun aus Rohrmatten abgeschlossen; nahe am Eingang liegt die Schattenhalle, wo man den Fremden empfängt und die Geschäfte des häuslichen Lebens besorgt. Die Hütte — entweder ganz aus Rohr oder im untern Teile aus Lehm — ist stets warm und wohl abgeschlossen; die ganze Wohnung ist mit weithin schattenden Bäumen umgeben und belebt durch eine Menge Kinder, Ziegen, Hühner und Tauben. Die Bewohner haben ein heitres Temperament, welches das Leben freudig genießt, und eine sanfte Zuneigung zum weiblichen Geschlecht, doch frei von Ausschreitungen. Die Reichen haben nie mehr als zwei Frauen, die Armen nur eine. Man trinkt — da die Bewohner meist Heiden sind — berauschende Getränke, doch habe ich Trunkenheit fast nie bemerkt. Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern sehr einfach; dem Manne genügt ein weites, dunkles Hemd, Beinkleider — die er bei weitern Märschen auszieht, — eine Kappe als Kopfbedeckung und Sandalen. Die besonders in der Jugend hübschen Frauen, die mit häuslicher Arbeit überladen sind, tragen ein großes, dunkelfarbiges Baumwollentuch als einziges Kleidungsstück, das sie über oder unter der Brust befestigen. Ihr Schmuck besteht in einer Menge Glasperlen, die sie als Kette um den Hals tragen.

Ein merkwürdiges Gericht der Haussa schienen mir die gerösteten Heuschrecken zu sein, die man ißt ihres guten Geschmacks wegen und aus Rache. Ich hatte auch Gelegenheit, einen Blick in eine Haussa-Färberei zu thun; der Färber besaß eine Plattform mit 14 Löchern oder Töpfen; in diesen wurde eine Farbe aus Indigo zubereitet, und darin ließ man die Gewänder 1—7 Tage liegen. Am 22. Januar lagerte ich vor den Mauern Katsenas und sollte nun Gelegenheit finden, die Besieger der Haussa, die hellfarbigen, herdenweidenden Fellata, auch Fellani oder Fulbe genannt, genauer kennen zu lernen. Sie müssen auf ihrer Hut sein, damit nicht eines Tages Haussa und Tuareg über die verhaßten Eindringlinge herfallen. Der Statthalter von Katsena, der unter dem Sultan von Sokoto stand, sandte mir einen Widder und zwei Kalabassen voll Honig und brachte mich in die peinliche Lage, ihm ein Gegengeschenk machen zu müssen. Ein Trupp von acht berittenen Musikanten beehrte

mich mit einem Ständchen; ich gab für diesen Höllenlärm eine ansehnliche Portion Gewürznelken. Als ich dem Statthalter meine Aufwartung machte, schenkte ich ihm zwei rote Mützen, ein Stück gedruckten Kattuns, ein englisches Rasiermesser, Scheren, ein Pfund Gewürznelken, Weihrauch und ein Paket englische Nadeln. Derselbe ließ mich nicht in Gesellschaft der Salzkarawane weiterziehen, sondern hielt mich zurück, angeblich um mir wohlzuthun, in Wirklichkeit um ein Geschenk zu erpressen. Die Stadt hat Umfassungsmauern von ungeheurer Dicke und einem Umfange, daß sie zwölfmal soviel Einwohner fassen könnte als sie hat (7—8000). Dieselben wohnen in leichten, zerstreuten, durch Stoppelfelder geschiedenen Hütten, die von prächtigen Bäumen beschattet sind. Auf dem Markte bemerkte ich viel einheimisches Baumwollenzeug, Nürnberger Kleinwaren, Zitronen, doch sonst wenig Nennenswertes. Der Statthalter ließ sich endlich abfinden mit einem Kaftan von Sammet, einem Teppich, Weihrauch, einem Bleistift, Arzeneien. Den einen seiner Wünsche, ihm Raketen zum Erschrecken des Feindes abzulassen, konnte ich leider nicht erfüllen.

Je näher wir **Kano**, dem afrikanischen London, kamen, um so belebter wurden alle Straßen; alles grüßte freundlich mit den Worten: „Segen über euch! Gemach, gemach, ei, ei!“ Wir rückten dem bewaldeten Stadtgraben näher, durchschritten das Mauerthor und nannten dem Thorwächter unser Absteigequartier. Ich hatte meine Vorräte nach Kano vorausgesandt, die ungefähr einen Wert von 200 spanischen Thalern darstellten, und die ich hier vorteilhaft zu verkaufen hoffte, um die Schulden an meine Begleiter, für die Beförderung meiner Waren u. s. w. auszugleichen; doch die Waren waren so wenig begehrt und so niedrig im Preise, daß ich nichts verkaufen konnte. Ich borgte mir 2000 Kaurimuscheln — an Wert weniger als ein österreichischer Thaler —, um nur die nötigsten Ausgaben für meinen Haushalt zu bestreiten. Meine Gläubiger verfolgten mich, meine Diener verspotteten mich; ich sollte dem Statthalter und dessen Premierminister ein ansehnliches Geschenk machen; ich bekam einen Fieberanfall, der mich in meiner dunkeln, höchst unbequemen Behausung voller Mäuse und Ungeziefer aufs harte Lager warf.

Am 18. Februar hatte ich Audienz und legte meine Geschenke vor, deren hauptsächlichstes ein schwarzer Burnus mit Seidenstickerei und Goldlitzen war. Nun hatte ich die Erlaubnis zum Besuche der Stadt, und am nächsten Morgen machte ich mich zu Pferde auf. Man muß reiten, um in die eingezäunten Höfe und Hütten sehen zu können; die Paläste der Araber und Fellata sind freilich mit so hohen Mauern umgeben, daß ein Blick in dieselben unmöglich ist. Der Markt bot ein buntes Bild. Von einheimischen Waren gab es besonders Baumwollenzeuge mit Indigo gefärbt, Sandalen, Ledertäschchen, Gurunüsse. Von eingeführten Artikeln fielen mir besonders in die Augen Kattun aus Manchester, französische Seide und ebensolcher Zucker, rotes Tuch aus Livorno und Sachsen, Glasperlen aus Venedig, Spiegel, Nadeln und Kurzwaren aus Nürnberg, Schwertklingen aus Solingen. Dort sehe ich eine große Schattenhalle, eine Art Hürde, voll halbnackter, halbverhungerter Sklaven, ihrer Heimat, ihren Männern, ihren Eltern oder Kindern entrissen, wie Vieh in Reihen aufgestellt und verzweifelt auf den Käufer starrend. Hier reitet ein reicher Herr in Samt und Seide, gefolgt von einem Sklaventroß, dort fühlt ein Blinder seinen Weg durch die Menge. Blicke ich über die Hofzäune, so sehe ich reinliche, gemütlich aussehende Hütten, einen saubern Schuppen, worin die Hausfrau in einfachem Gewande die Mahlzeit bereitet, Baumwolle spinnt oder die Sklavinnen antreibt zu rascherem Stampfen des Korns. Die nackten Kinder spielen fröhlich im Sande unter dem Schatten des Baumes oder jagen hinter der Ziege her. Jetzt begegnet mir eine aufgeputzte Kokette, dann ein aussätziger Kranker; bald gewahre ich einen Färber, bald einen Grobschmied in seiner Thätigkeit, welch letzterer den schärfsten Dolch, den mit Widerhaken versehenen Speer und die Hacke zum Landbau verfertigt. Mein Weg führt mich vorüber vor einer Gruppe lässiger Lazzaroni, vor einer heimkehrenden Karawane; dort bemerke ich einen unheimlichen Zug: Sklaven schleppen einen verstorbenen Leidensgenossen in den alles verschlingenden Sumpf. Alle Nationen, Farben und Gestalten sind hier vertreten: der olivenbraune Araber, der rötere Tuareg, der dunkle Bornuaner, der leicht und schlank gebaute Fellani, der Mandingo mit breitem

Gesicht. Die Stadt mochte 30000 Einwohner zählen. Als mir der Statthalter am 2. März 60000 Kurdi (Muscheln im Werte von 24 spanischen Thalern) zum Geschenk machte, kaufte ich zwei Kamele und Mundvorrat und machte mich mit meinem treuen Gatroner und zwei andern jungen Dienern auf den Weg nach Kuka.

Am 9. März brach ich auf, heftig vom Fieber geschüttelt. Mein Reisegenosse war ein vornehmer Araber aus Fes, der Schulden einkassieren wollte. Er hatte unter seinen Sklaven einen, der sich 20 Jahre in Konstantinopel aufgehalten und das Neugriechische sprach. Ich war nicht wenig überrascht, als er mich in dieser Sprache anredete. Am 13. März überschritt ich die Grenze von Bornu. Mit diesem Schritte war ich in vollständig neue Verhältnisse eingetreten: die Kanorisprache verdrängte das Haussa; der Bornuaner mit seinem breiten Gesicht, den weitgeöffneten Nasenlöchern, den derben Knochen, mit seinem melancholischen, gedrückten und rohen Wesen verdrängte den angenehmen Haussa-Neger. Am 15. März erhielt ich in Gummel an der Westgrenze Bornus Briefe aus Europa und fand in einem derselben zwei spanische Thaler. Es war das einzige gangbare Geld, das ich damals besaß und deshalb für mich von ungeheurem Werte.

Von dem rastlosen Streben europäischer Wissenschaft neu beseelt, und durch die Versicherung, daß geehrte Männer in so großer Entfernung mit der lebendigsten Teilnahme dem Unternehmen folgten, neu gestärkt, gab ich sofort Befehl zum Aufbruch, meinen arabischen Begleiter zurücklassend. Die Hauptstraße nach Kuka glich einem kleinen Fußpfade bei uns. Ich reiste von Stadt zu Stadt, den Statthaltern meinen Besuch machend und Geschenke austeilend. Durch einen edlen Araber erfuhr ich am 24. März die Kunde, daß Herr Richardson, der Leiter der Expedition, noch bevor er Kuka erreicht, gestorben sei. Ich machte einen Abstecher von der Hauptstraße nach Nghurutua an das Grab meines Reisegefährten. Seine Grabstätte war unter einer Sykomore und mit Dornbüschen geschützt. Tief bewegt schied ich von derselben, den Allgütigen inbrünstig anflehend, mir bessern Erfolg zu verleihen als meinem Gefährten und

meine Gesundheit zu stärken. Die Leitung der Expedition wurde später durch die englische Regierung mir übertragen. Es galt nun ein Walddickicht zu durchschreiten, durchzogen von den Armen des Komadugu (der in den Tsadsee mündet), überall Fußspuren von Elefanten und Löwen zeigend. Am Flusse hinziehend, begegneten wir einer Gesellschaft einheimischer Reisenden, von denen drei je ein Paar Kürbisflaschen trugen; diese Kürbisse, die auf der untern Seite durch ein Querholz verbunden waren, dienen als eine Art Fähre, auf welcher man in reitender Stellung Flüsse übersetzt.

Am 2. April ritt ich in dürftigem Aufzuge ohne Geschenke in die Residenz des Sultans von Bornu, Kuka, ein. Es fehlte nicht an Neugierigen, die mich in meiner Dürftigkeit angafften; doch wie wuchs ihr Erstaunen, als ich nach der Wohnung des Scheichs oder Sultans fragte. Ich ritt den Dendal (die Königsstraße) entlang zum Palaste des Veziers, der eben mit reicher Eskorte zur Nachmittagsaudienz beim Scheich reiten wollte. Mit dem freundlichsten Lächeln grüßte er mich, mir gute Aufnahme seitens des Sultan verheißend und mir mein Quartier anweisend. Am 3. April machte ich dem Vezier, am 4. dem Scheich meine Aufwartung. Der letztere, Omar mit Namen, war ein Mann von 36 Jahren, höchst einfach, wohlwollend, aufgeweckt, nur etwas rund. Er trug ein helles Sudanhemd, einen Burnus um die Schultern, einen dunkelroten Shawl ums Haupt gewunden. Das Hauptstück meiner ärmlichen Geschenke war eine kleine Ausgabe des Koran. Von Verträgen, die Abschaffung der Sklaverei und die Sicherheit englischer Kaufleute in Omars Reich betreffend, konnte natürlich vorderhand nicht die Rede sein. Wohl aber mußte ich die peinliche Frage berühren, was aus Herrn Richardsons Eigentum geworden. Der Vezier zeigte mir dasselbe in bester Ordnung, wollte es bei Overwegs Ankunft ausliefern, versprach mir Schutz und Beistand, so daß meine wissenschaftlichen Unternehmungen sofort beginnen konnten. Er wünschte lebhaft, daß sich ein Handel zwischen England und Bornu entwickle; aber er verbat sich die Einführung von zwei Artikeln: geistigen Getränken und Bibeln. Er lieh mir Geld, allerdings zu riesigen Prozenten, wodurch ich Herrn Richardsons Diener

auszuzahlen in den Stand gesetzt wurde. Nun wurde mein Aufenthalt im sogenannten „englischen Hause“ erträglicher, obwohl Flöhe, weiße, zuckersuchende Ameisen und Wanzen nicht fehlten. Der Scheich schenkte mir ein Pferd; ich kaufte zwei andre dazu, denn ich rüstete mich zur Reise nach Adamaua. Auf meinem Gaul sah ich mir Kuka an. Es besteht aus zwei getrennten, mit besondrer Mauer umgebenen Städten. Zwischen beiden ist ein freier Platz, durch den die beide Stadthälften verbindende Straße hinzieht. Es war Montag und daher Hauptmarkt, der sich von 11—3 Uhr, also zur Zeit der größten Hitze, am lebhaftesten entwickelt, indem 15- bis 20000 Besucher sich auf demselben drängen. Matten, Stangen zum Hüttenbau, Schlacht- und Lastochsen, Kamele, Pferde, Korn in Ledersäcken, Kleidungsstücke, Perlen, Lederarbeiten, Sklaven kommen zum Verkauf. Der Markt ist nicht in Quartiere, entsprechend den Handelsartikeln, geteilt, sondern jeder Verkäufer kauert sich mit seiner Ware hin, wo Platz ist. Man bietet die Waren nicht aus. Nur das Pfeifen des Barbiers übertönt das Feilschen des Mäklers, der alle größern Geschäfte vermittelt. Das Tauschmittel ist die Muschel. Die Preise sind in Kuka billiger, als in ganz Zentralafrika: Für 1 Thaler kauft man drei Ochsenladungen Hirse, für 1½ Thaler einen Schlachtochsen zu 600 Pfund, für 2 Thaler zwei gute Schafe, für 8—20 Thaler ein Kamel, für 6—8 Thaler ein gutes Reisepferd, für 30 Thaler ein Paradepferd.

4. Ausflug nach dem Tsadsee.

Scheich Omar ging am 23. April mit dem Hofe nach Ngornu am Westufer des Tsadsees. Der Vezier lud mich dahin ein, und ich folgte. Es war in der Trockenzeit. Schon am Morgen nach meiner Ankunft brach ich zu Pferde nach dem See auf, den ich ganz nahe wähnte. Ich eilte mit meinen Begleitern rasch vorwärts, doch kein See war zu sehn. Eine endlose, grasige Ebene dehnte sich vor uns aus bis zum Horizont. Doch das Gras nahm stets an Frische zu, und endlich erreichten wir einen Sumpf, der ein höchst unregelmäßiges Ufer bildete, manchmal weit austretend, dann wieder sich einziehend. Es war ein ver-

gebliches Bemühen, einen Blick auf offnes Wasser zu erhalten, und ich kehrte nach Ngornu zurück. Wie verschieden war der jetzige Umfang des Sees von dem, den ich im Winter 1854 auf 55 sah, bei welcher Gelegenheit die Stadt Ngornu halb vom Wasser zerstört war! Der Tsad ist eine ungeheure Lache, die ihre Ufer jeden Monat ändert. Am 26. April 1851 machte ich in Begleitung zweier Reiter meinen zweiten Ausflug nach dem See. Kein Baum, kein Strauch unterbrach die grasige Fläche, kein lebendes Wesen war auf diesen reichen Auen zu sehn. Bald erreichten wir die Sumpfufer, und unser Marsch an denselben entlang ging durch Wasser, das uns Reitern zuweilen bis ans Knie reichte. Umstanden war das offne Wasser des Sees von Papyrus und 3—4 m hohem Schilfrohr. Auf der Oberfläche desselben schwammen Wasserlilien. Wir erblickten auch die kleinen Boote der Yedina, der Piraten des Tsadsees, die auf Menschenraub an den Ufergegenden ausgingen. Das Wasser war ganz süß, trotzdem der See keinen Abfluß hat. Bei unserm Marsche an den Buchten der gewaltigen Lache entlang störten wir eine Antilopenart auf, die sich ins Wasser stürzte und schwamm. In einer der Buchten wimmelte es von Flußpferden, Krokodilen, Wassereidechsen. Unser Ritt führte uns auch nach Maduari, wo später Overweg sterben sollte. Als wir am 27. April unsern Marsch fortsetzten, trafen wir in den fetten Ufersavannen eine Hürde von Rindern, den Bewohnern Kanems am Nordrande des Sees gehörig; es waren wohl 11000 Stück, die sich freilich auf verschiedne Dörfer und Besitzer verteilten. Wir ritten von Bucht zu Bucht, manchmal reichte das Wasser meinem hochgewachsenen Pferde bis unter den Sattel, während mein treuer Gatroner auf seinem Pony zuweilen ganz verschwand. Zahllose Scharen von Wasservögeln, besonders von wilden Enten, wurden von uns aufgescheucht. Am 27. April ritten wir wieder in Kuka ein. Am nächsten Tage bereits verließ mich mein treuester Diener, um nach Weib und Kindern zu sehen. Doch ehe ich meine große Reise nach Timbuktu antrat, war er wieder bei mir. Für 32 Thaler kaufte ich mir einen kräftigen Apfelschimmel für meine Reise nach Adamaua, die sich nur verzögerte, weil ich meinen Gefährten Overweg erwartete. Am 7. Mai

kam er an; der Vezier war nicht weniger erfreut als ich und händigte uns Richardsons Gepäck aus. Nur die Taschenuhr des Verstorbnen fehlte; da der Scheich Omar dieselbe so wert hielt, daß er sie Tag und Nacht bei sich führte, so wäre es unzart gewesen, sie zurückzufordern. Am 9. Mai überreichten wir aus Richardsons Nachlaß die für den Scheich bestimmt gewesenen Geschenke, die er gnädig aufnahm; am größesten jedoch war seine Freude, als wir ihm unser großes Zelt, das sich sehr schwer fortbringen ließ, verehrten. Er wie der Vezier waren ganz für einen Handelsvertrag mit England und legten das Hauptgewicht auf die Einführung von Feuergewehren.

5. Von Kuka nach Kanem.

Da die Regenzeit in Kuka für meinen Gesundheitszustand gar nicht günstig war, so schlug mir der Vezier vor, Kanem und die Gebiete östlich des Tsad zu besuchen, und zwar unter dem Schutze eines berüchtigten Araberstammes, der Uëlad Sliman, welchen der Vezier zur Eroberung des östlichen Kanem verwendete. Overweg schloß sich an. Vor unserm Aufbruch hatten wir noch Gelegenheit, dem großen Feste beizuwohnen, welches alljährlich am Schluß der Fasten gefeiert wird. Auch ich bestieg mein Pferd, um dem Schauspiel zuzusehen. Gegen 3000 Reiter und 7000 Mann Fußvolk bildeten das Geleite des Sultans nach dem außerhalb der Stadt liegenden Gebetszelt. Den Zug eröffnete eine Anzahl Reiter, dann folgten die Livreesklaven mit Flinten, dann der Scheich selbst, zum Zeichen seiner Priesterwürde mit einem weißen Burnus angethan. Hinter ihm wurden vier prächtige Schlachtrosse geführt, mit seidnen Decken von verschiednen Farben behangen: das erste Streitroß mit Weiß und Gelb, das zweite mit Weiß und Braun, das dritte mit Weiß und Hellgrün, das vierte mit Weiß und Kirschrot. Nach den Pferden folgten die Fahnen des Scheichs und die Musketiere und eine zahlreiche Schar von Reitern.

Ich kaufte zwei Kamele zur Reise, und der Vezier schenkte mir ein Pferd aus seinem eignen Stalle; es war an Gewandtheit und Stärke einem Löwen gleich, während das schwerfällige

Tier Overwegs einem Nilpferd glich. Am 11. September 1851 brachen wir auf. Ich war froh, aus der Enge der Stadt fliehen zu können. Denn nichts in der Welt macht mich so glücklich, als eine weite, offne Landschaft, ein bequemes Zelt und ein schönes Pferd. Der Negerhirse stand sieben Ellen hoch und verdeckte die Dörfer. Was für Gesindel meine arabischen Begleiter waren, sollte ich bald gewahr werden; sie ergriffen ohne weiteres das fetteste Stück einer Schafherde trotz des Geschreies des Schäfers. Es war nur eine Probe der Behandlung, welche den Unterworfenen von seiten der königlichen Diener zu teil wird. Wir erreichten die Stadt Yo am Komadugu, welcher den Bewohnern die zahlreichen Fische lieferte, die zum Trocknen aufgehängt waren und die Luft verpesteten. Ich schwelgte in der Kühle am Flußufer. Männer badeten, Weiber holten Wasser, Reisende setzten über den Fluß, indem sie entweder mit den Kleidern auf dem Kopfe hinüberschwammen oder auf einem Paar Kalabassen — mit dem halben Leibe unter Wasser — hinübersteuerten. Am 21. September übersetzten wir den Fluß auf Booten, die aus drei Jochen solcher Kalabassen gebildet waren. Ich durchschnitt das Wasser in sehr ungleichmäßiger Bewegung, je nachdem die beiden vorgespannten schwarzen Schwimmer der gebrechlichen Fähre einen Ruck gaben. Nun konnten wir uns nur auf den Schutz unsrer Waffen verlassen, denn das Land nördlich vom Komadugu ist im Besitz von Freibeutern. Wir gelangten ans Nordufer des Sees. Am 25. September hatten wir ein merkwürdiges Schauspiel: Eine Elefantenherde rückte in langem Aufzuge zur Tränke heran, voran die durch ihre Größe sofort kenntlichen Männchen, in kleinem Abstand die Jungen, im dritten Zug die Weibchen, während der Nachtrab von fünf Männchen erster Größe gebildet wurde. Es waren zusammen 96 Stück. Wir verließen am 27. September das Seeufer, hatten aber, ehe wir höheres Land erreichten, Lachen und Natronbecken zu durchschreiten. Das Natron, die Soda, ist im Boden und wird erst durch das Wasser aufgelöst. Mein edles Pferd blieb in diesen Sümpfen stecken, machte, um hindurchzukommen, einige wilde Ansätze, doch vergeblich. Es fiel auf die Seite und ich darunter. Da ich einen weißen Burnus

trug, kann man sich meine Verfassung denken. Es galt, mein Pferd aus dem Morast zu ziehen; meine arabischen Begleiter sahen bei dieser Riesenarbeit ruhig zu. Am 1. Oktober erreichten wir nach einem Ritt teils über Heide, teils durch Wälder das Lager der Uëlad Sliman, jenes Araberstammes, von dem einige von Kuka aus unsre Eskorte gebildet hatten. Wir begrüßten die Häuptlinge, indem wir im Galopp heranritten und die Pistolen abfeuerten. So hatten wir unser Geschick mit dem dieser Freibeuter verknüpft. Der Vezier von Bornu versah sie mit Flinten und Pferden, wofür sie ihm einen Teil der Beute jedes Zuges ablieferten. Ihr Führer, der 20jährige Rhet, machte Schwierigkeiten, als wir ihm unsern Plan eröffneten, den Bahr el Ghazal zu erreichen, jenen Wadi im Osten des Tsadsees, den man geneigt war, für einen ehemaligen Abfluß des Sees zu halten. Unsre Kost im Lager bestand hauptsächlich aus Kamelmilch, der ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit zuschreibe. Am 11. Oktober brachen wir, den Troß zurücklassend, mit dem rüstigern Teil der Horde nach dem Ostufer des Sees auf. Die Landschaft zeigte entweder sandige Ebene oder waldige Einsenkungen. Unsre Bande war bereits gemeldet, und die nächtlichen Feuer zeigten an, daß man uns erwartete. Unsre Araber eilten voraus zur Plünderung, Overweg und ich folgten langsamer, ohne jemals länger Ruhe zu finden, als zum Tränken der Tiere nötig. Endlich nach 34stündigem Ritt erreichte ich todmatt das Lager und war besinnungslos. Am 20. Oktober, als ich grade vom heftigsten Fieber geschüttelt wurde, geschah ein Angriff auf unser Lager, und die Araber wurden geschlagen. Overweg kündigte mir dies mit Angstschrei an, schwang sich auf sein Pferd und galoppierte davon. Nur mein treuer Gatroner war bei mir, obwohl er unberitten war. Eiligst sattelte er mein Pferd, und durch die Gefahr mit neuer Lebenskraft beseelt, warf ich Burnus und Flinte über, legte meinen Doppelsack über den Sattel, um die Tagebücher zu retten, schwang mich auf und eilte westwärts, indem ich meinen treuen Mohammed sich am Schweife des Rosses anhalten ließ. Unsre Araber, von denen vier gefallen waren, befanden sich in der äußersten Wut, weil „diese Hunde" es gewagt, sie im eignen Lager anzugreifen;

sie schwuren, daß sie ihnen all ihre Dörfer und ihr Korn niederbrennen würden. Am 14. November waren wir wieder in Kuka.

6. Von Kuka nach Timbuktu und Heimkehr.

Nach einem Ausflug nach Bagirmi und nachdem ich neue Mittel in Kuka erhalten, brach ich am 25. November 1852 nach Timbuktu auf. Ich schrieb damals an einen verehrten Mann in Europa: „Mit diesen Mitteln — einer leidlichen Menge größerer und kleinerer Geschenke, 200 Thalern, vier Pferden und vier Kamelen —, mit fünf seit längerer Zeit erprobten Leuten, reichlich Waffen, Pulver und frischem, ungebrochenem Mut trete ich getrost meine Reise an.“ Dieselbe fing nicht grade glückverheißend an; denn meine drei milchgebenden Ziegen liefen mir schon am ersten Tage davon; die erste Nacht im Zelte war die kälteste, die ich in Zentralafrika erlebt (4½° C.), und die Wachsamkeit meiner Leute war so groß, daß ich ihnen bei meiner nächtlichen Runde sämtliche Waffen unbemerkt wegnahm. Mein Weg führte mich nordwestlich von Kuka zunächst nach Sinder, wo ich am Weihnachtsfeste einzog. Von Industrien bemerkte ich zwar nur Indigofärberei, doch ist die Stadt in Wahrheit das „Thor des Sudans“, indem alle Karawanen von Ghadames und Ghat nach Bornu daselbst anlangen. Da ich hier eine neue Sendung Geldes aus Europa in zwei Zuckerkisten erhielt, besorgte ich auf dem reichversehenen Markte Einkäufe im Werte von 258 spanischen Thalern, meist Geschenke für die Häuptlinge, die ich zu besuchen gedachte: rote Burnusse, weiße Turbane, Spiegel, Nelken, Rasiermesser. Von Sinder wandte ich mich südwestwärts nach Katsena. Durch schöne Dumpalmenhaine führte mein übrigens unsicherer Weg. Am 4. Februar 1853 langte ich in Katsena an, dem Statthalter des Sultans von Sokoto meine Geschenke überreichend, zu denen besonders ein Taschenpistol gehörte. Dies letztere stimmte ihn sehr freundlich; er trug es im Futterale fortwährend mit sich herum und schoß allen Leuten mit blinder Ladung ins Gesicht. Auch hier machte ich Einkäufe im Werte von 1 308 000 Muscheln = 650 spanischen Thalern. Den Rest des noch

übrigen baren Geldes verwandte ich zu Einkäufen von Baumwollen- und Seidenwaren, um mir vermittelst dieser fast einzig beliebten einheimischen Erzeugnisse den Weg durch die Länder am mittleren Niger zu bahnen. Am 21. März setzte ich meinen Marsch nach Sokoto fort. Das Land zeigte reichen Anbau: Deleb- und Dumpalmen, Affenbrotbäume, deren Blätter das regelmäßige Gewürz des Gemüses bilden, Tabak-, Brotwurzel-, Baumwollen-, Indigopflanzungen und reiche Viehherden erfreuten das Auge. Auch fielen mir auf diesem Marsche die ersten rudu auf: Strohdächer, von Pfählen getragen, die als Schlafgemach dienen. Man ersteigt sie mittels der Leiter und schließt durch eine Matte die Mücken ab.

Schon vor Sokoto traf ich das Lager des Sultans Ali von Sokoto, der auf einem Kriegszug begriffen war. Er sandte mir sofort einen Ochsen, vier Schafe, 400 Pfund Reis. In einer Audienz empfing er mich freundlichst, mir die Hand schüttelnd. Ich brachte ihm den Gruß der Königin von England, bat ihn, den englischen Kaufleuten beim Besuch seines Landes Sicherheit der Person und des Eigentums zu gewähren und durch seinen Einfluß meine Reise nach Timbuktu zu fördern. In wohlwollendster Weise versprach er beides. Ich machte ihm folgendes Geschenk: ein Paar reich mit Silber ausgelegte Pistolen, einen arabischen Mantel von rotem Atlas und mit gelbem Atlas gefüttert, drei Burnusse von gelber, brauner und weißer Farbe, einen roten Tuchkaftan mit Goldstickerei, einen Stambul-Teppich, drei Zuckerhüte u. s. w. Als ich ihm die Pistolen, die ich bis zuletzt aufbewahrt, übergab, sagte er in ungeheuchelter Freude und meine Hände fassend: „Meinen besten Dank, Abd el Kerim, Gott segne dich!" Ich sollte in der Hauptstadt bleiben bis zu seiner Rückkehr; zur Bestreitung meines Haushaltes während seiner Abwesenheit sandte er mir 100000 Kurdi (Muscheln). Ich setzte meinen Weg nach der Residenz Wurno fort; die Stadt sah vernachlässigt und schmutzig, die Umgegend nackt aus. Innerhalb der Thonmauer lagen die Lehmhütten mit Strohdächern in wilder Unordnung beisammen. An den Brunnen vor der Stadt wurden von jedem Wasserkrug fünf Muscheln als Zoll erhoben. Am 28. April kam der Sultan Ali nach Wurno

zurück als Sieger; ich beschenkte ihn unter anderm mit einer Spieldose, die ihm viel Freude machte. Mit Empfehlungsbriefen von ihm und einer Eskorte erreichte ich am 17. Mai Gando. Der Herrscher war ein fürstlicher Mönch, der sich nie sehen ließ. Obwohl ungern, mußte ich doch das zweite Paar schöner Pistolen opfern, da ich ohne dies nicht vor- und nicht rückwärts durfte. Ich war froh, als ich diesen in ein enges Thal eingeklemmten Ort ohne politisches Leben, kriegerischen Geist, fröhliches Volksleben und Handelsthätigkeit hinter mir hatte.

Am 4. Juni kehrte ich dem unfreundlichen Orte den Rücken, um durch ein unruhiges, von Kriegen heimgesuchtes Gebiet Sai, dem herrlichen Nigerstrom gegenüber, zu erreichen. Die Breite des Stromes betrug sicher 1000 Schritt. Bald langten die aus zwei ausgehöhlten und zusammengebundenen Baumstämmen bestehenden Boote an, um mich und mein Gepäck überzusetzen. Die Stadt liegt sehr niedrig, hat eine drückende Atmosphäre, mir war's in meiner engen Wohnung, als sollte ich ersticken. Der Statthalter, der einen andern Zweck meiner Reise vermutete, als ich angab, drängte mich zur Abreise. Am 24. Juni rückte ich auf mein letztes Ziel, Timbuktu, los. Ich war in das Gebiet der Sonrhay-Sprache eingetreten. Mein Reiseweg führte durch angebaute Strecken und Waldwildnis, durch dürre Gegenden und Sümpfe. Es waren Flüsse zu übersetzen; Ameisen und große Fliegen, einmal auch Blutegel, setzten den Pferden hart zu. Die Eingebornen erschraken einmal so über meine Ankunft, daß sich 150—200 halbnackte Leute mit geschwungenen Waffen mir drohend gegenüberstellten. Mein arabischer Begleiter rettete uns nur dadurch, daß er mich für einen Scherifen ausgab. Sie senkten die Speere und baten um meinen Segen, den ich nicht vorenthalten konnte. Die Dörfer der Sonrhay bestehen sämtlich, wie das nebenstehende Issé (siehe Abbildung 11!), aus einem Kern von Thonwohnungen, deren einzige Besonderheit in ihren turmartigen Kornschobern liegt, und aus einem Vorort mit Stroh- und Rohrhütten von verschiedener Gestalt. Drei Nationen: Sonrhay, Tuareg und Fellata stehen sich in diesem Gebiet oft nicht grade friedlich gegenüber. Am 1. August schrieb ich unter dem Eindruck der

Mühsale und niedergedrückt, weil ich Timbuktu noch immer nicht erreicht, in mein Tagebuch: „Möge Gott, der Barmherzige, diesen Monat segnen und mir durch seine Gefahren helfen! Timbuktu ist noch fern, aber dieser Monat muß mich doch endlich hinbringen — wenn es mir anders bestimmt ist, den Lebenskreis dieser Gegenden ganz zu enthüllen.“ Am 28. August endlich langte ich in Saraijamo an, das an einem schiffbaren Arme des hier netzartig verzweigten Niger liegt. Ich übergab

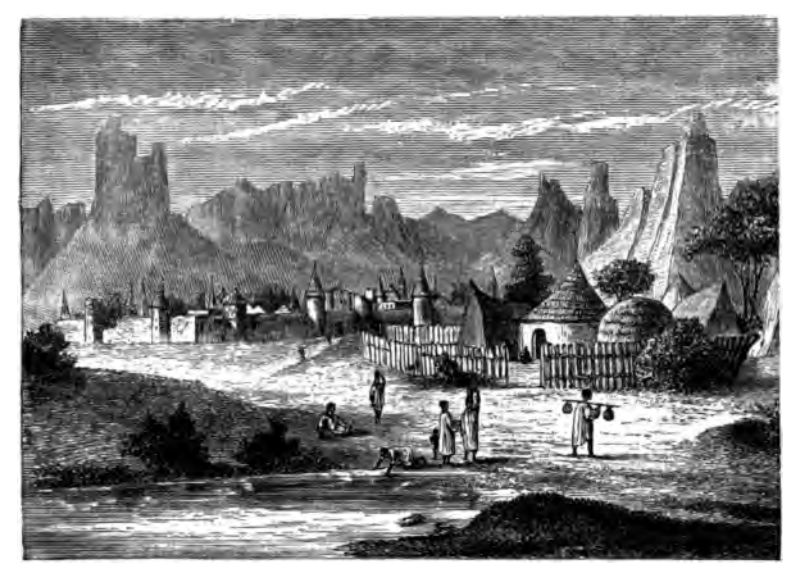


Abb. 11. Sonrhaydorf mit den Homboribergen. (Nach Barth.)

Pferde und Kamele einem angesehenen Bewohner, mietete ein von Timbuktu gekommenes Boot und schiffte mich mit dem Gepäck ein. Der Nebenarm war vollständig mit hohem Gras und Wasserlilien überwachsen, Sandbänke und Grasinseln begegneten uns sehr häufig, an Krokodilen und Kaimans war kein Mangel. Als wir in den Hauptstrom einfuhren, flößte er in seiner Größe (eine englische Meile breit) und Pracht meinen Begleitern Entsetzen ein.

Am 5. September langte ich im Hafen von Timbuktu, in Kabra, an; derselbe liegt an einem linken Nebenarm des Niger, der jedoch zur Trockenzeit versiegt. Der Bruder des Scheichs von Timbuktu nahm mich vorläufig in seinen Schutz und

brachte mich am 7. September 1853 nach dem heißersehnten Ziele, dem in der Wüste nördlich des Niger liegenden Timbuktu. Ein Trupp Leute zog mir zum Zwecke der Begrüßung entgegen. Meinen Charakter eines arabischen Scherifen wahrend, sprengte ich ihnen, die Flinte in der Hand, entgegen. Doch geriet ich in einige Verlegenheit, da mich ein Mann aus der Gruppe auf Türkisch begrüßte, das ich so ziemlich vergessen hatte. Um weiteren Auseinandersetzungen zu entgehen, trieb ich der Stadt zu. Schutt war rings um die Mauern gehäuft, Rohrhütten lagen vor der Stadtmauer. Wir betraten die engen Straßen, wo kaum zwei Reiter nebeneinander Platz haben. Am Hause des Scheichs el Bakay ließ ich einen Begrüßungsschuß abfeuern und bezog demselben gegenüber meine Wohnung. El Bakay war abwesend; ich erhielt den von ihm hinterlassenen Befehl, meine Wohnung nicht zu verlassen. Doch Neugierige drängten sich mit meinem Gepäck herein und erkannten an verschiedenen Stücken desselben meinen christlichen Charakter. Ich erkrankte bedenklich am Fieber. In der Stadt finden sich außer Tuareg und Sonrhay auch Fellata und fanatische Araber. Die letzteren hatten den Entschluß gefaßt, mich, den Christen, beiseite zu schaffen. Am 10. September machten die Fellata den ersten Versuch, mein Haus zu stürmen. Doch da sie mich vollständig in Waffen fanden, zogen sie sich zurück. El Bakays Bruder riet mir den Übertritt zum Islam; ich bat ihn, mir die Vorzüge dieses Glaubens darzulegen. Aber ich wußte ihm das Erhabene meines eigenen mit so gewichtigen Gründen darzustellen, daß ich mehreren einsichtsvollen Männern eine gewisse Achtung abnötigte. Am 26. September zog endlich mein Beschützer el Bakay in die Stadt ein. Eine Musik wurde ihm zu Ehren aufgeführt, in welcher die Trommel die Hauptrolle spielte. Schon am Morgen darauf sandte er mir die Botschaft, daß — wenn mich der Himmel gesund erhielte — nichts meine Rückkehr in die Heimat hindern könne. Doch sollten noch acht Monate bis dahin vergehen. Am 27. September sah ich ihn persönlich, den liebenswürdigen Mann mit seinem graden, männlichen Wesen, dem — wie ich später merkte — als einziger Makel ein gewisses Zaudern anhaftete. Das Pistol, das ich ihm schenkte,

führte ihn auf die Überlegenheit der Europäer. Er wollte ferner wissen, ob London wirklich — wie ihm mein Vorgänger, Major Laing, berichtet — 20 × 100 000 Einwohner habe. Über des genannten Reisenden edlen und ritterlichen Charakter sprach er mit Bewunderung. Er bat sich, falls ich ihn ein zweites Mal von Europa aus besuche, Feuerwaffen und arabische Bücher aus. Als ich einst vor seinem Hause die sechsläufige Pistole abgeschossen, glaubte man, ich könne so oft schießen, als mir



Abb. 12. Timbuktu.

beliebte. Als sein Nebenbuhler um die Stadtherrschaft die Bewohner zu meiner Vertreibung aufforderte, bezog er mit mir ein Zeltlager in der Wüste, einige Meilen von der Stadt. Vom 11. Oktober 1853 bis 17. Mai 1854 wechselten wir beständig zwischen der städtischen und der Zeltwohnung. Im Oktober 1853 machte ich mit el Bakay einen Ausflug nach dem Hafen Kabra; der früher trockne Flußarm dieser Stadt war durch die Regen des September und Oktober vollständig überschwemmt und die Felder mit Melonen bedeckt. Beim Rücktritt wandten wir uns der großen Moschee zu, die, obgleich nur ein Thonklumpen, doch ein stattliches Gebäude ist (siehe Abb. 12!).

Timbuktu lag sieben bis acht Meilen (engl.) vom Hauptarm des Flusses entfernt. Die Stadt bildet ein Dreieck, dessen Grundlinie dem Flusse zugekehrt ist. Im Vergleich mit den andern verfallnen Orten des Sudans trägt sie entschieden städtischen Charakter. Die Straßen sind zwar nicht gepflastert, bestehen aber aus hartem Sand oder Kies, mit einer Art Rinnstein in der Mitte, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren. Die Stadt ist dicht bevölkert, und Thonhäuser wie Mattenwohnungen sind in gutem Stande. Die einzigen öffentlichen Gebäude sind die drei Moscheen. Während die Zahl der ständigen Bewohner 13000 nicht übersteigt, vermehrt sie sich zur Zeit des regsten Handels vom November bis Januar um 10000. Das allmähliche Steigen des Flusses konnte ich leider nicht beobachten; nur am Weihnachtsfest 1853 war der Arm von Kabra so angeschwollen, daß kleine Boote bis hart an die Stadt Timbuktu herankommen konnten. Im Januar erreichte der Strom seinen höchsten Stand. Die Folge dieser Bootsverbindung Timbuktus mit Kabra war ein ungeheurer Zufluß von Korn und ein Fallen der Lebensmittelpreise. Timbuktu ist hinsichtlich seines Handels nicht produzierender Platz wie Kano — höchstens Riemer und Grobschmiede sind in der Stadt ansässig —, sondern es ist der Zentralpunkt für von auswärts kommende Karawanen, die den Niger benutzen oder von Marokko oder von Ghadames hier zusammenströmen. Gold, meist in der Form von Ringen, nicht als Goldstaub, bildet den Hauptartikel; von andern einheimischen Waren sind besonders Salz in großen Stücken (zu einen bis zwei spanischen Thalern) und Gurunüsse, die den Kaffee ersetzen, vertreten. Je mehr Gurunüsse ankommen, um so billiger sind die Lastträger, die Esel, auf dem Markte. Auch Reis, Negerkorn, Butter vom Butterbaume, Pfeffer, Ingwer und Baumwolle liefert Afrika selbst auf den großen Markt. Europäische Artikel kommen besonders auf der Straße von Marokko hier an: rotes Tuch, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Messer, Tabak, Kattun; die meisten Kaufleute Timbuktus sind nur Agenten der Kaufherren von Ghadames und Mogador (Marokko). Zur Ausfuhr gelangen von Timbuktu besonders Gold, Gummi, Wachs, ein wenig Elfenbein und Sklaven.

Am 17. Mai 1854 endlich schlug nach gar mancher neuen Gefährdung meines Lebens die Stunde der Erlösung. Der Scheich gab mir das Geleite am linken Ufer des Niger hin. Die zahlreichen Arme des Flusses und die Sümpfe machten das Auffinden des Weges schwer. Auffallend war mir der Gegensatz zwischen den grasreichen Niederungen am Flußufer und der unmittelbar daran sich schließenden nackten, dürren Wüste. Wir trafen Stromengen, wo der Niger nur 250 Schritt breit war; an andern Stellen erreichte seine Breite drei englische Meilen. Meinen Tuaregfreunden aus Timbuktu mußte ich am 3. Juli Stellen aus europäischen Büchern vorlesen. Das Deutsche mit seinen vollen, schweren Worten gefiel ihnen am meisten. Was hätte wohl Körner gesagt, wenn er sein Lieblingsgedicht „Harras, der kühne Springer" am Niger gehört hätte! Am 9. Juli trennte ich mich von dem liebenswürdigen Scheich, der mir Begleiter bis Kuka mitgab. Ich setzte bald nachher auf das rechte Ufer über; der Niger bis Sai hatte zahlreiche Inseln, teilte sich in Arme, Felsenriffe durchsetzten ihn, so daß es an Stromschnellen nicht fehlte. Ich erreichte Sai am 30. Juli und reiste von hier über Gando, Sokoto, Wurno nach Kano, wo ich am 17. Oktober eintraf. Hier starben zwei von meinen drei Pferden, ich selbst litt am Fieber, doch fand ich weder Geld noch Briefe aus Europa vor. Man hatte mich für tot gehalten. Ich mußte Geld leihen zu 100 Prozent und brach am 21. November auf nach Kuka zu. Am 29. November verließ ich das Städtchen Bundi, nur von meinem treuen Gatroner begleitet, als ich eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf mich zukommen sah: es war ein junger Mann, dessen auffallend weiße Gesichtsfarbe nicht zu seiner arabischen Kleidung stimmte. Da erkannte ich in einem seiner Begleiter meinen Diener Madi, den ich als Hausvogt in Kuka zurückgelassen. Er benachrichtigte sofort seinen weißen Herrn, wer ich sei, und nun eilte Dr. Vogel — denn er war es — vorwärts, und wir hießen uns vom Pferde herab herzlich willkommen. Es war ein unendlich erfreuliches, überraschendes Ereignis. Inmitten der Waldung stiegen wir ab. Meine Kamele kamen heran. Ich ließ Kaffee bereiten. Es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der

heimischen Sprache unterhalten zu können. Nach zwei Stunden trennten wir uns, er ritt nach Sinder, ich nach Kuka. Vier Monate mußte ich hier liegen, bis ich endlich meine Schulden ausgleichen konnte. Erst am 6. Juli 1855 trat ich ein in die Oase Fessan. Als ich den Saum des Mittelmeers erreichte in Tripoli, fühlte ich mich von solcher Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung erfüllt, daß ich am Gestade des Meeres dem Allmächtigen ein Dankgebet darbrachte, der mich mit so sichtlicher Gnade durch alle Gefahren hindurchgeführt hatte, die meinen Pfad umgaben.

---

5. Gerhard Rohlfs*).

1. Bis Rhadames.

Ende des Jahres 1864 kam ich von meiner Reise über den marokkanischen Atlas, durch Tafilet, Tuat und die Sahara gen Osten gehend, in der Stadt Tripolis an. Es war meine Absicht, gleich dort zu bleiben, ohne erst wieder nach Europa zurückzukehren; allein die große Sehnsucht, meine Geschwister nach so langer Trennung wiederzusehen, sowie der Umstand, daß ich das Interesse an meiner neu geplanten Reise nach Innerafrika durch persönliche Vorstellung nachdrücklicher als auf schriftlichem Wege zu fördern hoffte, bestimmten mich zur Änderung dieses Vorhabens. Ein längeres Verweilen in Europa sollte mir freilich im Winter 1864—1865 nicht beschieden sein. — Kaum hatte ich die Mittelmeerzone verlassen und war in Paris angelangt, als meine damals noch offnen Schußwunden mir derartige Beschwerden verursachten, daß ich daran denken mußte, meinen Aufenthalt in Deutschland so viel als möglich abzukürzen. Nach einem flüchtigen Besuche bei meinen Geschwistern in Bremen eilte ich nach Gotha und konnte hier dem Manne, der sich meiner während der Reise durch Marokko mit so aufopfernder Thätigkeit angenommen hatte, Dr. Petermann, zuerst mündlich meinen Dank abstatten. Eingehend besprach ich mit ihm den Plan, von Tripolis über Rhadames zum Niger vorzudringen,

---

*) Quelle: Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tsadsee und zum Golf von Guinea von Gerhard Rohlfs. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus 1874 und 1875.

Trotz der sorgsamsten Pflege, die mir mein Bruder angedeihen ließ, verschlimmerte die Kälte den Zustand meiner Wunden derart, daß ich nun, wollte ich nicht bettlägerig werden, aufs schleunigste wieder ein warmes Klima aufsuchen mußte. So verließ ich schon am 23. Februar 1865 Bremen, um über Paris, Marseille und Malta nach Tripolis zurückzukehren. Am 19. März betrat ich wieder afrikanischen Boden. Es ist ein eigen Ding um das Unternehmen einer Reise ins Innere von Afrika. Große und kostspielig angelegte Reisen sind in diesem Lande eher hemmend als nutzbringend. So scheiterten die Tinnéschen Unternehmungen gänzlich, das eine Mal an dem zu großen Trosse, das andere Mal an dem bekannt gewordenen Reichtume des Fräuleins. Um dieselbe Zeit hat aber Dr. Schweinfurth mit sehr bescheidenen Mitteln wichtige geographische Aufgaben gelöst. Mir bangte deshalb auch keinen Augenblick davor, im Besitz einer verhältnismäßig geringen Geldsumme die weite Reise anzutreten. Was mir an Geld zur Verfügung stand, belief sich auf etwa 2500 Thaler. Das erste Erfordernis, das ein Afrikareisender von Hause aus mitbringen muß, ist, daß er sich selbst gründlich kenne; denn nur nach einer strengen und unparteiischen Selbsterkenntnis darf man hoffen, fremde Völker und Menschen richtig zu beurteilen. Gefahren drohen ja nur von einer Seite, von den Menschen. Die klimatischen Einflüsse jener Gegenden lassen sich wirksam durch Chinin bekämpfen, und die von wilden Tieren kommenden Gefahren sind gleich Null; aber wie schwer ist es hier, den Freund vom Feinde zu unterscheiden! Zweitens muß der Reisende Geduld im höchsten Grade besitzen, alle Arten von Strapazen, Hunger und Durst, selbst Kränkungen und Beschimpfungen tragen zu können.

Außer den Dienern, Kamelen und Kameltreibern war für diese Reise durch die wasserlose Sahara zunächst die nötige Anzahl Schläuche zu beschaffen. Als die besten gelten die von sudanischen Ziegen. Ein Schlauch besteht aus dem ganzen, ungenähten Fell einer Ziege oder eines Schafes. Inwendig werden die Schläuche geteert; große halten bis 75 Pfund Wasser. Sodann mußten Kisten gezimmert, Kochgeschirr für die Leute und für mich, Mundvorrat in benötigter Menge, Tauwerk, Beile und andre

Werkzeuge, endlich Waren, die als Geschenke und Tauschmittel dienen sollten, gekauft und vor allem dann noch Maria-Theresiathaler mit der Prägungszahl 1780 eingehandelt werden. Deutschland ist keineswegs in geringem Maße an den nach Zentralafrika eingeführten Waren beteiligt. Nicht nur der Maria-Theresiathaler ist deutsch*), die Waffen aus Solingen und Hagen, die Nadeln aus Iserlohn, Zündhölzchen und Stearinkerzen aus Wien, Tuche aus Sachsen, Papier und kleine Industriezweige aus Nürnberg bekunden, daß die Mehrzahl der in Zentralafrika gebrauchten Waren am billigsten in Deutschland gefertigt werden. Dennoch mangelt es mit Ausnahme weniger großer Häuser in Ägypten gänzlich an direkten Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Nordafrika.

Pascha-Gouverneur in Tripolis war zur Zeit Mahmud Pascha. Mit ihm stand ich auf dem besten Fuße. Er wußte, daß ich meine früheren Reisen unter der Maske eines Moslem gemacht hatte und riet mir daher sehr ab, die südwestliche Straße durch das Land der Tuareg zu wählen, da man mittlerweile erfahren haben müsse, daß ich kein wirklicher Muselmann sei, und ich mich daher in jenen Gegenden der größten Gefahr aussetzen würde. Ich aber blieb fest bei meinem Entschluß, eben diese Straße und zwar zunächst bis Rhadames einzuschlagen, und fuhr zu dem Ende fort, mich in mohammedanische Tracht zu kleiden, wohl wissend, daß ich von Rhadames aus nur unter dieser Verkleidung weiter vorzudringen hoffen konnte. Endlich nahte der Tag der Abreise. Früh am 20. Mai 1865 war ich reisefertig. „E-o-a! E-o-a!" schrieen die Kameltreiber, dann ihr einförmiges „Ssalam ala rassul oua nebbina" (Heil und Frieden über unsern Gesandten und Propheten) anstimmend. Das letzte Gepäck wurde auf die Kamele verteilt und befestigt, der Zug vollends geordnet, und um 7½ Uhr bewegte er sich, das Mittelmeer im Rücken, in gemessenen Schritten landeinwärts. Meine Karawane bestand außer mir aus sechs Leuten und ebensovielen Kamelen.

Am 2. Juni 5 Uhr nachmittags verließen wir die Oase Misda, um Rhadames (südwestlich von Misda) zu erreichen.

*) Die Reise begann 1865, also vor dem Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Bunde.

Schon um 9 Uhr am folgenden Vormittag nötigte uns die furchtbare Hitze, Rast zu machen; weder die Kamele noch die Treiber konnten der Sonnenglut länger widerstehen. Meinem weißen Araberhunde, einem Spitz, mußten wegen des brennend heißen Erdbodens Sandalen angelegt werden. Am 6. Juni berührten wir den Rand der Hammada (mit scharfkantigen Steinen bedeckte Hochebene). Ehe wir ihn überschritten, veranlaßten mich meine Kameltreiber, weil ich zum erstenmal des Weges ziehe, einen kleinen Steinhügel (Bu-ssor, d. i. Reisevater) zu errichten. Den Ursprung und die Bedeutung dieser Sitte konnten sie mir nicht erklären, oder ich verstand ihre Erklärung nicht. Erst später erfuhr ich, daß die Bu-ssor Fetische sind, welche den Reisenden, der das erste Mal solche hervorragende Punkte berührt, vor Unannehmlichkeiten schützen sollen, und daß mit der Aufrichtung eines Bu-ssor zugleich die Verpflichtung verbunden ist, den Reisegefährten ein Mahl zu geben. Eines Tages hatten wir beim Marsch durch die Hammada das Glück, daß ein Gewitter sich über uns entlud. Welche Wonne, bis auf die Haut durchnäßt zu werden! Selbst mein Hund schien die Freude mit zu empfinden, und die Kamele suchten gierig den dicht fallenden Platzregen aufzusaugen.

Am 17. Juni kurz vor Sonnenuntergang langte die ganze Karawane in Rhadames (= Ghadames, südwestlich von Tripolis an der algerischen Grenze) an. Wir hielten durch das Hauptthor unsern Einzug, gefolgt von einem Schwarm Kinder der Tuareg; auch eine Menge Rhadamser hatte sich unterwegs dem Zuge angeschlossen; doch schien die allgemeine Aufmerksamkeit weniger auf mich und mein Gefolge als auf meinen Hund Mursuk gerichtet zu sein. Es war bereits das zweite Mal, daß ich in Rhadames einzog. Ein Jahr vorher hatte ich auf dem Wege von Marokko, für einen frommen Mohammedaner geltend, die Stadt betreten. Vor der Wohnung des türkischen Gouverneurs ließ ich den Zug halten.

Rhadames verdankt einer Quelle seine Entstehung. Dieselbe ist in ein länglich viereckiges, 25 m langes und 15 m breites Becken gefaßt, auf dessen Boden man an mehreren Stellen das Wasser hervorquellen sieht. Die massiven Steinquadern der Ein-

fassung verraten das Werk der Römer, die wohl wußten, wie wichtig es sei, das Wasser vor der Verteilung über die Felder in größter Menge anzusammeln. Aus fünf Rinnen ablaufend, reicht das Wasser der Quelle und einiger Brunnen nur zur Bewässerung einer Oberfläche von etwa 75 ha (Hektar) hin, während der ummauerte, zur Oase gehörende Raum wohl doppelt so groß ist. Die Temperatur der Quelle fand ich abends 10 Uhr im Juni bei gleichzeitiger Luftwärme von 33° C. ebenfalls 33° C., nachmittags bei einer Luftwärme von 40° C. war sie auf 35° gestiegen. Ehe die Einwohner das über 30° warme Wasser trinken, lassen sie es in steinernen Krügen oder in Schläuchen etwas abkühlen. Die Verteilung des Wassers an die einzelnen Gärten wird durch Wasseruhren geregelt. Jetzt ist alles zur Berieselung dienende Wasser Staatseigentum, und die türkische Regierung zieht daraus eine jährliche Einnahme von 40000 M. Regen fällt äußerst selten; kaum in 20 Jahren giebt es einen nennenswerten atmosphärischen Niederschlag. Die Temperatur steigt in den Sommermonaten auf 50° C. im Schatten und sinkt im Winter zuweilen vor Sonnenaufgang bis auf — 5° C.

Melonen und Pasteken sind die einzigen Früchte, die in Rhadames gut gedeihen. Einzelne dieser Früchte erreichen einen riesigen Umfang und ein Gewicht bis zu zwei Zentnern. Andre Früchte, wie gelbe Pflaumen, Granaten, einige Reben, Pfirsiche, Aprikosen und Feigen verkrüppeln und bleiben zufolge der viel zu großen Sommerhitze saft- und geschmacklos. Sie können ebenso wie Gemüse (Zwiebeln, Knoblauch, Bohnen, Rüben) nur im Schatten der Palmen ihr kümmerliches Dasein fristen. Gleichfalls unterm Palmendach wird etwas Getreide, Weizen, Gerste und einige Hirsearten gebaut, doch lange nicht ausreichend für den Verbrauch der Bewohner. Leider sind auch die Dattelbäume hier weder ergiebig genug, noch von solcher Güte, daß mit ihren Früchten — wie in andern Oasen — der Bedarf an Getreide, Schlachtvieh, Butter, Öl und sonstigen Lebensmitteln eingetauscht werden könnte. Die 60000 Palmen, die Rhadames besitzt, vermögen den Bewohnern kaum einen Monat im Jahr genügende Nahrung zu gewähren.

Äußerst selten läßt sich in Rhadames eine Frau auf offner

Straße sehen. Die Frauen der vornehmen Stände wagen schon deshalb nicht auf die Straße zu gehen, weil die Straßen überbaut, deshalb vollkommen dunkel sind, so daß man ohne Lampe nur tappend vorwärtsschreiten kann und durch Husten und Räuspern sein Nahen verkünden muß. Sie besuchen, und versammeln sich auf den flachen Dächern der Häuser, welche ausschließlich den Frauen vorbehalten sind. Dem Worte eines Rhadamsers darf man vertrauen; er hält, was er verspricht. Ich schätze die einheimische Bevölkerung von Rhadames auf 5000 Seelen, wozu noch 1000 auswärts sich Aufhaltende hinzukommen mögen. Die Abgaben, welche die Stadt entrichtet, belaufen sich jährlich auf 200 000 Mark. Eingangszoll wird nur von den eingeführten Sklaven (8—12 Mark für den Kopf) erhoben, welches Geld in die Tasche des Gouverneurs fließt. Ihre Handelsbeziehungen dehnen die Rhadamser nördlich bis Tunis und Tripolis, südlich bis Tuat, Timbuktu, Kano und Kuka aus. Sie sind die hauptsächlichsten Vermittler des Handels zwischen Zentralafrika und dem Mittelmeer: sie bringen den zentralafrikanischen Ländern Tuche, weiße und bunte Kattune, fertige Tuchburnusse, rote Mützen, buntseidne und baumwollne Tücher, Glasperlen, Korallen, Essenzen, Messing, Papier, Blei, Pulver, Schwefel, Spiegel, Messer, Scheren, Nadeln u. s. w. und tauschen dagegen Sklaven, Elfenbein, Straußenfedern und Goldstaub ein.

Ich richtete mich in meiner Wohnung, einem geräumigen Hause vor dem Thore, häuslich ein. Das große Zimmer im obern Stock machte ich vollkommen dunkel, um die Fliegen daraus zu vertreiben. Das Thermometer stieg jetzt nachmittags auf 50° C. Die Einwohner sahen es gern, wenn ich ihre Moscheen besuchte; denn sie hielten mich für einen Rechtgläubigen. Wie von den Stadtbewohnern wurde ich auch von Tuareg viel besucht, selbst von jungen, nicht unschönen Tuaregmädchen. Sie wollten sich nicht ausreden lassen, daß ich ein Vetter von Henri Duveyrier*) sei, der einen außerordentlich vorteilhaften Eindruck auf sie gemacht haben muß; nicht genug konnten sie den schmucken,

*) Berühmter französischer Reisender, der 1859—61 besonders die Sahara erforschte.

galanten Franzosen rühmen, seine blauen Augen, seine schöne Gestalt, sein freigebiges, großmütiges Wesen. Die Reise nach dem Hogarlande*) mußte ich, da ein sichrer Führer mangelte, aufgeben und nahm dafür diejenige über Fessan fest in Aussicht. Zuvor aber mußte ich nach Misda zurückkehren, um mir dort Kamele bis Mursuk zu mieten.

2. Von Misda bis Mursuk.

Am 29. September 1865 konnte ich dem langweiligen Orte Misda den Rücken kehren. Obgleich noch immer unpäßlich und zum fortwährenden Gebrauch von Opium genötigt, war ich doch frohen Mutes, auf einem Wege nach Fessan zu gehen, den vor mir noch kein Europäer betreten hatte. Sobald mir die Palmen von Misda aus den Augen geschwunden, warf ich meine mohammedanische Vermummung ab und kleidete mich in einen leichten europäischen Sommeranzug. Denn jetzt ging es südwärts in Länder, deren Bewohner nicht jeden Andersgläubigen feindselig behandeln oder gar mit dem Tode bedrohen. Ehe wir zu der Hammada aufstiegen, hatten wir das breite Thal Semsen zu durchwandern, eins der bedeutendsten Flußbetten Tripolitaniens, mit vielen Brunnen, welche so gutes Wasser enthalten, daß man das ganze Thal nach dem berühmten Brunnen Semsen in Mekka benannt hat. Wir erreichten den Ausgang des Thales und hielten uns nun südwestlich, um den schroffen, steil ansteigenden Rand der Hammada zu erklimmen. Mühsam arbeiteten sich die Kamele an dem pfadlosen Abhang hinauf. Oben hatten wir noch eine kleine von O. nach W. laufende Einsenkung zu durchziehen, dann aber kamen wir an die eigentliche Hammada, d. i. eine Hochebene, deren Boden aus steinhartem, rötlichem Thone mit geschwärzten, scharfkantigen Steinen bedeckt ist. Schon lange hatte sich ein Samum angekündigt. Die Sonne erschien als ein glutroter Feuerball; eine unheimliche Schwüle durchzitterte die wellenschlagende Luft, dennoch herrschte vollkommne Windstille; aber eine pechschwarze, majestätisch sich heran-

*) Bergland südwestlich von Rhadames.

wälzende Wolke ließ keinen Zweifel, daß in kurzer Zeit der Orkan über uns losbrechen würde. Immer röter wurde die Sonne, immer drückender die Hitze; das Atmen war fast unmöglich in der heißen, trocknen Luft. Jetzt kam das Gespenst herangebraust. Ohne Kommandoruf machten unsre Kamele Kehrt, damit der Sturm ihnen den scharfen, die Haut zerschneidenden Sand nicht in die Augen wehe; ohne Kommando knieten sie nieder. Völlige Dunkelheit umhüllte uns. Der mehrere hundert Fuß hoch aufgewirbelte Staub verdunkelte die Sonne wie bei einer Sonnenfinsternis. Wir hockten oder legten uns an den Rücken der Kamele, um den ersten Stoß des Staubwindes abzuhalten. Mundhöhle und Kehle wurden unerträglich trocken, Ohren, Augen und Nase mit feinem Sande erfüllt. Man legt sich nieder, weil man nichts mehr sieht, weil man von der Gewalt des Windes fortgerissen und umgeworfen würde, nicht um an dem Boden besser atmen zu können. Rasch wie er gekommen, ging der Orkan vorüber; die ganze Erscheinung hatte kaum 20 Minuten gewährt. Die Kamele richteten sich wieder auf, und wir konnten weiter gehen. Um 5 Uhr nachmittags klommen wir den Südrand der Hammada hinab, an deren Ostrand wir hinzogen.

Am 14. Oktober befanden wir uns inmitten des unzweifelhaft ein zusammenhängendes Ganze bildenden Gebirgszugs, der schlechtweg das „Schwarze Gebirge" genannt wird. Seine östlichsten Teile haben Hornemann und Beurmann überstiegen, den westlichsten durchzog ich; von Barth, Richardson und Overweg wurde es gar nicht berührt, indem sie auf ihrer Reise von Tripolis nach dem Sudan sich mehr westlich hielten. Die Längenausdehnung des Gebirges nach SO. beträgt jedenfalls nicht weniger als 80 deutsche Meilen. Die von mir gefundene Höhe im äußersten Westen beträgt 2959 engl. Fuß. Das äußere Aussehen des schwarzen Gebirges ist so unheimlich, wie man sich nur ein ödes, wild zerklüftetes Wüstengebirge denken kann. Immer die Südrichtung innehaltend, zog ich am 27. Oktober 1865 in Mursuk ein.

Ich hatte in Mursuk noch Gelder aus Europa zu erwarten, und da auch meine Ausrüstung in vielen Stücken gründlicher

achhilfe benötigte, mußte ich auf einen Aufenthalt von längerer Dauer Bedacht nehmen. Bei Staatsbesuchen müssen außer dem Herrn des Hauses auch seine sämtlichen Diener und die Hauptsklaven beschenkt werden, und denselben Betrag hat jener bei seinem Gegenbesuche den Dienern des andern zu schenken. Man verständigt sich vorher über das Wieviel. Bei meinen Besuchen lernte ich einen Mann Namens Mohammed Besserki kennen, den letzten Sprößling der ehemaligen Beherrscher von Fessan. Eines Tages, als er eine besonders reichliche Portion Opium zu sich genommen, sagte er plötzlich zu mir: „Ich habe eine einzige Tochter, sie ist nicht hübsch, nicht häßlich, 15 Jahre alt, heirate sie, mein Freund!“ Ich äußerte mein Befremden darüber, daß er, der Sohn eines Sultans, der Nachkomme des Propheten, seine Tochter mit einem Christen verheiraten wolle. Da rief er: „O Wunder, soll ich etwa mein Kind einem von den Türkenhunden zur Frau geben, die mir mein Land geraubt haben, oder einem Manne aus Fessan, der einst Sklave meines Vaters gewesen ist? Lieber soll sie sterben. Aber dir will ich sie geben, o Mustafa Bei*), und als Mitgift übertrage ich dir meine Rechte auf Fessan.“ Eines Tages wurde ich eingeladen, dem Vorbeimarsche der Truppen (500 Fußsoldaten) beizuwohnen. Einige von den Offizieren waren zwar dazu in Pantoffeln erschienen, sei es der großen Hitze wegen, oder weil sie keine Stiefeln besaßen, aber die Mannschaft trug saubere Uniform, machte die Gewehrgriffe mit Genauigkeit und marschierte selbst nach preußischen Begriffen tadellos. Außer der Kaserne besuchte ich auch das Militärhospital, das an Reinlichkeit und Ordnung meine allerdings nicht hohen Erwartungen von einer türkischen Krankenanstalt übertraf. Beim Abschied bat der Doktor um die Erlaubnis, mich in meiner Wohnung besuchen zu dürfen. An einem der nächsten Tage trat er bei mir ein und begann mit geheimnisvoller Miene: „Es scheint, Mustafa Bei, du thust deine Augen nicht auf und bemerkst nicht, welche Menge Sklaven hier eingebracht und unter dem Schutze des Gouverneurs verkauft wird. Der Festungskommandant hat mir gesagt, in den

*) Der arabische Name für Rohlfs.

12 Monaten, seit er hier in Garnison steht, waren es 4048 Köpfe. Er weiß die Zahl genau, denn alle Züge kommen nur bei Nachtzeit in die Stadt, und der wachthabende Korporal, der das Thor öffnet, hat dem Kommandanten des Morgens zu melden, aus wieviel Köpfen der nächtlich eingebrachte Zug bestand. Nun denke dir, für jeden eingehenden Sklaven läßt sich Halim Bei 2 Mahbub (8 Mark) und für jeden ausgehenden sein Schwiegersohn 2½ Groschen bezahlen." Was helfen also alle Verbote seitens der türkischen Regierung zu Konstantinopel, da ihre Beamten in den entfernten Provinzen, sobald sie nicht streng überwacht sind, immer dem Handel mit Negern Vorschub leisten werden, um ihn als Einnahmequelle für sich auszubeuten! Ein reicher Kordofaner Sklavenhändler, der mit einer Ladung „Menschenfleisch" in Mursuk angekommen war, erkrankte hier schwer und ließ mich um meinen ärztlichen Rat und Medizin ersuchen. Nach Verlauf von 14 Tagen war der Patient völlig genesen. Beim ersten Ausgange führte er mir als Lohn einen Negerknaben zu. Er gab an, er sei ein Königssohn, aus Bagirmi gebürtig. Der unglückliche Kleine, ein Kind von 7—8 Jahren, zum Skelett abgemagert und so entkräftet, daß er kaum noch aufrecht gehen konnte, kroch auf allen Vieren zu mir heran, um seinem neuen Herrn die Hand zu küssen, und sein erstes Wort war: „Ich bin hungrig." Da es eben um die Weihnachtszeit war, gab ich ihm — das deutsche Wort Weihnachten war mir zu lang — den Namen Noël. Der kleine Noël ist mir während mehrerer Jahre ein treuer, aufopfernder Begleiter gewesen. Jetzt (1874) befindet er sich in Berlin, wo ihn der deutsche Kaiser auf seine Kosten erziehen läßt.

Einen weitern und besonders wertvollen Zuwachs erhielt mein Gefolge an dem ehemaligen Diener Barths, dem alten Mohammed-el-Gatroni. Sobald er vernommen, es sei ein Europäer, ein Vetter von Abd-el-Kerim (Barth) in Mursuk angekommen, machte er sich auf, um nach dem Befinden seines frühern Herrn zu fragen. Obschon er seiner Ehehälfte geschworen hatte, er werde nicht wieder auf Reisen gehen, nahm er die Aufforderung, in meine Dienste zu treten und mich nach Kuka zu begleiten, ohne Zögern an. An den Späßen und der

oft ausgelassenen Lustigkeit der andern Diener nahm er keinen Teil; er schritt immer ernst und würdevoll einher. Dagegen that es ihm niemand gleich in der Behandlung der Kamele, in Geschicklichkeit und Raschheit beim Auf- und Abladen des Gepäcks, in der praktischen Anordnung der Märsche und im Auffinden guter Lagerplätze. Seine Treue und Hingebung, seine Ehrlichkeit waren über jeden Zweifel erhaben. „Ihr in eurer Religion, wir in unsrer,“ hatte er beim Eintritt gesagt; „aber wenn du willst, daß ich mit dir gehe, im Namen Gottes, wie ich für deinen Vetter mein Leben gewagt, bin ich auch für dich zu sterben bereit.“ Und dies waren keine leeren Worte.

In meinem Zelte vor Tragen, wohin ich einen Ausflug gemacht, erhielt ich am 1. Februar 1866 die erschütternde Nachricht vom Tode Barths. „Der ist im Paradiese, Gott erbarme sich seiner,“ sagte der alte Gatroner, als ich ihm die Trauerkunde mitteilte.

3. **Von Mursuk nach Kuka** (auf der Bornustraße).

Mitte März 1866 traf mein sehnlichst erwarteter Diener mit dem für mich erhobnen Gelde, mit Waren, Kamelen und Lebensmitteln von Tripolis ein. Nachdem auch Maina Adem (Bruder des Oasenkönigs von Kawar, der mir angeboten, ich möge mich mit meiner Karawane der seinigen anschließen) und sein fürstliches Gefolge sich reisefertig gemacht, wurde der 24. März 1866 zur Abreise bestimmt. Unser Verkehr blieb äußerlich ein freundschaftlicher, doch hegten wir eine gegenseitige Abneigung: ich, weil er es war, der in der Oase Gatron mein Vorhaben, über Tibesti nach Kawar zu gehen, vereitelte; er, weil ich mich seinen Befehlen nicht unterordnete. Auch in Tedscherri (an der Bornustraße) unterhandelte ich vier Tage lang mit den Tebu-Rschade wegen Vermietung von Kamelen nach Tibesti. Aber alle meine Bemühungen waren umsonst. Am 9. April wurde von der Oase Tedscherri abmarschiert, und bald befanden wir uns am Rande derselben; ringsum gab es nichts als Sand, Kies und einzelne zerstreute Sandsteinblöcke. Am Brunnen M e s c h r u im Thale von Meschru lagen die

Trümmer einer Marmorsäule, die unverkennbar römische Arbeit war. Der Sturm hatte solche Mengen Sand in den Brunnen getrieben, daß der Wasserspiegel mit einer dicken, trocknen Schicht bedeckt war. Einige von unsern Leuten mußten neun Meter tief hinabgelassen werden, unten mit ihren Händen den Sand aufkratzen und ihn in Körbe füllen, welche dann die übrigen an Seilen heraufzogen. Nach zwei Stunden harter Arbeit erhielten wir endlich Wasser, zwar noch trübe, aber reichlich und gut. Ringsumher lagen Massen von Kamel- und Menschenknochen, ein weites Knochenfeld; selbst in meinem Zelte stieß ich auf einen Schädel, den meine Leute in der Dunkelheit beim Abräumen des Bodens übersehen hatten. Die Menschengerippe sind Überreste von verschmachteten Sklaven. Auch südlich vom Brunnen am Wege sieht man gebleichte Menschenknochen, an manchen noch Fetzen von dem blauen Kattun, den die Negersklaven tragen; man braucht nur diesen Gerippen zu folgen, so kann man den Weg nach Bornu nicht verfehlen. Es war ein weiter Weg bis zur nächsten bewohnten Oase! Menschen und Tiere litten sehr empfindlich von den Strahlen der Mittagssonne. Mein armer Hund hatte sich auf dem bis zu 70° erhitzten Boden die Füße verbrannt und war unfähig zum Weiterlaufen.

Am 25. April sahen wir von einer Anhöhe herab die Oase Kawar vor uns liegen. Freudenschüsse wurden abgefeuert. Maina Adem warf ein fürstliches Prachtgewand über seine Reisekleidung; dem Pferde, das er ritt, war schon tags vorher ein reiches, goldgesticktes Geschirr und ein Sattel mit vergoldeten Steigbügeln aufgelegt worden. Ich lagerte mich mit meinen Leuten unter den Palmen von Anay (dem nördlichsten Orte der Oase), froh, mich endlich wieder an einem bewohnten Orte zu befinden. Von dem Berge, an dem und auf welchem Anay erbaut ist, hat man durch eine tiefe Kluft einen Felsen abgetrennt; derselbe dient als Zufluchtsort in Zeiten der Not. Er ist oben mit einer Mauer umgeben, die eine Anzahl bedeckter Kammern, sowie Räume zur Unterkunft des Viehes einschließt und nur mittels einer Leiter zu ersteigen ist. Ich klomm hinauf, es gab indes nichts Merkwürdiges zu sehen. Die Oase hat aus-

gezeichnetes Wasser; Dattelpalmen giebt es in großer Menge; Gemüse oder Getreide zu bauen, verwehren den Kawarern die in Air wohnenden Tuareg, welche ihnen Getreide vom Sudan zuführen, um Salz dagegen einzutauschen. Das einzige Produkt, das ihnen diese Herren der Wüste anzubauen erlauben, ist Klee, der getrocknet ein treffliches Kamel-, Pferde- und Ziegenfutter abgiebt. Am 3. Mai zogen wir südwärts, der Hauptstadt des Landes, Bilma, zu. Das Thermometer wies nachmittags in den Sand gestellt 63° C., in der Sonne 74° C. und im Schatten 43° C. Ich war unterwegs benachrichtigt worden, daß der Sultan augenblicklich nicht in Bilma selbst, sondern 1/2 Stunde norstwestlich in der Stadt Kalala residiere. Dorthin nahmen wir unsern Weg. Indem ich dem Sultan meine Bitte um eine größere Wohnung vortrug, überreichte ich zugleich den Empfehlungsbrief des Pascha von Tripolis. Er nahm ihn verkehrt in die Hand, warf einen Blick hinein und sagte, daß er nicht Türkisch verstehe. Ich bemerkte, der Brief sei arabisch geschrieben, worauf er ihn zusammenfaltete und mit wichtiger Miene erklärte, er werde das Schreiben mit seinem Thaleb (der übrigens auch nicht lesen konnte) einer genauen Durchsicht würdigen. Vergebens warteten wir bis zum Abend auf ein Mahl. Um den Sultan günstiger zu stimmen, schickte ich ihm am folgenden Morgen zwei Hüte Zucker, zwei Rasiermesser, einen Turban, einen Dolch, Rosenöl, sechs Taschentücher, eine Harmonika und zehn Thaler (= 40 Mark) in Gold. Er aber verhöhnte die Diener, die ihm mein Geschenk überbrachten, stieß es zurück und ließ mir sagen, wenn ich nicht 100 Thaler und einen Tuchburnus gäbe, dürfte ich weder in seinem Lande bleiben, noch werde er gestatten, daß ein Tebu mich nach Bornu geleite. Vogel und Beurmann, behauptete er, hätten ihm auch jeder 100 Thaler gegeben. Was war dem feigen Räuber gegenüber zu thun? Ich mußte mich mit ihm abfinden. Bilma, der südlichste bewohnte Ort von Kawar, hat über 1000 Einwohner und ist berühmt wegen der in der Nähe befindlichen Salzminen. Die letztern bestehen aus weiten, mit hohen Wällen eingefaßten Gruben, in deren Tiefe Wasser — wahrscheinlich über Steinsalzlagern — von Osten nach Westen hindurchfließt.

Dieses Wasser ist so salzhaltig, daß sich, begünstigt durch die starke Verdunstung, binnen einigen Tagen eine mehrere Zoll dicke Kruste auf dem Wasser bildet, die dann durchstoßen und abgefischt wird. Vergebens hatte ich in Kawar auf den Abgang einer Karawane nach Bornu gewartet. Ich entschloß mich endlich, einen Führer nach Kuka zu dingen und demselben den geforderten hohen Preis von 60 Maria-Theresiathalern (240 Mark) zu bewilligen.

Am 21. Juni 1865 war alles zur Abreise gerüstet. Ungeheure Sandmassen, steile, oft 30 m hohe Dünen machten den Marsch für die Kamele äußerst beschwerlich. Ich mußte jetzt den tiefen Sand zu Fuß durchwaten, denn mit einem Reiter auf dem Rücken hätte mein Kamel die steilen Sanddünen nicht herauf- und hinabzuklimmen vermocht. Man kann von Kawar südlich drei ziemlich scharf gesonderte Zonen unterscheiden: 1) die fossilienreichen Ade-Dünen, 2) die weiten krautreichen Ebenen am Ausgang der Sahara, 3) den großen Mimosenwald, der sich bis an den Tsadsee ausdehnt, und auf dessen Boden auffallenderweise nicht das kleinste Steinchen zu finden ist.

Am 15. Juli brachte uns ein kurzer Marsch nach Ngigmi, dem ersten bewohnten Ort an der Nordgrenze von Bornu. Wer sich den Tsadsee als einen blanken Wasserspiegel vorstellt, wird bei dessen Anblick sehr enttäuscht sein; denn nur stellenweise sieht man offnes Wasser in der unendlichen, mit Rohr und Schilf bedeckten Fläche. Eine sehr angenehme Musik war mir das Brüllen der Rinder, die in Herden an uns vorüberzogen. Wie lange hatte mein Ohr diesen heimatlichen Laut nicht mehr gehört! Wir schlugen unser Zelt dicht vor dem Dorfe auf, und bald kamen die Bewohner, welche Kanembu (Leute von Kanem) sind, neugierig heraus. Von den Frauen wurden mir Eßwaren: frische und getrocknete Fische, Butter, Tabak, etwas Gerste und Weizen zum Kauf oder zum Tausch gegen Glasperlen und Nadeln angeboten. Abends badete ich an einer offnen Stelle im Tsad, nachdem mir die Eingebornen auf meine Erkundigungen versichert hatten, es komme hier äußerst selten vor, daß ein Mensch von einem Krokodil angefallen werde. Nicht weit von der Badestelle sah ich dann vier Flußpferde ihre plumpen Köpfe

aus dem Wasser stecken. Ich schoß unmittelbar hintereinander vier Schüsse aus meinem Repetiergewehr auf sie ab und hatte das Glück, daß zwei davon tödlich getroffen wurden. Nur zur Regenzeit ist Ngigmi vom See umgeben, sonst liegt es einen guten Büchsenschuß vom Ufer entfernt. Wir zogen nun immer hart am Rande des Sees entlang, der durch hohes Schilfrohr, in dem zahlreiche Wasservögel sich tummelten, kenntlich war. Schmetterlinge und Libellen gaukelten von Blume zu Blume, Singvögel flogen aus dem dichten Gebüsch, während die Wasservögel — weiße und schwarze Störche, Pelikane, Enten, Gänse u. s. w. — auf den Wiesen ohne Scheu ihr Futter suchten. Antilopen- und Gazellenherden eilten zur Tränke in den Tsad; Wildschweine durchwühlten den Boden nach Wurzeln und stürzten bei unsrer Annäherung entweder geradewegs in den Wald zurück oder bargen sich in das Röhricht. Hier ging ein Flußpferd, unbekümmert um uns, seiner Nahrung nach; dort verschwand ein vier bis fünf Fuß langer Kaiman erschreckt im Sumpf oder Schilf des Ufers. Leider wurden aber unsre Kamele von Fliegenschwärmen bis aufs Blut gepeinigt.

Frühmorgens am 22. Juli 1866 zogen meine Diener neue Kleider an, und vormittags 9 Uhr hielten wir am Nordthore von Kuka. Die Kunde von meiner Ankunft hatte eine Menge Neugieriger an das Thor gelockt. Die zu meinem Empfange bestimmte Ehren-Eskorte erwartete mich jedoch am Westthore. Meine Leute luden ihre Flinten mit dreifacher Ladung und ließen sie tüchtig knallen. Hauptgegenstand der Neugier bildeten ich und mein Hund. „Seht den Christen, seht seine Kleider, seine Schuhe; er hat Augen wie eine Katze, der Ungläubige, der Heide. Wo mag er her sein? Ist er ein Engländer oder ein Deutscher? Und seht doch sein Tier, es soll eine Hyäne sein oder der Sohn einer Hyäne." So schwirrte es in dem Haufen durcheinander. Dazwischen rief man mir auch von vielen Seiten ein Willkommen zu: „Sei gegrüßt in Bornu! — Gott Lob, daß du angekommen bist! — Ist es dir gut gegangen in der Wüste? — So Gott will, hast du keinen Durst gelitten! — Friede sei mit dir!" Jetzt kam ein Reiter vom Westthore herangesprengt, ein Beamter des Sultans. Ich stieg von meinem

Kamel und ging auf ihn zu. Wir begrüßten uns: „Friede! — Wie ist deine Haut? — Was giebt es Neues? — Gott sei gelobt!“ Hierauf erklärte er mir, er sei beauftragt, mich zu dem mir angewiesenen Hause zu geleiten. Ehe er sich aus demselben entfernte, versicherte er mir wiederholt, der Sultan sei sehr über meine Ankunft erfreut, er biete mir ein herzliches Willkommen und werde es mir an nichts fehlen lassen. Als am nächsten Nachmittag das Wetter sich klärte, holte mich mein Geleitsmann zu Pferde zur Audienz ab, auch für mich ein Pferd mitbringend. Ich gelangte in eine Art großen, durch Erdsäulen gestützten Saal, und in einem Winkel desselben, auf einer mit Teppichen belegten Erhöhung, sah ich den Sultan Omar sitzen. Die erste Vorstellung hatte den Charakter einer Privataudienz und nur den Zweck, die Neugier des Sultans zu befriedigen. Nachdem ich mich auf den nackten Boden gesetzt oder vielmehr gehockt hatte, begannen die gewöhnlichen Fragen nach der Gesundheit, wie ich das Reisen vertrage u. s. w. Sodann aber frug er mich: „Wie befindet sich dein Sultan? Bringst du mir einen Brief von ihm? Ist es der, der über halb Deutschland im Norden regiert? Wie geht es Abd-el-Kerim (Barth)? Der war ein großer Freund von mir. Hast du einen Brief vom Sultan von Stambul? Wie geht es Abd-ul-Asis (dem türkischen Sultan)? Ist er in Frieden mit den Christen? Hat er keinen Krieg mit Musku (Rußland)? Wohin gedenkst du zu gehen?“ Auf diese letzte Frage erwiderte ich: „Mein Wunsch ist, über Bagirmi nach Wadaï zu gehen, und ich erflehe Gottes Segen auf dein Haupt, wenn du mich dahin geleiten lassen willst.“ „Wir wollen sehen. Sei nochmals willkommen! Alles, was du wünschest, soll geschehen!“

Nach einigen Tagen überreichte ich dem Sultan meine Geschenke. Ihr Wert belief sich auf 180—200 Thaler. Das Hauptstück bildete der amerikanische Repetierstutzen, womit ich die zwei Flußpferde erlegt. Die übrigen Geschenke würdigte er kaum eines Blicks. Da kam ich auf den Einfall, ein etwas schadhaft gewordenes Aneroïd hinzuzufügen, und nachdem ich ihm den Gebrauch erklärt, hatte ich endlich den gewünschten Eindruck der Befriedigung hervorgebracht. Er war stolz auf

den Besitz eines Instrumentes, welches das Wetter vorher anzeigte. Ich siedelte übrigens bald mit Sack und Pack in das „Christenhaus“ über, das diesen Namen erhielt, weil es von Barth, Overweg, Beurmann u. a. bewohnt worden war. Eines Tages führte mir der Oberste der Eunuchen einen prächtigen Araberhengst, einen Schimmel, aus dem Marstalle des Sultans zu, das übliche Gegengeschenk, dessen seitheriges Ausbleiben die Hofräte als Ungnade ausgelegt hatten. Meine Geldmittel fingen an auf die Neige zu gehen. Ich war genötigt, mir von einem Kaufmann 200 Thaler zu leihen und für fünf Monate 100% Zinsen zu bewilligen. Mit der nächsten Karawane sandte ich Schreiben an den Senat von Bremen und an die Londoner Geographische Gesellschaft, in denen ich um weitere Reiseunterstützungen nachsuchte, und schrieb zugleich an Dr. Petermann, falls von diesen Seiten auf keine Unterstützung mehr zu rechnen wäre, möge er mit dem Honorar für meine im Druck befindlichen Tagebücher die Anleihe zurückerstatten. Ich füge hier gleich hinzu, daß sowohl der Bremer Senat als auch die Londoner Geographische Gesellschaft bereitwilligst auf mein Gesuch eingingen, und daß außerdem König Wilhelm von Preußen, ohne daß ich selbst darum nachgesucht, aus reinem Interesse an dieser Forschungsreise eines Norddeutschen mir auf zwei Jahre je 800 Thaler aus seiner Privatschatulle huldvollst gewährte.

4. Ausflug von Kuka nach Wandala.

Kurz nach meiner Rückkehr vom Tsadsee faßte ich den Plan, die Zeit bis zur Wiederkunft des an den Sultan von Wadaï geschickten Kuriers — der in Scheich Omars und meinem Namen um die Erlaubnis bat, sein Land besuchen zu dürfen — mit einem Besuche des Landes Wandala (an der Südgrenze Bornus) auszufüllen. Wandala ist ein echtes Sumpfland, wie denn auch der Name Wandala „Sumpf“ bedeutet. Zum Reiten für mich und den Gatroner wurden zwei kleine, wohlfeile Pferde und zum Tragen der Sachen drei Lastochsen angeschafft. Der 8. September 1866 war der zur Abreise bestimmte Tag.

Durch den Irrtum, die Regenzeit sei zu Ende, wurde der Zweck meiner Reise großenteils vereitelt. Denn der beständige Regen, der in der Nähe des Gebirges noch länger anhält als in der Ebene, erweichte den Boden dermaßen, daß an ein Herumreisen im Lande nicht zu denken war. Tags waren die Fliegen, nachts die Moskitos eine schreckliche Plage. Die Bewohner von Solum waren eben mit der Reisernte beschäftigt. Reis, ihre Hauptnahrung, wächst ihnen nämlich auf diesem sumpfigen Boden ohne Anbau und Pflege ganz von selbst zu, und sie haben nichts zu thun, als ihn in der Regenzeit, wo er seine Reife erlangt, zu schneiden und zu sammeln. Am 21. September wurde Bama, die Grenzstadt zwischen Bornu und Wandala, erreicht.

Man setzte uns in dem ersten Dorfe jenseits der Grenze nichts weiter als eine schwarze Mehlspeise vor. Die Leute müssen ihre Kornfelder Tag und Nacht bewachen lassen, sowohl gegen die Bergbewohner als gegen die Affen, die in ganzen Herden aus dem Walde kommen, um die Saaten zu plündern. Wächter, auf hohen Gestellen sitzend, schauen rings ins Land hinaus und verkünden dem Dorfe, wenn sie etwas Verdächtiges nahen sehen, mit lautem Alarmrufe die drohende Gefahr. In der Nähe der Hauptstadt Doloo war der Weg fast noch ungangbarer als im Walde; alle Augenblicke blieben unsre Tiere in dem zähen, aufgeweichten Thonboden stecken. Ich ließ unter einem schattigen Baume Halt machen und sandte meinen Diener Hammed ab, dem Sultan Bekr meine Ankunft zu melden und um Erlaubnis zum Eintritt in die Hauptstadt zu ersuchen. Nicht lange hatten wir gewartet, da nahte sich vom Thore eine Reitergruppe. Der an ihrer Spitze auf einem prächtigen Schimmelhengst Reitende, in einen Burnus von feuerrotem Tuch gekleidet, bewillkommnete uns und sagte, daß er gekommen sei, uns in die Stadt zu geleiten.

Am andern Morgen erschien ein Hofbeamter mit der Botschaft, der Sultan wünsche mich und meine Begleiter sofort zu empfangen. Seine Residenz hat keineswegs das Aussehen eines Palastes. Auf dem Platze vor dem Eingange kauerten eine Menge Sklaven, darunter viele, wahrscheinlich die neu eingefangenen, mit Ketten belastet. Außer Vogel hatte der Sultan

noch keinen Christen bei sich empfangen. Wir wurden durch mehrere kleinere Höfe in einen großen inneren Hof geführt. Es war der Audienzplatz. In einer Veranda thronte auf erhöhtem, mit Teppichen belegtem Sitze der Sultan. Zu seinen Füßen kauerte eine Anzahl von Günstlingen und Eunuchen. Vor der Veranda stand ein offnes Zelt, unter dem die hohen Würdenträger saßen. Ich grüßte Seine Majestät ehrerbietig, und sie erwiderte meinen Gruß mit mehrmals wiederholten Worten: „Friede, Friede, willkommen!" indem sie uns andeutete, unter dem Zelte Platz zu nehmen. Alle Würdenträger saßen, wie ich sah, so, daß sie dem Sultan den Rücken zuwandten, als ob sie den Glanz, der von dem erhabnen Antlitz ihres Gebieters ausstrahlte, nicht zu ertragen vermöchten. Ich fühlte mich jedoch hinlänglich stark, von der Sonne Seiner Hoheit nicht geblendet zu werden.

„Was bist du für ein Landsmann?" fragte der Sultan. — „Ein Deutscher." — „Wohl, aber bist du ein Engländer oder ein Franzose?" — „Keines von beiden, ein Deutscher; Deutschland ist ein Land für sich und gehorcht keinem fremden Fürsten." — „Hast du Abd-ul-Wahed (Eduard Vogel) gekannt?" — „Nein, aber viel von ihm gehört und gelesen; er war ein Deutscher wie ich." — „Mir sagte er, er sei ein Engländer." — „Allerdings hatte er insofern recht, als er für die englische Regierung reiste." — „Er war mein lieber Freund." — „Ich hoffe, du wirst auch mich mit deiner Freundschaft beehren." — „O gewiß! Abd-ul-Wahed war Tag und Nacht bei mir." Ich schalte hier ein, daß der Sultan eines Tages nahe daran war, seinen „lieben Freund" töten zu lassen, weil Vogel sich geweigert hatte, ihm seinen Revolver und seinen Säbel zu schenken. Der Sultan bemächtigte sich der beiden Waffen, die noch in seinem Besitze sind. Der Sultan fuhr fort zu fragen: „Bezeugst du Mohammed?" — „Nein." — Er brach in ein lautes Gelächter aus, und alle Höflinge lachten pflichtschuldigst mit und klatschten in die Hände. „Welchen Propheten bezeugst du denn?" — „Jesus Christus und die Propheten der Söhne Israels." Nach einer kurzen Pause nahm der Fakih, der gelehrte Theologe des Landes, das Wort, indem er mich fragte: „Hast du den Koran gelesen?"

— „Den Koran sowohl als auch mehrere von den Nachfolgern Mohammeds geschriebene Bücher." — „O Wunder, und dennoch bist du Christ geblieben?" — „In der That." — „Steht im Koran auch vom gnädigen Herrn Omar*) geschrieben?" — Jetzt war die Reihe des Lachens an mir. Wieder nach einer Pause fragte der Sultan: „Kannst du Flinten verfertigen?" — „Nein." — „Kannst du Uhren machen?" — „Nein." — „Hast du einen indischen Spiegel (Fernglas)?" — „Ja." — „Hast du eine Uhr?" — „Ja." — Mit einigen Fragen über mein Befinden und über das Wetter, das wir auf der Reise gehabt, endete die Unterredung, und wir wurden entlassen. Eines Nachmittags ließ mich der Sultan wieder zu sich rufen. Er verlangte meinen Revolver zu sehen. Ich schickte nach der Waffe. Er äußerte sich ganz entzückt über die wundervolle Arbeit. Plötzlich sagte er: „Willst du zehn Sklaven dafür, oder wie viele ist er dir wert? — Kola-ma, suche 20 Sklaven aus, zehn männliche und zehn weibliche und gieb sie dem Christen. — Bei Gott, den Revolver lasse ich nicht. — Du da, trage ihn schnell fort." Damit übergab er ihn einem Eunuchen, der sich damit entfernte. So war ich denn um meinen schönen damascierten Revolver gekommen. — Mein armer Hund Mursuk, der schon längst nicht mehr gehen konnte, wurde eines Morgens tot zwischen den Pferden liegend gefunden. Es kamen sogleich eine Menge Leute herbei, welche den Leichnam zum Verspeisen haben wollten, darunter auch ein Verwandter des Sultans. Letzterem schenkte ich ihn, und hocherfreut trug er den Braten auf dem Kopfe nach Haus. Am 1. Oktober 1866 wurde die Rückreise nach Kuka angetreten und zwar auf einer mehr östlichen Straße. Der Weg war entsetzlich, kein Weg, sondern ein fließender See, von ein, oft zwei Fuß Tiefe, beständig in dichtem Walde, der eben nur einen schmalen Raum zum Hindurchkommen freiließ. Meine Füße hingen fast immer im Wasser, und ich konnte vom Pferde herab in dasselbe hineinlangen. Hinter dem Dorfe Uye überflutete zwar nicht mehr fließendes Wasser den Weg, dennoch war derselbe womöglich noch beschwerlicher; denn er führte nur

*) Der zweite Kalif 633—644, nicht Scheich Omar von Kuka.

über Sumpfboden, den man eben beackert hatte, um eine Art Negerkorn darein zu säen. Wie unsre Pferde und Ochsen dieses haltlose, tief eingefurchte Gelände überwinden konnten, ist mir heute noch unbegreiflich. Erst jenseits des Dorfes Awaram, dessen ärmliche Bewohner uns mit Fischen, eßbaren Muscheln und Schnecken bewirteten, wurde trocknes Land häufiger. Etwa eine Stunde, nachdem wir Awaram verlassen hatten, ward ich, sei es infolge der anstrengenden Wassermärsche und schlaflosen Nächte, sei es, daß ich mir den Magen verdarb, von starkem Fieber befallen; mit Aufbietung aller meiner Willenskraft erhielt ich mich noch 15 Minuten im Sattel; dann aber wurde es mir schwarz vor den Augen, ich mußte absteigen und mich zu Fuße fortschleppen bis nach dem schmutzigen Dorfe Abénde. Trotz der vielen Moskitos schlief ich diese Nacht; freilich war es kein ruhiger, erquickender, sondern ein fieberhaft aufgeregter Schlaf. Indes fühlte ich mich am Morgen soweit gestärkt, daß ich wieder mein Pferd besteigen konnte. Auf den Landstrich nördlich von der Stadt Ala hatten sich die großen Heuschreckenschwärme, denen wir in Wandala begegneten, heruntergelassen und sämtliche Getreidefelder kahl gefressen. Am 12. Oktober traf ich wieder in den Mauern von Kuka ein.

5. Von Kuka nach dem Binuë, Niger und Golf von Guinea.

Mitte November 1866 besserte sich mein Gesundheitszustand und der meiner Leute. Bei der Kostspieligkeit des Lebens in Kuka hatten die 200 Thaler, die ich mir geliehen, nicht lange vorgehalten; meine baren Mittel gingen wieder zur Neige, und ich mußte allen Ernstes an die Weiterreise denken. Doch wohin sollte ich zunächst meine Schritte lenken? Eine Antwort von Wadaï war nun nicht mehr zu erwarten, und ohne vorherige Genehmigung Sultan Alis von Wadaï wäre es vergeblich gewesen, nach Bagirmi zu gehen. Es blieb somit kein andrer Weg nach Süden übrig als der über Adamaua, und diesen beschloß ich einzuschlagen. Ich wollte auf dem kürzesten Wege das Meer zu erreichen suchen und mich dann sobald als möglich nach Europa einschiffen. Erst am 11. Dezember 1866 wurden

mir die notwendigen Legitimationspapiere gebracht und zugleich ein letzter großer Vorrat an Lebensmitteln. Am 12. ritt ich nach der Residenz, um feierlichen Abschied zu nehmen. Nachdem mir der Sultan noch einen europäischen Offiziersſäbel geschenkt, wünschte er mir Glück zur Reise und fügte hinzu: „Sage, wenn du zu den Deinen zurückkehrst, jeder Christ werde in meinem Reiche willkommen sein."

Unser Marsch in südwestlicher Richtung, teils durch Wald, teils zwischen Feldern und an einer Reihe kleiner Ortschaften vorbei, brachte uns am 17. Dezember nach Magommeri, dem Sitz und Eigentum des Alamino (eines hohen Würdenträgers in Kuka). Das Merkwürdigste, was ich hier sah, war der Straußenhof, ein umschlossener länglicher Raum, der 30 Straußenweibchen und einem Männchen zum Tummelplatz und zur Brutstätte diente. Die Tiere werden behufs der Gewinnung der Federn, die man ihnen einmal im Jahre ausrupft, auf dem Hofe gezüchtet. Alle die 30 waren hier in der Gefangenschaft ausgebrütet und großgezogen worden. Mein Führer zeigte mir im weißen Sande sieben Löcher, jedes mit 25—30 Eiern, und belehrte mich, daß die Bruthennen ihre Eier am Tage frei liegen lassen und sie nur des Nachts bebrüten. Obwohl die Straußenzucht bei dem hohen Preise, mit dem die Federn bezahlt werden, sicher einen sehr lohnenden Ertrag liefern muß, war dies die einzige, die ich auf meinen Reisen in Afrika angetroffen. Hier verließ mich auch der Gatroner, bei dem das Alter sich fühlbar zu machen anfing; er sollte nach Kuka zurückkehren, um zwei meiner Kisten, meine gesammelten Mineralien und Sämereien, die mir vom Sultan geschenkten Proben der Bornuer Kunstindustrie und andre für die Reise entbehrliche Gegenstände enthaltend, mit der großen Karawane, die zu Ende des Ramadan von Bornu abzugehen pflegt, nach Fessan zur Weiterbeförderung zu bringen.

Den ersten Weihnachtsfeiertag ruhte ich in Wassaram und unternahm einen Spazierritt in die Umgebungen des Dorfes. Gut angebaute Getreidefelder wechselten hier mit Indigopflanzungen, die gleichfalls gut zu gedeihen schienen, und die Bewohner des westlich davon gelegenen Mogodom treiben den

Anbau der Baumwollenpflanze in einer Ausdehnung, wie ich sie bisher noch nirgends angetroffen hatte.

Am Neujahrstage 1867 überschritten wir die Grenze von Bornu und kehrten in dem ersten Pullodorfe des Reiches Sokoto (Pullo-Fellata) ein. Das Reich der Pullo besteht wie das der Kanuri (Bornuaner) aus einer Menge kleinerer und größerer Sultanate, die alle dem Sultan von Sokoto unterthan sind. Sokoto ist die gegenwärtige Hauptstadt*), deswegen wird jetzt häufig das ganze Reich so genannt. Jedenfalls sind die Pullo der schönste Menschenschlag Zentralafrikas. Wo sie sich unvermischt erhalten haben, da ist ihre Hautfarbe gelb wie matte Bronze. Höchst wahrscheinlich waren die Pullo ursprünglich ein viehzüchtendes Nomadenvolk und lernten erst von den Haussanegern Getreide und Gemüse bauen; sie haben aber darin, wie in andern Arbeiten, ihre Lehrmeister übertroffen.

Am 7. Januar 1867 öffnete sich vor uns eine weite, blühende, mit zahlreichen Weilern und Dörfern geschmückte Landschaft, in der die Hauptstadt des Sultanats Kalam, Gombe, zwischen Hügeln und Bergen vor uns lag. Wir zogen vor die Wohnung des Sultans und wurden von dessen Bruder in das für uns bestimmte Quartier gewiesen, das aus vier Hütten bestand. In diesem Quartier fand ich zum erstenmal sogenannte Feuerbetten, lange, hohle Kasten von Thon, die in den Wintermonaten des Nachts mit Holz oder Kohlen wie ein Backofen geheizt und — mit einer Matte überdeckt — von den fröstelnden Negern als Schlafstätte benutzt werden. Gombe, eine große, mit gut erhaltnen Mauern umgebene Hüttenstadt, mag wohl 20000 Einwohner haben, von denen die Mehrzahl Pullo, die übrigen Kanuri- und Haussaneger sind.

Der Fluß Gombe bildet die Grenze zwischen den Reichen Kalam und Bautschi oder Jakoba. Jenseits des Flusses galt es, ein äußerst zerklüftetes und unwegsames Gebirge mit unserm Kamel zu übersteigen. Es fehlte hier mitten im Gebirge nicht an Dörfern, teils keck von schroffen Höhen herabschauend, teils hinter Felsblöcken versteckt liegend. Zum erstenmal sahen

*) Jetzt Wurno.

wir hier den Kandelaberbaum, einen riesigen Kaktus mit ganz eigentümlichen Formen. Durch Vogelstimmen aller Art und das heisere Geschrei der Affen war die Waldeinsamkeit belebt.

Am 14. Januar 1867 sahen wir die rötlich-schwarzen, nur von wenigen Thoren durchbrochnen Thonmauern der Hauptstadt Jakoba in endloser Einförmigkeit sich hinstrecken. So herrlich auch die Natur dies weite Alpenthal geschmückt hat, einen so öden Eindruck macht von außen gesehen die Stadt. Die Bevölkerung Jakobas, der Mehrzahl nach Haussaneger, mag sich auf 150000 Seelen belaufen; doch war die frühere Lebhaftigkeit des Ortes, seitdem die aufrührerischen Heiden das Land unsicher machten, von den Straßen und Plätzen verschwunden. Auf dem Markte fand ich nur inländische Erzeugnisse aus der nächsten Umgegend. Sklaven wurden hier zur Hälfte des Preises feilgeboten, den man in Kuka dafür bezahlt. Ein Pferd kostet 2—20 Thaler (immer sind Maria-Theresiathaler à vier Mark gemeint), eine Kuh einen bis drei Thaler, ein Schaf oder eine Ziege einen viertel bis einen halben Thaler. Die Pferde sind elende Klepper. Schafe und Ziegen sehen ebenfalls sehr erbärmlich aus. Die Zucht der Hühner machte eine bemerkenswerte Ausnahme. Mit Feld- und Gartenfrüchten war der Markt hinreichend versehen: Getreide verschiedener Art, Reis, süße Kartoffeln, Yamswurzeln, die herrliche Gundafrucht, die Keime der Fächerpalme, die gekocht ein schmackhaftes Gemüse geben, Zitronen und Tamarinden, denen sich in der betreffenden Jahreszeit noch Datteln, Granatäpfel und andre Früchte beigesellen. An sonstigen Eßwaren gab es: Ochsenfleisch, getrocknete Fische aus dem Niger, Honig, Koltsche-Öl, Milch und Buttermilch, Butter vom Butterbaum, frische Kuhbutter, in Arachis-Öl gebackne Brötchen aus Negerhirse oder Weizen. Durstige konnten sich für eine Muschel einen Trunk Tamarinden-Wasser mit Reismehl vermischt kaufen, und aus den Garküchen drang der Duft von gebratnem Fleisch. Neben den Erzeugnissen des Landes bot der Markt auch eine Auswahl der gangbarsten heimischen Industrie-Artikel. Man liefert in Jakoba Kattun von anerkannter Güte und versteht sogar Lumpen wieder zu neuem Stoff zu verarbeiten; ihre Einsammlung wird daher als ein

Erwerbszweig betrieben. Berühmt sind die hier gefertigten weißen Toben mit kunstvoller Stickerei. Aus den Fasern der Kareß-Rinde dreht man Stricke und Taue, die an Haltbarkeit denen von Manila-Hanf wenig nachstehen; irdenes Geschirr, wie Schüsseln, Töpfe und Krüge, wird mit einer feinen Bronzeglasur überzogen. Ebenso zeichnen sich die Strohgeflechte, Matten, Tellerchen, Körbchen u. s. w. durch zierliche Arbeit aus. Für bemerkenswert halte ich, daß Seife aus Natron und Öl oder Butter im Lande selbst bereitet wird und allgemein im Gebrauch ist. Europäische Waren sah ich wenig. Auf dem Markte wird durch den Marktaufseher und seine Gehilfen strenge Polizei geübt; man untersucht die Milch, ob sie nicht mit Wasser verfälscht ist, und hält darauf, daß aus dem feilgebotenen Fleische die Knochen entfernt werden.

Das Klima der Hochebene von Bautschi (Jakoba) hat Ähnlichkeit mit dem der südlichen Gegenden Europas. Die drückende Hitze der Monate Mai und Juni wird durch die hohe Lage des Landes, durchschnittlich 900 m über dem Meere, bedeutend gemäßigt. Von Ende Juni bis Ende September kühlen Regen und Gewitter die Luft, und während der ganzen übrigen Zeit des Jahres, von Oktober bis April, herrscht eine milde Frühlingswärme, indem das Thermometer in der Nacht nicht unter + 10° sinkt, in den Mittagsstunden nicht über + 30° im Schatten steigt. Zitronen-, Dattel- und Granatbäume gedeihen hier fast ohne Pflege, und ebenso ließen sich viele andre Erzeugnisse der südlichen gemäßigten Zone neben denen der heißen Zone heimisch machen. Zu so günstigen Temperatur- und Vegetationsverhältnissen kommt noch hinzu, daß mittels leicht anzulegender Fahrstraßen der Binuë sowohl als der Niger in acht Tagen zu erreichen, folglich eine nahe Verbindung mit dem Weltmeere herzustellen wäre. Möchte doch eine der christlichen Mächte, diese von der Natur gebotnen Vorteile nützend, das Plateau von Jakoba in Besitz nehmen und unter ihrem bewaffneten Schutze mit Ansiedlern aus Europa kolonisieren!

Am 17. März erreichte ich **Akum**. Vom **Binuë**, der hier einen bedeutenden Bogen nach Norden zu beschreibt, liegt Akum noch fünf Stunden entfernt. Da es auf dem Wege dahin

keine Brunnen giebt, beschloß ich, die Strecke nicht während der Tageshitze, sondern bei Nacht zurückzulegen, so daß wir erst am 18. März abends 10 Uhr 20 Minuten ausmarschierten. Wir hielten südwestliche Richtung ein und befanden uns nach kurzer Zeit in einem hochstämmigen Walde, in dem wir schweigend einer hinter dem andern herschritten. Zuletzt folgte ein schmaler Waldstreifen von so dicht belaubten Bäumen, daß kein Mondstrahl durchdringen konnte, und wir einander, um uns in der völligen Dunkelheit nicht zu verlieren, an die Hand fassen und Schritt vor Schritt vorwärts tappen mußten. Plötzlich erglänzte zu unsern Füßen die breite silberne Wasserfläche des in majestätischer Ruhe dahinfließenden Stroms, der die Gewässer aus dem Herzen Afrikas dem Niger und durch diesen dem Ocean zuführte. Kein Laut unterbrach die nächtliche Stille, und geräuschlos streckten auch wir uns, das Erscheinen der Morgenröte erwartend, in den weichen Ufersand zum Schlafe nieder.

Sobald es Tag geworden — es war der 19. März 1867 — erhoben wir uns von unserm Lager im Ufersande. Grade gegenüber, ungefähr 800 m vom Ufer entfernt, lag die Flußinsel Loko. Die Fährleute auf derselben hatten uns schon bemerkt und kamen nun mit ein paar Kanoes, um uns abzuholen. Meine erste Sorge war nun, eine Kanoe zur Weiterfahrt auf dem Flusse zu mieten. Das Fahrzeug, dem wir uns anvertrauen mußten, war, wie die am vorigen Tage benutzte Fähre, nichts weiter als ein ausgehöhlter Baumstamm, nur von etwas größern Ausdehnungen. Seine Tragfähigkeit ward von den Eingebornen auf zehn Mann nebst Gepäck angegeben. Anfangs trug uns der Wind reißend schnell von dannen; als wir die Insel aus dem Gesicht verloren hatten, ging es langsamer vorwärts, ja bisweilen hemmten Gegenströmungen und Gegenwind dermaßen die Fahrt, daß wir uns nicht von der Stelle zu bewegen schienen. Hier und da geriet das Kanoe auf eine Sandbank, und wir mußten dann alle aussteigen, es wieder flott zu machen. Die Ufer, mit hochstämmigen, dichtbelaubten Bäumen bewachsen, sind durchschnittlich drei bis vier Kilometer voneinander entfernt; doch wird das Fahrwasser häufig von Inseln eingeengt, von denen mehrere mit Ölpalmen, Mangrowebäumen

und Adansonien bestanden waren. Am linken Ufer guckten überall zwischen dem grünen Laubwalde die spitzen, zuckerhutförmigen Dächer der Negerhütten hervor; das rechte Ufer scheint weniger stark bewohnt zu sein. Hier sprangen Affen von Ast zu Ast, und Tausende von Singvögeln erfreuten Auge nnd Ohr. Auf dem Flusse selbst gab es Wasservögel verschiedener Art; nicht selten streckten Flußpferde ihre dicken Köpfe schnaubend und prustend aus der Flut. Leider befand ich mich nicht in der Verfassung, die reizende Scenerie dieses jungfräulichen Stroms zu genießen; denn gleich nach der Abfahrt von Loko hatte ich einen heftigen Fieberanfall, der meine Lebensgeister zu völliger Kraftlosigkeit und Gleichgiltigkeit herabstimmte. Mehrmals sahen wir ein zwei bis drei Meter langes Krokodil auf einer Sandbank sich sonnen. Man erzählte mir von der höchst verwegnen Weise, in welcher die Eingebornen auf das Krokodil Jagd machen. Sie beschleichen nämlich zu drei oder vier den lebenden Saurier (Eidechse); einer ersieht sich den richtigen Augenblick und stößt seinen Speer mit aller Kraft durch den Schwanz des Tieres hindurch in den Boden; wütend kreist das festgenagelte Ungetüm um sich selbst, bis die Gefährten des kühnen Angreifers herzueilen und das Ungeheuer mit Keulen- und Axtschlägen töten.

Endlich fuhren wir in den Hafen von Lokoja (am Zusammenfluß von Binuë und Niger) ein. Der Anblick zweier in Europa gebauten Schiffe gab mir meine ganze Kraft und Beweglichkeit wieder. Bisher hatte ich mich nur mit Mühe aus der liegenden Stellung aufzurichten vermocht, jetzt sprang ich, als kaum die Spitze unseres Bootes das Ufer berührte, mit einem Satze ans Land. Auf halbem Wege zum englischen Gouvernementshause kam mir ein schwarzer Diener in europäischer Kleidung entgegen, der mich auf Englisch grüßte, und wenige Schritte hinter ihm der Gouverneur Mr. Fell selbst, begleitet von seinem hier ansässigen Landsmann Mr. Robins. Die Herren reichten mir die Hand zum Willkommen und schüttelten die meinige, als wären wir schon viele Jahre miteinander befreundet. Wie sehr wuchs ihr Erstaunen, als ich auf die Frage, in welcher Zeit ich den Weg von der Küste des atlantischen Oceans bis Lokoja zurückgelegt habe, ihnen be-

richtete, daß ich nicht von Westen, sondern vom mittelländischen Meere durch die Wüste über Bornu an den Niger vorgedrungen sei. 1865 erkaufte die englische Regierung vom König von Nyfe die Erlaubnis, eine Handelsfaktorei am Einfluß des Binuë in den Niger zu errichten. Da der Elfenbeinhandel die Richtung nach der Westküste zu nehmen beginnt, gewährt die Handelsfaktorei Lokoja den wesentlichsten Stützpunkt. Der Zentner Elfenbein kostet bis Lokoja in Zahlen 200000 Muscheln (= 50 Maria-Theresiathaler = 200 Mark); allein da die Engländer meist eingeführte Waren als Zahlung geben, so kommt ihnen in Wirklichkeit der Zentner nicht höher als auf 100000 Muscheln (= 100 Mark) zu stehen. Gleichzeitig mit der Faktorei hatte der Bischof der englischen Hochkirche Crowther eine Mission zur Einführung des Christentums unter den Negern gegründet, und schon zählte die Christengemeinde 150 Mitglieder. Meine beiden Gastfreunde waren um die Wette bemüht, mir die Tage, die ich bei ihnen verlebte, so angenehm als möglich zu machen. Ein Hauptthema unsrer Unterredungen bildete von Anfang an die Beratschlagung über den Weg, den ich nehmen müsse, um an die Küste zu gelangen. Mr. Fell machte mir den Vorschlag, mit Geschenken für den König von Nyfe den Niger stromaufwärts nach Rabba zu fahren und von da südwestlich durch das Joruba-Gebiet die Küste zu gewinnen (da dies der am wenigsten gefahrvolle Weg war).

Am 2. April waren die fürsorglichen Reisevorkehrungen beendet, und ich tauschte mit den zurückbleibenden Freunden die letzten Scheidegrüße. Das schönste Wetter begünstigte unsre Fahrt den Niger aufwärts. Ich will die Leser nicht mit den täglichen Vorkommnissen einer volle 14 Tage währenden Flußfahrt ermüden, zumal in Bezug auf die Ufer und ihre Anwohner dieser Teil des Niger von der Strecke, die ich auf dem Binuë befuhr, sich im ganzen wenig unterscheidet. Nur fand ich die Fahrt selbst um vieles unangenehmer. Mit Sonnenaufgang stellte sich stets eine Art mikroskopischer Fliegen ein, von den Engländern sandfly genannt, deren Stich eine schmerzhafte Geschwulst verursacht; gegen 11 Uhr vormittags zogen sich diese fast unsichtbaren Plagegeister zurück, aber dann quälte uns die

drückende Hitze. Sobald die Hitze etwas nachließ, waren die Fliegen wieder da. Wir landeten im Hafen von Rabba. Statt einer großen, volkreichen Stadt, wie ich erwartet hatte, fand ich nur durch Brand geschwärzte, dachlose, meist von ihren Bewohnern verlassene Hütten (eine Folge des Krieges). Nachdem ich den König Massaban in seinem Lager besucht und die Geschenke überreicht, brachen wir am 2. Mai auf nach Lagos durch die Joruba-Länder.

Die Eingebornen Jorubas unterscheiden sich von denen Nyfes durch hellere Hautfarbe und regelmäßigere, mehr der kaukasischen sich nähernde Gesichtsbildung. Abgesehen von andern nicht bekannten Ursachen mag wohl zu der Zeit, als die Portugiesen lebhaften Handel am Golf von Guinea betrieben, Vermischung von Europäern und Negerinnen stattgefunden haben. Die Tracht der Männer besteht in einem kurzen, engen Hemd ohne Ärmel und in anschließenden, nur bis an die Knie reichenden Hosen. Die Häuser sind nicht runde, nur von einer Familie bewohnte Hütten, sondern bilden ein langgestrecktes Rechteck, in dem viele Familien — allerdings meist untereinander verwandt — wie in Kasernen unter einem Dache beisammen wohnen. Alle Jorubaner sind Götzendiener, und so gab es auch in der Stadt Saraki eine Unmasse von Fetischen aus Holz und Thon und von verschiedner, sowohl männlicher als weiblicher Gestalt.

Schon in Kuka und seitdem allerwärts auf dem Wege vom Tsadsee hierher hatte ich so viel von der berühmten Handelsstadt Ilori reden gehört, daß meine Neugier nicht wenig erregt war und mir das Bild eines europäisch angelegten Handelsortes vorschwebte. Mit um so größerem Entsetzen traf mich der Anblick, der sich uns gleich am Stadtthore darbot. Grade vor dem Eingange, gleichsam als Thorwächter, hingen die blutigen Leichname dreier Gepfählten; der spitze Pfahl, mit dem sie durchbohrt waren, ragte noch aus den schrecklich verzerrten Gesichtern heraus. Ganz erfüllt von dem grauenhaften Eindruck ritt ich durch die Straßen bis zu dem großen Platze vor der königlichen Residenz. Am 12. Mai beschied mich der König zur Audienz. Wieder hatte ich vor der königlichen

Wohnung das entsetzliche Schauspiel von vier Gepfählten. Die drei am Thore Aufgestellten waren Diebe, die vor der Wohnung des Königs Rebellen gewesen; unter letztern war ein Häuptling, dieser war lebendig gepfählt worden, die andern hatte man vorher erdrosselt. Durch mehrere Höfe und Gemächer folgte ich den nach mir gesandten Dienern zu einem länglichen, oben offnen, aber schattigen Raume. Zu beiden Seiten saßen in Reihen die Großen des Hofs. Ich schritt durch den in der Mitte freigelassenen Gang auf ein am Ende desselben stehendes, mit Bambusrohr vergittertes Häuschen, in welchem Seine Majestät wie in einem Käfig thronte. In einiger Entfernung war ein Schaffell über den Boden gebreitet. Man bedeutete mich, darauf niederzusitzen, und nun wurden mit Hilfe der Dolmetscher die Begrüßungsformeln gewechselt. Bei den Worten des Königs neigten sämtliche Hofleute den Kopf so tief, daß sie mit der Stirn die Erde berührten. — Ich schätze die Zahl der Angesessenen, ungerechnet die fremden Kaufleute und Warenträger, auf 60—70 000. Ilori ist der letzte Ort nach der Küste zu, bis wohin die Haussa Erzeugnisse aus dem Innern zum Verkauf bringen (Natron, Burnusse, gemusterte seidne Zeuge, Essenzen u. s. w.), und es muß wunder nehmen, daß die Engländer, die doch Ilori um so viel näher sind, noch nicht den ganzen Handel dahin an sich gezogen haben, sondern sich damit begnügen, Branntwein, Flinten und Pulver für die Haussa auf den Markt zu bringen. Die Einwohner Iloris verfertigen schöne Lederwaren, Schüsseln und Teller mit Holzschnitzerei, Matten von ausgezeichnet zierlichem Flechtwerk, Thongefäße aller Art, Stickereien, halb gelb- und halb rotlederne Schuhe, und in der Landwirtschaft brachten sie es zur Käsebereitung.

Am 14. Mai verließ ich Ilori ohne Abschiedsaudienz. Der Weg führte beständig durch hohen Wald von Butterbäumen und Ölpalmen, der aber an vielen Stellen sumpfig und dicht mit Unterholz verwachsen war. In Ibadan, das zu den größten Städten West- und Zentralafrikas gerechnet wird, begab ich mich zu dem aus Eisen erbauten Missionshause. Mein Pferd stieß mit dem Kopfe das nur angelehnte Hofthor auf, und als ich in den Hof eintritt, sah ich auf dem Rasen eine

blonde, in Seide gekleidete Dame sitzen, umgeben von einem Kreise junger Negermädchen, denen sie aus der Bibel vorlas. Bei meinem Anblick erhob sie sich, rief den Dienern, mir das

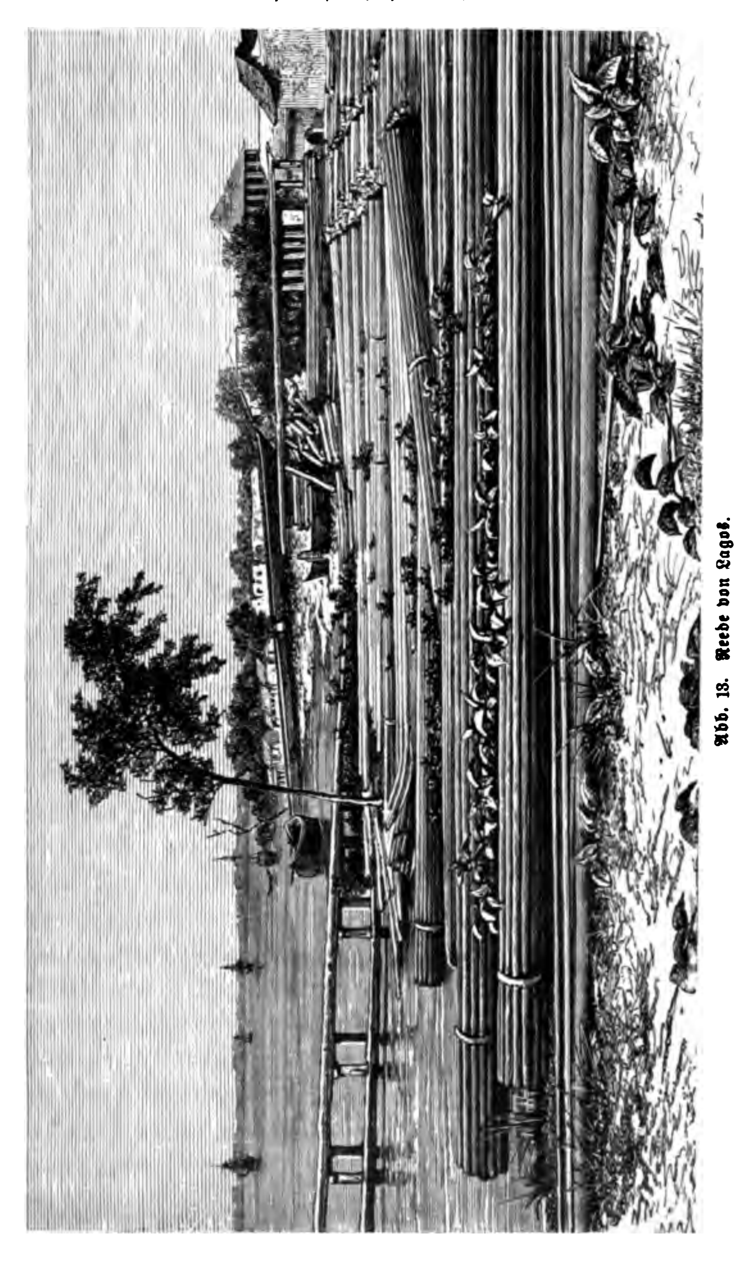


Abb. 13. Reede von Lagos.

Pferd abzunehmen, und hieß mich in englischer Sprache willkommen. An der Schwelle des europäisch möblierten Zimmers empfing mich ihr Gemahl, der Missionar, in dem ich zu meiner freudigen Überraschung einen deutschen Landsmann aus Schwaben fand, Namens Hinderer. Er lud mich freundlichst ein, samt meiner Begleitung in der Mission zu herbergen, was ich dankbar annahm.

Am 23. Mai traten wir die Weiterreise an. Bis 1½ Stunden südwestlich von der Stadt reichen die angebauten Ländereien, dann folgt wieder verwachsener Urwald. Endlich am dritten Tage öffnete sich derselbe. In Makum auf offnem Marktplatz hielten wir das letzte Nachtquartier. Früh fünf Uhr stieg ich zu Pferde und ritt, nur von Noël und einem ebenfalls berittnen Neger aus Lagos begleitet, in scharfem Trabe der Küste zu. Gegen abend holte mich das Fährschiff ab, und nach einer sehr stürmischen Überfahrt landete ich auf der Reede von Lagos (s. Abb. 13 vorige Seite!). Die in Lagos wohnenden Deutschen logierten mich in der Faktorei der großen Hamburger Firma O'Swald ein und ließen mir dort die ausgesuchteste Gastfreundschaft zu teil werden. Nach 14 Tagen kam der englische Dampfer, auf dem ich mich nach Europa einschiffte.

---

6. Gustav Nachtigal*).

1. Von Tripolis nach Mursuk.

Im Jahre 1862 ging ich eines Lungenleidens wegen nach Algier. In Tunis fand ich Genesung und blieb daselbst in hervorragender ärztlicher Stellung bis 1868. In diesem Jahre verleidete mir die Schuldenlast des Landes und die damit zusammenhängende Aussaugung und Revolution, ferner die Mißernte und Cholera-Epidemie den ferneren Aufenthalt. Ich bereitete grade meine Rückreise nach Deutschland vor, als Gerhard Rohlfs auf seiner Reise nach Tripolis auch Tunis berührte. Er war der Träger der Geschenke, welche König Wilhelm von Preußen dem Scheich Omar von Bornu sandte für dessen treue Unterstützung Barths, Overwegs, Vogels, v. Beurmanns und Rohlfs'. Wenn kein geeigneter Deutscher zur Überführung gefunden würde, sollten dieselben dem alten bewährten Diener Barths, Mohammed dem Gatroner, zur Besorgung nach Bornu anvertraut werden. Schon früher war der Wunsch in mir aufgestiegen, mehr von dem geheimnisvollen Erdteile, an dessen Nordküste mich das Schicksal geführt, zu sehen. Ich vermochte daher dieser Gelegenheit, die mir im ungünstigsten Falle eine erinnerungsreiche Reise versprach, nicht zu widerstehen. Es erschien mir als Pflicht, wenn kein Besserer gefunden würde, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, und mein ärztlicher Charakter, sowie meine Kenntnis der arabischen Sprache und moham-

---

*) Quelle: Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. 3 Bde. Berlin 1879, 1881 und 1889.

medanischen Sitte versprachen mir die Lösung der Aufgabe zu erleichtern. Einige Tage nach dem Weihnachtsfest 1868 folgte ich Rohlfs nach Tripolis. In La Goletta, dem Hafen von Tunis, drang der mir schon bekannte Piemontese Giuseppe Valpreda in mich, ihn zum Begleiter zu wählen. Ich kannte ihn als einen mutigen, in mechanischen Fertigkeiten geschickten, praktischen Mann, der Bäcker, aber auch Koch und Diener gewesen. Ich nahm ihn in meine Dienste. In Malta besorgte ich meine Ausrüstung; Feuerwaffen, Munition, Uhren, ein kleines Zelt, Kleidungsstücke, Seife, Schreibmaterialien, Fleischextrakt, Schokolade, Thee, Kaffee waren bald eingekauft und österreichische Maria-Theresiathaler schnell eingewechselt. Bald konnte ich mich nach Tripolis einschiffen. Ich eilte zu Gerhard Rohlfs, der mich in der Gartenstadt von Tripolis in einem Hause des österreichischen Konsuls, der zugleich Deutschland vertrat, erwartete. Man darf sich darunter keine üppige Villa vorstellen; es war ein einfaches kleines Häuschen, nur zum Verbringen der heißen Tageszeit in einem mühsam geschaffnen Grün geeignet. In Rohlfs' Haushaltung traf ich einen enthusiastischen deutschen Kellner und einen jungen Photographen aus Berlin, der die Expedition behufs Aufnahmen ein Stück begleiten wollte. Diese Landsleute schienen mir wenig beachtenswert gegenüber dem würdigen Mohammed aus Gatron, dem Gefährten Barths nach Timbuktu, der auch Rohlfs nach dem Sudan begleitet hatte, und seinem weißen Tuareg-Kamel, das ihn von der letzten Reise aus Bornu heimgetragen. Er war aus seiner Heimat bei Mursuk herbeigekommen, um auch mich zu geleiten; ich fand ihn in seinem Stalle beschäftigt, die Kamelsättel zur bevorstehenden Reise zu fertigen. Mit achtungsvoller Scheu betrachtete ich sein schwarzes, rundes Antlitz mit den zahllosen Furchen, der kleinen Stumpfnase mit den weiten Nüstern, dem zahnlosen Munde, den vereinzelten weißen und schwarzen Barthaaren, den großen Ohren und treuen Augen. Er war ein stiller, freundlicher alter Mann, den Freuden des Lebens — wie ich viele Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte — nicht abhold, der aber selten aus seinem durch Naturell und reiche Erfahrung bedingten Gleichmut heraustrat. Sechs Kamele à 200 Mark waren bereits in Malta

für mich gekauft worden; die Geschenke unsers Königs wurden möglichst in den heimischen Kisten gelassen; von Mundvorräten kaufte ich hauptsächlich Schiffszwieback, Reis, Kuskussu (Weizenmehlkügelchen in Fleischbrühe gekocht) ein.

Die interessanteste Bekanntschaft, die ich machte, war die des Fräulein Tinné, einer holländischen Dame, die sich bereits durch ihre Reisen an den Zuflüssen des obern Nil berühmt gemacht. Sie zog mit zahlreichem Gefolge mir nach Mursuk voraus. Während am Tage die Geschäfte besorgt und die oft lästigen Besuche gemacht wurden, saßen wir abends im kleinen Gartenhaus des österreichischen Konsuls in Rohlfs' Zimmer bei Wein und Bier zusammen bis spät in die Nacht; Gerhard Rohlfs erzählte aus seinem unerschöpflichen Reiseleben und enthüllte mir Personen und Zustände der neuen Welt, in der ich von nun an leben sollte.

Am 17. Februar 1869 begann der Marsch. Unweit der Stadt machten wir Halt. Die Vornehmen der Stadt mit ihren Damen versammelten sich noch einmal um uns, und bei europäischem Gastmahl, bei Musik und Tanz blieben wir bis zum Abend zusammen, tranken auf das Wohl meines Königs und Vaterlands, auf meine Erfolge, auf diejenigen, die vor mir dieselbe Straße gezogen und entweder heimgekehrt oder fern von der Heimat ihrem Forschungstriebe erlegen waren. Als die Sonne sank, war ich allein, allein mit meinen Gedanken und Gefühlen, meiner Erinnerung und Hoffnung, inmitten einer fremden Welt. Schweigend, von den mannigfachsten Gefühlen, den ungeordnetsten Gedanken bestürmt und aufgeregt, wandelte ich vor meinem Zelte auf und nieder; dort bildeten die Kamele — mit regelmäßigem Knirschen der Pflicht des Wiederkäuens obliegend, die Knie- und Fußgelenke gefesselt — ihre charakteristische Wüstengruppe. Mein zottiger, arabischer Wachthund erfüllte seine Pflicht. Die jugendlichen Diener schliefen den Schlaf der Jugend, Gesundheit und Sorglosigkeit, während der treue Gatroner noch manches Prischen Tabak in den Mund schob, noch manches Stückchen Natron (Soda) mit seinen Zahnresten abbiß, und noch manchen erfahrnen, prüfenden Blick über Kamele und Zelt gleiten ließ, ehe er sich die Kapuze seines Burnus über

den Kopf zog und sich dem Schlaf des Gerechten überließ. Am nächsten Morgen erschien mit Sonnenaufgang Gerhard Rohlfs, mir das letzte Lebewohl zu sagen. Die Kamele wurden bepackt, das Zelt abgebrochen und schweigsam der letzte Händedruck gewechselt. Ich bestieg mein Wüstenschiff und zog still und ernst in die sandige Ebene hinaus mit wehmütiger Erinnerung an das, was ich verließ, an die, welche ich liebte und ehrte in der Heimat, und die ich so lange entbehren, vielleicht nie wiedersehen sollte, aber auch mit freudiger Hoffnung auf eine glückliche Heimkehr und dem festen Vorsatze, meinem Unternehmen alle Leibes- und Geisteskräfte zu widmen.

Ich benutzte die eigentliche Bornustraße, also die östliche der beiden von Tripolis auslaufenden, die sichrer und regelmäßiger mit Wasser versehen ist. Schon nach wenig Tagemärschen verschwand das angebaute Land; der Boden stieg an, wir betraten die steinige, von unzähligen Wadis durchfurchte Wüste. Besonders quälend war zuweilen der Wind, der den verwitterten Kalk- und Gipsgrund aufwirbelte, ihn zu Hügeln und Dünen auftürmte, die Nahrung als unangenehme Zugabe überzog, im Zelte uns zu begraben drohte, Nasen und Ohren verstopfte, Haut und Augen empfindlich reizte. Menschen und Tiere kämpften gegen denselben, alles mußte sich zuweilen auf den Boden lagern, da kein Zelt aufgeschlagen werden konnte. Wir überschritten die schwarzen Berge vermittelst eines 700 m hohen Passes und stießen unmittelbar darnach auf den von Mursuk kommenden Kamel-Postboten, der schicklicherweise bewirtet und ausgefragt werden mußte. Diese Kamelpost geht allwöchentlich einmal von Tripolis und Mursuk ab und legt den Weg in 18 Tagen zurück. An den Hauptstationen werden die zum Ersatz bestimmten Kamele bereit gehalten. Der Verwaltungschef entnimmt der verschlossenen Posttasche, zu der er einen Schlüssel besitzt, die für seinen Bezirk bestimmten Briefe. Südlich der schwarzen Berge bei der kleinen Oase Omm-el-Abid ist die steinige, pflanzenlose, glühende Hammada überwunden, und es beginnt der Archipel der Oasen, die das eigentliche Fessan bilden, und die in kurzen Zwischenräumen aufeinander folgen mit dem ersehnten Grün ihrer Dattelpflanzungen und ihren Brunnen. Weizen-, Gersten- und Klee-

felder waren weniger üppig als im Norden, ebenso war es mit den Fruchtbäumen, den Granatäpfeln, Weinreben und Feigen. Regen ist selten und auch unerwünscht, nicht allein weil er die Lehmhäuser wegwäscht, sondern auch, weil die Bewohner für die Dattel- und Gartenkultur die regelmäßige Brunnenbewässerung vorziehen. Die Dattelpalme soll ihren Fuß im Wasser, ihr Haupt in der Sonne haben.

Am 27. März 1869 hielten wir unsern Einzug in Mursuk. Mein Aufenthalt schien sich lange ausdehnen zu sollen, da keine nach Bornu ziehende Karawane, an die ich mich der Sicherheit wegen anschließen wollte, erwartet wurde. Die Anstrengung der Reise, die ich fast ganz zu Fuß gemacht hatte, hatte mir sehr zugesagt. Fräulein Tinné hatte gleich mir den Plan gefaßt, die unfreiwillige Muße in Mursuk zu einem Ausflug nach Tibesti, jener Felsenlandschaft östlich der Bornustraße, zu benutzen. Ihr vor allem wurde abgeraten und eine Reise nach Rhat, westlich von Mursuk, vorgeschlagen. Ich selbst war entschlossen, nach Tibesti zu gehen, und wenn die Gefahren noch drohender gewesen wären, als man sie schilderte. Ein Tubu-Edler aus Tibesti [Tu bezeichnet das Land, bu = die Leute], Kolokomi mit Namen, erschien in Mursuk. Die Leute, die ihn zufolge seiner öftern Besuche daselbst kannten, bezeichneten ihn als einen der wenigst Schlechten unter seinen schurkischen Stammesgenossen. Ich schloß einen Vertrag mit ihm ab, nach welchem er mich für 300 Mark durch das ganze Land Tibesti und wieder zurück nach Fessan zu führen sich verpflichtete. Die nach Bornu bestimmten Geschenke ließ ich unter Obhut zurück. Mein alter Gatroner war der ganzen Reise, deren Gefahren er kannte, abhold; doch als ich ihm vorschlug, mir einen Tubu-Diener zu werben und selbst zurückzubleiben, wies er dies mit Entrüstung ab und sagte: „Ich habe deinen Freunden in Tripolis versprochen, dich wohlbehalten nach Bornu zu führen, wie ich auch deine Brüder Abd el Kerim (Barth) und Mustafa Bei (Rohlfs) dorthin geleitet habe. Mit Gottes Hilfe werden wir dies Ziel zusammen erreichen; bis dahin werde ich dich nicht verlassen, und wenn dir bei den verräterischen Tubu (in Tibesti) ein Unglück zustoßen soll, so will ich dasselbe mit dir teilen."

2. Nach Tibesti.

Am 4. Juni 1869 ward ich dem Tubu-Edlen vor dem Pascha und dem großen Rate in Mursuk anvertraut, und eine gewisse Verantwortung für mein Leben und Eigentum wurde auf ihn gewälzt. Am 6. Juni zog ich zum Ostthore der Stadt hinaus. Beim Ruhen unter einer Dattelpalme war ich eingeschlummert, und ich erwachte auch nicht, als die fortschreitende Sonne ihre Strahlen auf meine nackten Füße und Unterschenkel herabsandte. Bald schwollen sie unter heftigen Schmerzen an,



Abb. 14. Ansicht von Gatron.

Blasenbildung trat ein, und selbst das Reiten zu Kamel verursachte mir einen mich fast der Besinnung beraubenden Schmerz. Am 11. Juni erreichten wir südlich von Mursuk an der Bornustraße Gatron inmitten eines großen Palmenhains (siehe Abbildung 14!). Die Hitze betrug bei sehr schwachem Südwinde 49° C. Aus dem Zelte eilte ich in den Schatten der Dattelpalmen, doch der glühende Sand trieb mich wieder ins Zelt. Ich fand hier einen zweiten Tubu-Edlen Bu Zeïd, der für seine Begleitung nach Tibesti 375 Mark verlangte außer unmäßigen Geschenken für seine Vettern in Tibesti. Am 17. Juni setzten wir unsern Marsch südwärts auf der Bornustraße fort. Bald drängten sich Tibestileute an mich, die auf Grund meines Planes,

ihre Heimat zu besichtigen, sich für berechtigt hielten, Ansprüche an mich zu erheben und meine eigentlichen Absichten in Bezug auf ihr Land zu erforschen. In Tedscherri hielten wir kurze Rast, teils um Kamelfutter für die folgende Strecke zu sammeln, teils um mein eiterndes Auge zu heilen. Am 23. Juni ging es wieder südwärts, dem an der Bornustraße gelegenen Tümmo-gebirge zu. Mit verbundnen Augen und peinigenden Schmerzen hockte ich auf dem Kamele. Der einzige Brunnen zwischen Tedscherri und dem genannten Gebirge ist der Meschrubrunnen (siehe Abbildung 15!). Die nächste Umgebung desselben war bedeckt mit gebleichten menschlichen Gebeinen und Kamelskeletten. Schaudernd bemerkte ich halb im Sande begraben die zu Mumien zusammengetrockneten Leichname einiger Kinder, welche noch mit blauen Kattunfetzen bekleidet waren. Es scheint, daß auf dieser letzten Station einer langen, trostlosen, schmerzensreichen Reise die armen Kinder der Negerländer in auffallend großer Anzahl ihren Tod gefunden. Die lange, bei unzureichender Nahrung und sparsamem Wassergenuß zurückgelegte Reise aus dem Sudan, der Rückblick auf die für immer entschwindende Heimat, die Furcht vor der unbekannten Zukunft, das endlose Reisen unter Schlägen, Hunger, Durst und tödlicher Ermattung hat ihre letzte Widerstandskraft gelähmt. Fehlt den Armen die Kraft zum Wiederaufstehen und Weiterwandern, so werden sie einfach im Stich gelassen, und langsam erlöschen dann ihre Lebensgeister unter dem Einflusse der Sonne, des Hungers und Durstes. Wir benutzten die Mondscheinnächte zum Reisen, da sie mit ihrer Windstille und der lebhaften Bodenausstrahlung von einer durch den Gegensatz doppelt süßen Frische und Annehmlichkeit waren. Am 26. Juni überschritten wir den gewaltigen Tafelberg des Tümmo. Von hier ab verließen wir die Bornustraße und bogen östlich ab nach Tibesti. Wir zogen über wüste, steinige Ebenen, durch sandige Auswaschungsthäler, über endlose Strecken, die mit grauschwarzen Steinplatten bedeckt waren, aus deren Spalten eine traurige Vegetation hervorlugte. Ein bereister Weg führte nicht durch die Gegend. Den ersten Brunnen sollten wir nach Berechnung unsers Führers am Ende des zweiten Marschtages erreichen. Doch mein Geleitsmann wurde schon am Abend des

ersten Tages unsicher und riet, die Wasserschläuche wohl ein=
zuteilen. Am nächsten Tage trieb Kolokomi mit rastloser Eile



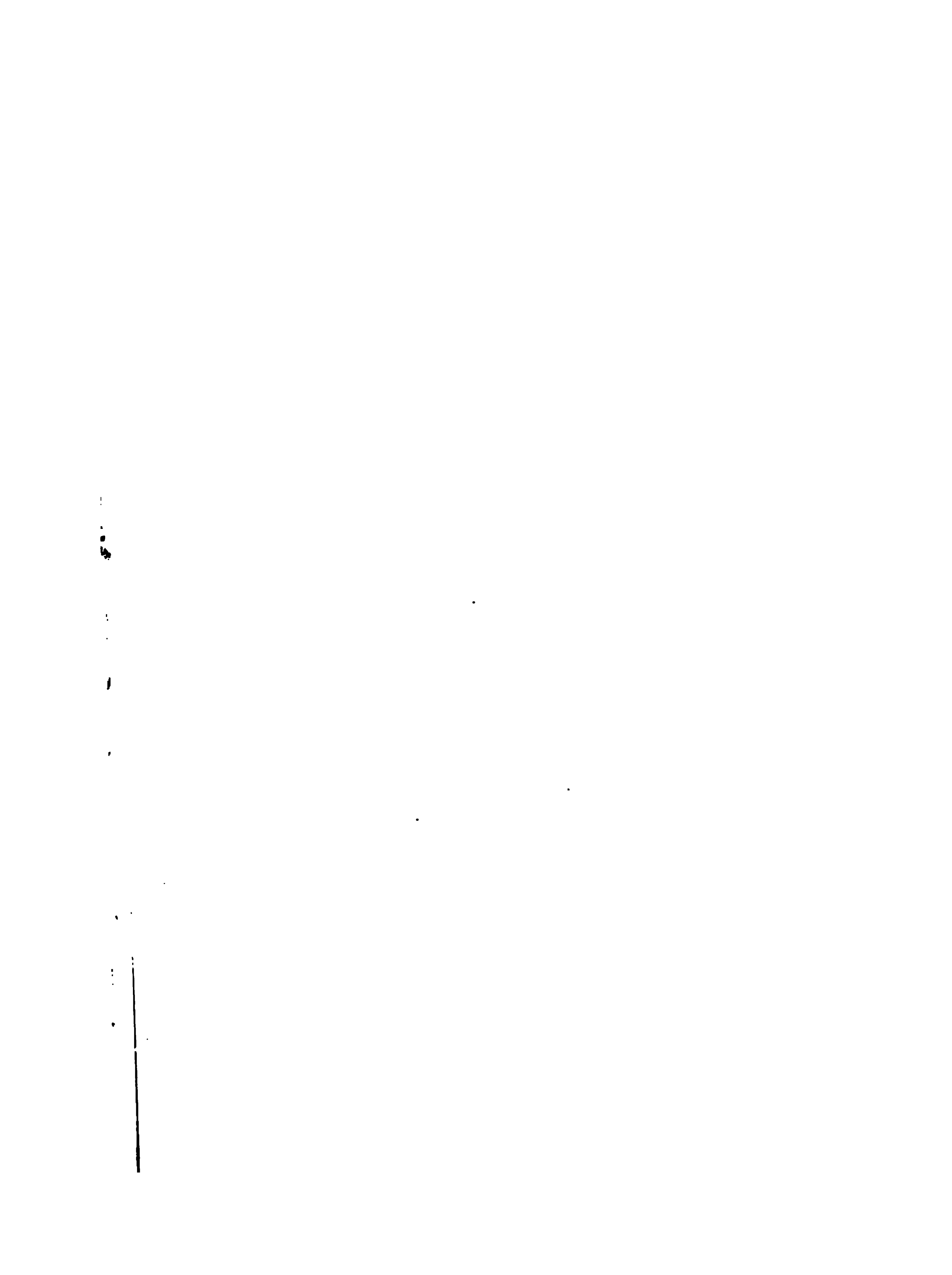
Abb. 15. Brunnen am Meschru.

vorwärts; selbst die Nacht und eine zu übersteigende Gebirgskette brachten uns keine Rast. Am Morgen des dritten Tages lagen die Berge von Afafi mit ihren Brunnen noch weit von uns entfernt. Wir besaßen noch einen halben Schlauch Wassers mit ungefähr zehn Litern, und zehn Personen sollten davon empfangen. Der Tag war entsetzlich heiß und die Kamele todmüde. Nach kurzer Rast ging es weiter durch Steine und Sand, über Schluchten und Felsen. Stumm wanderten wir einher, Nase und Mund durch Turbanstoff verhüllt, um die Austrocknung der Schleimhäute zu verringern. Sonnenuntergang kam; der Ausblick war jetzt am freiesten; aber aus dem Munde unsers Führers scholl es nur: mâ zâl, noch nicht! Ich drang darauf, zu ruhen, bis der Mond erschien. Kurz nach Mitternacht ging es wieder vorwärts. Doch die Ermattung trat an Menschen und Tieren deutlich hervor. Der eine blieb zurück und mußte gewaltsam aufgerüttelt werden; ein zweiter kratzte feuchte Erde aus dem Boden, als wenn sie Aussicht auf Wasser eröffnete; ein dritter bat flehentlich um einen Trunk Wassers. Es blieb nichts übrig, als die Kamele zu erleichtern, alles beritten zu machen und so dem Brunnen zuzustreben. Es war am Morgen des vierten Marschtages. Mein Diener Giuseppe verteilte den Wasserrest, den ich bis dahin verborgen gehalten hatte. Jeder erhielt ein volles Glas; es war durch die Frische der Nacht fast eisig geworden; gierig sogen wir es ein. Kolokomi, mein Tubuführer, kühlte nur die Schleimhaut damit und spritzte es in langem Strahle von sich, als ob es der gewöhnliche Inhalt seines Mundes (Tabakssaft) gewesen wäre. Der Mann gefiel mir, wie er — ausgetrocknet gleich den öden Gefilden seiner Heimat, hart und schroff wie die Felsen seines Landes — nichts von seiner Energie eingebüßt hatte. Kólokomi und Bu Zeïd waren uns, dank der Leichtfüßigkeit ihrer Tubukamele, vorausgeeilt, während wir nur mühsam vorwärts trieben. Endlich erreichten wir ein Flußbett; am Ursprunge desselben, an dem Fuße der hohen, finstern Felsen sollte der ersehnte Brunnen liegen. Mit Ladestöcken und Knütteln trieben wir unsre armen erschöpften Tiere vorwärts. Bald erhob sich unser schlimmster Feind, die Sonne. Furchtbarer Durst stellte sich

ein; um Schläfen und Stirn schien sich ein eiserner Ring zu legen und enger und enger zu schließen. Die Augen brannten schmerzhaft, die Ermattung wurde grenzenlos. Zweimal legte mein ermattetes Tier trotz meiner Schläge seine müden Glieder unter einen Baum, und zweimal gelang es mir, durch Verdoppelung der Züchtigung das arme Geschöpf zu qualvollem Weiterschwanken zu bewegen. Doch als dasselbe sich in der Mitte des Vormittags zum drittenmal in das Geäst einer Akazie gedrängt und niedergelegt hatte, war es durch nichts zu bewegen, den Schatten aufzugeben. Meine Genossen kamen nach und nach heran und folgten meinem Beispiele (siehe Doppelbild 16!). Einer derselben sprach mit entstellten Zügen von seinem nahen Tode, mir für den Fall meiner Rettung seine Frau und seine Kinder auf die Seele bindend, erging sich dann in bittern Vorwürfen gegen mich und bereitete sich durch laute, heiße Gebete auf seinen Eintritt in das Paradies vor. Mein treuer Gatroner machte ihm klar, daß alles vom allmächtigen Gott so bestimmt sei. Auch meine Hoffnung fing an zu erlöschen. Mein Geist wurde unklar; ich war mir nicht bewußt, ob ich in der fernen Heimat oder am Fuße eines Felsens in der Sahara weilte.

Da — war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krampfhaft erregten Sinne? Eilte dort nicht mit schnellen, seltsamen Sprüngen eine mächtige Ziege grade auf unsre Akazie los, und trug sie nicht einen Menschen auf ihrem Rücken? Ich hätte nachher darauf schwören mögen. Freilich war es ein Mensch, ein heißersehnter, doch die Ziege verwandelte sich in ein Kamel, auf dem uns mein Begleiter Birsa in zwei Schläuchen Wasser zutrug, dessen Anblick uns Thränen der Rührung auspreßte. Es schien uns ein Göttertrank, und unsre Lippen bebten keineswegs vor den verwesten Stoffen in demselben zurück. Nun kam auch der Schlaf, der erquickendste, den ich je im Leben geschlafen. Während ein Teil unsrer Kamele das zurückgelassene Gepäck herzuschaffte, sollte der andre zur Tränke geführt werden.

Die mit dem letzteren beauftragten Diener kehrten jedoch ängstlich zurück mit der Nachricht, daß der Brunnen von einer Bande Tubu besetzt sei. Sie hatten freilich nur ein Kamel und



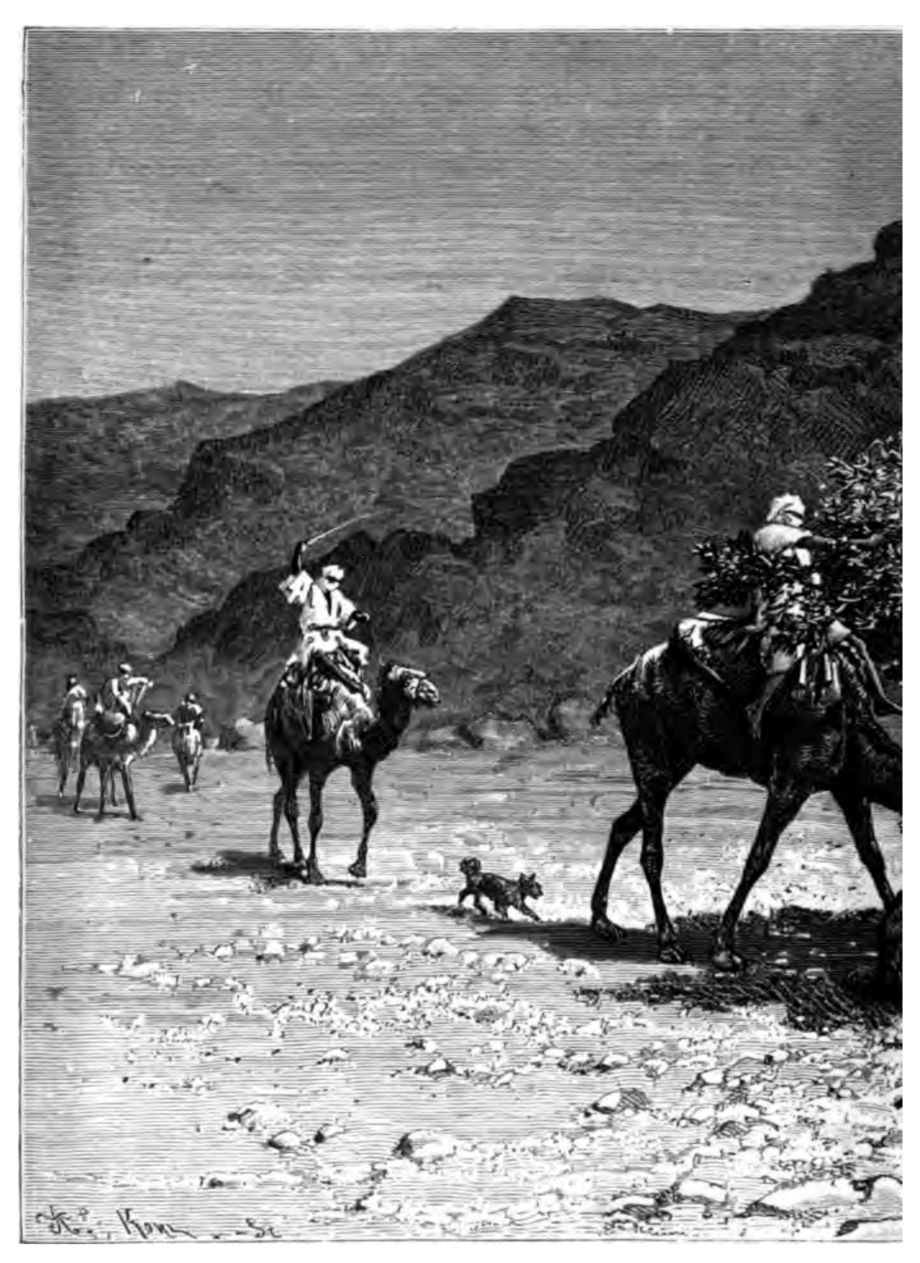
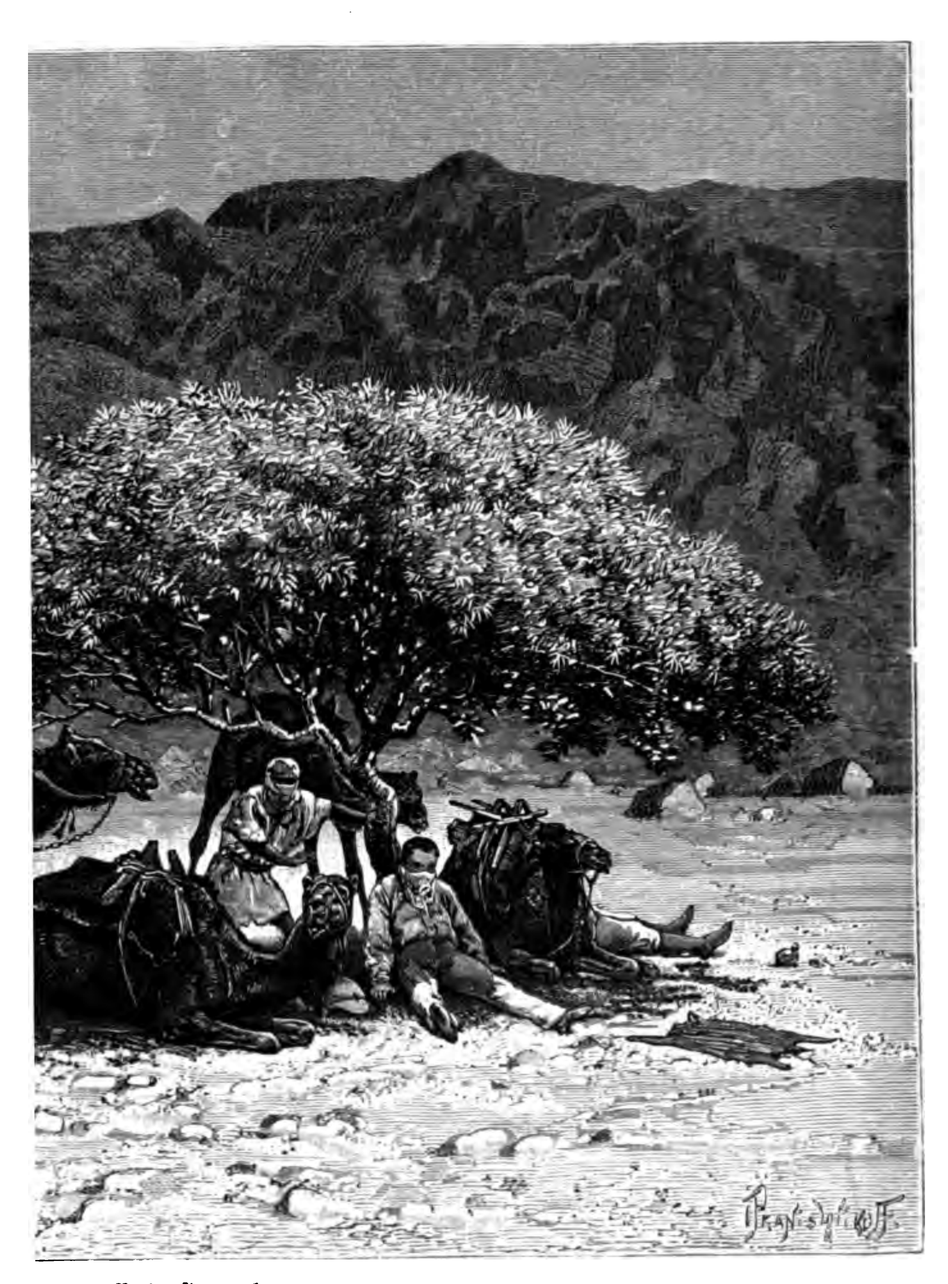


Abb. 16. **Nachtigals Kar**



ne dem Verdursten nahe.



Waffen, aber keinen Menschen erblickt. Wir zogen uns in ein Felsenversteck zurück und lugten aus. Da kam ein einzelner Mann mit seinem beladnen Kamel friedlich vom Brunnen hergeschritten. Kolokomi hüllte sein Gesicht mit Ausnahme der Augen in den Turbanshawl, ergriff Lanze und Wurfeisen und trat dem Fremdling entgegen. In der Entfernung von etwa sechs Schritten von einander hockten sie nieder, in der einen

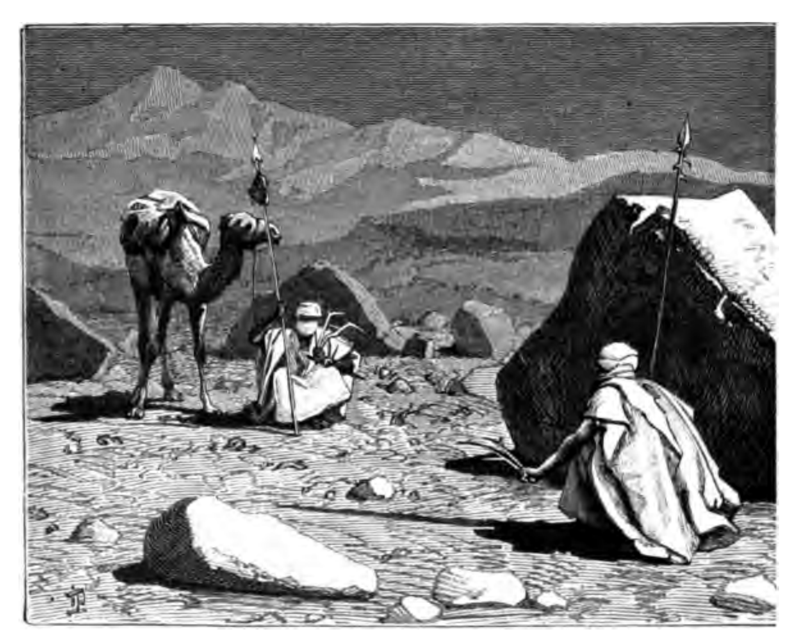


Abb. 17. Begrüßung von Tubu auf der Reise.

Hand die auf den Boden gestemmte Lanze, in der andern das Wurfeisen, und vollzogen die wortreiche Begrüßung, sowie die Fragen über Befinden, Ziel und Ausgangspunkt der Reise (siehe Abbildung 17!).

In südöstlicher Richtung zogen wir nun weiter, die Hauptkette des Felslandes Tibesti mit dem höchsten Punkte, dem Tusside, links von uns lassend, bis wir am 13. Juli 1869 eines der Hauptthäler des Landes erreichten, in welchem Tao lag, der ursprüngliche Sitz vieler Edlen des Landes. Die Wohnungen waren aus einem Holzgerüst und Matten zusammengefügt und

hatten die Form der Hundehütte. Auch reine Höhlenwohnungen beobachtete ich; sie sind geschützt gegen Sonne und Regen, bequem, erfordern keine Nachhilfe durch die Kunst und sind so versteckt, wie es dem mißtrauischen Charakter der Bewohner entspricht; dann giebt es auch kreisförmige Steinwohnungen, aus lose übereinander geschichteten Steinen bestehend, mit einem Blätterdach. Die Stadt war augenblicklich entvölkert. Der südwestliche Teil Tibestis, wo Tao liegt, ermöglicht zufolge seines Mangels an Bodenwasser nicht die Anlegung von Gärten, um Getreide, Datteln, Gemüse zu bauen. Im Sommer und Herbst, nach den Regenfällen, wenn die Kräuter in den Thälern sprossen, finden Kamele und Ziegen reichlich Futter. Ihre Milch bildet dann ein Hauptnahrungsmittel neben den Körnern des Knotengrases. Sind aber jene Nahrungsquellen versiegt, so beginnt eine trostlose Zeit. Die Frucht der Dumpalme mit ihrer trostlos harten Rindenmasse bildet dann das einzige Nährmittel. Die ganze Nacht hindurch hört man dann das Klopfen der Frucht und kann gewiß sein, daß schrecklicher Hunger in den Eingeweiden des Klopfers wütet. Fleischnahrung ist hier etwas Außergewöhnliches. Nur das kranke, erschöpfte Kamel wird getötet, sein Fleisch in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet. Man bearbeitet nun das ungekochte Fleisch mit einem Steine so lange, bis Fleisch, Sehnen und Knochen zu verschlucken sind. Soll eine Ziege geschlachtet werden, so muß eine Hochzeit, eine Beschneidung oder ein ähnliches Fest sein. In den Thälern der Ostseite des Gebirges gedeihen Datteln und Getreide im Herbst, und dorthin ziehen dann die Bewohner des westlichen Abhangs, um gegen Kamele, Ziegen oder Felle den nötigsten Vorrat jener Früchte einzutauschen. So erklärte sich das Verlassensein Taos.

Ich hoffte den Häuptling Tafertemi noch in dem südlich von Tao gelegnen Zuar im gleichnamigen Flußthale zu treffen und brach dahin auf. Kaum hatte ich mein Lager an der Mündung des wasserleeren Zuarflusses aufgeschlagen, als zwanzig edle Tibestileute zu meiner Begrüßung erschienen. Alle hockten in einem weiten Bogen um mein Zelt nieder und begannen ihre endlosen Begrüßungsformeln. Sodann wandten sie sich an meine

Leute und baten um ein warmes Abendessen. Ich bewilligte das, um sie mir zu verbinden, und musterte dabei diese Schar verhungerter und zerlumpter Banditen. Am Morgen des folgenden Tages verlangten sie von neuem Anteil an unserm Imbiß und erkundigten sich sodann in höchst natürlicher und selbstverständlicher Weise, wie es mit ihrem Durchgangszoll stünde. Jetzt begann ein Wortkampf, der von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang währte. Sie glaubten, daß ich in der im Osten des Landes gelegnen heißen Quelle Jerike nach Gold suchen und dann mit Hilfe der Europäer sie vertreiben wolle. Ihr Sprecher setzte mich durch seine Gewandtheit im Wortgefecht geradezu in Erstaunen. Ich mußte ihnen einen roten Tuchburnus, eine schwarzblaue Sudantobe, ein Stück Baumwollenzeug und drei Turbane ausliefern. Als sie abreisten, versicherten sie mich ihrer Freundschaft und Hilfe, falls ich ihre Wohnsitze im Innern des Zuarthales besuchen würde. Ich beschloß, diesen günstigen Umstand sofort zu benutzen. Durch ein Felsenthor von 50 Schritt Breite trat ich ein in die Felsschlucht des Zuarflusses, in seinem Sand- und Kiesbette vorwärts strebend. Wir begegneten einigen nach Osten auswandernden Familien. Die Kinder waren allerliebste Erscheinungen, die kleinsten ritten zu zweien auf Eseln, welche auch den spärlichen Hausrat trugen, und die vier- und fünfjährigen marschierten schon rüstig und trieben die Lasttiere an. Alle waren nackt. Die Frauen waren mager, dunkelhäutig, nur mit dem langhaarigen, schwarzen Schaffell bekleidet, das ihre skelettartige Magerkeit und ihre faltige Haut nicht verdecken konnte. Das Thal war eingefaßt von schwarzen, hohen Felsen, geschmückt mit reicher Vegetation und in seltner Weise von Tieren belebt. Es erfrischt Herz und Sinn nach der langen Wanderung in der nackten Einöde. Besonders interessant waren die an dünnen Fäden aufgehängten Vogelnester, welche ihre Bewohner, die Webervögel, mit der Öffnung nach unten versehen. Ein großer Pavian zeigte sich auf Felsen und Bäumen. Da nur zu Zeiten ein Fluß durch das Felsenthal braust und Regen fallen, so erhält sich das Wasser nur in natürlichen Felsencisternen. Durch einen uns drohenden Überfall wurden wir zur schleunigen Rückkehr nach Tao bewogen.

Ehe ich nach dem drei Tagemärsche entfernten Bardaï am Ostfuße des Gebirgszugs aufbrach, sandte ich Geschenke und Briefe an den dort weilenden Häuptling Tafertemi voraus, um die Stimmung jener Stadt zu erkunden. Nach sieben Tagen durfte ich den Boten zurückerwarten. Es waren für mich Tage der Sorge, der Langweile und des Hungers. Ich wurde moralisch belagert von den Tubu-Edlen. Wie Aasgeier umkreisten sie mein Zelt, beanspruchten, von mir ernährt zu werden, drohten und bettelten abwechselnd. Die Zahl der Schmarotzer mehrte sich täglich. Wir waren Tag und Nacht auf unsrer Hut. Ich ließ meine Leute ihre Gewehre sich an den Körper binden, um ihre Entwendung zu verhindern und sie stets im Handbereich zu haben, und ich legte weder bei Tage noch bei Nacht den Revolver ab. Trotzdem wurden mir zwei Flinten entwendet. Am zwölften Tage nach der Abreise meines Boten erschien ein Brief desselben, worin er anzeigte, daß die Bewohner Bardaïs sich bei der Nachricht von meiner Ankunft aufrührerisch gezeigt, und daß mich der Häuptling besuchen werde. Doch erschien bald anstatt Tafertemi's ein Bote desselben, der außer Datteln die Nachricht brachte, daß die Bewohner Bardaïs jetzt ruhiger seien und dem Häuptling erlauben wollten, mich zu empfangen. Am 5. August 1869 brach ich nach Bardaï auf. Unser Weg führte über Sandstein, von Flußthälern zerschnitten und von Granit durchbrochen. Ein riesiger Krater mit fast kreisrundem Rande von drei bis vier Stunden Umfang und 50 m Tiefe trennte uns von dem zu unsrer Linken liegenden Bergriesen Tusside. Der Paß, welcher uns nach der Ostseite führte, war 2500 m hoch. Ich machte die Reise wiederum zu Fuß. Die Kälte in dieser Höhe war recht empfindlich. Am 8. August erreichten wir Bardaï, das in einem breiten Thale gleichen Namens liegt. Wir betraten dies Thal am Abend und begannen uns zwischen den schlanken Gruppen von Dattel- und Dumpalmen, die hier und da menschliche Wohnungen in ihrem Schatten bargen, durchzuwinden, als plötzlich ein dumpfes Brausen an unser Ohr drang, das von zahlreichen schreienden und tobenden Menschenstimmen herzurühren schien. Wir hielten atemlos an. Das Getöse kam näher; die Männer brüllten, klirrten und rasselten mit den

Waffen, die Weiber kreischten, die Kinder schrieen; ich hörte die Verwünschungen gegen den Christen und ihre blutdürstigen Vorsätze. Unser letztes Stündlein schien gekommen; denn der Häuptling, auf dessen Schutz wir rechneten, war angeblich abwesend. Kampfbereit hielt mein Gatroner sein Gewehr in der Hand; Giuseppe zeigte sich wie ein Mann, während zwei andre meiner Leute mich verwünschten. Endlich erhob sich einer der Tubu-Edlen, unter deren Schutz ich hierher gereist, Arami mit Namen, der hier eine schöne Gelegenheit fand, sein Ansehen zu zeigen und — wenn ich am Leben blieb — mich auszuplündern; er sagte zu mir: „Mit Gottes Hilfe soll dir kein Leid widerfahren." Er schritt den Angreifern stolz entgegen, schlug ihre Waffen nieder, während mich seine Freunde in seine Wohnung brachten. Vor derselben schlug ich mein Zelt auf.

Bald erfuhr ich, daß Tafertemi so arm sei, daß er sich von den Bewohnern Bardaïs — es war gerade Dattelernte — ernähren ließ und eine Winterversorgung zu erlangen strebte. Er hatte mich also nur eingeladen, um mich auszuplündern. Jeden Tag fanden vor meinem Zelte Verhandlungen statt, die mit der den Tubu eignen Redefertigkeit, Hartnäckigkeit, Verschlagenheit sich endlos hinzogen und oft mich selbst betrafen (siehe die Abbildung 18!). Ich hatte dem Häuptling einen roten Tuchburnus, eine Indigotobe, zwei tunesische Tarbuschs mit Turban u. s. w. zum Geschenke gemacht, sämtliche Edle des Landes hatten rote Tuchburnusse und verschiedne Kleinigkeiten erhalten, und während sie aus eignen Mitteln sich kaum ein Baumwollenhemd zu schaffen vermochten, gaben sie zu verstehen, daß ihre adelige Würde durch meine bescheidnen Geschenke beleidigt sei. Der Häuptling ward krank, und so war mir's unmöglich, die Erlaubnis und Sicherung der Abreise zu erlangen. Ich war ans Zelt gebannt, das bei einer Temperatur von 40° C. und bei meinem Hunger zur Hölle wurde. Zweimal versuchte ich, während der größten Hitze meinem Gefängnis zu entfliehen, unter einer nahen Palmengruppe Ruhe und frisches Wasser zu suchen, doch die Jugend, besonders die weibliche, ging sofort mit Steinwürfen auf mich los. Endlich brachte Arami den greisen Häuptling dazu, daß er selbst eines Morgens meinem

Zelte sich nahte, begleitet von einem Dolmetscher. Es war ein kleiner, vom Alter gekrümmter Greis, mager, mit hastigen Be=



Abb. 18. Beratung vor Nachtigals Zelt in Bardai.

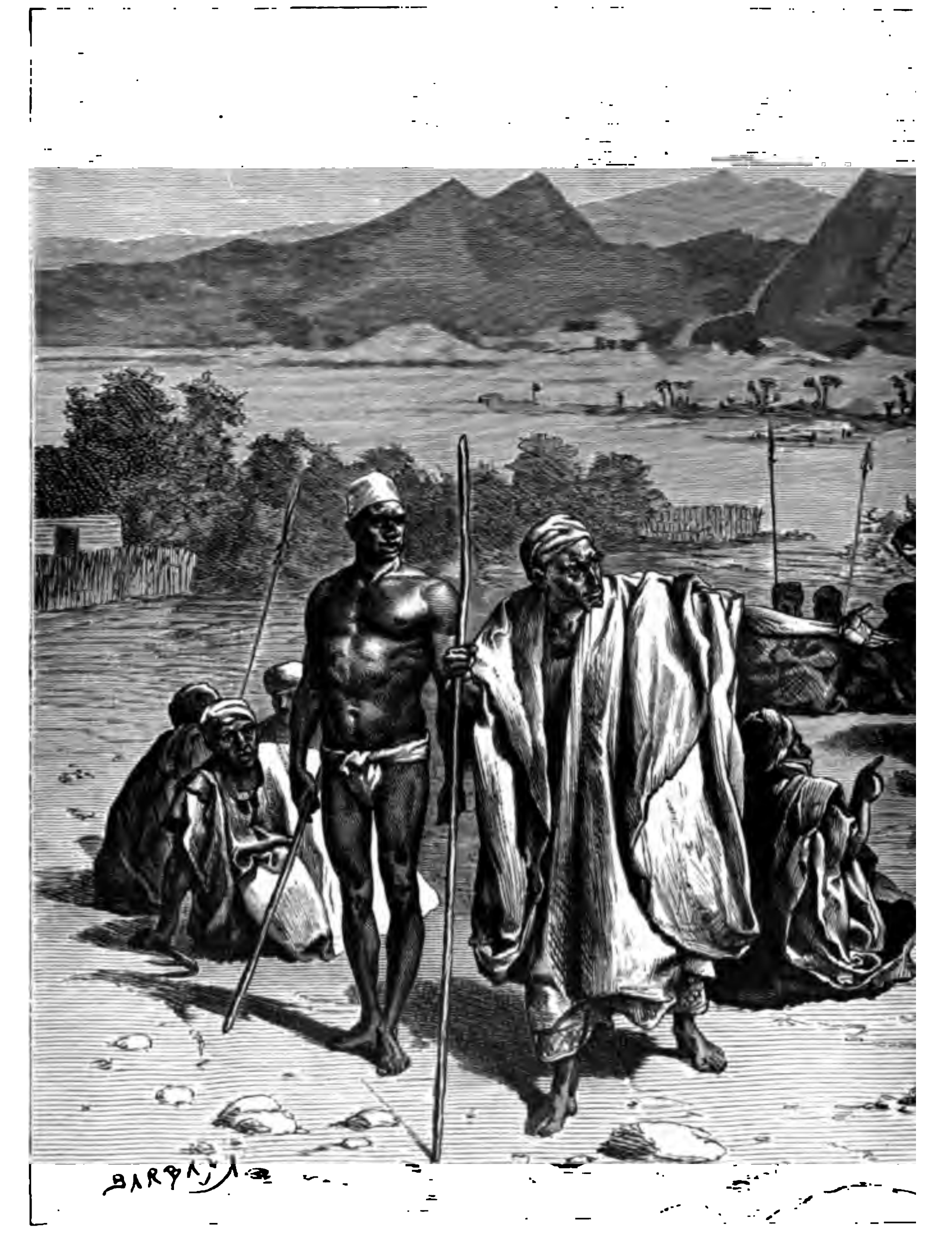
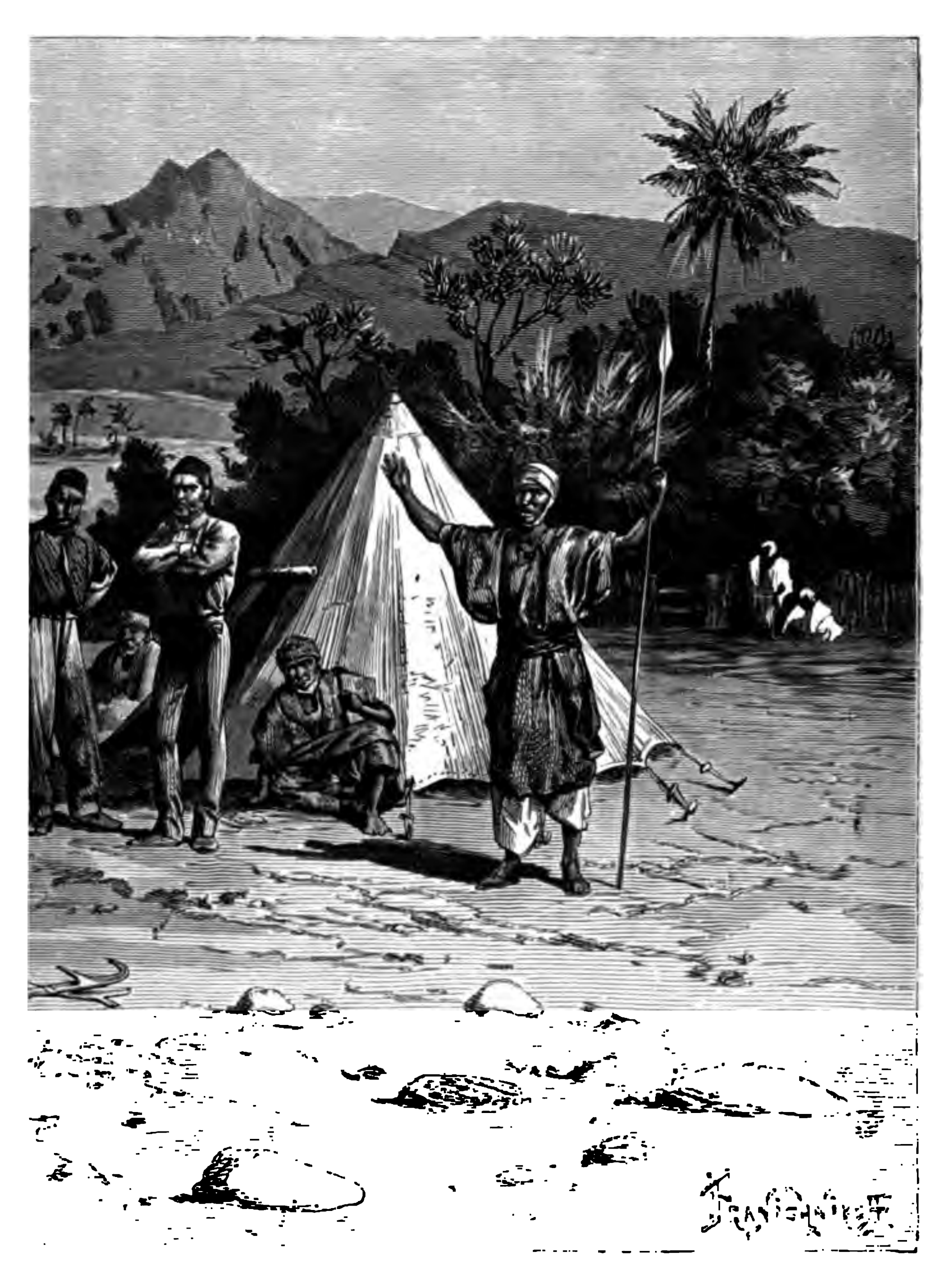


Abb. 19. Besuch de



äuptlings Tafertemi.

wegungen, das kleine, verkniffene, faltige, mäßig dunkle Antlitz bald hierhin, bald dorthin wendend, war in eine schmutzige, zerrissene Tobe, einen schmierigen, ehemals weißen Turban gekleidet, unterstützte seine Füße mit einem Stabe, der länger war als seine Person, und den er in der Mitte gefaßt hielt. Ich ging ihm mit meinem Dolmetscher, dem Gatroner, entgegen, sagte ihm einige Komplimente und bemerkte, daß ich meinem Plane, die Berge und Thäler Tibestis kennen zu lernen, entsagt habe und ihn um die Erlaubnis sichrer Rückkehr bitte. Meine wohlgesetzte Rede blieb ohne jeden Eindruck auf ihn. Er fragte nur: „Wer hat bei deiner Ankunft in Tibesti dein Besitztum so verringert, daß du sozusagen mit nichts hierher nach Bardaï gekommen bist? Ich muß dies wissen; denn ich bin für Sicherheit und Gerechtigkeit in meinem Lande verantwortlich." Er ging davon aus, daß vier Kamele, mit denen ich gekommen, ansehnlichere Geschenke hertragen müßten. Ich forderte ihn auf, mir einen seiner Leute nach Fessan mitzugeben und prüfen zu lassen, ob ich etwas aus seinem Lande wieder von hinnen nehme, oder auch — was ihn besonders anzumuten schien — mein Zelt zu untersuchen. Er machte sich sofort daran; zwei leere Kisten, eine Matratze, eine Bettdecke, einige Bücher, Instrumente und Schießwaffen hatten für ihn keinen Wert. Erwartungsvoll hingen aller Augen an der Zeltöffnung; er trat enttäuscht heraus, nahm keine Notiz von irgend jemand und wollte sich entfernen. Arami redete ihn an und forderte in zu Herzen gehender Rede meine Entlassung, da ich doch in der Wüste zu Grunde gehen, meine Ermordung den Tibestileuten aber schaden würde. Er drehte sich um und sagte: „Ich habe das leere Holz gesehen (die Kisten) und gehe nach Hause" (siehe Abbildung 19!).

Meine Lage wurde immer unerträglicher, besonders durch die jungen Männer; sie begnügten sich nicht damit, ins Zelt zu speien, mit ihrem eklen Tabaksaft nach mir zu zielen, mir bis ins einzelne zu schildern, wie man mir bei meiner Entlassung aus Arami's Schutz die Lanzen im Leibe umdrehen, die Eingeweide ausreißen und dieselben den Aasgeiern und Hyänen vorwerfen werde, sondern schleuderten auch zuweilen die Speere ins Zelt. Ich machte endlich meinen Beschützer Arami mit der

Absicht zu fliehen bekannt, und in der Nacht des 4. September schlug endlich die Stunde meiner Befreiung. Am 5. erreichten wir den Bergpaß, und an dem obenerwähnten Krater bogen wir ab nach Norden, um auf höchst beschwerlichem Abstieg über Bergrücken, Blöcke und tiefeingeschnittne Flußthäler ebneres Land zu erreichen. Selbst die Büffelfell-Sohlen unsrer Schuhe hatten diesen Felsen keinen Widerstand zu leisten vermocht, und sowohl meine als Giuseppes Füße waren voller Blasen und Wunden. Nur die Fußsohlen unsrer Tububegleiter waren unversehrt, trotzdem sie die Sandalen an den Spitzen der Lanzen trugen. Am 8. September machten wir Halt; ich verabschiedete mich von meinen Lebensrettern, die mich noch vollständig ausplünderten, und erhielt von meinen in Tao zurückgelassenen Kamelen nur eins zurück, so daß ich zu ungeheuren Preisen andere mieten mußte.

Unter Kolokomi's Führung begann der Marsch nach der Bornustraße zu. Die lange, fortgesetzte Hungerkur, die Aufregung, der Marsch im Geschwindschritt, die wunden Füße, welche von den scharfen, in die zerrissenen Schuhe dringenden Steinchen empfindlich schmerzten, die Furcht, daß meine Kräfte den uns erwartenden Anstrengungen nicht gewachsen sein möchten: alles dies versetzte mich in einen fieberhaften Zustand, der mir sogar die so notwendige Erquickung des Schlafes schmälerte. Kolokomi gab uns das Geleite nur bis zu den Bergen von Afafi. Am 18. September erblickte ich das Tümmogebirge an der Bornustraße in großer Ferne. Die Sonne brannte furchtbar; das Wasser war so rar, daß wir Europäer vor Durst heiser waren. Schon nach wenigen Stunden Marsches über die glühende Hammada glaubte ich erliegen zu müssen. Mein Herz klopfte, meine Schläfen pochten, meine Haut brannte, meine Zunge klebte am Gaumen. Verzweifelt lag ich da, den Oberkörper entkleidet und auf die feuchten, eben entleerten Wasserschläuche gelagert, um die brennende Haut zu kühlen. Doch wieder ging es vorwärts; meine Kniee zitterten, meine sonst so trockne Haut bedeckte sich mit Schweiß. Wir waren übereingekommen, daß, da die Lebensgefahr für alle dieselbe war, der, welcher nicht mehr vorwärts konnte, erbarmungslos zurück-

gelassen werden müsse. Da erblickten wir plötzlich das Tümmogebirge in größrer Nähe, als wir vermutet. Eine mit Kraut bedeckte Bodensenkung lud meine Begleiter zu einer Fütterung der Kamele ein, und unter dem Einflusse der wieder erwachten Hoffnung kam mir der Schlaf, ein Schlaf, so tief und erquickend, wie ich ihn nur an jenem Abend der Errettung aus der ersten Wassersnot geschlafen. Endlich erreichten wir das Tümmogebirge mit seinem köstlichen Brunnen. Erst nach mehrtägiger Rast zogen wir weiter. Doch die Strapazen hatten ihr Ende noch nicht erreicht, da auch unsre zwei letzten Kamele wegen ihrer Schwäche im Stich gelassen werden mußten. Aber die Zuversicht des Siegs hielt uns aufrecht, und ich konnte zuweilen herzlich lachen über den Anblick, den unsre kleine Reisegesellschaft gewährte: Ali und Sa'ad, zwei meiner Diener, in adamitischer Einfachheit gekleidet, mit den Wasserschläuchen auf dem Rücken; der ernste Gatroner, mein ganzes Gepäck auf dem Rücken und Nacken und sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend; Giuseppe, mit seinen wunden Füßen sich mühsam einherschleppend und den Mangel der Hosen in unvollkommner Weise durch seine Wasserstiefel ersetzend, ich selbst endlich barfuß, die Beine mit baumwollnen Fetzen umwickelt, welche man auch mit der kühnsten Schönseherei nicht mehr als Beinkleider bezeichnen konnte, doch den Oberkörper in einen arg mitgenommenen Pariser Überrock gehüllt und keuchend unter der Last zweier Gewehre. So erreichten wir Tedscherri und waren erlöst von allen Mühsalen. Am 8. Oktober langten wir in Mursuk an. „Omrek tawil“ (dein Leben wird lang sein), meinten die Honoratioren der Stadt; „denn wen Gott aus solchen Gefahren errettet, dem hat er ein langes Leben bestimmt, und nachdem du aus den Händen der Tubu wiederkehrtest, kannst du mit ruhiger Zuversicht überallhin gehen.“

3. Von Mursuk nach Kuka.

Der Winter des Jahres 1869 verstrich mit dem Versuche, zur Klarlegung von Fräulein Tinnés Schicksal, zur Entdeckung ihrer Mörder, zum Schutze ihrer Diener und zur Überführung

ihrer Hinterlassenschaft nach Tripolis beizutragen und meine Gesundheit zu stärken. Meinen Reisebericht über Tibesti brachte ich zu Papier, was freilich, da ich zwei meiner Fensteröffnungen nur mit Baumwollenzeug verschlossen hatte, zu meiner Erwärmung nur ein Kohlenbecken nebst wenig Kohlen und im Zimmer morgens oft nur fünf bis sechs Grad C. Wärme hatte, nicht besonders leicht war. Mit dem Winter trat auch die Gefahr des Regnens ein. Die Salzerde schmilzt vorkommenden Falles leicht, und es ist ein unbehagliches Gefühl, nicht zu wissen, ob man dem Erdbau noch einige Stunden vertrauen darf. Der Weihnachtsabend kam heran, mit ihm aber auch der Regen. Die Zigarre war angezündet, das Glas Grog stand vor mir; ob der Regen wohl aufhören, das Haus zusammenhalten würde? Unruhig hörte ich hier und da schwere Tropfen auf Erdboden und Bett fallen. Das Tempo derselben wurde schneller, und besorgt rollte ich meine Lagerstatt zusammen. Da bröckelten Stückchen Erde von der Decke auf meine Papiere und Bücher, bald lagen die Palmenholzbalken frei da, und der Regen drang ungehindert ein. Durfte ich die stürzenden Balken selbst erwarten? Wehmütig packte ich meine Habe in Kisten und Koffer wie zur Abreise; der Grog war kalt geworden, und die Erinnerung an die Heimat und fernen Lieben konnte gegen die Anforderungen der Gegenwart nicht aufkommen. Um drei Uhr morgens hörte der Regen auf, und erst gegen vier Uhr schlich ich betrübt meinem Lager auf der Strohmatte zu. Es war hohe Zeit, weiter zu reisen und meine Lebensgeister wieder aufzurütteln, doch keine Handelskarawane nach dem Sudan wollte kommen.

Da erschien im März 1870 eine Gesandtschaft des Statthalters von Tripolis; dieselbe wollte dem Scheich von Bornu ebenfalls Geschenke überbringen im Namen des türkischen Sultans und wilde Tiere für den letztern, sowie Eunuchen für die türkischen Großen in Konstantinopel zurückbringen. Dieser Gesandtschaft wollte ich mich anschließen, vollendete meine Reisevorbereitungen und kaufte ein Pferd, das nach der Versicherung aller unumgänglich notwendig war, um einigermaßen anständig in Bornu auftreten zu können. Meine neun Kamele und fünf

Leute fielen freilich wenig ins Auge neben dem stattlichen Gefolge der tripolitanischen Gesandtschaft, und ich sah voraus, daß ich mich auf der Reise derselben stets werde fügen müssen. Da langte zu meinem Glück eine marokkanische Gaukler- und Seiltänzergesellschaft an, die bei Gelegenheit einer Mekkapilgerfahrt auch die Reiche des Sudan in der Hoffnung reichen Gewinnes zu besuchen gedachte. Indem ich sie, als sie vor meinem Hause eine Vorstellung gaben, mit zehn Maria-Therisiathalern belohnte, gewann ich ihr Versprechen, daß sie mit mir und nach meinem Wunsche reisen würden. Am 18. April erfolgte der Aufbruch. Ich fühlte mich wie von einem drückenden Alp befreit, seit das einförmige Mursuk hinter mir lag, und war in der gehobenen Stimmung, die ein neues Ziel dem Reisenden stets verleiht. Ich hatte mir eine Windhündin, namens Ghazala, angeschafft, die uns in den jagdreichen Steppen der südlichen Sahara Gazellen und Antilopen erjagen sollte. Der erste Teil der Bornustraße bis zum Tümmogebirge führte uns durch dieselben Oasen, die wir bei unserm Ausflug nach Tibesti berührt.

Südlich vom Tümmo galt es wieder Sanddünen zu überschreiten, teils über lockern Sand-, teils über festeren, steinbesäeten Kiesboden den Weg nach den oft verschütteten Brunnen zu suchen. Am 26. Mai erreichten wir das breite Thal und die Landschaft K a w a r, welche die Mitte des Wegs von Mursuk nach Bornu darstellt. In der Nähe fast jeden Dorfes der kleinen Landschaft sahen wir einen Zufluchtsfelsen, falls die Aulad Soliman *) (Araberstamm) einen Überfall versuchen. Diese Felsen sind mit Leiter, Vorratskammern, Brunnen und Höhlen für das Vieh versehen. In einem der Dörfer von Kawar fielen mir besonders die anmutigen Gestalten der jungen Mädchen auf, die in der Nähe des Lagers erschienen, um uns Ziegen, Klee, Datteln, Getreide und Salz anzubieten; ich erwarb zwei Wassermelonen, deren Köstlichkeit bewies, daß diese in der Wüste doppelt erfrischende Frucht mit Erfolg in Kawar angebaut wird. Man verlangte für die Waren bares Geld, Schmuckgegenstände, wohlriechende Essenzen oder Tabak aus Fessan. In Dirki ritt

*) Barth schreibt: Uëlad Sliman.

uns der junge Häuptling von Kawar mit Gefolge entgegen. Einer der Kamelreiter stand aufrecht in dem Sattel und trieb das Rennkamel zu rasendem Lauf an, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Die Frauen huldigten dem Führer der tripolitanischen Gesandtschaft und ihrem Fürsten unter anderm durch rezitativen Gesang oder bildeten Chor zu den zwanglosen Reimen, die eine unter ihnen aus dem Stegreif dichtete. Mehr als alle andern Übel waren in Dirki zerfressene Zähne vertreten. Meine Geschicklichkeit auf diesem Gebiete der niedern Chirurgie brachte mich um meine Ruhe, denn 20—30 im Laufe eines Tages ausgerissene Zähne waren meine geringsten Siegeszeichen. Die südlichsten Ortschaften des Landes Kawar werden unter dem Namen Bilma zusammengefaßt. Es ist der Bezirk jener unerschöpflichen Salzgruben, welche einen großen Teil der Sahara, fast ganz Bornu und die Haussastaaten mit ihrem kostbaren Inhalt versorgen. Wenn auch größere Karawanen, wie sie die Tuareg ausrüsten, um das Salz in die Haussastaaten zu führen, nur etwa dreimal jährlich zustande kommen — und jede mag von Air ab etwa 3000 Kamele umfassen —, so ist doch die Zahl der kleineren Tuareg- und Tubugesellschaften, welche das Salz in ihre heimatlichen Sitze und nach Kanem, Bornu und Haussa schaffen, eine ungeheure. Die Eingebornen von Bilma behaupten, daß im Laufe des Jahres etwa 70000 Kamelladungen Salz aus Bilma geholt werden.

Am 10. Juni 1870 brachen wir auf, um den letzten Teil der Wüste zu durchmessen. Eine Stunde südlich von Kawar begann die Region der Dünen, die den schwierigsten Teil der ganzen Reise ausmacht und die Geduld der Reisenden, noch mehr aber der Kamele, auf eine harte Probe stellt. Diese Dünenregion setzt sich zusammen aus mehr oder weniger parallelen, von Ost nach West streichenden Ketten von Flugsandhügeln, die — obwohl nicht über 15 m hoch — wegen ihrer steilen Abhänge schwer zu überwinden sind. Am 11. Juni wechselten pflanzenlose, steinige Ebenen mit schwierigen Dünenketten ab, deren Überschreitung mir um so peinvoller wurde, als das beständige Waten im Sande meine Füße mit einem hochroten Ausschlage bedeckt hatte, der wie Feuer brannte. Allmählich

schien sich der Übergang in eine andre Zone vorzubereiten. Die zunehmende Vegetation von Siwakbüschen, das lebhafte Treiben der Vögel in den Bäumen, die zahlreichen Spuren von Gazellen und größern Antilopen zeugten von der Nähe fruchtbarerer Himmelsstriche. Doch noch einmal galt es den Kampf mit der Wüste. In beständigem Zickzack und endloser Einförmigkeit ging es Düne auf und Düne ab. 'Prüfend sucht man den leichtesten Übergang in der Hoffnung', daß der Sand tragfähig ist. Doch tief sinkt das Kamel ein, und wenn es sich mühsam auf die Höhe der Kante gearbeitet hat, ist vielleicht der jenseitige Abfall so jäh, daß das ungeschickte Tier der Schwere seines Körpers und seiner Last keinen Widerstand zu leisten vermag und entweder selbst stürzt oder die Ladung abwirft. Ist der Tag klar, so wagt man kaum um sich zu blicken, um das geblendete Auge vor der rückstrahlenden, glänzenden Fläche zu bewahren. Weht der Wind, so ist man in eine Sandatmosphäre gehüllt und vermag das brennende, verklebte Auge kaum zu öffnen. Der Eindruck dieses Sandmeeres ist großartig. Hier erst lernt man die Bedeutung des Kamels würdigen. Kein Pfad führt durch diese Dünenregion; nur die seltnen Felsen, welche seit Jahrtausenden den Angriffen des Sandes getrotzt haben und starr und finster ihre schwarzen Häupter über die wogende und wechselnde Umgebung emporheben, bilden in diesem Sandmeere die leitenden und rettenden Leuchttürme. Am 25. Juni hatten wir auch die Region der krautreichen Wüstensteppen hinter uns und waren eingetreten in die Zone der Sommerregen; die baumlose Steppe hatte einem fortlaufenden, wenn zunächst auch lichten Walde Platz gemacht. Spuren des Löwen, der Giraffe, des Straußes fanden sich vor. Alles war Leben und Gedeihen, Anmut und Fülle. Je weiter wir uns dem Tsad näherten, um so üppiger wurde der tropische Wald, um so reicher auch das Tierleben. Am Ufer des Tsad angekommen, muteten mich die stattlichen Rinderherden mit ihrem Gebrüll heimatlich an, wenn mir auch ihre Riesenhörner auffielen. Als wir bei der Stadt Yo lagerten (am Komadugufluß), erschien ein Bote Scheich Omars, uns zu begrüßen. Auch ein ehemaliger Begleiter Dr. Vogels stellte sich mir vor, der seinem früheren Herrn ein treues Andenken bewahrte.

4. Kuka.

Am 6. Juli 1870 sollte unser Einzug in die Hauptstadt Bornus stattfinden. Mit Sonnenaufgang setzten wir uns in Bewegung. Der Scheich hatte seinen ältesten Sohn mit einem glänzenden Gefolge zu unsrer festlichen Einholung beordert. Der Kronprinz hielt auf einem Sandhügel; auf dem freigehaltnen Raume vor ihm stand flintenbewaffnetes Fußvolk, das durch die denkbar sonderbarste Uniformierung den Charakter einer regelmäßigen Truppe gewinnen sollte. Der eine trug eine rote Jacke und gelbe Beinkleider, ein andrer eine gelbe Jacke und grüne Beinkleider u. s. w.; dazu waren die meisten Uniformstücke zu klein ausgefallen, so daß das Beinkleid entweder nicht die Jacke erreichte oder schon weit oberhalb der Fußknöchel endigte. In der nächsten Umgebung des Kronprinzen hielten sich reichgekleidete Würdenträger auf edlen Pferden. Auf diese Herren folgten Panzerreiter, teils solche, welche ein maschiges Metallhemd und einen metallnen Helm, zuweilen auch Armschienen trugen, teils und vornehmlich auch solche, welche in weniger kriegerisch aussehende, unbehilfliche Wattenpanzer gekleidet waren (siehe Abbildung 20!). Auf diesen Panzerreitern beruht die Hauptstreitmacht des Landes. Um den glänzenden Kern des Gefolges tummelten sich zwanglos leichte Reiter, ferner Sklaven zu Fuß und heidnische Bogenschützen. Als wir uns dem Prinzen auf etwa 20 Schritt genähert hatten, wurden wir angewiesen, vom Pferde zu steigen, um ihn zu begrüßen. Während wir auf ihn zugingen, vollführte eine Musikbande einen Höllenlärm: dumpfdröhnende Paukenschläge, regelloser Trommelwirbel, schrille Pfeifen, schnarrende Antilopenhörner, Posaunen aus Holz oder Metall, kreischende Dudelsäcke klangen durcheinander. Nachdem uns der Kronprinz in arabischer Sprache und mit Händedruck im Lande seines Vaters willkommen geheißen, sich nach der zurückgelegten Reise und nach unsrer Gesundheit kurz erkundigt hatte, stiegen wir wieder zu Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung unter dem Getöse der Musik, dem Geheul der Menge und unaufhörlichem Pulvergeknall.

Wir ritten durch das Westthor ein in die östliche Stadt —

beide mit selbständiger Mauer umgebenen Teile Kukas sind durch einen freien Platz getrennt — und den breiten Dendal (die Königsstraße) entlang nach dem Palaste Scheich Omars. In der Vorhalle entledigte ich mich dem Brauche bei Hof entsprechend der Überschuhe, unter denen ich kleine, sohlenlose Schuhe aus feinem gelben Leder trug, um nicht barfuß oder auf Strümpfen im Hause umhergehen zu müssen. Der Fußboden des Audienzsaales



Abb. 20. Bornukrieger in Wattenpanzern. (Nach Pranishnikow.)

war mit Teppichen belegt und die Thonwände mit bunten Stoffen der verschiedensten Muster ausgeschlagen. Eine hübsche eiserne Bettstelle europäischer Arbeit und ein rohgezimmerter hölzerner Lehnstuhl bildeten mit einer Bank, welche durch eine Matratze, Teppiche und Kissen zu einem Divan hergerichtet war, das Geräte des kleinen Raumes. Auf der Bank saß mit untergeschlagenen Beinen Scheich Omar. Vor ihm auf dem Divan lag das Königsschwert, neben ihm, auf einem Kissen, sein mit Silber ausgelegter Karabiner, und am Boden vor ihm standen gelbe Pantoffeln. Seine Füße waren mit weißen

Strümpfen bekleidet, ein Teil des Turbans über Mund und Nase geführt. Seine Erscheinung war einfach und sauber, sein Gesichtsausdruck war nach Entfernung der Gesichtshülle überaus freundlich und verständig. Er schien ein hoher Fünfziger und stotterte in seiner freundlichen Weise vielmals: „Willkommen! Lob sei Gott", fragte nach meiner Reise, meinem Land und Könige und erzählte von Heinrich Barths und Gerhard Rohlfs' Besuchen. Er ließ mir einen seidengefütterten Burnus von feinem schwarzen Tuch um die Schultern hängen.

Schon am nächsten Tage erfolgte die Übergabe der Geschenke des Königs Wilhelm von Preußen, ohne daß ich sie noch einmal durchmustern konnte. Die Ungeduld Omars war zu groß. Das Harmonium hatte durch die lange Reise und die trockne Wüstenluft so gelitten, daß man ihm nur ganz vereinzelte heisere Töne zu entlocken vermochte. Am Nachmittage begaben wir uns zur Überreichungs-Audienz. Mit einer gewissen Aufregung — da Motten in Fessan ungemein häufig sind — folgte ich der Auspackung des Thronsessels und hatte die große Freude, ihn in seiner ganzen ursprünglichen Pracht dem jahrelangen Gefängnisse entsteigen zu sehen. Seine vortreffliche Polsterung in Sitz und Lehne, der schöne Überzug aus rotem Sammet, die reiche Vergoldung der kunstvoll geschwungenen Füße und Armlehnen gewannen die vollste Bewunderung des Fürsten. Demnächst wurden die königlichen Bildnisse ausgepackt. Ich setzte dem Scheich auseinander, wie mein König und Herr die zufolge der großen Entfernung unmögliche persönliche Bekanntschaft habe ersetzen wollen. Er half mir in liebenswürdiger Weise über meine Sorge vor allzustrenger Auffassung hinweg, indem er sagte: ich selbst wisse wohl, daß der Islam nur diejenige Nachbildung menschlicher Formen verurteile, welche einen Schatten zu werfen imstande sei (Statuen, Reliefs), daß aber das auf flachem Papier oder ebener Leinwand erzeugte Gemälde nicht in das Bereich der Sünde gehöre. Damit war freilich der Stutzuhr mit ihrer sinnbildlichen Figur das Urteil gesprochen. Nächst dem Thron erregten die Zündnadelgewehre die größte Freude und Bewunderung des Fürsten. Unzähligemal mußten wir ihm die Handgriffe, die Zündnadel und Patronen zeigen und

erklären. Das Harmonium hatte leider seine Thätigkeit gänzlich eingestellt zum Bedauern des Scheichs. Von den andern Dingen, die der Bornuherrscher auch sonst durch die Kaufleute aus Norden empfängt, nahm derselbe nur noch ein stark versilbertes Theeservice, eine goldene Taschenuhr mit Kette und ein Fernrohr in besondern Augenschein, sprach mir seinen Dank aus für die große Menge von Rosenessenz und erfreute sich dann ausschließlich des kunstvoll geschriebnen königlichen Begleitschreibens, das ich ihm mit der beigefügten arabischen Übersetzung in zierlicher Kapsel überreichte. Wohl ein halbes Dutzend Mal mußte ich dasselbe in deutscher Sprache vorlesen, wobei ich durch kraftvolle Betonung und ausdrucksvollen Vortrag zu ersetzen suchte, was dem Hörer an Verständnis abging. Als ich den Inhalt dann übersetzte, während er die schriftliche Übersetzung mitlas, war der liebenswürdige Negerfürst sichtlich bewegt.

Ich machte auch den Großwürdenträgern meinen Besuch. Der Scheich versorgte nicht bloß meine Küche aufs reichlichste, sondern ließ es auch an Kleidergeschenken nicht fehlen, ja nachts gegen zwei Uhr wurde ich einmal durch die Sendung eines hübschen, scheckigen Pferdes überrascht. Allerdings lasteten erhebliche Unkosten auf diesem Genusse der Freigebigkeit des Scheich; denn Bornu ist das gelobte Land der Trinkgeld-Spekulanten. Bei meinen Ausflügen zu Pferde in die Umgegend der Stadt zeigte die Nordseite eine öde Einförmigkeit, während auf den übrigen Seiten die Ackerdörfer und zerstreuten Häusergruppen beweisen, daß der sandige Boden der Ebene von Kuka die menschliche Thätigkeit lohnt. In der nächsten Umgebung der Stadt fanden sich hie und da Begräbnisplätze, welche ein lebhaftes Zeugnis ablegen dafür, daß man in Bornu der Toten wenig gedenkt. Die Gruben sind so oberflächlich, daß oft die Matten, in die man die Leichname wenigstens im Volke einzuwickeln die Gewohnheit hat, mit einem Zipfel aus der Erde hervorsehen. Die niedrigen Grabhügel tragen als Zierden höchstens einen Stecken mit einigen Tuch- und Kattunfetzen oder einige Topfscherben. Ohne schützende Einfriedigung ist alles den nächtlichen Verwüstungen der Hyäne preisgegeben.

Mein Diener Giuseppe, unzufrieden mit seiner dienenden Stellung, trat zum Islam über, verließ ohne Lebewohl mein Haus und bereitete mir ernstliche Schwierigkeiten, namentlich indem er die Auszahlung seines Lohnes, die erst für Tripolis festgesetzt war, forderte. Meine in der Stadt bekannt gewordene Liebe zu allerlei Tieren bewirkte, daß viele der Bewohner mich durch Zusendung solcher zu verpflichten gedachten: der Scheich sandte ein stolzes Straußenpaar, das allerdings der besten Federn beraubt war; der Kronprinz eine junge Hyäne, einen jungen Schakal und einen falkenähnlichen Vogel; andre Würdenträger Perlhühner, Gänse, Enten, Zwergschafe, Zibethkatzen, Gazellen, Landschildkröten; wenn jemand sonst nichts zu schenken hatte, sandte er einen Affen, und mein hoher, mit zahlreichen Nestern der Webervögel aufs zierlichste behängter Hedschidbaum war bald ein Schauplatz der tollsten Sprünge und Spiele von rötlichen und grauen Meerkatzen. Meine Wohnung verwandelte sich in eine vollständige Menagerie, und nur mit Mühe konnte ich den Scheich davon abbringen, mir Löwen, Leoparden, Luchse und andre größre Raubtiere zu schicken. Meine Tage verliefen auf das angenehmste unter dem Studium der Bornusprache, meteorologischen Beobachtungen, Erkundigungen über Land und Leute und einer fast überwältigenden ärztlichen Thätigkeit. Die Regenzeit währte 1870 vom 29. Juni bis 24. September. Wochen hindurch blieben die tiefer gelegnen Gegenden der Stadt und Umgegend in Seen verwandelt, und als die stehenden Gewässer abzunehmen begannen, traten die Wechselfieber in furchtbarer Weise auf. Nordländer wie Neger unterlagen den Sumpffiebern zu Dutzenden. Aus dem Hause meines Wirtes wurden sechs Personen zu Grabe getragen. Fast tagtäglich und allnächtlich hörte man das Geheul der Klageweiber. Die Ledertäschchen, welche die heilbringenden Koransprüche enthielten und die man schon seither zu Dutzenden an sich trug, wurden noch vermehrt. Gleichzeitig verheerte die Lungenseuche den Rindviehstand, und eine andre Krankheit raffte ungewöhnlich viel Pferde hinweg. Mir schwand die Zeit rasch dahin, da ich zu den angegebenen Beschäftigungen noch das Studium der Wadaïsprache hinzugenommen.

5. Nach Kanem und Borku.

Anfang des Jahres 1871 kam eine Schar der Aulad Soliman, eines im Norden und Osten des Tsad hausenden Araberstammes, in Kuka an; sie beabsichtigten, in einigen Monaten in die Heimat zurückzukehren, und ich faßte den Plan, mich ihnen anzuschließen. Eine solche Reise stellte mir, abgesehen von einem Teile Kanems, den Barth und Overweg besucht hatten, gänzlich unbekannte Landstriche in Aussicht. Ich konnte hoffen, bis gegen den südlichsten Punkt Tibestis vorzudringen und so der östlichen Sahara eine festere Gestalt auf der Karte zu geben. Der Scheich versprach mir seine Unterstützung; nur fehlte es mir am Besten, am Geld, das ich leihen mußte, allerdings zu 150 %.

Am 24. April 1871 setzte ich mich mit wenigen Dienern und vier schlechten Kamelen nach Nordosten in Bewegung, um die südöstliche Landschaft Tibestis, Borku, zu erreichen in Gemeinschaft der Aulad Soliman, die mit Kind und Kegel zur Dattelernte dahin aufbrachen. Am 1. Mai betraten wir wiederum die große Wüste. Als wir das Thal Egaï erreichten, waren die vier Brunnen bis zum Rande verschüttet. Ihre Entsandung wurde sofort vorgenommen. Bald wurde der Grund feucht, und in der Tiefe von 3 m stürzte plötzlich von Nordwest her eine Wassermasse in den Brunnen, welche im Augenblicke dem grabenden Manne bis zur Brust stieg. Das Wasser ist reich an blutreinigenden Salzen und daher hochgeschätzt. Im Thal Egaï gab es herrliche Weideplätze. Wir folgten dem Laufe dieses Thales und fanden die Einsenkungen besät mit Fischwirbeln, die, zuweilen noch aneinander gereiht, Tiere von ansehnlicher Größe verrieten. Es ist also unzweifelhaft, daß das Thal einst mit Wasser bedeckt war. In derselben Thalniederung und dann auch in der freien Ebene sahen wir zum erstenmal Wanderdünen. Alle hatten dieselbe Form, waren selten über 15 m hoch und hatten einen nach Nordost gerichteten Rücken. Es scheint gewiß, daß sie unter dem Einflusse des mit großer Regelmäßigkeit wehenden Nordostpassates entstehen und wandern. Meine Gefährten konnten mir bei ihrem scharfen Blick für alle Veränderungen des Bodens an bestimmten Brunnen, an einem

einzelnen Baume beweisen, daß diese Wanderungen besonders in der Ebene rasch von statten gehen. Der weitere Marsch führte uns ebensowohl durch leicht gangbare Strecken, wo wir tief in dem unter unsern Fußtritten aufwirbelnden Staub wadeten, als über glühende Hammaden, bis wir endlich am 31. Mai 1871 die Quelle Galakka in Borku erreichten.

Am 1. Juni versammelten sich die Angesehensten unseres Araberstammes, um die Dattelthäler Borkus unter sich zu verteilen. Der Aufenthalt in diesen Oasen war für mich ein peinlicher, denn die Hitze und die Sandstürme machten den Aufenthalt fast unerträglich. Und obwohl wir unser Zelt durch eine Umzäunung mit Palmblättern vor dem Sande schützten, der bald einen hohen Wall um uns bildete, so wurde doch eben dadurch das Zelt in einen Glühofen verwandelt. Ich kam allmählich in eine so gereizte Stimmung gegen diese Leute, daß mir selbst ihr Anblick widerwärtig wurde und ich mich schon um Sonnenaufgang mit einigen Büchern und Schreibmaterialien in die Einsamkeit des Dattelhains zurückzog. Dort verbrachte ich im Schatten der mir bei der Verteilung zugefallenen Bäume bei verhältnismäßiger Kühle, auf dem reinlichen Sande und unter dem Rauschen des Windes in den zierlichen Palmenkronen träumerisch den Tag, und nichts hinderte mich, unbekümmert um Raum und Zeit, meine Phantasie in die glückliche Vergangenheit der fernen Heimat schweifen zu lassen. Endlich im September 1871 war die Dattelernte vollendet. Ich durfte nun das Ende des Nomadenlebens und des Hungers hoffen. Alle meine Kamele hatte ich eingebüßt, und nur auf Kredit konnte ich mir die unumgänglich nötigen Tiere zur Rückkehr verschaffen. Am 23. September reisten wir ab. Der Rückzug ging schneckenartig langsam. Von jeder mit Futterkräutern versehenen Gegend konnten sich die Araber nur schwer losreißen. Ich war zu einem elenden Leben verurteilt. Für Menschen und Tiere besaß ich nur Dattelnahrung; unsre Kleidung war in Lumpen verwandelt, und das Zelt flatterte in langen Fetzen um die Stange. Abends suchte ich mit Hunger im Magen und Ingrimm im Herzen mein kümmerliches Lager. Unter den Kamelen brach eine ansteckende Krankheit aus, die zwar zu langsamerem Reisen zwang, auf der

andern Seite aber auch das Gute hatte, daß uns durch die erliegenden Tiere der Genuß frischen Fleisches zu teil wurde.

Wir hielten nicht auf das Nord-, sondern auf das Ostufer des Sees zu. Als ich in die östlichen Provinzen Kanems einrückte, erhielt ich von meinem Freunde in Kuka einen Brief, der die erste, obgleich etwas dunkle Andeutung enthielt über den Sieg und die Einigung Deutschlands. Derselbe versetzte mich in die größte Aufregung und trieb mich an, nach Bornu zurückzukehren. In Gemeinschaft des Angesehensten der Aulad Soliman, des alten würdigen Bu Alaq, besuchte ich die Dattelthäler am Ostufer des Tsadsees. Auch Tamarindenbäume traten auf, und Affen bevölkerten diese Thäler. Wir erreichten auf unserm Ausflug Mao, den ehemaligen Hauptort Kanems. Hier hatte Moritz von Beurmann wenige Jahre vorher den Tod erlitten. Als uns der Statthalter gastfreundschaftlich aufforderte, innerhalb der Mauern seines Hauses unser Nachtlager aufzuschlagen, konnte ich ihm stolz vor seiner ganzen Höflingsschar erwidern, daß ich es vorziehen würde, draußen in Gottes freier Natur zu lagern, als in der Mitte von Leuten, die vor wenigen Jahren einen einzelnen Fremdling, der zu seinem Schutze nur Gott und das heilige Gesetz der Gastfreundschaft gehabt, verräterischerweise zu töten sich nicht geschämt hätten. Er und seine Hofbeamten versicherten, daß sie keinen Teil daran hätten, und daß der Allmächtige selbst seinen Zorn über das Verbrechen kund gethan, indem die drei Mörder binnen wenigen Jahren eines unnatürlichen Todes gestorben seien. Wir besuchten Beurmanns Grab, und von einem Augenzeugen seiner Ermordung erfuhren wir, daß er auf Anstiften eines Bewohners von Wadai, der den Christen von seinem Vaterlande fern zu halten wünschte, in seiner Hütte überfallen worden war. Der Überraschte griff zum Schwerte, da die Plötzlichkeit des Angriffs ihn nicht zum Gebrauch der Schießwaffen kommen ließ. Jene stürzten sich auf ihn, und es kam zum Handgemenge, in welchem die Verzweiflung dem Angegriffenen ungewöhnliche Kräfte verliehen zu haben scheint. Die Mörder vermochten ihm so wenig mit ihren Messern und Lanzen anzuhaben, daß sie in der Überzeugung, ihr Opfer sei gegen blanke Waffen gefeit, demselben einen Strick überwarfen

und ihr Verbrechen durch Erdrosselung vollendeten. Die Leiche schleppte man zur Ortschaft hinaus und überließ sie den Hyänen und Geiern. Doch wunderbarerweise — erzählte der Berichterstatter — wagte sich weder ein wildes Tier an die Leiche, noch trat Verwesung ein. Als er nach einer Reihe von Tagen den tapfern, toten Mann unverändert in der Wildnis gefunden habe, sei ihm klar geworden, daß Gott selbst auf diese Weise seinen Unwillen über den Verrat an dem schutzlosen Fremdling und über die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses habe kund thun wollen, und er habe ihn bei Nacht zur ewigen Ruhe gebettet. Die Begräbnisstätte lag am Rande des Thales und war längst überwuchert und unkenntlich geworden.

Anfang Januar 1872 erreichten wir Kuka. Bei Nacht klopfte ich an mein Wohnhaus; der Gatroner war noch nicht nach Norden aufgebrochen und hatte das Gerücht von meinem Tode nicht zu glauben vermocht, ebensowenig Scheich Omar, der mir schon mit Sonnenaufgang neue Gewänder schickte, da ihm meine Dürftigkeit bereits berichtet worden war. Eine Karawane aus Fessan hatte für mich Briefe, Pakete, Kisten und Geld gebracht. Sobald ich die Besucher los war, ließ ich die Hausthüre schließen und ging an das Lesen der Briefe. Wenn ich die unbestimmten Nachrichten über den großen Krieg in Europa, welche mir in Kanem zugekommen waren, in meinen Träumen zu Thatsachen und Ketten von Ereignissen zu gestalten versucht hatte, riesengroß überragte die Wirklichkeit meine Gedankenverknüpfungen, die ich in ruhigen Augenblicken selbst für phantastisch gehalten hatte. Von fieberhafter Unruhe getrieben, wendete ich mich um so eifriger der Erledigung meiner Angelegenheiten und der Vorbereitung neuer Reisepläne zu. Ich suchte beim Scheich wieder meinen Wadaïplan vorzubringen; doch noch immer wollte derselbe nicht darauf eingehen, da ihm weder der Weg dorthin sicher genug zu sein schien, noch das Verhältnis Bornus zum Nachbarreiche hinlängliches Vertrauen einflößte. König Ali von Wadaï hatte damals seinen Nachbar Mohammedu von Bagirmi besiegt und Abderrhaman an seine Stelle gesetzt, doch am Schari hielt sich der Vertriebene noch, von Bornu unterstützt. Ihm wollte ich meinen Besuch machen.



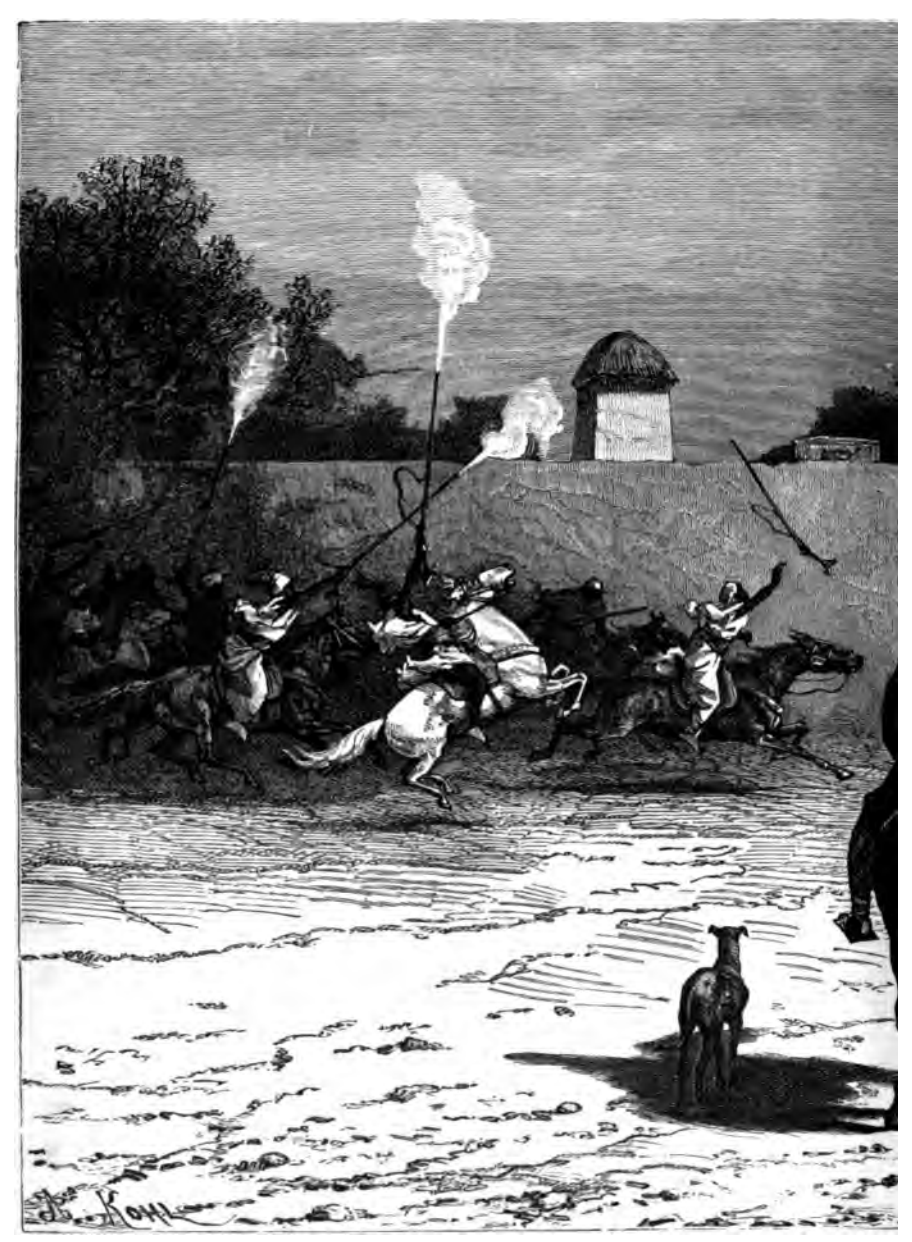
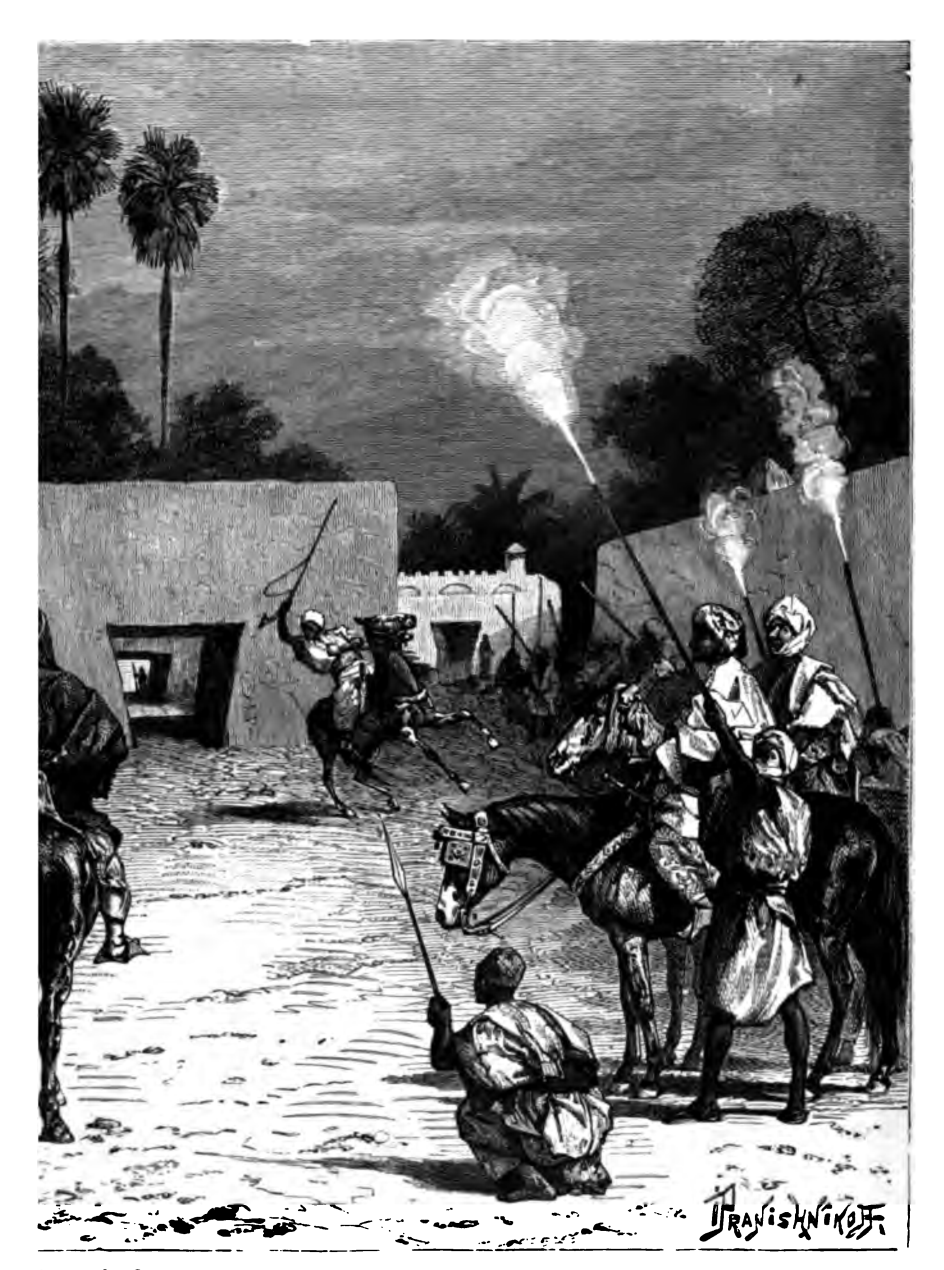


Abb. 21. **Nachtg**



inzug in Logon.



6. Reise nach Bagirmi.

Am 28. Februar 1872 brach ich auf. Die Stadt Ngornu (am Westufer des Tsad) leidet zur Zeit des Hochwassers nicht allein durch Überschwemmungen des Tsad, sondern auch durch die menschenraubenden Budduma*), die Inselbewohner im See. Sie machen ihre nächtlichen Besuche, und auf den Feldern allein arbeitende Sklaven oder Frauen wurden auch bei Tage zuweilen von den plötzlich aus dem Schilfe des Ufers hervorbrechenden Seeräubern ergriffen und fortgeschleppt. Obgleich während der Zeit des höchsten Wasserstandes ein dauernder Wachtdienst eingerichtet war, so versuchten die Budduma doch im Vertrauen auf ihre Boote oft genug nächtliche Landungen, und nicht selten gelang es den alarmierten Stadtbewohnern erst nach einigem Kampfe, die frechen Angreifer zu verjagen.

Am 11. März 1872 überschritt ich die Südostgrenze von Bornu und betrat das Gebiet von Logon. Nach der Mittagsruhe am 14. März putzte ich mich möglichst würdig heraus, legte die Perlhuhn-Tobe (das lange Sudanhemd, nach dem Muster so benannt) an, hing meinen mottenzerfressenen Burnus um die Schultern, verhüllte Mund und Nase durch den Litam (Turbanstoff) und entzog dem Beschauer auch den Anblick meiner Augen durch eine große blaue Brille. In möglichst feierlichem Aufzug rückte ich mit meiner Karawane in die Stadt ein, von der mich der furchtsame König fern zu halten suchte. Einzeln mußten wir das schmale Thor durchreiten. Je näher wir dem Schloßplatz kamen, um so mehr wuchs die Menschenmenge, und auf dem Platze waren einige Hundert Reiter aufgestellt. Während ich mich dem Eingange zur Königswohnung gegenüber in würdiger Regungslosigkeit den forschenden Blicken der Menge und des ohne Zweifel irgendwo versteckten Königs aussetzte, ordnete mein Begleiter Almas die Reiterspiele, und Hammu trug Sorge, daß möglichst viel Pulver verknallt wurde (siehe Abbildung 21!).

Nach etwa einer Viertelstunde wurde ich in das mir bestimmte Quartier geleitet, das keineswegs so glänzend war, als

*) = Yedina nach Barth.

dasjenige, welches Barth seiner Zeit als Gast des Vorgängers des Königs innegehabt hatte. Bald erschien ein Beamter und brachte vier große Schüsseln Mehlbrei mit Fischsauce und Honig, drei Hühner und etwas Stroh für die Pferde. Die Schüsseln bestanden aus schönem, schwarzgebeiztem Holze. Ebenso erschien am nächsten Morgen ein Frühstück, bei dem ein Gericht riesiger, mit Honig übergossener, runder Klöße aus dem Mehl der Batate die Hauptrolle spielte. Eine Audienz wurde zunächst aus Furcht vor meiner Aufgabe und meinen Zauberkünsten verweigert. Ich besuchte trotzdem die Stadt. Die Bewohner Logons weichen wesentlich von den Bornuleuten ab, sind schwärzer, größer und stärker, aber auch plumper und mehr zur Fettbildung geneigt als jene, und von noch weniger ansprechenden Zügen. Die Männer rasieren das Kopfhaar und tragen sich barhäuptig mit Ausnahme der Gelehrten, Pilger und Greise; eine gewisse Schwerfälligkeit zeigte sich in allem, sowohl in der Bauart der Häuser, als in der Herstellung der Holzschüsseln, sowohl im Essen, als im Sprechen, sowohl in der Arbeit, als im Vergnügen. Ich begab mich auch an die Ostseite der Stadt, die dem Logon-fluß zugekehrt ist, jenem großen linken Zufluß des Schari, der in den Tsad fällt. Auf dem grünen Ufer, das sich etwa 4 m über den Wasserspiegel erhebt, während das jenseitige ganz flach ist, saßen Marktleute, der Überfahrt harrend; zwischen den vor Anker liegenden Booten scherzten badende Kinder, und hochgeschürzte Frauen durchwateten, ihre Körbe auf dem Kopfe, in langer Reihe die Furt. Lange blieb ich versunken in den Anblick dieses schönen Bildes von Frieden und Regsamkeit: hier in langer Flucht die Stadtmauer, an einzelnen Punkten überragt von schlanken Deleb-Palmen, dort der etwa 500 Schritt breite, in der Abendsonne erglänzende Fluß, und jenseits desselben die unbekannte Welt, die ich zu betreten hoffte. Am folgenden Tage erhielt ich eine Audienz. Ich hielt allen Abschreckungsversuchen des Königs, nach Bagirmi zu gehen, stand und schloß meine letzte Entgegnung mit den Worten: „So Gott will, werde ich deinen Fluß morgen überschreiten." Da war auch seine Geduld zu Ende, und er hieß mich gehen, wohin ich wollte, da ich seinen wohlgemeinten Rat nicht hören möge.

Am 17. März 1872 überschritten wir den Fluß von Logon. Durch Buschwald, Getreide-, Indigo- und Baumwollenfelder und über die sumpfigen Arme des Schari führte unser Weg vom Logonfluß nach Osten. Bei Bugoman erreichte ich den Schari, an dessen Ufern Wildschweine, Hyänen, Ameisenbären und Büffel besonders häufig waren. Ich war durch das Gerücht bereits angekündigt und wurde in den Augen der ihrem vertriebenen König treuen Leute zu einem Helden, der beabsichtigte, jenen in seine Hauptstadt Massenja zurückzuführen. Zum erstenmal trat mir hier eine vollständige Bagirmibevölkerung entgegen: durchschnittlich gefällige Gestalten, unter denen vorzüglich die Frauen mit ihren ebenmäßigen, schlanken Formen und ihren zierlichen Gesichtern sehr angenehme Erscheinungen bildeten. Trotz des allgemeinen Getreidemangels sandte mir der Ortsvorsteher Mehlbrei und schmackhafte, hechtähnliche Scharifische. Nachdem wir ein Stück stromaufwärts gezogen, setzten wir bei dem gastfreundlichen Städtchen Miskin über den Schari, der — obwohl er nicht angeschwollen war — doch eine ansehnliche Tiefe besaß. Alles Gepäck mußte auf den Schultern der Leute das steile Ufer hinab in die Fahrzeuge getragen werden, und das Hinüberschaffen der Tiere kostete viel Zeit und Mühe. Die Lastochsen und Pferde mußten schwimmen, wobei sie von den Bootsleuten an den Ohren festgehalten und mitgezerrt wurden, und versetzten durch ihre scheue Unruhe die Boote in die Gefahr des Umschlagens. Der von mir bezahlte Überfahrtspreis von drei Baumwollenstreifen (= 50 Pfennigen), 20 Glasperlen und 12 Stopfnadeln galt trotz der vierstündigen Arbeit für einen Beweis der Freigebigkeit.

Wir zogen zunächst am Ostufer des Schari aufwärts, da der Sandboden desselben und das Freisein von giftigen Fliegen den Marsch erleichterte. Bald sollten wir in den Hütten die Plage der Ameisen und im Lager auf ebener Erde die der Termiten kennen lernen. Sie errichten 3—4 m hohe Bauten von großer Festigkeit. Türmchen, Spitzen und Pfeiler sind hier miteinander verschmolzen. Im Innern sieht man ein Labyrinth von Gängen und Höhlungen. Das Material der Wohnungen besteht aus roter und gelber Thonerde. Die Gegend litt auch hier Mangel an Getreide, und unsere Nahrung beschränkte sich

daher auf Fische und die herrlichen Früchte des Melonenbaumes, während die auf die sandigen Inselchen des Schari geflüchteten Bewohner Bagirmis auch ein erlegtes Krokodil nicht verschmähten. Bei Baingana setzte ich wieder auf das vor den Feinden Mohammedus sichrere westliche Ufer des Stromes über, südöstlich weiter ziehend. Der Weg führte zuweilen durch Buschwald, wo Dornen, Stacheln und starre Äste der Haut wie der Kleidung arg zusetzten. Mein kleiner kranker Billama saß hinter mir auf dem Pferde.

In Mosu hatte ich Gelegenheit, dem Begräbnis eines Kindes beizuwohnen. Das Grab war bis zu ungefährer Hüfthöhe vertieft, und der tote Körper wurde mit zum Oberkörper emporgezognen Knieen sitzend bestattet. Die lauten Äußerungen des Schmerzes erlitten während des ersten Tages keine Unterbrechung. Am folgenden Tage machte die Traurigkeit einer lauten Fröhlichkeit Platz. Südlich von Mosu setzte sich der lichte Wald fort; von Bäumen fielen mir besonders der Baumwollen- und Butterbaum auf. Der letztere trägt zitronenartige Früchte mit einem Kern von der Größe und Farbe der Roßkastanie. Der Kern liefert ein schon bei unbedeutender Temperaturerniedrigung fest werdendes Öl, das der aus Kuhmilch gewonnenen Butter sehr ähnlich und als vegetabilische Butter bekannt ist. Die Pferde jener Gegend waren von Ponygröße, weniger bemerkte ich Schwarze und Braune, als vielmehr Schecken, Schimmel und Füchse; sie weideten an langer Leine vor der sorgfältig gebauten Wohnung, deren Strohdach wasserdicht war. Auffällig war mir an diesen Tieren die narbenreiche Sattelgegend des Rückens. Die Einwohner bedienen sich nämlich keiner Sättel, sondern machen den Tieren, um am geronnenen Blute fest zu kleben, den Rücken wund. Ebensowenig gab es Zaum und Zügel, sondern nur eine Halfterleine zum Lenken der schnellen Tierchen. Rindvieh und Schafe waren selten und unansehnlich; nur die Ziegen sind häufig und von ausgezeichneter Fett- und Fleischentwicklung. Außer ihnen sind die Hunde ein sehr geschätztes Mast- und Schlachtvieh; es sind kleine, fette, ungemütliche Köter.

Als wir uns einem Walde bei Broto näherten, am

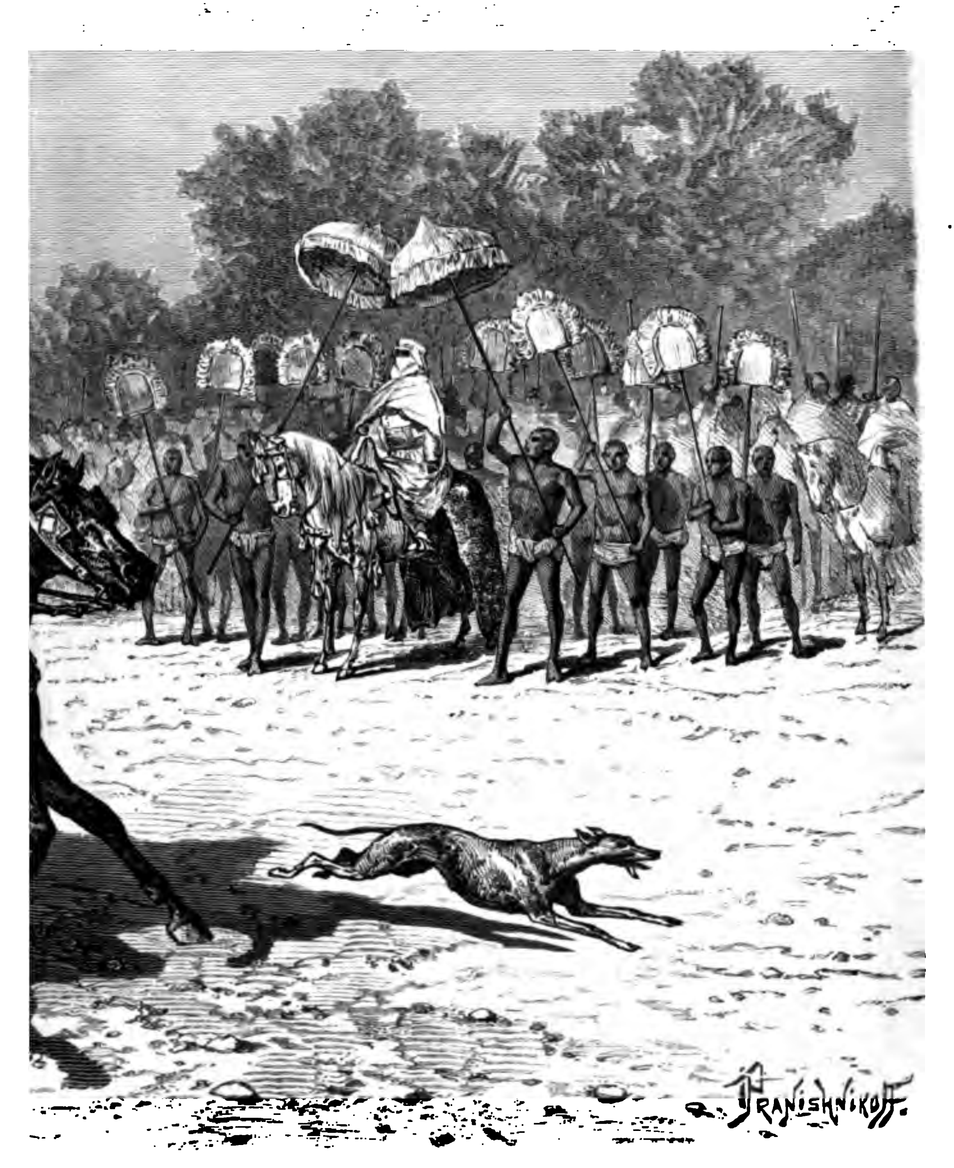
4. April 1872, kamen uns Bagirmireiter in der buntesten Tracht, untermischt mit den Reitern der heidnischen Stämme, entgegen, die wie Dämonen auf ihren beweglichen, meist scheckigen Ponys hin und her fuhren. Die Fußgänger trugen Schilde aus Büffelfell oder Korbgeflecht. Es war ein wunderbar phantastisches Bild. Allmählich ordneten wir uns zum würdigen Einzug und erreichten das Lager des Königs Mohammedu, das aus vielen halbfertigen, unregelmäßig angelegten, unumzäumten Wohnungen bestand, deren Mitte das Königszelt war. Vor demselben stellte ich mich auf, während meine Reiter die üblichen Spiele mit Pulvergeknall veranstalteten. Dann ritt ich mit möglichster Würde quer über den Platz bis zum Eingange der Königswohnung; dort saß eine dicht vermummte Gestalt, vor der sich die Träger der königlichen Straußenfeder-Insignien hielten, und der einige Sklaven mit Giraffenschwänzen Luft zufächelten. Das war Mohammedu, von dessen Zügen ich freilich nichts sehen konnte. Ich schwang grüßend mein Gewehr vor dieser formlosen Masse und ließ mich in das mir bestimmte Quartier führen. Bei der Audienz am folgenden Tage erregten meine leichten Hausschuhe und Strümpfe großen Anstoß, da vor dem Bagirmikönige sonst alles barfuß erscheint. Doch war mir erlaubt, von der Hofsitte insofern abzuweichen, als ich nicht den Oberkörper zu entblößen brauchte. Meine Rede, in der ich seinen kriegerisch-tapfern Sinn feierte und ihm Sieg wünschte, machte einen sehr guten Eindruck auf ihn wie auf die umher lauernden Höflinge. Auch meine Geschenke — Schießpulver, Flintenkugeln, Feuersteine, der goldgestickte Burnus, Turbanstoff — befriedigten ihn vollständig. Am folgenden Tage fand zur Feier eines von den Truppen des Königs errungenen Sieges eine große Parade statt. Mit der allmählichen Ordnung der Scharen nach Stämmen und Abteilungen entfaltete sich ein buntes, lebendiges Bild. In der Mitte eines freien Platzes hielt der König, in meinen eignen, geborgten Burnus gehüllt, auf einem vortrefflichen Rappen; an jeder Seite trug ein Sklave mühsam auf einer langen Stange einen mächtigen Sonnenschirm von purpurroter Seide, und vor ihm hielten sich die zwölf Träger der Straußenfeder-Insignien, dieselben taktmäßig

schwingend. Auf diese Königsgruppe zu sprengten von allen Seiten, zum Gruß die Waffen schwingend, die Würdenträger mit den von ihnen befehligten Kriegern und die heidnischen Häuptlinge mit ihrem Gefolge. Hier kam der Fatscha, der oberste Kriegsanführer, dem auch ich mit meinen Leuten mich angeschlossen hatte, gefolgt von etwa 30 Reitern und 80 Fußsoldaten (siehe Abbildung 22!). Das gesamte Kriegsvolk mochte 1000—1500 Mann betragen. Merkwürdig war mir, zu erfahren, daß man von einem Bagirmikönig leibliche und geistige Unversehrtheit verlangt, und daß derselbe daher, um seine Brüder unfähig zu machen zur Herrschaft, dieselben auf einem Auge blenden läßt. Der Aufenthalt in dem heidnischen Bezirk von Broto blieb ohne Erfolg für den König, da seine Waffen keine Erfolge erzielten und die Ausplünderungen und Sklavenjagden das Mißtrauen der heidnischen Stämme nicht beseitigen konnten. Selbst in der nächsten Nähe von Broto, in dem Örtchen Kimre, hatten sich die Bewohner auf die sichre Höhe ihrer Baumwollenstämme zurückgezogen und hörten auf keine Lockworte der Bagirmileute.

Am 14. April wurde ein neuer Versuch gemacht, sie zu unterwerfen. Eine Stunde nach Mitternacht ertönte eine Posaune, alle Beutelustigen sammelten sich, nach etwa einer Stunde brachen wir auf. Mit Sonnenaufgang hatten wir den Wald von Kimre, die natürliche Festung der Verfolgten, vor uns. Aus dem Walde stiegen hier und da Rauchwolken auf, ein Signal für die Fernerwohnenden. Bald kamen wir in Sicht derer, die wir verfolgten, und die scheinbar mit großer Gemütsruhe dem Anrücken des grausamen Erbfeindes aus sichrer Höhe zuschauten. Über alle Bäume empor ragte der Baumwollenbaum, der dort ausschließlich zum Aufenthalt in den Zeiten der Gefahr gewählt wird. Seine Höhe, der kerzengerade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Äste in mehreren Stockwerken und ihre fast wagrechte Richtung lassen diesen Baum besonders geeignet für jenen Zweck erscheinen. Das unterste Stockwerk, als noch allzusehr im Bereiche der Angreifer, wird meist unbenutzt gelassen. In der nächst höheren werden möglichst wagrechte, benachbarte Äste durch darübergelegte Stangen



Abb. 22. **Die Parade**



Königs Mohammedu.

zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein festes Strohgeflecht befestigt und darauf der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich aus einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräte, Wasserkrüge, Hausgerätschaften, Ziegen, Hunde und Hühner enthält. Oberhalb dieser Abteilung wird häufig am Stamme selbst aus starkem Geflecht von Stroh und Zweigen ein Korb nach Art eines Mastkorbes angebracht, der eine oder zwei Personen fassen kann. Die Bagirmi standen ratlos, mit Worten und Gebärden drohend, die Lanzen schwingend, doch ohne den Mut, einen Angriff zu wagen; denn die ersten Ersteiger des Baumes waren verloren. Die Bäume zu fällen, fehlten die Werkzeuge, und die gewöhnlichen Waffen reichten nicht bis zur Höhe der Belagerten. Der König verfügte zwar über eine Anzahl Flinten, doch keiner der Sklaven war imstande, anzulegen, zu zielen oder zu treffen. Schon begann ich über das Schicksal der Belagerten beruhigt zu werden, als zu meinem Schmerze zwei meiner eignen fanatischen Begleiter, für die der Kampf nur ein Jagdvergnügen war, von ihren Flinten Gebrauch machten. Mein Ansehen war hier zu Ende. So wurde einer der Verteidiger auf einem Seitenaste von Almas Kugel getroffen, klammerte sich krampfhaft für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann — eine tote Masse — von der Höhe herab. Eine scheußliche Szene entspann sich. Die Unsrigen fielen über den Leichnam her, und im Nu war derselbe mit Handeisen zerhackt und zerfetzt. Ein andrer wurde nur verwundet und klammerte sich schweigend fest, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Da endlich wagten die feigen Verfolger den Baum zu erklimmen. Ziegen, Hühner, Hunde wurden herabgereicht, der Verwundete herabgeschleudert, Frauen, Kinder und Greise herabgezerrt. Kein Schrei kam über ihre Lippen. In verzweiflungsvoller Ergebenheit ließen sie sich mit Stricken aneinander binden, um mit dem Schmerze über den Tod der Ihrigen und den Verlust der Heimat den Weg in die Sklaverei zu wandeln. Der Erfolg des Tages bestand in einem halben Hundert Sklaven. Sogar Bundesgenossen des Königs wurden in dieser Weise überfallen, so daß das Lager bald ringsum von Feinden umgeben war.

Wir verlegten dasselbe nach Osten, beim Aufbruch umschwärmt von dem Kriegsgeheul der benachbarten Heiden. Kaum hatten wir das Lager verlassen, als die Hütten in Flammen standen. In Gundi hatten wir, ohne es zu ahnen, meine Hütte auf einem Termitenbau errichtet. Kaum hatte ich mir ein neues Lager geschaffen, als sich unter Blitz und Donner ein sündflutlicher Regen über uns ergoß. Dieser sowie Hunger und Krankheit unter den Sklaven machten den Aufbruch des Königs nach Norden wünschenswert. Auch ich wurde von der Darmkrankheit und vom Fieber ergriffen. Meine Kräfte schwanden dahin, und bald hatte ich nur noch den einen Wunsch und die eine Hoffnung, möglichst bald abreisen zu können. Für mein Nachtlager hatte ich in meiner Hütte eine Sandbank aufgeführt, auf dieselbe Zweige gelegt und über diese meine Matten und Decken gebreitet; doch Holz und Matten faulten, Decken und Gewänder waren beständig wie mit Tau übergossen. Meine Windhündin hatte Junge geworfen, und die bald verhungernde besorgte Mutter trug mir, wenn der Regen den Boden der Hütte überschwemmte, die Kleinen auf meine Decken.

Unsre Karawane war, da meine Begleiter ihre Pferde gegen Sklaven vertauscht hatten, eine sehr zahlreiche und zählte Hunderte von Köpfen. Wie diese Unglücklichen die Strapazen der Reise auf grundlosen Wegen, mit ihrer Darmkrankheit noch immer behaftet und durch Hunger entkräftet, ertragen wollten, war mir ein Rätsel. Schon am ersten Tage hatten manche trotz der unbarmherzigsten Züchtigungen mit der Peitsche aus Flußpferdhaut zurückgelassen werden müssen, nicht etwa um sich zu erholen und in die Heimat zurückzukehren, sondern um mit durchschnittener Kehle unter den Händen der Peiniger zu sterben. Ich war starr vor Entsetzen. Derartigen Unmenschlichkeiten machtlos gegenüber zu stehen, ist wahrlich für einen Reisenden schwerer zu ertragen als alle körperlichen Anstrengungen und Gefahren. Am 26. August erreichte ich Karnak Logon (am Logonfluß) in zerrissener Kleidung, von Krankheit und Entbehrung erschöpft, auf dem kleinen, ausgehungerten, unvollkommen gezäumten und gesattelten Klepper. Ich mußte denselben unterwegs durch ein anderes Pferd ersetzen, um Kuka erreichen zu

können. Der Scheich empfing mich am 7. September 1872 wie stets mit so rührender, wahrhaft väterlicher Güte, daß ich mich keiner Übertreibung schuldig machte, als ich ihm versicherte, es sei mir zu Mute, wie wenn ich in meine Heimat zu nahen Verwandten zurückgekehrt wäre.

7. Nach Wadaï, Darfor und Chartum.

a) Von Kuka bis Abesche.

Vorläufig durfte ich nicht an die Möglichkeit denken, über Wadaï und Darfor den Nil zu erreichen, teils weil ich erst die körperlichen Folgen der Bagirmi-Reise zu verwinden hatte, teils weil noch Monate vergehen mußten, ehe der Weg um den Tsad gangbar wurde, teils weil die 2000 Maria-Theresiathaler, welche die deutsche Regierung für mich angewiesen hatte, bei der Unsicherheit der Bornustraße nicht in meine Hände gelangen konnten und ich von Mitteln vollständig entblößt war. Erst in der Ruhe wurde ich mir meines heruntergekommenen Zustandes recht bewußt. Die Schmerzen in den Gelenken, Muskeln und Knochen, die ich den Sümpfen Bagirmis verdankte, beraubten mich des Schlafes, und tiefgehende, kleine Geschwüre üblen Aussehens, mit stark entzündeter Umgebung, bedeckten meinen Körper. Dazu kamen die unvermeidlichen Malaria-Erkrankungen der Regenzeit, die ich bei dem äußerst geringen Vorrat an Chinin, der mir noch blieb, nur sehr zaghaft behandeln konnte. So blieb ich von Schmerzen gepeinigt, kraftlos, tief verstimmt, voll Sehnsucht nach der Heimat, länger als einen Monat unfähig zu nutzbringender Beschäftigung und zur Betreibung meiner Weiterreise.

Am 10. Januar 1873 erschien zu meiner Freude ein Bote des Königs Ali von Wadaï, Briefe seines Herrn und des Abgesandten Scheich Omars überbringend, welch letzterer demnächst aus Wadaï zurückerwartet wurde. Sein Hauptauftrag war, auf dem wohlversehenen Markte von Kuka Produkte des Westens zu kaufen. Die überbrachten Briefe waren günstigen Inhalts, und der Scheich versprach mir sofort, mich mit diesem Manne reisen zu lassen. Zwar war dieser nicht ganz ohne Sorgen über die

Verantwortlichkeit, welche er dem Scheich Omar gegenüber übernahm, mich sicher bis in die Hauptstadt des Königs von Wadaï zu geleiten, und welche er andrerseits diesem gegenüber hatte, indem er einen Christen in sein Land führte. Mein Versprechen, daß ich das Land nicht „aufschreiben“ wolle, beruhigte ihn einigermaßen. Er betonte jedoch die unbedingte Notwendigkeit, in Abesche (Hauptstadt von Wadaï) keinen Versuch zu machen, im Lande umherzureisen. Um die Ausrüstung zu ermöglichen, blieb mir nur noch die Hilfe, auf die kein Reisender in Bornu jemals vergeblich gerechnet hatte, die Güte des Scheich Omar.

In der zweiten Hälfte des Februar war endlich auch der Abgesandte des letzteren aus Wadaï mit günstigen Nachrichten zurückgekehrt, und nun rückte der Tag der Abreise heran. Die Schreiben des Scheich Omar an den König von Wadaï, an den König von Darfor und an den deutschen Kaiser hatte ich bereits vor einiger Zeit empfangen, und am 1. März hatte ich die letzte Zusammenkunft mit diesem edlen Fürsten. Der Weg von Kuka nach Abesche mag etwa 1000 km betragen und wird von Karawanen gewöhnlich in 28—34 Tagen zurückgelegt. In Gulfeï am Schari, welches wir (das West- und Südufer des Tsad umgehend) am 8. März erreichten, endigte das erste Viertel unsers Weges, welches in das Gebiet von Bornu fällt, und wir mußten uns für das folgende Viertel, welches vom Schari bis zum Fitri-See reicht und sehr spärlich bewohnt ist, mit Getreide versehen, dessen ich für meine drei Pferde (zwei waren zu Geschenken bestimmt) immerhin ziemlich viel bedurfte.

Der Schari, der drei bis fünf Meter hohe Ufer und fast die Breite des Rheins bei Köln hatte, desgleichen mehrere seiner mit Schilf durchwachsenen Arme wurden durchschritten, und am 16. März erreichten wir endlich den von mir so lebhaft ersehnten Bahr-el-Ghazal, dessen Anblick mich leider sehr enttäuschte. Obgleich er ja in dieser Gegend, also nahe seinem Ausflusse aus dem Tsad, seit der ersten Regenzeit voll Wasser war, so gab dies doch durchaus keinen sicheren Aufschluß über die Richtung des rätselhaften Flußthales, das nur eine dicht mit Bäumen durchwachsene Mulde darstellte, deren Richtung das Auge nicht

zu verfolgen vermochte, ja bei der Ufer nirgends sichtbar wurden. Erst nach zwei Stunden östlicher Wegrichtung erreichten wir ihn und folgten ihm in der dichten Uferwaldung, welche voll von Büffel- und Giraffenherden war. Je weiter wir in Ostnordostrichtung vordrangen, um so kahler wurde die Gegend, so daß sich der Bahr-el-Ghazal und seine Ausflüsse oder Hinterwasser durch ihren Baum- oder Schilfrohrwuchs um so mehr hervorhoben.

Der Fitri-See hat einen etwa zwei Tagereisen erfordernden Umfang und eine eirunde Gestalt. Das Wasser soll an vielen Stellen so tief sein, daß es mit Ruderstangen nicht zu ergründen ist. Der See schwillt alljährlich zur Regenzeit an und überschwemmt dann alles umliegende Land, den Verkehr bei dem vorwiegend lehmigen Boden außerordentlich erschwerend. Zu dieser Zeit ziehen sich die Araber, welche zeitweise am Fitri weiden, von dem See zurück in die Sandgegenden. Die große Stechfliege wird in dieser Jahreszeit besonders häufig; doch wird auch hier eine andere kleinere, von rötlicher oder bräunlich grauer Farbe als viel gefährlicher angesehen, da sie den Tieren in die Nasenlöcher kriecht und sie sicher töten soll, während die größere nur eine ungemein lästige Plage bildet. Wir mußten Tag und Nacht große Feuer mit feuchtem Brennmaterial unterhalten, in deren Rauch die Tiere Ruhe fanden. Das nicht sehr zahlreiche Rindvieh der Fitrileute wird bei Nacht geweidet, und, wenn es bei Tage hinaus muß, in strohgeflochtne Decken gehüllt, und ebenso geschieht es mit den Kamelen. Die dem See zunächstliegende Zone ist aus demselben Grunde ganz von Wild entblößt; Antilopen, Büffel, Giraffen ziehen sich von dem See in die Sandgegenden nach Norden zurück; nur der Löwe, welcher das Wasser und den Schatten nicht entbehren kann, bleibt und wird bei dem Mangel an Nahrung dort dem Menschen sehr gefährlich. Ja man sagt, am Fitri lebe er nur von Menschenfleisch. Der See ist reich an Flußpferden und Krokodilen. Während des ganzen Tages war ich in Bukko von Besuchern belagert, welche sich durchgängig höchst bescheiden, anspruchslos und höflich betrugen. Ein Bogen Papier stellte als Geschenk mehr als zufrieden, und der wißbegierige Sohn des Königs

erwies sich ebenso dankbar für die Unterweisung, welche ich ihm zum Verständnis der Uhr, des Kompaß und dergleichen erteilte, als für ein Stückchen Bleistift, das nur einen Zoll lang war. Im Fitrigebiet sind als Tauschmittel Papier, roter Sudanpfeffer, Salz, Kaurimuscheln und Perlen gesucht; auch kamen Zwiebeln und Knoblauch zur Geltung. So konnte ich durch Zwiebeln zuweilen erhalten, was durch keinen der übrigen Gegenstände zu kaufen war, und durch gewöhnliche Nadeln habe ich mehrmals Holz, Hühner, sogar etwas Milch kaufen können.

In Nordostrichtung drangen wir weiter vor durch Steppengebiet, das durch Löwen und Rhinozerosse ebensowohl als durch Diebe unsicher gemacht wurde; wir waren also gezwungen, dicht bei einander zu lagern und den Platz mit einem Dornenverhau zu umgeben. Von einem Dorfe, das nur vier Tagemärsche von Abesche entfernt lag, schickte mein Geleitsmann Otman einen reitenden Boten nach der Hauptstadt, um dem König meine Ankunft anzuzeigen und ihm zu sagen, daß er nur auf Grund eines Befehls des Scheich Omar gewagt habe, mich nach Wadaï zu führen. Am vierten Tage nach langem, langem Warten erschien endlich ein Genosse Otmans, der mit einer durchaus freundlichen Botschaft von seiten seines Herrn betraut war. Freilich zerstörte er den günstigen Eindruck, den er durch Überbringung des königlichen Aman (das Versprechen freien Geleites) bei mir gemacht hatte, wieder durch den Auftrag, meine Pferde und Feuerwaffen nach der Hauptstadt zu bringen. Nach längerem Verhandeln trennte ich mich von meinen Pferden, die Waffen jedoch behielt ich zurück, die Sitte meiner Heimat vorschützend, der zufolge sich kein Mann von seinen Waffen trenne.

b) In Abesche, der Hauptstadt Wadaïs.

Schon seit einigen Tagen hatten wir häufig Wolkenbildungen beobachtet; am Abend unsers Einzugs sammelten sich ansehnliche Gewitterwolken im Osten. Diese entluden sich unter heftigem Winde ausgiebig über uns und verfehlten nicht, meinen ohnehin nicht ganz heitern Gemütszustand aufs nachteiligste zu beeinflussen. Die grausige Nacht in dieser felsigen und waldigen Gegend erschien mir wie ein böses Vorzeichen, und als wir gegen

Mitternacht nach rastlosem Marsche über tief in den felsigen Boden gewühlte Rinnen die Residenz des gefürchteten Herrschers erreichten und still zwischen den finstern, niedrigen Häusern, die von der düsteren Masse der kastellartigen Königswohnung überragt wurden, dahinzogen, hatte ich das Gefühl, unrettbar meinem Untergange entgegenzugehen.

Am Nachmittag des folgenden Tages wurde ich zum König berufen, bei welcher Gelegenheit derselbe die Reiterpistolen und das Fernrohr, das ich Otman als dem Könige bestimmte Geschenke bezeichnet hatte, sofort mit verlangte. Wir betraten die Königswohnung auf dem sogenannten „Wege der Frauen", den nur Vertraute und Besuchende benutzen. Schon auf dem Platze vor dem Königshause entfernten meine Begleiter ihr Gewand von der rechten Schulter, jedoch ohne von mir zu verlangen, daß ich das Gleiche thun sollte. Durch einen länglichen Hof oder vielmehr einen breiten Gang und eine zweite Thür schreitend, betraten wir einen andern Hof, auf dessen linker Seite zwei Gebäude aus rotem Backstein sich befanden. Das eine derselben ragt, wie schon früher erwähnt, erheblich über die übrigen Häuser der Stadt empor, obwohl es selbst nicht gerade von bedeutender Höhe ist. Auf dem Hofe befanden sich noch verschiedene Schattendächer, unter deren Schutze Eunuchen und Diener des Königs saßen. Am Ende dieses Hofes, hinter der eigentlichen Königswohnung, betraten wir einen kleinen Wartehof, und von hier führte eine mit Stoffen aus zusammengenähten, sehr groben Baumwollenstreifen verhängte Thür in den Empfangshof des Königs.

Ich hockte im Wartehofe, mich an eine Wand lehnend, nieder, bis meine Anwesenheit dem König gemeldet wurde. Niemand von den Dienern erwiderte meinen Gruß; alles rückte von der Wand, wo ich mich niedergelassen, scheu fort. Ich hatte nicht lange zu warten, sondern wurde alsbald von einem der Diener, welcher, niederknieend und leise in die flachen Hände schlagend, mich mit den Worten: „der König, unser Herr, ruft dich," anredete, zum Eintreten aufgefordert. Ich kroch durch den Stoffvorhang und kam durch einen kurzen, breiten Gang auf eine zweite Thür, welche in derselben Weise verhängt war.

Auch unter diesem Vorhang hindurch kriechend, kam ich in einen ziemlich großen, quadratischen Hof; genau in der Mitte desselben befand sich ein weites Schattendach, unter welchem große Krüge mit dem Wasservorrat aufgestellt waren. Zwischen diesem Schattendach und den den Hof begrenzenden Gebäuden saß auf einer mit Teppichen belegten Matte der gefürchtete Herrscher von Wadaï in einem einfachen Baumwollenhemde, ebensolchen Beinkleidern und einem kleinen Tarbusch auf dem Kopfe, ohne von Höflingen und Großwürdenträgern umgeben zu sein.

Am Eingange in den Hof hockte ich nieder, klopfte leise in die flachen Hände und wünschte dem König der Sitte gemäß langes Leben, Sieg und Gesundheit. Sein Anblick und noch mehr seine ersten Worte gaben mir meine ganze Sicherheit wieder. Er dankte einfach für meine Glückwünsche, forderte mich auf, mich dicht bei ihm niederzusetzen, fragte nach dem Wege, nach den Strapazen desselben, ob es wahr sei, daß ich bei seinem Feinde, dem König von Bagirmi, gewesen sei und unterließ nicht, sofort hinzuzufügen, bei ihm und unter seiner Herrschaft würde ich die vollständigste Sicherheit genießen; ja er fügte hinzu, ich könne, wenn ich wolle, sein ganzes Land „beschreiben"; wünsche ich, nach Norden oder Osten zu reisen, oder im Innern seines Landes Ausflüge zu machen, so würde er mich ohne Gefahr überallhin bringen lassen. Dann fragte er mich einfach und verständig, wenn auch durchaus kenntnislos, nach der Türkei und den übrigen europäischen Ländern, nach meiner Heimat, sprach von meinem Berufe, von seiner Krankheit u. s. w. Alle seine Fragen waren höchst verständig, und seine eignen Antworten wurden mit großer Besonnenheit, Ruhe und Höflichkeit gegeben. Ich hatte in jenen Ländern noch keine Person, noch weniger einen Sultan kennen gelernt, der mir einen so verständigen, einfachen, würdigen und selbstbewußten Eindruck gemacht hätte, als der gefürchtete König von Wadaï. Alle, die in die Nähe des Königs kamen — er hörte während meines langen Besuches Berichte und gab Befehle, fast immer in arabischer Sprache — rutschten auf den Knieen, die rechte Schulter entblößt, je nach ihrer Würde auf verschiedene Entfernungen an ihn heran, ohne jemals ihre Augen zum König

zu erheben. Gegen abend verabschiedete mich König Ali, mir nochmals die vollständigste Sicherheit versprechend, doch mich bedeutend, meine Wohnung nicht zu verlassen, bis ich mit den Einwohnern und Zuständen bekannter geworden sei, da er Ausschreitungen von seiten seiner etwas rohen Unterthanen befürchte.

Besonders gegen abend wimmelte die Stadt von trunknem, niederm Volke, das selbst durch die grenzenlose Furcht, welche alle Welt vor dem König hatte, nur in beschränktem Maße von seiner Lieblingsbeschäftigung, blutigen Raufereien, abgehalten werden konnte. Es verging noch jetzt, wie mir die arabischen Freunde erzählten, keine Woche, in der nicht mehrere Morde, Totschläge oder erhebliche Verletzungen vorkamen, zu denen die Zanksucht Trunkener oder der Jähzorn Eifersüchtiger Veranlassung gab. Das Messer oder eine etwa ein Meter lange, am untern Ende mit Eisenringen versehene Holzkeule waren immer gleich zur Hand, und das Wort „Kafir" (Ungläubiger) war ausreichend, um jene in Thätigkeit zu setzen. König Ali hatte seit dem Antritt seiner Regierung (1858) unendlich viel gethan, die Roheit und den Fremdenhaß zu tilgen. Durch äußerste Strenge war es ihm gelungen, den wilden Sinn der Eingebornen in etwas zu bändigen. Die fremden Kaufleute (vom Nil und aus Benghasi) erfreuten sich seines besondern Schutzes. Unter König Ali's Regierung konnte es nicht vorkommen, daß ein fremder Kaufmann unbezahlt blieb. Er wandte sich an den König, und dieser nahm keinen Anstand, war z. B. der säumige Schuldner ein hochstehender Beamter, demselben einfach zu erklären: „Wenn du nicht bis zu dem und dem Tage deinen Gläubiger befriedigt hast, so gehst du anstatt Bezahlung als sein Sklave mit ihm." Auch bei Übersendung eines Geschenkes an mich konnte ich das strenge Regiment erkennen, das der Fürst über seine Unterthanen führte; der die gastliche Gabe überbringende Eunuch weigerte sich standhaft, das ihm dargebotne Trinkgeld anzunehmen, nicht etwa weil es ihm zu gering erschien, sondern weil sein Gebieter es verboten hatte. Welch ein Unterschied zwischen den Beamten König Ali's und denjenigen des Scheich Omar!

Am 6. Juni fand die Beschneidung zweier Prinzen statt. Diese Handlung wird gewöhnlich vorgenommen, wenn die Knaben 8—12 Jahre alt sind. Hat der Knabe bei der Beschneidung sich gut betragen — es gilt für eine große Schande, Zeichen des Schmerzes zu äußern —, so schenkt ihm wohl der Vater oder ein erwachsener Bruder ein Rind oder Schaf, oder ein Onkel verspricht ihm seine Tochter zur Frau. Vom Augenblick der Beschneidung an trägt der Knabe Sandalen, die er vorher nicht kannte. Schon wochenlang vor der Feierlichkeit fertigt sich der Knabe mit großer Geschicklichkeit eine Peitsche an, welche eine merkwürdige Bestimmung hat. Die Mädchen der Familie des beschnittenen Knaben, namentlich Schwestern und Cousinen, geben demselben einen großen Teil ihrer Schmucksachen, welche sie demnächst durch einige Metzen Getreide wieder einlösen müssen. Auch von fremden Mädchen, die ihm in den Wurf kommen, hat der Knabe das Recht, dasselbe zu verlangen. Wehren sie sich, so schwingt der Tyrann gegen die Widerspenstigen die Peitsche und prügelt sie, so gut er kann. Die Sitte erlaubt ihm ferner, mit seinem Wurfholz alle Hühner, welche ihm in den Weg kommen, zu erlegen, den Nomaden, welche Milch zu Markte bringen, dieselbe fortzunehmen und durchreisenden Kaufleuten die Waren so lange mit Beschlag zu belegen, bis sie dieselben durch ein Geschenk ausgelöst haben.

Der Tod des Sultans von Darfor und die unter den Erben ausgebrochnen Thronstreitigkeiten schoben meine Abreise auf unbestimmte Zeit hinaus, und ich begann von neuem den Plan zu überlegen, in die Heidenländer Wadaïs nach Süden vorzudringen, den ich vom 17. August bis 1. Oktober im Gefolge des Fürsten von Runga (Landschaft im südlichen Wadaï) ausführte.

c) Ausflug in die Heidenländer Wadaïs.

Das schwierigste Stück des Marsches war der Durchgang durch die mit dem Namen „Sunta“ bezeichneten waldigen Sümpfe. Am Mittag des 6. September betraten wir den gefürchteten Morast; er stellt eine Art Sumpf des Flusses Salamat (indirekter Zufluß des Schari) dar, der hier Bahr Korte heißt und in der trocknen Jahreszeit leicht zu durchschreiten ist. Jetzt

war alles Wasserfläche oder grundloser Brei. Von bestimmten Wegen fand sich keine Spur, und wir mußten völlig auf die Kenntnis meines Kursi Tom (der begleitende königliche Bote) trauen. Bis über die Kniee beständig durch den Brei stampfend — denn der Stier, auf dem ich ritt, seit mein Esel tragunfähig geworden, hatte mit sich genug zu thun — strebten wir vorwärts, und als wir nach einigen Stunden hofften, das Ende der Sunta erreicht zu haben, stellte sich heraus, daß wir den Weg verloren hatten. Unzähligemal schon waren die Tiere gestürzt und ihr Gepäck in das Wasser oder den Morast geschleudert worden. Jetzt saßen wir, die Tiere bis an den Bauch, wir selbst bis zur Hälfte des Oberschenkels, im Sumpfe fest. Der Kursi verließ uns, um den Weg zu ermitteln. Um das Unangenehme unsrer Lage noch zu erhöhen, zogen dichte Gewitterwolken herauf. So standen wir, auf Tom wartend, mehrere Stunden unter bald losbrechendem strömenden Regen, eine höchst unerquickliche Lage. Endlich schwächte sich der Regen insoweit ab, daß er uns erlaubte, unsre nächste Umgebung zu sehen. Tom kam zurück mit der Behauptung, den Weg gefunden zu haben, und wir versuchten, denselben querfeldein zu erreichen. Doch kein halbes Dutzend Schritte war gemacht, so guckten die Tiere nur noch mit dem Kopfe aus der Wasserfläche heraus, und von unsern Sachen war keine Spur auf der Oberfläche derselben sichtbar. Zwei, drei vergebliche Versuche wurden gemacht, das Gepäck herauszufischen und die Tiere wieder anzutreiben. Endlich mußten wir uns entschließen, die Tiere allein herauszubringen und das Gepäck auf unsern Köpfen und Schultern langsam auf den verhältnismäßig trocknen Weg vor uns zu schaffen. Es war ein schrecklicher Kampf mit dem unergründlichen Brei, den tiefen Gruben in demselben und dem noch immer niederrieselnden Regen. Nach einigen Stunden furchtbarer Anstrengung waren wir auf dem rechten Wege, und wenn wir auch durch den Regen verhindert waren, denselben weiter zu verfolgen, so hatten wir doch immerhin einen Baum gefunden, dessen nächste Umgebung hoch genug über dem Wasser zu liegen schien, um ein sicheres Nachtquartier zu versprechen. Durchgeweicht bis auf die Haut, von Schmutz bedeckt, die Sachen in

demselben Zustande, die Tiere zitternd vor Furcht und Ermattung und der Regen unaufhörlich herunterrieselnd: es war eine schreckliche Nacht, an die ich mein ganzes Leben zurückdenken werde. Von irgend welcher Mahlzeit konnte nicht die Rede sein; das Holz wollte nicht brennen; und um die Qualen noch zu vervollständigen, überfielen uns Schwärme von Moskitos, die mit der diesen Tieren eignen Energie uns auch nicht eine Minute Schlaf vergönnten.

Am Morgen lagen unsre Beine im Wasser, unsre Oberkörper waren nahe dem Baume verhältnismäßig trocken geblieben. Wohin man auch blickte, sah man nur Nässe, Kälte, Hunger und Verzweiflung. Ein furchtbarer Fieberanfall war für mich die nächste Folge. Endlich ließ der Regen nach und die Sonne brach mit ihren hoffnungerweckenden Strahlen durch. Wir machten Gerüste, um unsre Sachen zu notdürftiger Trocknung auszubreiten und versuchten am Nachmittag den Aufbruch, damit wir wenigstens die folgende Nacht außerhalb der Sunta zubringen konnten. Schon nach einer halben Stunde traten wir aus dem Walddickicht des Sumpfes hervor und erblickten den ersehnten Fluß, der hier Bahr Korte und erst später Bahr-es-Salamat genannt wird. Derselbe war jetzt etwa 300 Schritt breit mit ansehnlicher Strömung. Die Ufer desselben waren ungefähr in Breite eines Kilometers mit hohem Schilf besetzt, und erst jenseit dieses Uferrandes folgte dichter Wald. Im Schilf hausen das Flußpferd, das Rhinozeros, der Büffel und hier und da die Hyäne, im Walde Giraffen, Antilopen, Löwen und Elefanten. Leider verließ mich von jetzt ab das Fieber nicht mehr, und es war nur die Hoffnung, Wangari demnächst zu erreichen, die mich aufrecht erhielt.

Wir arbeiteten uns durch die zahlreichen Sümpfe, welche den Fluß begleiten, und durch das hohe Schilf, das jede Übersicht über die Gegend unmöglich machte, und oft keine Spur des Weges finden ließ. Leicht verirrt man sich bei Versuchen, den Weg durch das Schilfdickicht zu finden, auf die Pfade der Flußpferde, dieselben für Wegspuren von Menschen haltend, und ist dann sicher, nach halbstündiger oder längerer Anstrengung plötzlich vor dem Lieblingsaufenthalte dieser Tiere, einer von Wasser be-

deckten Sumpffläche, zu stehen. Nach vierstündiger mühevoller Wanderung (am 8. September) versperrte uns ein bedeutendes Hinterwasser des Flusses den Weg. Besinnungslos sank ich von meinem Ochsen und blieb in diesem Zustande bis zum späten Abend. Es war ein glücklicher Umstand, daß die folgende Nacht gewitterlos blieb und wir nur den gewöhnlichen Kampf mit den Mücken zu bestehen hatten. Im Dorfe Dumbuane verbrachte ich die Zeit der höchsten Fieberhitze, wenigstens unbelästigt von den Leuten, dagegen empfing ich den Besuch eines Boten des Königs Ali. Er brachte mir die Nachricht, daß der Abgesandte des Königs von Darfor angekommen sei und demnächst wieder abreisen werde. Dieser Umstand, mein Fieber, bei dem ich ohne Chininbesitz keine Heilung erwarten konnte, und die Erzählungen meines Gastfreundes von den Schwierigkeiten, welche ein weiteres Vordringen nach Süden bot, ließen mich den Entschluß fassen, nach Abesche zurückzukehren.

Während meines zweiten Aufenthaltes in der Hauptstadt brachte ich trotz Abratens meiner Freunde beim Besuche des Königs die Rede auf die Ermordung Dr. Vogels, an welcher der edelsinnige Fürst, der damals ein Jüngling und von Abesche abwesend war, nicht den geringsten Anteil hatte. Die Unthat seines Vaters, des Tyrannen Scherif, war ihm peinlich, und er wünschte, den Schleier der Vergessenheit über jene Angelegenheit nicht zu lüften, versprach mir jedoch, etwa noch vorhandene Papiere des Ermordeten zu übergeben, was aber nicht geschah. Die allen Fremden so feindlichen Leute von Wadaï hatten den Argwohn des Königs gegen die Spione der Türken benutzt, um sein Mißtrauen auf den blondhaarigen und blauäugigen Dr. Vogel zu richten. Eduard Vogel ging eines Tages in die Umgegend der Stadt, und bei einigen in nächster Nähe gelegnen Granitfelsen, die man mir gezeigt hat, wurde er mit den eisenbeschlagnen Knütteln oder Keulen, wie sie die Wadaïleute tragen, erschlagen. Er war nur 13 Tage in Abesche gewesen. Zwar war er vom König Scherif nicht unfreundlich aufgenommen worden, er benahm sich indessen so unklug, trug dem Argwohn und der Beschränktheit der Eingebornen so wenig Rechnung, daß diesem Umstande sein Untergang zuzuschreiben ist. Mit der ihm eignen

Rastlosigkeit war der Reisende den ganzen Tag außerhalb seiner Behausung beschäftigt, die Umgegend zu Pferd und zu Fuß zu durchstreifen, zu schreiben und zu zeichnen und auf diese Weise den Argwohn der rohen Leute, die ein solches Beginnen zu verstehen nicht imstande waren, auf das bedenklichste herauszufordern. Eine große Karawane aus Tripolis brachte mir zwar keine direkten Nachrichten aus Europa, wohl aber im Auftrage des deutsch-österreichischen Konsuls 350 Thaler, die ich aber nur zur Hälfte ausgezahlt erhielt, während ich die andre Hälfte in Waren annehmen mußte.

d) Regierung und Volksleben in Wadaï.

Thronerbe ist immer der älteste Sohn des Königs aus vollberechtigter Ehe oder der nächste männliche Verwandte des verstorbenen Sultans. Der Sultan darf keine Frau aus einem unterjochten Stamm zur Mutter haben. Er muß ferner im Vollbesitze seiner Sinnesorgane sein und darf keinerlei körperliches, in die Augen fallendes Gebrechen haben. Es ist nicht unumgänglich notwendig, daß er schriftkundig sei, obgleich solche Gelehrsamkeit sein Ansehen erhöht. Niemals aber darf ein Sultan seine Anordnungen widerrufen, selbst dann nicht, wenn er einen begangnen Irrtum einsieht. Die Beobachtung einer rein äußerlichen Religiosität, vornehmlich die Verrichtung der 5 täglichen Gebete und das 30 tägige Fasten im Monat Ramadan, ist unerläßlich für denselben; er ist stets weiß gekleidet und trägt, wenn er ausgeht, den Säbel oder einen Karabiner in der Hand. Niemand weiß, in welchem Bett er schläft, es sind stets mehrere in verschiedenen Gemächern für ihn bereit. Er muß seine Mahlzeiten allein einnehmen und sich auf Gerichte von Weizen und Reis, mit Vermeidung der sonst üblichen Speise aus Negerhirse, beschränken; der Merissa (Bier) muß er entsagen. Der Sultan erscheint öffentlich nur am Freitag, wo er die Moschee besucht und Gericht hält, sonst setzt er sich den Blicken der Unterthanen nicht aus. Selbst das Wasser, welches ihm zum Getränk bestimmt ist, wird in Krügen herbeigebracht, die ganz in Stoffe genäht sind, damit kein unberechtigter Blick sie treffe, wie denn auch der betreffende Brunnen mit Zeug ver-

hängt ist. Die Frauen und Mädchen, welche die Krüge tragen, werden von drei Eunuchen begleitet, und wehe denen, welche dem Zuge begegnen und nicht sofort niederhocken und mit abgewendetem Gesicht verharren, bis er vorüber ist. Sie würden erbarmungslos durchgepeitscht werden. Die Brüder des Sultans werden, falls sie von edlen Wadaï-Frauen abstammen und dadurch möglicherweise thronberechtigt sind, nach der barbarischen Sitte des Landes meist geblendet oder getötet, und zwar wird die Handlung des Blendens durch das Oberhaupt der Schmiede vollzogen, der mit einem Glüheisen über die Augen hinwegfährt. Nach Eintritt der Dämmerung werden in allen Wohnräumen mit Butter gespeiste Lampen angezündet, und mit Einbruch der Nacht pflegt der Sultan Ali im Palaste eine Art Forschungsreise anzutreten, bei welcher er alle Räume einer strengen Durchsuchung unterwirft, vom Harem und dem Marstall bis zur Schatzkammer.

An sich von geringer Bedeutung und dennoch in vieler Beziehung den Vorrang unter den Beamten einnehmend, ist der Sultan el-Haddadin (König der Schmiede), ein mit den Zeichen königlicher Gewalt ausgestatteter Schattenkönig ohne wirkliche Macht. Seine Frauen heißen gleich denen des Königs Hababat, seine Töchter Meïram (Prinzessinnen); er hat das Vorrecht, vor dem Sultan unbedeckten Hauptes, mit dem Burnus bekleidet, zu erscheinen und auf einem Teppich zu sitzen. Seiner unbeschränkten Verwaltung sind die Schmiede unterstellt, über welche ihm allein die Rechtsprechung zusteht. Er muß im Koran belesen sein, ist Leibarzt des ganzen königlichen Hauses und darf als solcher den Frauenpalast betreten. Sein trauriges Amt ist es auch, wie bereits erwähnt, bei dem Regierungsantritt die Brüder, bezw. die Neffen des Sultans zu blenden. Es gehört ferner zu seinen Obliegenheiten, wöchentlich den Kopf des Sultans zu rasieren. Von seinen Schein-Unterthanen hat der Sultan der Schmiede die Spaten, Beile, Messer, Lanzen und Ketten einzuziehen, welche dem König als Steuer entrichtet werden — die Zahl beläuft sich auf einige Tausende von jeder Gattung — und seinerseits empfängt er den vierten Teil der Gegenstände, die er abliefert. Die gesellschaftliche Stellung der Schmiede in Wadaï ist eine

verachtete; sie dürfen nur untereinander heiraten, niemand würde mit einem Schmied zusammen essen, und ein „Schmied“ geschimpft zu werden, gilt als tödliche Beleidigung.

Eine eigentümliche Persönlichkeit ist der Fattaschi (der Sucher), ein Geheimpolizist, dessen Befugnis jedoch nur dahin geht, die Merissa, das verbotene Getränk (Bier), auszukundschaften. Der Fattaschi hat seine Agenten im ganzen Lande und reist selbst in möglichster Heimlichkeit umher. Es ist ihm erlaubt, strenge Strafen zu verhängen, sobald er ein Haus findet, in welchem Merissa bereitet wird, z. B. die Bewohner zu peitschen, die zur Bereitung des Bieres dienenden Gefäße entzwei zu schlagen, der Hausfrau den Kopf zu rasieren und dergleichen. Da jedoch schließlich alles mit Geld ausgeglichen werden kann, so pflegt der Fattaschi milde zu sein und seine Nachsicht erkaufen zu lassen.

Sorgfältig gegliedert wie das Staatswesen Wada'is ist auch das Gemeinde- und Familienleben. Sind die Dörfer, welche aus Strohhütten von Zuckerhutform bestehen, einigermaßen bedeutend, so finden wir darin drei öffentliche Hütten, von denen eine für die Alten, eine gleiche für die Männer etwa vom 25. bis 50. Jahre und eine endlich für die Jünglinge bestimmt ist. Sind die Dörfer klein und ärmlich, so haben sie mindestens eine als Moschee zu betrachende Hütte, in welcher Schule gehalten wird, die im Lande umherziehenden angehenden Gelehrten (gewissermaßen Bettelstudenten) wohnen und Reisende Herberge finden. Der Lehrer oder Geistliche spricht in ihr die täglichen Gebete. Neben dieser Hütte ist dann ein Schattendach errichtet, unter dem die Männer den Tag verbringen, Baumwolle spinnend, webend und nähend, was neben den Landarbeiten ihre Hauptbeschäftigung bildet. Eine eigne Wohnung hat der Mann nur für die Nacht, ja die jungen Leute lieben es nicht einmal, zu Hause zu schlafen. Die Privathäuser gehören den Frauen. So ist es denn auch nicht die Frau, welche im Falle einer Ehescheidung die Wohnung verläßt, sondern der Mann, der sein Eigentum an sich nimmt und ein andres Unterkommen sucht.

Die in der „Hütte der Alten“ vereinigten Männer bilden den Dschemma, aus diesem geht der Bürgermeister hervor,

welcher in Gemeinschaft mit einem Staatsbeamten seines Amtes waltet. Indessen erstreckt sich der Wirkungskreis beider fast nur auf die Verteilung der zu bearbeitenden Äcker. Der Grund und Boden im ganzen Wadaï gehört nämlich dem Sultan, und auf Rechnung desselben werden die Äcker verpachtet. Nur in einigen Landschaften ist der Einzelne Besitzer. Der Bürgermeister arbeitet mit den übrigen Alten zusammen, genügt gleich ihnen den öffentlichen Pflichten und genießt wenig Ansehen. Die Obliegenheiten des Dschemma bestehen in der Überwachung der öffentlichen Sitte, in der Leitung der öffentlichen Arbeiten und in Beratung der Angelegenheiten der Gemeinde. Alle Vergehen, die nicht der Rechtsprechung des Staatsbeamten unterliegen, sind seinem Urteile unterworfen; so werden Arbeitsscheue, Verleumder u. s. w. von ihm abgeurteilt. Bei öffentlichem Ärgernis wird der oder die Betreffende des Dorfes verwiesen, während die gewöhnlichen Strafen in einer Buße von einigen Maß Getreide bestehen.

Die Genossenschaft der Männer vom 25. bis 50. Jahre führt den Namen Sibjan und besitzt gleichfalls eine gemeinschaftliche Hütte, in der sie wie die Alten beisammen sitzen und arbeiten. Unter der Obrigkeit der Sibjan stehen die Mädchen und jungen Frauen (bis zu 30 Jahren), welche zwar auch aus ihrer Mitte eine Aufseherin haben, die jedoch unter dem Vorsteher der Sibjan steht. Letzterer hat einen Vertreter bei der weiblichen Jugend, den „Arak", der alle Beziehungen derselben zu den Sibjan vermittelt und auch bei dem gemeinschaftlichen Leben während der öffentlichen Arbeiten ihr Sittenwächter ist. Die dritte Altersklasse ist die der Nurti (Jünglinge bis zum 18. Jahre umfassend, während die jungen Leute vom 18. bis 25. Jahre anfangs mit den Knaben in der Schule, später mit der Sibjan erzogen werden). Sie leben gemeinschaftlich in der Schule, mit dem Lesen und Lernen des Koran beschäftigt, und sehen das elterliche Haus nur zur Zeit der Mahlzeiten. Ihre Pflichten gehören vornehmlich der Schule, in der sie alle häuslichen Arbeiten für den Lehrer zu verrichten haben, auch werden von ihnen die Feldarbeiten für diesen besorgt. Jeder der Knaben liefert täglich ein Bündel Holz für das Feuer. Es befinden sich

Elementarschulen in jedem Ort, und es besteht ein Schulzwang nicht minder als in unserm Lande. Höhere Schulen giebt es wohl an dreißig.

Wie die Feste, so sind auch die gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen durch die strengste Vorschrift geregelt. Begegnet man jemand, den man kennt, so reicht man ihm die Hand und fragt, wie es ihm geht, wie er die Nacht oder die Tageshitze verbracht hat. Begegnet man einem Unbekannten, so erhebt man einfach die Hand senkrecht und wünscht ihm Frieden. Stößt man auf eine Gesellschaft von Leuten, die zusammensitzen, so hockt man einen Augenblick bei ihnen nieder, fragt, wie es geht, wünscht allseitigen Frieden und geht seines Weges. Bei Begegnung eines Mannes und einer Frau bleibt die letztere schon auf eine Entfernung von etwa 20 Schritt stehen, wendet das Gesicht ab und wartet, vornübergebeugt oder auch auf den Knieen, bis der Betreffende ebensoweit vorüber ist. Vor einem sitzenden Manne darf die Frau nicht vorbeigehen; sie rutscht auf den Knieen vorüber. Ein gleicher Gebrauch gilt für jüngere Leute in Bezug auf ältere Personen.

e) Von Abesche nach Darfor und zum Nil.

Am 11. Januar 1874 nahm ich den letzten Abschied von meinem treuen Beschützer, dem König Ali; die Karawane, mit der ich reisen sollte, war jedoch erst am 17. zum Aufbruch bereit. Hadsch Achmed, mein Freund, der die Absicht hatte, die Pilgerfahrt nach Mekka zu wiederholen, sowie der Bote des Königs Brahim von Darfor und Kaufleute aus Kordofan, Chartum oder Dongola brachen mit uns auf. Die Gegend, welche wir von Abesche in östlicher Richtung durchzogen, bestand vorwaltend aus Sand- und Felsboden mit krüppeligen Akazien, Seifenbäumen und Christus-Dornenbäumen und war von steppenartigem Charakter. Nur die Ufer der Flußthäler waren die Träger eines üppigen Pflanzenwuchses. Am 21. Januar gelangten wir nach dem Hauptgrenzorte Bir-Tuil; von hier aus mußten wir durch den Heerführer des Grenzbezirks mit seiner Mannschaft durch die unbewohnte Wildnis bis zu den ersten Dörfern Darfors geleitet werden. Wir umschlossen unsern

Lagerplatz mit einer Seriba (Dornenhecke), welche sofort aus den reichlich vorhandnen Akazien hergestellt wurde. Wir befanden uns gerade in der kältesten Jahreszeit, der Wind wehte beharrlich aus Ost oder Ostnordost, das Thermometer fiel morgens nicht selten auf + 6 oder 7° Celsius, und nachts konnten wir uns bei den dürftigen Bedeckungsmitteln kaum so weit erwärmen, um zu dem Behagen eines leichten Schlafes zu kommen. Vor uns lag nun die unbewohnte Wildnis, die Darfor von Wadaï trennt und durch die räuberischen Massalit gefährdet wird. Zahlreiche, tief in den Boden eingesenkte Wadis erfreuten sich einer ungleich üppigeren Pflanzendecke und enthielten in der Regel die Brunnen.

Der Boden war streckenweise dicht bedeckt mit schwarzem, hier und da porösem Gestein und mit Felsblöcken, welche den Marsch für Mensch und Tier außerordentlich erschwerten. Zu der gewöhnlichen Pflanzendecke der bisher durchzogenen Gegend, die entsprechend dem felsigen Charakter und der zunehmenden Höhe immer dürftiger wurde, gesellte sich in großer Menge die kandelaberförmige Euphorbie. Merkwürdig war hier, wie auch weiter im Westen von Darfor, die Seltenheit des Wildes. Nur die Hyäne schien massenhaft vertreten zu sein. Nachdem wir die Wasserscheide überschritten, wurde der Abstieg in die jenseitige Ebene bewerkstelligt, und bald näherten wir uns Kobé, dem Hauptsitz aller in Darfor angesessenen Kaufleute und nächst der Residenz el-Fascher die Hauptstadt des Landes.

Am 6. März brachen wir nach el-Fascher auf, das von Kobé einen guten Tagemarsch entfernt ist. In großer Schnelligkeit zogen wir über harten, dürren Boden mit spärlichem Bestande von krüppeligen Mimosen. Doch nach und nach verlor das Gelände seinen dürren, harten Charakter, eine gehügelte Gegend mit Sandboden begann, und gegen mittag erblickten wir von der Höhe dieser sandigen Hügelgegend im flachen Thale in langer, dunkelgrüner Linie die Residenz von Darfor, el-Fascher, die etwa 650 m über dem Meere liegt. Das Thal der Hauptstadt bildete durch seinen Reichtum an Bäumen den schönsten Gegensatz zur nächsten Umgebung. Im Grunde des Thales floß der Wadi el-Fascher. Der östliche Teil der

Stadt bestand ganz aus abgesonderten Gehöften (Seriben), von denen die meisten fünf bis zehn Strohhütten, ein viereckiges Thongebäude und einige Bäume enthielten.

Fascher liegt zu beiden Seiten (nördlich und südlich) einer länglichen Thalmulde, in deren schwarzem Thongrunde in der Regenzeit Wasser steht und in der trocknen Jahreszeit sich die Brunnen befinden. Drei Vierteile des Jahres ist das Thal trocken und dann von einer Menge von Wegen durchzogen; zur Regenzeit ist der südliche Stadtteil sehr übel daran, da allein in dem nördlichen ein Markt abgehalten wird. Um zu diesem zu gelangen und die im Haushalt erforderlichen Waren einzukaufen, muß man den Teich umgehen. Das Thal ist etwa 1 km breit und 4 km lang; ringsum liegen, besonders auf den auf der östlichen Seite mehr als 16 m hohen Ufern, die einzelnen Weiher und Seriben. Auf dem Abhange der Ufer, nahe dem Grunde, sind hier und da Gärten angelegt, in denen Rettiche, Zwiebeln u. s. w. und auch Weizen gebaut werden.

Nachdem die Audienz bei König Brahim in einer Weise, welche der bei König Ali ungemein ähnlich war, vorübergegangen, überlieferte mir Hadsch Hamza am nächsten Tage 500 Maria-Theresiathaler mit einem Begleitbriefe des Generalgouverneurs im Sudan aus Chartum und machte mir eine unerwartete Freude durch einen Brief von dem damaligen deutschen Generalkonsul in Ägypten, Herrn Geheimen Legationsrat von Jasmund. Am 22. März gelang es mir, dem Könige mein Gesuch, das Land bereisen zu dürfen, vorzutragen. Er antwortete mit aller Entschiedenheit, daß von derartigen Reisen im Lande keine Rede sein könne, da er noch nicht lange genug an der Regierung sei, um außerhalb seiner Residenz eine Sicherheit für mein Leben und mein Eigentum übernehmen zu können; ja er müsse seinerseits besorgen, von den Leuten des Verrats bezichtigt zu werden, weil er türkische Beamte im Lande herumschicke. Wenn ich Nachrichten über Land und Leute zu haben wünsche, so werde er mir gern behilflich sein. Und in der That fand ich mit seiner Hilfe drei Männer, die mit der Geographie, Geschichte und Landessprache hinlänglich vertraut waren.

Der Juni war herangekommen. Die Zeit war verstrichen in Studien mit den Brüdern Abd el-Aziz und Mohammed, mit Merissa-Sitzungen und geschichtlichen Untersuchungen und im geselligen Verkehr mit meinem Gastfreund. Die Nachrichten von Süden und Osten und über die ägyptischen Truppenansammlungen in Kordofan wurden drohender, wir mußten bei der feindlichen Haltung der Forawa (Bewohner von For oder Darfor) an unsre Abreise denken. Die Reise nach Kordofan ist zwar in der Regenzeit am leichtesten auszuführen, da in den zu durchmessenden Gegenden die Brunnen gänzlich fehlen. Doch der König drängte zum Aufbruch. Am 2. Juli hatte ich meine Abschiedsaudienz, und von der zahlreichen Karawane (250—300 Kamele) wurde nach langen Beratungen der 6. Juli zur Abreise bestimmt. Meine Begleiter waren arabische Kaufleute, welche teils kaufmännischer Geschäfte wegen, teils in der Absicht, ihre Pilgerfahrt zu machen, nach Ägypten gingen. Ihre Ladung bestand zum größten Teil aus Straußenfedern, zum kleinen aus Elfenbein und einigen andern Artikeln, wie Tamarinde, Tabak; doch unser Mundvorrat und die Anzahl Sklaven, welche — sei es zur Bedienung, sei es zum Verkauf — mitgeführt wurden, machten ebenfalls keinen geringen Teil aus. Der Osten Darfors ist sandig, gewellt und mit spärlichem Gras und Buschwerk bestanden und daher weit weniger bewohnt als der Westen und die Mitte. Wir hatten fast täglich Gewitterregen. Unterwegs erhielten wir verbürgte Nachrichten über die Handelsverhältnisse Ägyptens, wonach das Verbot des Sklavenhandels sehr verschärft zu sein schien, ein Umstand, der unsre Karawanenmitglieder mit großer Sorge erfüllte. Infolgedessen entledigte sich Hadsch Achmed als kluger und entschlossener Mann in Omm Meschana seiner Sklaven und setzte deren Erlös in Straußenfedern um.

Ich benutzte diesen Aufenthalt, einen mehrere Stunden südlich liegenden Bezirk Namens Zarnach zu besuchen, um die zu Brunnen umgewandelten Affenbrotbäume, welche dort schon häufig sein sollten, zu sehen. Das ganze Thal von Zarnach ist, von Norden nach Süden gerichtet, sehr flach, einige Stunden breit und etwa einen halben Tagemarsch lang. Seine Waldungen

bestehen vorzugsweise aus mächtigen Affenbrotbäumen, in deren Schatten zahlreiche Dörfchen liegen (siehe Abbildung 23!). Von Omm' Meschana nach Osten giebt es keine Brunnen mehr; alles



Wasser wird in diesen Bäumen aufbewahrt. Sie waren von hinreichendem Umfang, um in ihrem mächtigen Stamm bis zu 100 Kamelladungen Wasser fassen zu können. Eine Kamelladung kann mit etwa vier Zentnern berechnet werden, welche sich auf zwei große Wasserschläuche verteilen, die, nur in Darfor gebräuchlich, aus Ochsenhaut gemacht werden. Da, wo der Riesenstamm sich in die Hauptäste zu teilen beginnt, wird oberhalb eines



Abb. 23. Affenbrotbaum mit Blüte und Frucht.

solchen in halber Mannshöhe die Öffnung gemacht und nun der Stamm in der Breite und Tiefe ausgearbeitet. Die Wandung des Baumes läßt man in der Dicke von 30 cm unversehrt. Das Wachstum leidet dadurch in keiner Weise.

Sobald der Holzabfall aus der Höhlung entfernt ist, wird die ganze innere Fläche geleert und der Brunnen ist fertig. Sobald Regen eintritt, beeilen sich die Einwohner, die Bäume zu füllen. Vorüberreisende Karawanen pflegen den Inhalt eines ganzen Baumes zu kaufen. Der Besitzer stellt sich beim Entleeren auf einen Ast und schöpft wie aus einem Brunnen.

Unsre Richtung blieb von Omm Meschana, wo sich der größte Teil der Karawane von uns getrennt, die südöstliche. Die weite Ebene ohne Hügel und Bodenwellen, mit vorwaltendem Humusboden, bestanden mit Gebüsch und Akazien, ging sehr bald wieder in Sandboden mit Bodenwellen über, die mit Halfa-Gras bewachsen waren, aber nur einen spärlichen Baumwuchs trugen, während die tiefen Wellenthäler sich durch einen üppigeren Pflanzenwuchs auszeichneten.

Der Vormittag des 2. August brachte uns an die eigentliche Grenzstation von Darfor, Namens Omm Scherr; der Weg wich nun etwas nach Norden ab. Wir betraten die Wildnis Atmor zwischen Darfor und Kordofan, welche mit Ausnahme der beträchtlichen Regenteiche von Forokit auch in der Regenzeit ganz ohne Wasser ist. Sie ist berüchtigt wegen der großen Anzahl von Löwen. Am 6. August langten wir bei dem ersten Kordofandorfe an. Bald fanden wir Spuren von einer regelmäßigen Regierung und Verwaltung: Beamte, welche Steuern eintrieben und die Ausfuhr von Feuerwaffen und Munition nach Darfor verhindern sollten, Soldaten, üppige Saatfelder u. s. w. Im Landhaus meines Gefährten Muhammed en-Nur hatte ich die Absicht, mich einige Tage zu erholen, da ich an heftigen Schmerzen in der stark angeschwollenen Milz litt; doch mein Reisegefährte hatte seinem Freund Elias, dem Bürgermeister von el-Obeid, über meine glückliche Ankunft berichtet, und so erschien denn schon mit Tagesanbruch dieser selbst, abgesandt vom Generalgouverneur des ägyptischen Sudan, welcher sich zur Vorbereitung für seinen Feldzug gegen Darfor daselbst aufhielt, und bald nach ihm Dr. Giorgi, ein Grieche, Sanitätsinspektor des Sudan. Elias, welcher seit langem durch die Regierung von mir gehört hatte, empfing mich mit großer Herzlichkeit, und ich fühlte mich ihm gegenüber, der sich in arabischer Sprache mit

mir unterhielt, vollkommen unbefangen; doch der griechische Arzt verwirrte mich vollständig. Er sprach mich zuerst französisch an und versuchte es dann mit ebensowenig Erfolg in der italienischen Sprache, und erst als er in die arabische Sprache überging, vermochte ich mich wieder zu sammeln. Noch bis zu meiner Ankunft in el-Obeid konnte ich nur unzusammenhängend in deutscher, französischer und italienischer Sprache mich ausdrücken, da die jahrelange Entwöhnung von andern als den arabischen und den sudanischen Sprachen, bei dem plötzlichen Übergange zu jenen mich sozusagen nur Brocken stammeln ließ. Von dem Pascha selbst wurde ich mit äußerster Liebenswürdigkeit aufgenommen und mußte zunächst im Regierungsgebäude absteigen. Bald konnte ich mit dem Pascha wieder so geläufig französisch sprechen, als hätte ich Europa nie verlassen. Ich verbrachte den Tag auf dem Gouvernementsplatz vor dem Zelte des Pascha, mit diesem der Militärmusik zuhörend, welche mir zu Ehren europäische Märsche und Tänze, ja sogar „Heil dir im Siegerkranz" spielte. Am Abende fand eine glänzende Soirée beim Vater des Griechen Giorgi statt. Durch verschiedenfarbige Teppiche, Laternen, Kerzen u. s. w. hatte er seinem Hause einen in meinen Augen feenartigen Anstrich gegeben, und die glänzend ausgestattete Tafel, die Bedienung im Frack und weißer Kravatte, der Luxus eines Tischtuchs und der Servietten, Löffel, Messer und Gabeln u. s. w., deren ich mich ziemlich ungeschickt bedient haben mag, waren nicht allein ein ungewohnter Anblick, sondern bedeuteten für mich auch den Wiedereintritt in die gebildete Welt.

Drittes Kapitel.

Die Erforschung von Süd- und Zentralafrika.

---

7. David Livingstone*).

1. Meine Jugend.

[Am 19. März 1813 wurde ich zu Blantyre bei Glasgow geboren.] Mein Vater war allzu gewissenhaft, um als Kleinhändler in Thee u. s. w. jemals reich zu werden, gewann aber durch sein wohlwollendes Wesen und sein liebevolles, gewinnendes Benehmen die herzliche Liebe seiner Kinder in weit höherem Grade, als wenn er alle möglichen weltlichen Vorteile besessen und sie zu vererben vermocht hätte. Er starb im Jahre 1856 in der friedlichen Hoffnung auf jenes Heil, das wir alle durch den Tod unsers Herrn und Heilandes erwarten. Meine früheste Erinnerung an meine Mutter ruft mir ein Bild ins Gedächtnis, das man so häufig unter den schottischen Armen sieht: nämlich das einer sorgenvollen Hausfrau, welche sich ängstlich bemüht, mit ihrem beschränkten Einkommen sich redlich durchzuschlagen. In meinem 10. Jahre wurde ich schon als Ansetzer in eine Fabrik gethan, um durch meinen Verdienst zur Verminderung ihrer Sorgen beizutragen. Mit einem Teil meines ersten Wochenlohnes kaufte ich mir Ruddimans „Anfangsgründe der lateinischen Sprache“ und setzte das Studium dieser Sprache noch viele Jahre hernach mit ungemindertem Eifer in einer Feierabendschule fort, welche in den Stunden von 8—10 Uhr abgehalten wurde. Das Nachschlagen im Wörterbuch und ähnliche Hilfsarbeiten für diese Schule wurden sodann bis Mitter-

*) Quelle: Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Autorisierte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Engl. von Dr. H. Lotze. Leipzig, Costenoble 1858. 2 Bde.

nacht oder noch länger daheim fortgesetzt. Morgens um 6 Uhr mußte ich wieder in der Fabrik sein und meine Arbeit mit einziger Unterbrechung der Feierstunden für Frühstück und Mittagbrot bis abends 8 Uhr fortführen. In meiner Lesewut verschlang ich damals sozusagen alle Bücher, die mir in die Hände fielen, mit Ausnahme von Romanen. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen bildeten meine Lieblingslektüre, obschon mein Vater mit vielen andern seiner Zeit der Ansicht war, erstere seien der Religion feindlich, und es daher lieber gesehen hätte, wenn ich mich in Erbauungsbücher vertieft hätte. Meine Eltern hatten es sich große Mühe kosten lassen, meinem Gemüte die Lehren des Christentums einzuprägen. Die vollkommene Großmut, womit uns die Vergebung aller unsrer Sünden im Worte Gottes dargeboten wird, weckte in mir Gefühle der innigsten Liebe zu dem, der uns mit seinem Blute erkauft hat, und ein Bewußtsein der tiefsten Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen ihn. In der Liebesglut, welche das Christentum einflößt, beschloß ich bald, mein Leben der Linderung menschlichen Elends zu widmen. Als ich diesen Gedanken reiflich erwog, fühlte ich, daß, wenn ich mich zu einem Vorläufer des Christentums in China hergäbe, dies zur äußeren Wohlfahrt einiger Teile jenes ungeheuren Reichs führen könnte; daher entschloß ich mich denn, mir eine medizinische Ausbildung zu verschaffen, um zu diesem Unternehmen geeignet zu sein. Um bei der Arbeit lesen zu können, legte ich das Buch so auf die Baumwollenspinnmaschine, daß ich Satz um Satz lesen konnte, während ich meine Arbeit überwachte. Die mühsame Arbeit des Baumwollenspinnens, zu welcher ich in meinem 19. Jahre befördert wurde, war ausnehmend streng für einen hagern Jüngling von schwächlichem Körperbau, allein sie setzte mich in den Stand, durch meiner Hände Arbeit zur Sommerszeit unsern ganzen Unterhalt zu verdienen, während ich in Glasgow im Winter die Vorlesungen über Medizin und griechische Sprache, sowie die theologischen Vorlesungen des Dr. Wardlaw besuchte. Ich erhielt niemals von irgend jemandem einen Pfennig Unterstützung und würde mein Vorhaben, als Arzt und Missionar nach China zu gehen, im Verlauf der Zeit durch meine eignen Bemühungen und Mittel

ausgeführt haben, hätten mir nicht einige Freunde den Rat gegeben, mich an die Missionsgesellschaft in London anzuschließen, die das Evangelium Christi frei von konfessioneller Färbung zu den Heiden sendet. Dies entsprach ganz meinen Begriffen von dem, was eine Missionsgesellschaft sein muß. Allein ich bot mich nicht ohne einige Beklemmung dieser Gesellschaft an; denn für einen, der ganz selbständig seinen eignen Weg zu suchen gewöhnt war, mußte der Gedanke nicht sonderlich angenehm sein, gewissermaßen von andern abhängig zu werden. Nachdem ich meine Studienzeit durchlaufen, ward ich als Lizentiat der Fakultät der Medizin und Chirurgie zugelassen. Nun war ich zwar für mein ursprüngliches Vorhaben ganz vorbereitet, aber der Opiumkrieg wütete damals (zwischen England und China), und es erschien für mich ganz ungeeignet, mich jetzt nach China zu begeben. Nachdem ich in England meine theologische Ausbildung noch viel weiter ausgedehnt hatte, als mir in Glasgow möglich war, schiffte ich mich im Jahre 1840 nach Afrika ein und erreichte nach einer Seereise von drei Monaten die Kapstadt. Hier hielt ich mich nur kurze Zeit auf, fuhr dann — um mich ins Innere zu begeben — zur See nach der Algoabucht, wandte mich hier landeinwärts und habe die darauffolgenden 16 Jahre meines Lebens, nämlich von 1840—56, dort unter Arbeiten als Arzt und Missionar verbracht.

2. Bei den Bakuena.

Die allgemeinen Weisungen, welche ich von den Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft erhielt, veranlaßten mich, sobald ich Kuruman (westlich vom Transvaallande) erreichte, welches damals noch ihre am weitesten vom Kap landeinwärts gelegene Station war, meine Aufmerksamkeit nordwärts zu richten. Ich hielt mich daher nicht länger in Kuruman auf, als für die Rast meiner Zugochsen notwendig war, die von der langen Reise von der Algoabucht her ziemlich abgetrieben waren, sondern brach in Begleitung eines andern Missionars nach dem Bakuenalande auf. Die verschiednen Stämme der Betschuanen sind nach gewissen Tieren benannt; die Bezeichnung Bakuena

bedeutet „diejenigen vom Alligator", und jeder Stamm hat eine abergläubische Furcht vor dem Tiere, nach dem er benannt ist. Ich schloß mich an den Stamm an, welcher Bakuena heißt, und dessen Häuptling, ein gewisser Sitscheli, damals mit seinen Leuten in einem Orte Namens Tschonuane wohnte (westlich von Transvaal). Mich überraschte schon von Anbeginn die Verstandeshelle dieses Mannes und die auffallende Art und Weise, wie wir beide uns gegenseitig voneinander angezogen fühlten. Die Regierungsform ist patriarchalisch, und jeder Mann ist kraft der



Abb. 24. Wohnungen der Betschuanen.

Vaterschaft Häuptling über seine eignen Kinder. Sie bauen ihre kegelförmigen Hütten, deren jede mit einer Hecke umgeben ist, um die seinige herum, und je höher die Zahl seiner Kinder steigt, desto mehr wächst auch sein Ansehen. Daher gelten Kinder für eine der größten Segnungen und werden immer liebevoll behandelt. Beinahe im Mittelpunkte jedes Hüttenkreises befindet sich ein Ort, eine sogenannte Kotla, mit einer Feuerstelle; hier arbeiten, essen und sitzen sie beisammen und plaudern über die Tagesneuigkeiten; ein armer Mann schließt sich an die Kotla eines Reichen an und gilt für ein Kind des letztern. Ein Unterhäuptling hat eine Anzahl solcher Kreise um sich her, und die Ansammlung von Kotlas um die große, die sich im Mittelpunkt

des Ganzen befindet und die des bedeutendsten Häuptlings ist, bildet die Stadt.

Bei der ersten Gelegenheit, wo ich den Versuch machte, einen öffentlichen Gottesdienst zu halten, bemerkte mir Sitscheli, es sei unter seinem Volke üblich, wenn demselben irgend ein neuer Gegenstand vorgetragen würde, Fragen darüber zu stellen, und daher bat er mich um die Erlaubnis, mir in diesem Falle ebenfalls Fragen vorlegen zu dürfen. Als ich mich vollkommen bereit erklärte, ihm auf alle seine Fragen zu antworten, erkundigte er sich, ob meine Vorfahren schon etwas von einem künftigen Gerichte gewußt hätten. Ich bejahte diese Frage und begann ihm das Schauspiel „des großen weißen Thrones und den Anblick dessen zu schildern, der darauf sitzen soll, und vor dessen Antlitz Himmel und Erde vergehen werden." Er sagte: „Du erschreckst mich, diese Worte machen alle meine Gebeine erbeben; ich habe gar keine Kraft mehr in mir; aber meine Vorfahren lebten zu derselben Zeit wie die deinigen, wie kommt es, daß sie uns nicht früher Kunde von diesen entsetzlichen Dingen gebracht haben? Sie wanderten alle dahin in der Finsternis, ohne zu wissen, wohin sie gingen." Ich drückte ihm meinen festen Glauben aus, daß, wie Christus verheißen, die ganze Welt noch einmal durch das Evangelium werde erleuchtet werden. Er deutete nach der großen Wüste Kalahari und sagte: „Du kannst nie durch dieses Land hindurch zu den Stämmen kommen, welche jenseits desselben wohnen. Es ist dies, gewisse Jahreszeiten ausgenommen, wo eine ungewöhnliche Menge Regen fällt und Wassermelonen deshalb ganz besonders gut gedeihen, sogar für uns Schwarze unmöglich." Sobald Sitscheli eine Gelegenheit zum Lernen hatte, machte er sich mit solchem Fleiße ans Lesen, daß er, der wegen seiner Vorliebe zur Jagd zuvor verhältnismäßig hager gewesen war, nun aus Mangel an Leibesbewegung ganz dick wurde. Er war in jeder Hinsicht ein ganz ungewöhnlicher Mann unter seinem Volke; denn ich kam nie in die Stadt, ohne daß er mich bat, mir einige Kapitel aus der Bibel vorlesen zu dürfen. Jesaias war seine Lieblingslektüre. Als er mich eines Tages den dringenden Wunsch äußern hörte, daß seine Leute doch an das Wort Christi glauben möchten,

sagte er: „Wähnst du denn, daß diese Leute werden jemals dadurch glauben lernen, daß du mit ihnen bloß sprichst? Ich kann sie nur dadurch zu etwas bringen, daß ich sie durchprügle, und wenn es dir genehm ist, so will ich meine angesehensten Leute zusammenrufen, und wir wollen sie mit unsern Litupa (Peitschen aus Flußpferdhaut) sogleich gläubig machen.“ Während des Zeitraums von dritthalb Jahren fuhr er fort, gegen seine Leute seine volle Überzeugung von der Wahrheit des Christentums zu bekennen und handelte zu gleicher Zeit in allen Beziehungen des Lebens als ein rechtschaffner, aufrichtiger Mensch. Er sagte oft: „O, ich wollte, du wärest früher in dieses Land gekommen, ehe ich in die Netze unsrer Sitten verstrickt wurde.“ Er konnte sich in Wirklichkeit seiner überflüssigen Weiber nicht entledigen, ohne undankbar gegen seine Verwandten zu erscheinen, die in seinem Unglück (er war nur durch fremde Hilfe zur Herrschaft gelangt) so viel für ihn gethan hatten.

Als er endlich die Taufe begehrte, fragte ich ihn einfach, wie er, der doch die Bibel in seiner Hand habe und sie zu lesen imstande sei, glaube, daß er handeln müsse. Er ging nach Hause, gab jedem von seinen überflüssigen Weibern eine neue Kleidung und alle seine eignen Habseligkeiten, die sie für ihn in ihren Hütten zu verwahren pflegten, schickte sie damit zu ihren Eltern zurück und ließ diesen sagen, er habe den Weggeschickten keinerlei Vergehen vorzuwerfen, sondern entäußere sich ihrer nur, weil er den Willen Gottes zu befolgen wünsche.

Als wir uns zuerst unter den Bakuena niederließen, hatten wir ihnen ein kleines Land, so viel als zu einem Garten reicht, abgekauft. Tschonuane wurde zufällig während des ersten Jahres unsers Aufenthaltes von einer jener Dürren heimgesucht, welche von Zeit zu Zeit sogar in den allergünstigsten Bezirken von Afrika vorkommen. Der Glaube an die Gabe oder das Vermögen des Regenmachens ist einer der am tiefsten eingewurzelten Züge des Volksglaubens in diesem Lande. Der Häuptling Sitscheli war selbst ein berühmter Regendoktor und glaubte felsenfest daran. Ich wies ihm nach, das einzig ausführbare Mittel, die Gärten zu bewässern, bestehe darin, daß man irgend einen guten, nie versiegenden Fluß wähle, einen

Kanal grabe und die anliegenden Ländereien bewässere. Dieser Wink fand sogleich Anklang, und bald darauf befand sich der ganze Stamm auf dem Wege nach dem Kolobeng, einem etwa 10 englische Meilen entfernten Fluß. Der Versuch glückte auch im ersten Jahre vortrefflich. Die Bakuena richteten den Kanal und Damm her zum Entgelt für meine Bemühung, als ich ihnen bei Errichtung eines viereckigen Hauses für ihren Häuptling behilflich gewesen war. Sie erbauten sich auch unter meiner Oberaufsicht eine eigne Schule. Unser Haus am Flusse Kolobeng, welcher den Namen zu unsrer Niederlassung hergeben mußte, war das dritte, das ich mit meinen eignen Händen errichtet hatte. Ein eingeborner Schmied lehrte mich Eisen schweißen, und nachdem ich mich durch Erkundigungen aller Art, die ich an Moffat *) richtete, hierin sowie im Tischlerhandwerk und in der Gärtnerei vervollkommnet hatte, ward ich allmählich beinahe in allen Gewerben geschickt und betrieb sie neben dem Predigen und der Heilkunde. Und da meine Frau sich auf die Anfertigung von Kerzen, Seife und Kleidern verstand, so vermochten wir beinahe alles zu leisten, was man an unentbehrlichen Talenten und Fähigkeiten von einer Missionarsfamilie in Zentralafrika nur immer verlangen kann. In unserm zweiten Jahre fiel aber wiederum kein Regen. Im dritten Jahre folgte dieselbe außerordentliche Dürre. Der Kolobeng trocknete ganz aus; es kamen so viele Fische um, daß die Hyänen aus der ganzen Gegend sich zu diesem Labsale versammelten und doch nicht imstande waren, die faulenden Massen aufzuräumen. Das vierte Jahr war gleich ungünstig, da nicht einmal so viel Regen fiel, um das Getreide zur Reife zu bringen. Es war eine schwere Heimsuchung. Das Laub der einheimischen Bäume fiel sämtlich weich und verschrumpft, jedoch nicht tot ab, und die Blätter der Mimosen schlossen sich am Mittag grade so, wie sie nachts thun. Ich steckte die Kugel des Thermometers um Mittag 3 Zoll tief unter den Boden und fand das Quecksilber auf 132—134° F. (= 56° C.). Die Bakuena glaubten, ich habe Sitscheli mit irgend einem zauberhaften Banne gefeit und schickten mir abends

*) Missionar in Kuruman, Schwiegervater Livingstones.

häufig Abordnungen, welche mich dringend anflehten, ich möchte ihm erlauben, doch nur einige wenige Regenschauer zu machen. „Das Getreide wird hinsterben, wenn du es verweigerst, und wir werden zerstreut werden. Laß ihn nur dies eine Mal Regen machen, und wir alle, Männer, Weiber und Kinder, wollen in die Schule kommen und singen und beten, so lange du willst," baten sie. Einem Regenmacher sagte ich in einer Unterredung unter anderm: „Ich bin über den Wert des Regens ganz mit Euch einverstanden, allein Ihr könnt durch Arzneien keinen Zauber auf die Wolken ausüben. Ihr wartet, bis Ihr die Wolken kommen seht, dann wendet Ihr Eure Arzneien an und schreibt Euch das Verdienst zu, welches Gott allein gebührt." Er entgegnete: „Ich wende meine Arzneien an und Ihr bedient Euch der Eurigen; wir sind beide Doktoren, und Doktoren sind keine Betrüger. Ihr gebt einem Kranken Arznei; zuweilen beliebt es Gott, ihn mittels Eurer Arznei zu heilen; bisweilen aber — stirbt der Kranke auch. Wenn er geheilt wird, schreibt Ihr Euch das Verdienst dessen zu, was Gott thut. Ich thue dasselbe. Bisweilen verleiht uns Gott Regen, bisweilen aber auch nicht. Wenn er ihn uns giebt, so legen wir dem Zauber das Verdienst bei. Wenn Euch ein Kranker stirbt, so gebt Ihr darum das Vertrauen in Eure Arznei nicht auf; wir thun dasselbe, wenn der Regen ausbleibt. Wenn Ihr wollt, daß ich meine Arzneien aufgebe, warum behaltet Ihr die Eurigen noch bei?"

Das Betragen der Leute während der lange andauernden Trockenheit war ein auffallend gutes. Die Weiber entledigten sich der Mehrzahl ihrer Zieraten, um Getreide von begünstigtern Stämmen zu kaufen; die Kinder durchstreiften das Land nach allen Richtungen hin und suchten mancherlei Quellen und Wurzeln, und die Männer gingen auf die Jagd. Sehr bedeutende Mengen von großem Wild: Büffel, Zebras, Giraffen, Hartebeests, Gnus, Nashörner u. s. w. fanden sich an einigen Quellen in der Nähe von Kolobeng zusammen, und es ward daher in deren Nachbarschaft zu ihrer Erlegung eine große Fanggrube erbaut, welche hier zu Lande Hopo genannt wird. Der Hopo besteht aus zwei Verhauen oder Hecken in Gestalt des



Abb. 25. Fanggrube.

Buchstaben V, welche in der Nähe des Winkels sehr hoch und dicht sind. Anstatt daß aber beide Hecken im Winkel zusammenstoßen, sind sie so angelegt, daß sie eine schmale Gasse von etwa 50 Armlängen bilden, an deren Ende eine Grube von 6 bis 8 Fuß Tiefe und 12—15 Fuß Breite und Länge angebracht ist. Über die Ränder der Grube sind Baumstämme gelegt, besonders über den Rand zunächst der Stelle, wo die Tiere in das Loch hinunterspringen sollen, und auf der entgegengesetzten Seite, über welche sie, wie man voraussetzt, versuchen werden, zu entkommen, wenn sie hinuntergefallen sind. Das Wild wird unter Geschrei nach dem engen Teile des Hopo getrieben; die erschreckten Tiere rennen immer weiter bis zu der Öffnung, die sich am Ende der zusammenlaufenden Hecken befindet, und stürzen in die Grube, die sich bis zum Rande füllt (siehe Abbildung 25!) und einem lebenden Knäuel ähnlich zu sein scheint. Es ist ein greulicher Anblick: die Männer, vor Aufregung ganz wild, stoßen mit wahnwitzigem Vergnügen die lieblichen Tiere nieder; andere von diesen armen Geschöpfen, vom Gewicht ihrer toten und sterbenden Leidensgefährten zu Boden gedrückt, müssen ersticken, und oft gewahrt man, wie bei ihren letzten Versuchen, sich aufzuraffen, die ganze Masse auf- und niederwogt.

3. Nach dem Ngamisee.

Ich begann alle mögliche Auskunft über die Wüste (Kalahari) einzuziehen mit dem festen Vorsatz, falls es irgend thunlich wäre, durch dieselbe hindurch nach dem Ngamisee zu reisen. Es wurde mir klar, daß ich einen Erfolg nur dann erwarten könnte, wenn ich die Wüste umging, anstatt sie der Mitte nach zu durchschneiden. Die geeignetste Zeit zu einem derartigen Versuche wäre etwa um das Ende der Regenzeit, im März oder April, gewesen, wo wir wahrscheinlich Tümpel von Regenwasser angetroffen hätten, welche während des regenlosen Winters immer austrocknen. Ich war mit den von Sitscheli gestellten Führern darin übereingekommen, ihnen als Vergütung ihrer Dienste meinen Wagen zu borgen, um darin so viel Elfenbein mit nach Hause zu nehmen, als sie sich von dem Häuptling am See verschaffen könnten; als

der frühere Afrikareisende Oswell, mit Murray von Indien kommend, bei uns anlangte, übernahm er es, sämtliche Kosten für die Führer zu tragen. Ehe ich jedoch die Begebenheiten dieser Reise schildere, will ich eine kurze Beschreibung der großen Wüste Kalahari geben, damit der Leser sich einen Begriff von den Strapazen machen könne, welche wir zu bestehen hatten.

Die ganze Strecke von dem Oranje-Flusse im Süden unter 29° südl. Br. bis zum Ngamisee im Norden und ungefähr von 24° östl. L. bis in die Nähe der Westküste ist eine Wüste genannt worden, weil sie kein fließendes Wasser und nur sehr wenig Brunnen hat. Dieser Landstrich entbehrt aber keineswegs des Pflanzenwuchses und der Bewohner; denn er ist mit Gras und einer großen Menge Schlingpflanzen bedeckt und weist überdies auch weite Strecken von Gebüsch und sogar von Bäumen auf. Der Boden ist im allgemeinen hellgefärbter weicher Sand, beinahe reine Kieselerde. Die Betten der alten Flüsse enthalten viel Schwemmland. Die Menge Gras, welche in dieser merkwürdigen Wüste wächst, ist überraschend. Das Gras sproßt gewöhnlich in Büscheln mit kahlen Stellen dazwischen, oder die Zwischenräume werden von Schlingpflanzen eingenommen, deren Wurzeln tief unter dem Boden liegen. Die Zahl der Pflanzen mit Wurzelknollen ist sehr groß, und sie sind so eingerichtet, daß sie Nahrung und Feuchtigkeit zugeführt bekommen, selbst wenn während der anhaltenden monatelangen Trockenheit dies anderswo unmöglich wäre. Es giebt hier eine Pflanze, die für gewöhnlich keine Wurzelknollen hat, dieselben aber unter Umständen bildet, wo jenes Anhängsel notwendig ist, um für die Erhaltung ihres Lebens zu dienen. Die Pflanze, die ich hier im Auge habe, gehört zu der Familie der Kürbisse und trägt eine kleine scharlachrote Gurke. Eine andre Pflanzenart, Mokuri genannt, ist eine krautartige Schlingpflanze, welche unter der Erde eine Anzahl Wurzelknollen bildet, von denen manche die Größe eines Mannskopfes erreichen. Die Eingebornen schlagen den Boden ringsherum mit Steinen, bis sie durch die Verschiedenheit des Tones hören, wo die wasserspendende Knolle unter dem Boden liegt, graben dann etwa einen Fuß tief nach und finden sie. Die wunderbarste Pflanze der Wüste

ist aber die Kafferngurke oder Wassermelone, die „Kengwe“ oder „Keme“ der Eingebornen. In Jahren, wo der Regen in ungewöhnlicher Menge fällt, sind unabsehbare Strecken des Landes buchstäblich mit diesen Melonen bedeckt. Freilich kommt jetzt diese Ergiebigkeit kaum einmal in zehn bis elf Jahren vor. Dann erfreuen sich Tiere jeder Art und Benennung, Menschen nicht ausgenommen, an den reichen Vorräten. Der Elefant schwelgt in dem Genusse dieser Frucht, und seinem Beispiele folgen die verschiedenen Nashornarten; mit gleicher Begierde laben sich daran die verschiedenen Antilopenarten, und selbst Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuse scheinen sämtlich die allgemeine Wohlthat zu kennen und zu würdigen. Diese Melonen sind jedoch nicht alle eßbar; einige sind süß, andre so bitter, daß die ganze Familie dieser Kürbisse von den Boers die bittre Wassermelone genannt wird. Die Eingebornen unterscheiden sie dadurch voneinander, daß sie eine Melone um die andre mit einer Axt anhauen und die Zunge in den Spalt stecken. Die bittern sind giftig oder wenigstens schädlich; die süßen dagegen sind ganz gesund.

Die menschlichen Einwohner dieses Landstrichs bestehen aus Buschmännern und Bakalahari. Erstere sind wahrscheinlich die Ureinwohner der Südspitze des Erdteils, letztere die Überbleibsel von der ersten Auswanderung der Betschuanen. Die Buschmänner leben aus freier Wahl, die Bakalahari gezwungen in der Wüste. Die Buschmänner sind die einzigen wirklichen Nomaden in diesem Lande, bebauen niemals den Boden und halten auch keinerlei Haustiere, außer armseligen Hunden. Mit der Lebensweise des Wildes sind sie so genau vertraut, daß sie demselben auf seinen Wanderungen nachziehen und ihm von einem Ort zum andern nachstellen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Wild, außerdem sammeln die Weiber noch Wurzeln und Bohnen und Früchte der Wüste. Diejenigen von ihnen, welche die heißen, sandigen Ebenen der Wüste bewohnen, zeigen gewöhnlich jene hagern, ausgetrockneten Gestalten, welche große Anstrengungen und harte Entbehrungen ertragen können. Manche sind von kleiner Gestalt, obschon keine Zwerge. Diejenigen, welche man nach Europa gebracht hat, sind ihrer außer-

ordentlichen Häßlichkeit wegen dazu ausersehen worden. Daß sie viel Ähnlichkeit mit Pavianen haben, ist gewissermaßen wahr, gerade so, wie diese und andre Affen in manchen Stücken erschrecklich menschenartig aussehen.

So war die Wüste beschaffen, zu deren Durchreisung wir uns anschickten. Die Herren Oswell und Murray kamen Ende Mai, und wir alle brachen am 1. Juni 1849 nach der unbekannten Region auf. Wir zogen nordwärts und gelangten bald auf die große Straße zu den Bamangwatohügeln, welche zumeist im Bett eines ehemaligen Flusses oder Wadi hinführt, dessen Lauf früher die Richtung von Nord nach Süd gehabt haben mußte.

Der Boden besteht aus weichem, weißem Sande, der für die Ochsen sehr anstrengend ist, denn die Räder sinken bis an die Felgen ein und sind kaum vorwärts zu bringen. Zu Serotli fanden wir nur einige Löcher, denjenigen ähnlich, welche der Büffel und das Nashorn machen, wenn sie sich im Schlamme wälzen. In der Ecke eines solchen Loches entdeckten wir ein wenig Wasser, das unsre Hunde im Nu aufgeleckt haben würden, wenn wir sie nicht weggetrieben hätten. Und doch war dies, wie es schien, der ganze Vorrat für einige 80 Ochsen, 20 Pferde und etwa ebensoviel Menschen. Unser Führer aber, welcher seine Jugend in der Wüste verlebt hatte, erklärte, es sei hier Wasser genug vorhanden, obschon es nicht danach aussehe. Mit Fingern und Spaten wurden zwei dieser Löcher so weit ausgehöhlt, daß sie Gruben von etwa 6 Fuß Tiefe und ebensoviel Breite bildeten. Wir ließen das Wasser sich ansammeln und hatten genug, um am Abend die Pferde zu tränken. Da es aber für die Ochsen nicht ausreichte, so sandten wir diese nach Lobotani zurück, wo sie, nachdem sie 4 Tage (96 Stunden) lang gedürstet hatten, einen reichen Wasservorrat fanden. Wir konnten nur am Morgen und Abend reisen, da ein einziger Tag in der heißen Sonne und dem schweren Sande die Ochsen gänzlich erschöpft haben würde. Die äußersten Anstrengungen der Diener, Peitschenknall und Schläge brachten die armen Tiere doch nur 19 engl. Meilen weit an einem Tage (= etwa 5 deutsche Meilen).

In dieser Jahreszeit wird das Gras so dürr, daß es in der Hand zu Staub zerbröckelt; die armen ermatteten Zugtiere kauten und kauten, ohne nur ein frisches Hälmchen zu finden, und blökten kläglich, als sie das Wasser in unsern Gefäßen witterten. Wir waren alle fest entschlossen, unser Vorhaben durchzusetzen. Endlich, am Morgen des dritten Tages, kamen einige Männer, welche auf einem kleinen Fußpfade der Spur mehrerer wasserliebenden Tiere nachgegangen waren, mit der fröhlichen Kunde zurück, daß sie „Metse“, Wasser, gefunden hätten und wiesen zur Bestätigung ihrer Aussage auf den Schlamm an ihren Knieen. Es ist ein wahrhaft herzerquickender Anblick, die durstigen Ochsen in einen Tümpel köstlichen Regenwassers, wie wir solches fanden, hineinstürzen zu sehen. Sie gehen so weit ins Wasser, bis es ihnen beinahe an die Kehle reicht, dann stehen sie still und schlürfen gemächlich in langen, erquickenden Zügen, bis ihre eingefallenen Wammen sich wieder ausdehnen, als ob sie bersten wollten. Wir gönnten dem Vieh an diesem Orte Rast und setzten dann unsre Reise durch das trockne Bett des Flusses Mokoto abwärts fort. Der Mokoto muß ehemals viel Zuflüsse aufgenommen haben, denn er wird sehr breit und erweitert sich zu einem großen See, von welchem der jetzt von uns aufgesuchte Ngamisee nur einen sehr kleinen Teil bildete.

Zu Ntschokotsa stießen wir auf die erste von einer großen Menge Salzpfannen, welche mit salzsaurem Kalk ganz bedeckt war. Zu der Zeit, wo uns die Salzpfanne zu Gesicht kam, warf die untergehende Sonne grade einen bläulichen Duft über den weißen Bodenüberzug, so daß das Ganze einem See täuschend ähnlich sah. Oswell warf bei diesem Anblick seinen Hut in die Luft; ich kam etwas später und ward ebenso vollständig getäuscht wie er, und da wir zuvor übereingekommen waren, aufeinander zu warten und gemeinsam den ersten Blick auf den See zu thun, so ärgerte ich mich darüber, daß er, wenn auch absichtslos, den Anblick desselben zuerst gehabt hatte. Wir ließen uns nämlich nicht im mindesten träumen, daß der langersehnte See noch mehr als 300 englische Meilen von uns entfernt sei.

Die Luftspiegelung (Fata Morgana) über diesen Salzpfannen war merkwürdig, und man sieht, soviel ich weiß, diese Lufterscheinung nirgends so vollkommen, als über solchen ausgetrockneten Salzseen. Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, um das genaue Bild großer Wasseransammlungen zu erkennen. Die Wellen tanzten darauf hin, und die Schatten der Bäume spiegelten sich unter der Oberfläche lebhaft und in solch wunderbarer Weise ab, daß unser abgeschirrtes Vieh aufbrach und samt den Pferden, Hunden und sogar den Hottentotten den trügerischen Teichen entgegeneilte. Eine Herde Zebras sah in der Luftspiegelung Elefanten so täuschend ähnlich, daß Oswell ein Pferd sattelte, um sie zu jagen. Allein plötzlich war es, als wenn der Nebel zerriß, und sofort verschwand das Trugbild.

Am 4. Juli zogen wir zu Pferde voraus dem vermeintlichen See entgegen und glaubten ihn von Zeit zu Zeit wieder zu sehen; allein endlich gelangten wir an das Wasser und fanden, daß das der Zouga (Suga), ein nach Nordost strömender Fluß war. Ein Dorf der Bakarutse lag am jenseitigen Ufer. Zwei Bakuena und ich konnten neben einem Fischerwehr durchwaten. Die Leute im Dorfe teilten uns mit, daß dieser Fluß aus dem Ngami komme. Wie sie sagten, hatten wir noch einen Monat dahin zu reisen; allein wir brauchten ja nur dem Suga zu folgen und mußten auf diesem Wege an das große Wasser kommen. Nachdem wir am Ufer des schönen Flusses ungefähr 90 englische Meilen weit hinaufgezogen waren und fanden, daß wir noch eine bedeutende Strecke vom Ngami entfernt seien, ließen wir alle unsre Ochsen und Wagen bis auf denjenigen Oswells, welcher der kleinste war, und bis auf ein einziges Gespann in Ngabisane zurück in der Hoffnung, sie würden sich für die Heimreise stärken, während wir einen Ausflug nach dem See machten. In den Kanoes der Uferbewohner fuhren wir den schönbewaldeten Fluß hinauf. Zwölf Tage nach unsrer Abreise von Ngabisane erreichten wir das nordöstliche Ende des Sees Ngami; am 1. August 1849 zogen wir miteinander nach dem breiten Teile desselben hinunter, und zum erstenmal zeigte sich dieser prächtig anzusehende große Wasserspiegel europäischen Blicken. Der Ngamisee ist seicht, denn ich sah später einen

Eingebornen seinen Kahn über eine Strecke von 7—8 englischen Meilen am nordwestlichen Ende mit einer kurzen Ruderstange fortstoßen. Das Wasser des Sees ist vollkommen süß, solange er voll ist, bei niedrigem Wasserstande dagegen salzig.

Der Hauptzweck, weshalb ich nach dem See reiste, war ein Besuch bei Sebituane, dem großen Häuptling der Makololo, welcher noch ungefähr 200 englische Meilen jenseits des Sees wohnen sollte. Am Tage nach unsrer Ankunft am See wandte ich mich an den Häuptling Letschulatebe, um Führer zu Sebituane zu bekommen. Er erbot sich, mir so viel Elfenbein zu geben, als ich nur wollte, wenn ich nicht zu jenem Häuptling ginge. Als ich mich aber entschieden weigerte, sein Anerbieten anzunehmen, so willigte er sehr ungern ein, mir Führer zu geben. Am folgenden Tage jedoch, als Oswell und ich uns anschickten, zu Pferde weiter zu reisen, verweigerte er uns die Führer und schickte Leute zu den Bakoba mit der Weisung, uns den Übergang über den Fluß zu verwehren. Ich versuchte mit großer Mühe, an einer schmalen Stelle ein Floß herzustellen und arbeitete viele Stunden im Wasser; allein das dürre Holz war so wurmstichig, daß es nicht einmal eine einzelne Person tragen konnte. Ich hatte damals noch gar keine Ahnung von den vielen Alligatoren im Suga. Die Jahreszeit war schon weit vorgeschritten, und als Oswell mit seiner gewohnten Großmut sich sofort aus freien Stücken erbot, nach dem Kap hinunterzureisen und ein Boot heraufzubringen, so beschlossen wir, uns wieder auf den Heimweg nach dem Süden zu machen.

4. Von Kolobeng zum Sambesi.

Als auch ein zweiter Versuch, zu Sebituane zu gelangen, vereitelt war*), kehrten wir wieder nach Kolobeng zurück, wohin uns bald eine Anzahl Boten von diesem Häuptlinge selbst folgte. Sobald er nämlich von unsern Versuchen, zu ihm zu kommen,

*) Im April 1850 durch das Befallenwerden seiner drei Kinder und der Diener mit dem Fieber am Suga.

gehört hatte, sandte er drei Abteilungen seiner Leute mit 13 braunen Kühen an Letschulatebe, mit 13 weißen Kühen an Sekomi und mit 13 schwarzen Kühen an Sitscheli ab, mit der Bitte an jeden, sie möchten den weißen Männern behilflich sein, zu ihm zu gelangen. Sitscheli erlaubte leider allen Boten, noch vor meiner Rückkehr aus Kuruman abzureisen. Sekomi war jedoch ungewöhnlich gnädig und versorgte uns mit einem Führer; allein niemand kannte den Weg jenseit Ntschokotsas (an den Salzpfannen). Ein Buschmann, Namens Schobo, ließ sich bereit finden, uns als Führer durch das wüste Land (nördlich von den Salzpfannen bis zum Lande Sebituanes am Sambesi) zu dienen. Der einzige Pflanzenwuchs war niedriges Gestrüpp in tiefem Sande, kein Vogel und kein Insekt belebte die Landschaft. Es war ohne Ausnahme der ungastlichste Anblick, den ich jemals gehabt habe, und zu allem Unglück kam noch, daß unser Führer Schobo schon am zweiten Tage in der Irre herumlief. Die Ochsen waren furchtbar ermüdet und durstig, und am vierten Tage machte sich Schobo ganz aus dem Staube. Wir zogen in der Richtung weiter, in welcher wir ihn zuletzt gesehen hatten, und ungefähr um 11 Uhr sahen wir die ersten Vögel und entdeckten dann die Fährte eines Nashorns. Bei diesem Anblick spannten wir die Ochsen aus, welche, wie es schien, das Zeichen verstanden und sogleich davonliefen, um das Wasser in dem Flusse Mababe (der von Norden in den Suga fällt) aufzusuchen, welcher von uns nach Westen hin lag. Der Wasservorrat war durch einen unsrer Diener vergeudet worden, und am Nachmittag blieb uns nur noch ein kleiner Teil für die Kinder. Dies brachte uns eine bitter ängstliche Nacht, und je weniger wir am (fünften) Morgen Wasser hatten, desto durstiger wurden die Kinder. Der Gedanke, daß sie vor unsern Augen verschmachten könnten, war entsetzlich. Es wäre mir fast ein Trost gewesen, wenn mir jemand den Vorwurf gemacht hätte, daß ich die alleinige Ursache dieser Wendung sei; allein die Mutter der Kleinen äußerte auch nicht ein Wort des Tadels, obschon ihre thränenvollen Augen genugsam den Schmerz in ihrem Innern bekundeten. Am Nachmittage des fünften Tages endlich kehrten zu unserm unaussprechlichen Trost einige von unsern

Leuten mit einem Vorrate von Wasser zurück, dessen wirklichen Wert wir nie zuvor gefühlt hatten.

Das Vieh war auf dem Wege zum Wasser des Mababe wahrscheinlich durch ein kleines Gehölz von Bäumen gekommen, wo es Tsetse-Fliegen gab, ein Insekt, welches binnen kurzem für uns eine wahre Pest werden sollte. Dieses Insekt ist nicht viel größer als die gewöhnliche Stubenfliege und hat beinahe dieselbe braune Farbe wie die gemeine Honigbiene. Die Tsetse ist außerordentlich behend. Der Reisende, welcher für sein Fortkommen auf Haustiere angewiesen ist, kann ihr Gesumme nie vergessen, wenn er es ein einziges Mal gehört hat; denn es ist wohlbekannt, daß der Stich dieser giftigen Fliege den Ochsen, Pferden und Hunden sichern Tod bringt. Wir verloren auf dieser Reise 43 Ochsen durch ihren Stich, obschon wir nicht bemerkt hatten, daß eine größere Anzahl Fliegen auf einmal sich auf unser Vieh gesetzt hatte. Eine besonders merkwürdige Erscheinung bei dem Biß der Tsetse ist dessen vollkommene Unschädlichkeit beim Menschen und bei wilden Tieren, ja sogar bei Kälbern, solange sie noch an den Kühen saugen. Ihr Bezirk war ganz scharf abgegrenzt; denn auf dem südlichen Ufer des Tschobe waren sie in Menge, und auf dem nördlichen Ufer, wo unser Vieh untergebracht war, nur etwa 50 Schritt entfernt, sah man nicht eine einzige Fliege.

Die Makololo, welche wir am Tschobe (rechter Zufluß des Sambesi) trafen, waren sehr erfreut, uns zu sehen. Ihr Häuptling Sebituane war nach Seschekе (am Sambesi) herabgekommen, sobald er die Ankunft von Weißen, die ihn besuchen wollten, vernommen hatte, und war uns noch 100 englische Meilen weiter entgegengereist, um uns in seinem Lande zu bewillkommnen. Er beteuerte uns seine Freude und setzte hinzu: „Euer Vieh ist sämtlich von der Tsetse gebissen worden und wird gewiß sterben, doch gleichviel! Ich habe Ochsen und will Euch geben, so viel Ihr bedürft.“ Er beschenkte uns sodann mit einem Ochsen und einem Krug Honig zu unsrer Nahrung und übergab uns der Fürsorge von Mahale, welcher die Gesandtschaft nach Kolobeng angeführt hatte. Sebituane war ungefähr 45 Jahre alt, hoch von Wuchs, von straffer Gestalt; seine Haut

war olivengelb oder hellbraun wie Milchkaffee, sein Kopf etwas kahl; in seinem Gebaren kaltblütig und gesetzt, war er in seinen Antworten offenherziger, als irgend ein andrer Häuptling, den ich jemals getroffen habe. Er war der größte Krieger und führte seine Leute stets persönlich ins Gefecht; er hatte alle schwarzen Stämme auf einem ungeheuren Landstrich bezwungen; er wußte alles, was in seinem ganzen Lande vorging; denn er verstand sich auf die Kunst, die Zuneigung seines eignen Volkes sowohl als die der Fremden durch Leutseligkeit und Freigebigkeit zu erwerben.

Der Beweis von Vertrauen, welchen wir ihm dadurch gegeben hatten, daß wir unsre Kinder mitbrachten, erfreute ihn sehr, und er versprach, uns mitzunehmen und uns sein Land zu zeigen, daß wir uns selber einen Ort für unsre künftige Niederlassung wählen könnten. Der arme Sebituane hatte aber kaum seinen so lange gehegten Wunsch in Erfüllung gehen sehen, als er an einer Lungenentzündung erkrankte. An dem Sonntag-Nachmittag, wo er starb, besuchte ich ihn nach vollbrachtem Gottesdienst mit meinem kleinen Robert. „Komm näher," sagte Sebituane, „und sieh, ob ich noch ein Mann bin; es ist um mich geschehen." Wir erfuhren seinen Tod erst am andern Tage. Das Begräbnis eines Betschuanenhäuptlings findet in seiner Viehhürde statt, und sein sämtliches Vieh wird eine oder zwei Stunden lang um das Grab herum und über dasselbe hinweggetrieben, so daß es ganz unkenntlich gemacht und vertilgt wird.

Mit Sebituane's Tod ging die Häuptlingsstelle auf eine Tochter Namens Ma-motschisane über. Sie gab uns unbeschränkte Erlaubnis, jeden beliebigen Teil des Landes zu besuchen. Oswell und ich setzten also die Reise 130 englische Meilen nach NO. bis nach Seschеke fort, und Ende Juni 1851 sahen wir uns durch die Entdeckung des Sambesi in der Mitte des Erdteils belohnt. Dies war eine Thatsache von großer Wichtigkeit; denn daß dieser Fluß sich hier finde, war bis jetzt ganz unbekannt. Wir sahen ihn zu Ende der trocknen Jahreszeit, und doch fanden wir einen tiefgehenden, 3—600 Ellen breiten Strom. Zur Zeit seiner jährlichen Überschwemmung steigt er volle 20′

in senkrechter Höhe und überflutet das umliegende Land 15—20 englische Meilen weit.

Das Land, welches wir vom Tschobe aus durchreist hatten, war vollkommen flach, diejenigen Stellen ausgenommen, an welchen große Ameisenhaufen oder die Überreste von solchen standen, welche immer noch Erdhaufen von einigen Fuß Höhe bildeten. Diese sind mit wilden Datteln und Palmyrabäumen bedeckt; an einigen Punkten finden sich auch Mimosen- und Mopanewälder. Die Gegend zwischen dem Tschobe und Sambesi wird von Zeit zu Zeit unter Wasser gesetzt, und man trifft häufig große Strecken Sumpf in der Nähe des Tschobe oder an seinen Ufern. Die Makololo bewohnen diese Sumpfgegend, da ihnen das tiefe Schilf Schutz vor ihren Feinden gewährt. Die gesünderen Bezirke boten keinen derartigen Schutz; ihre sichern Wohnorte waren aber so nachteilig für Leben und Gesundheit, daß die ursprünglichen Eingebornen des Landes fast ganz und gar vom Fieber aufgerieben worden waren. Dieser Gefahr mochte ich jedoch meine Familie nicht aussetzen. Ich faßte den Entschluß, meine Familie nicht den Gefahren dieses ungesunden Landstrichs preiszugeben, sondern sie nach England zu senden und allein hierher zurückzukehren in der Absicht, das Land zu durchforschen, einen gesunden Bezirk aufzusuchen, aus dem sich ein Mittelpunkt der Bildung machen ließe, und das Innere mittels eines Weges zu erschließen, der entweder an der Ost- oder Westküste mündete.

Dieser Plan führte mich im April 1852 nach dem Kap zurück, und zum erstenmal nach 11 Jahren genoß ich wieder den Anblick gesitteter Zustände.

5. Reise quer durch Afrika 1852—56.

a) Nach Westen bis Loanda.

Nachdem ich meine Familie nach England abgeschickt hatte, trat ich zu Anfang Juni 1852 meine letzte Reise von der Kapstadt aus an. Diese Reise erstreckte sich vom südlichsten Ende des afrikanischen Erdteils bis nach St. Paul de Loanda, der



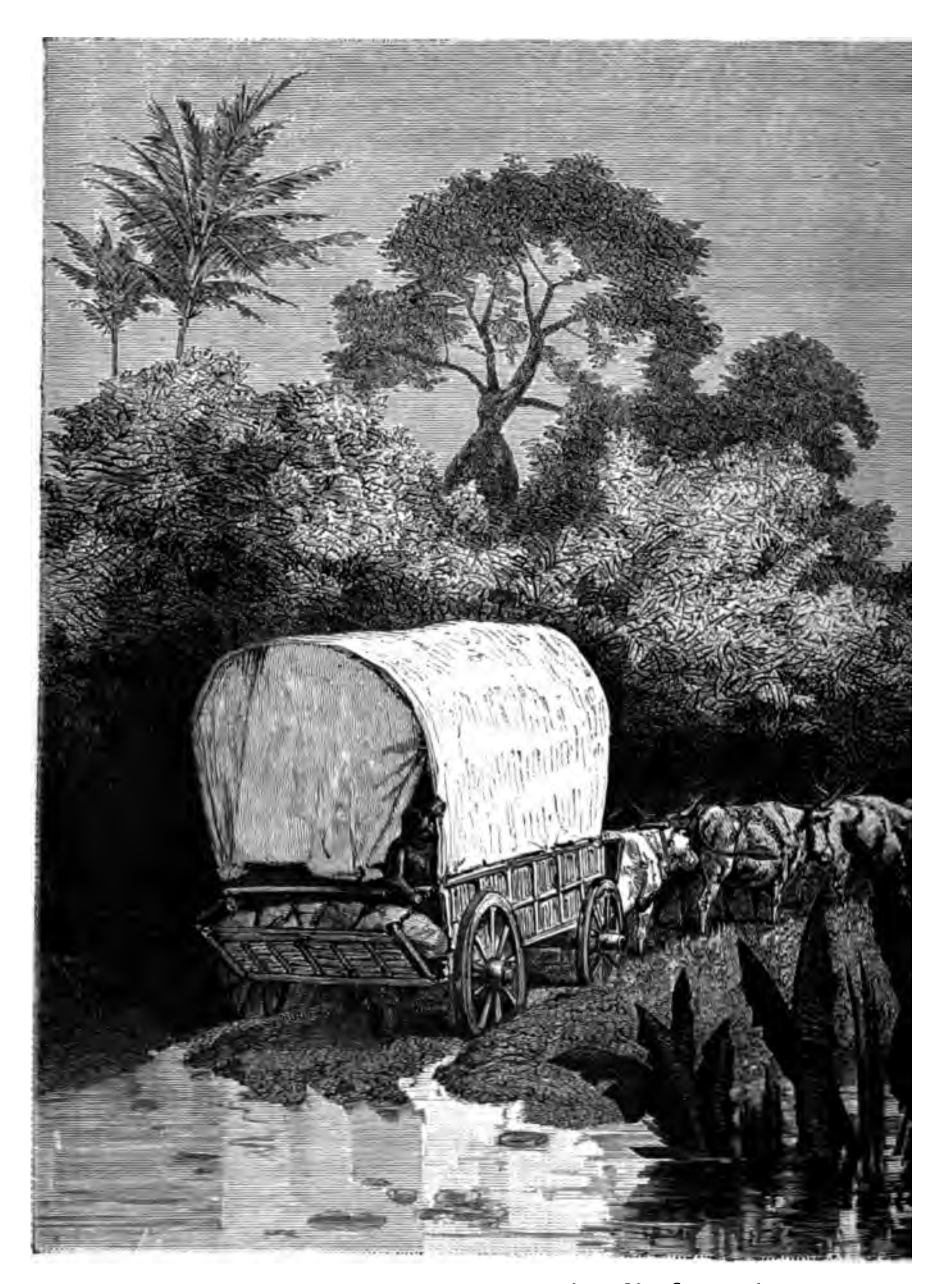


Abb. 26. **Fahrt mit dem Ochsenw**



ılde füdlich vom Sambefi.

Hauptstadt von Angola an der Westküste, und von hier durch das ganze südliche Zentralafrika in schiefer Richtung nach Kilimane in Ostafrika.

Ich bediente mich anfangs des landesüblichen Verkehrsmittels, des außerordentlich schwerfälligen, von zehn Ochsen gezogenen Wagens. Meine Begleiter waren zwei christliche Betschuanen — die besten Diener, welche ich je gehabt habe —, zwei männliche Bakuena und zwei junge Mädchen, welche als Wärterinnen mit unsren Kindern nach der Kapstadt gekommen waren und nun wieder in ihre Heimat nach Kolobeng zurückkehrten.

Während meines Aufenthaltes in Kuruman war Moffat, welcher seit ungefähr 40 Jahren als Missionar in Afrika gelebt hat, emsig damit beschäftigt, in der Druckerei seiner Station die Bibel in der Sprache der Betschuanen drucken zu lassen. Dies ist ein Werk der angestrengtesten Arbeit gewesen. Man kann sich danach eine Vorstellung von dem Wortreichtum dieser Sprache bilden, daß selbst er — der wenigstens 30 Jahre lang seine Aufmerksamkeit ganz dem Studium derselben zugewendet hat — in jeder Woche neue Worte entdeckt. Da ich durch das Zerbrechen eines Wagenrades ungefähr 14 Tage lang in Kuruman aufgehalten worden war, so ward ich durch besondere Fügung der Vorsehung verhindert, bei dem Angriff der Boers auf die Bakuena anwesend zu sein, wovon uns die erste Nachricht durch Masebele, die Frau Sitscheli's, überbracht wurde. Sie brachte Moffat einen Brief, der für sich selbst reden soll; beinahe wörtlich übersetzt, lautet er folgendermaßen:

„Freund der Liebe meines Herzens und des ganzen Vertrauens meines Herzens! Ich bin Sitscheli, ich bin zu Grunde gerichtet durch die Boers, obschon ich ihnen nichts zu Leide gethan habe. So verlangten sie, ich sollte in ihrem Reiche leben, und ich lehnte es ab; sie verlangten, ich sollte die Engländer und Griquas am Durchzuge (nach Norden) hindern. Ich entgegnete: Diese sind meine Freunde, und ich kann sie nicht hindern. Sie kamen am Sonnabend, und ich ersuchte sie, am Sonntag nicht zu kämpfen, und sie willfahrten. Sie begannen am Montagmorgen um die Dämmerung und schossen mit all

ihrer Macht und verbrannten die Stadt und zerstreuten uns. Sie erschlugen 60 von meinem Volk und nahmen Weiber und Kinder und Männer gefangen. Sie raubten alles Vieh und alles Besitztum der Bakuena, und Livingstone's Haus plünderten sie und nahmen alle Habe mit."

Wir verließen Kuruman am 20. November 1852 und setzten unsre Reise fort. Wir zogen an dem östlichen Rande der Kalahari-Wüste hin und vermieden jede Begegnung mit den Boers. Ein ungewöhnlich starker Regenfall im Jahre 1852 bildete den Schluß eines Kreises von 11—12 Jahren, in welchem diese Erscheinung dreimal stattgefunden haben soll. Die Folge war eine außerordentlich reiche Melonenernte. Am 23. Mai 1853 kamen wir in Linjati an. Linjati ist die Hauptstadt der Makololo.

Die ganze Bevölkerung der Stadt, welche 6—7000 Seelen betrug, kam insgesamt heraus, um unsre Wagen in Augenschein zu nehmen. Sekeletu, der jetzt zur Macht gelangt war (an seiner Schwester Statt), empfing uns als König und setzte uns eine große Anzahl Krüge Bier vor. Sie wurden von Weibern herbeigebracht, von denen jede einen derben Zug that, ehe sie den Krug hinsetzte, um zu prüfen, ob es vergiftet sei. Sekeletu (Sebituane's Sohn) war ein junger Mann von 18 Jahren, von dunkelgelber Farbe wie Kaffee und Milch; er ist ungefähr 7′ hoch und nicht so gut von Aussehen, noch ebenso geschickt als sein Vater war, aber den Engländern gleich freundlich gesinnt. Bald nach unsrer Ankunft in Linjati nahm mich Sekeletu beiseite und drang in mich, zu sagen, was ich gern hätte und von ihm zu erhalten hoffte. Ich erklärte ihm, meine Absicht gehe dahin, ihn und sein Volk zu Christen zu machen. Er aber antwortete, er wünsche nicht die Bibel lesen zu lernen; denn er fürchte, „es möchte sein Herz ändern und ihn dahin bringen, wie Sitscheli mit einer Frau zufrieden zu sein."

Die Familien der Makololo (nördlichster Betschuanenstamm) sind über das ganze Land zerstreut; ein, zwei Familien in jedem Dorfe sind die Herren des Landes. Sie haben sich viele andre Stämme dienstbar gemacht (so die Barotse), die man mit dem allgemeinen Namen Makalaka benennt; sie müssen zwangsweise

allerhand Dienste thun und bei der Bearbeitung des Bodens helfen. Doch hat jeder einzelne ein eignes Stück Land und ist im übrigen unabhängig. Man kann diese Art der Dienstbarkeit Sklaverei nennen, denn sie sind mit Waffengewalt unterworfen worden; aber es ist eine sehr milde Sklaverei. Die Makololo-Frauen arbeiten nur wenig, sind freigebig mit Milch und andern Nahrungsmitteln, nur wollen sie schöne Hütten und Höfe haben. Sie trinken viel Hirsebier, welches sehr nahrhaft ist und jene Plumpheit der Formen gewährt, die man für schön hält. Ihr wolliges Haar schneiden sie ganz kurz ab und lieben es, immer fettig auszusehen. Ihre Kleidung ist ein Schurz, der bis an die Kniee reicht, gewöhnlich aus Ochsenhaut, die man so weich wie Tuch gearbeitet hat. Ein Fell als Mantel werfen sie über die Schultern, wenn sie unbeschäftigt sind. Ihr liebster Schmuck sind große Messingringe von Fingerdicke, die sie an den Knöcheln befestigen, und messingne und elfenbeinerne Armbänder, oft einen Zoll breit. Um den Hals trägt man Perlenschnüre (von hellgrünen oder roten Perlen).

Die Makololo haben zwei Rindviehrassen; die eine heißt Batoka, weil sie dem Batokastamme geraubt ist; sie ist klein, aber sehr schön und unsern Ziegen mit kurzen Hörnern sehr ähnlich. Sie sind sehr zahm und spielen gern. Das Fleisch dieser Rasse ist besser, als das der größern, der Barotse-Ochsen, welche aus dem fruchtbaren Barotsethal stammen. Sie sind oft 6′ hoch und haben große Hörner. Die Makololo haben die Gewohnheit, von den Hörnern dieser Ochsen an der einen Seite ein Stück abzufeilen, solange sie noch wachsen, damit sie sich in der gewünschten Richtung krümmen und allerhand phantastische Formen annehmen. Sie lieben ihr Vieh und verwenden viel Zeit darauf, es zu putzen und zu schmücken. Einige sind über und über in Linien wie die Streifen des Zebra mit einem heißen Messer gezeichnet, damit das Haar sich dauernd umfärbe. Sie machen aus den Ochsenhäuten Mäntel und Schilde. Am 2. Juni erkannten die Makololo, daß ich das Fieber hatte, mit dem ich seitdem recht genau bekannt geworden bin. Ich hoffte immer, sie hätten ein wirksameres Mittel, als unsre eigne Medizin aufweist; aber nachdem mich ihre Schwitzbäder fast

umgebracht hatten und ich beinahe geräuchert war, kam ich zu der Einsicht, daß ich mich selbst schneller kurieren könnte. Die Makololo hatten für mich einen Garten angelegt und Mais gepflanzt. Derselbe wurde jetzt von den Frauen in großen hölzernen Mörsern zu feinem Mehl zerstoßen. Sekeletu fügte diesem Mehle noch 10—12 Krüge Honig zu, von denen jeder etwa 2 Galonen (= etwa 8 Liter) faßte. Auch bekamen wir reichlichen Vorrat an Erdnüssen, und jede Woche wurde ein oder zwei Ochsen für uns geschlachtet. Sekeletu bestimmte auch zwei Kühe, die jeden Morgen und Abend für uns gemolken werden mußten. Gewöhnlich findet man sich für diese Gastfreundschaft mit einem Geschenke ab, aber niemals wird ein Geschenk verlangt. Die Makololo bebauen eine ausgedehnte Landstrecke in der Nähe ihrer Dörfer mit Holcus sorghum oder Durra (Negerkorn), Mais, zwei Arten Bohnen, Erdnüssen, Kürbissen, Wassermelonen und Gurken. Die Makololo im Barotsethal bauen außerdem noch Zuckerrohr, Bataten und Maniok. Das im ganzen Lande verbreitete Ackergerät ist die Hacke.

Ich schlug den Makololo vor, lesen zu lernen. Motibe, Sekeletu's Schwiegervater, und einige andre beschlossen, sich an das geheimnisvolle Buch zu wagen. Nachdem Motibe das Alphabet überwunden hatte, machten Sekeletu und seine jungen Genossen auch den Versuch.

Nach einem monatlichen Aufenthalt in Linjati brachen wir wieder auf, um flußaufwärts nach Sescheke zu gelangen. Wir erreichten den Sambesi oder Liambe. Nachdem wir in hinreichender Menge Ruderer bekommen hatten, begannen wir stromaufwärts zu fahren. Man ließ mir die Wahl, und ich wählte das beste, wenn auch nicht größte Fahrzeug. Es war 34′ lang und 20″ breit. Ich hatte 6 Ruderer, auf Sekeletu's größerem Kahne waren deren 10. Unsre Flotte bestand aus 33 Kähnen und ungefähr 160 Mann. Es sah schön aus, wie sie so schnell und im schönsten Takte dahinfuhren. Wir fuhren schnell stromaufwärts, und es machte mir großes Vergnügen, Land zu betrachten, das noch kein Europäer gesehen hatte. Der Fluß ist wirklich majestätisch, oft mehr als eine englische Meile breit und mit Inseln von 3—5 Meilen Länge geziert. Inseln

und Ufer sind mit Wald bedeckt. Aus mäßiger Ferne sehen die Inseln wie große, runde Massen Wald aus, die im Schoße des herrlichen Stromes ruhen. Die Schönheit mancher Insel wird noch bedeutend erhöht durch die Dattelpalme mit ihren gefälligen Zweigen und frischer hellgrüner Farbe am Fuße des Gemäldes und die turmhoch emporragende Palmyrapalme, die ihr federleichtes Laubwerk zum wolkenlosen Himmel erhebt. Das Land am Flusse ist felsig und wellenförmig, reich an Elefanten und andrem großen Wild. Der Boden ist rötlich gefärbt und sehr fruchtbar. Die Fälle bei Gonye sind ein bedeutendes Hindernis für die Schifffahrt. Hier mußten wir die Kähne aus dem Wasser nehmen und mehr als eine Meile weit zu Lande forttragen. Der Fall hat eine Höhe von ungefähr 30′. Unter 16° 16′ südlicher Breite schienen die mit hohen Bäumen bedeckten Ufer zurückzuweichen, und die Tsetse verschwand. Von dem flachen Rohrbecken aus, durch welches der Fluß jetzt ging, sah es aus, als ob die Ufer sich zu waldigen, 2—300′ hohen Ketten verlängerten, die sich nach NNO. und NNW. erstreckten und am Ende 20—30 Meilen weit voneinander entfernt zu sein schienen. Der Raum dazwischen, ungefähr 100 Meilen lang, welchen der Sambesi fast in der Mitte durchfließt, ist das eigentliche Barotsethal. Es hat große Ähnlichkeit mit dem Nilthal und wird jährlich überschwemmt. Die Dörfer der Barotse liegen auf Hügeln. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, nie fehlt es an Korn, und wenn man die Überschwemmungen gut benutzt, so kann man zweimal im Jahre ernten. Das große Thal wird nicht zum zehnten Teile ausgebeutet. Es ist mit schlechtem, saftreichem Grase bedeckt, welches großen Rinderherden reiche Weide gewährt; sie gedeihen vortrefflich und geben reichlich Milch.

Bei Katongo beginnt das Land, welches nie überschwemmt wird. Die Bewohner haben hier schöne Gärten und erbauen in großer Menge Mais, Hirse und Kafferkorn mit großen Körnern und wundervoll weiß. Auch bauen sie Yamswurzel, Zuckerrohr, ägyptische Aaronswurzel, süße Kartoffeln, zwei Arten Maniok, Kürbisse, Melonen, Bohnen, Erdnüsse. Von diesem Bergrücken aus war der Rückblick sehr schön. Wir sahen den großen Strom an verschiedenen Stellen durchschimmern und

prächtige Herden auf dem saftigen grünen Grase weiden unter zahlreichen, über die ganze Landschaft zerstreuten Viehstationen und Dörfern. Ich hatte geglaubt, die sanft ansteigende Höhe Katongo sei ein gesunder Ort; doch erfuhr ich, daß kein Teil dieses Landes von Fieber frei sei. Ich beschloß daher, bis an die äußerste Grenze des Barotselandes zu gehen, ehe ich weitere Reisepläne machte. Katongo war der beste Ort, den wir gesehen; aber um alles zu prüfen, ließ ich Sekeletu zurück und reiste stromaufwärts. Er versah mich mit Männern außer meinen Ruderern und mit einem Herold, damit ich mit der gehörigen Würde in seine Dörfer eintreten könnte. Dies sollte dadurch geschehen, daß der Herold mit lauter Stimme rief: „Hier kommt der Herr, der große Löwe!" Ich drang bis 14° 11′ 3″ südlicher Breite vor. Hier nimmt der Liambe den Namen Kabompo an und scheint von Osten herzukommen. Es ist ein schöner großer Strom, ungefähr 300 Ellen breit. Der Liba (der hier in den Sambesi mündet) ist 250 Ellen breit.

Ich hielt es für wahrscheinlich, daß, wenn wir den Liba hinaufreisten, wir nur noch 120 englische Meilen vom Coanza (Kwansa) entfernt sein würden und ihm ohne Schwierigkeit bis nach Loanda an die Küste folgen könnten. Wir kehrten indessen nach Linjati zurück.

Im September 1853 hatten mir die Mambari (Neger aus Benguela, die bei den Makololo Sklaven kauften) gesagt, daß viele Engländer in Loanda lebten, daher bereitete ich mich auf die Reise dahin vor. Die Aussicht, Landsleute zu treffen, überwog weit alle Mühseligkeiten einer längeren Reise. 27 Mann wurden ausgewählt, mich nach dem „Wasser" (dem Atlantischen Ozean) zu begleiten. Die Leute wurden nicht um Geld gedungen; sie wurden ausgesandt, mir behilflich zu sein, meinen Plan auszuführen; denn der Häuptling und der größte Teil des Volkes sehnten sich danach, mit den weißen Männern an der Westküste ungehinderten und gewinnreichen Handel zu treiben. Das Fieber hatte mich schwach gemacht, und der Schwindel faßte mich, wenn ich plötzlich nach dem Himmel schaute. Die Aussicht, aus dieser Welt scheiden zu müssen, stand mir wie eine klare Thatsache vor Augen, und es schien mir ein ernstes Ding,

Weib und Kind zu verlassen, alle Verbindungen mit der Erde abzubrechen und in einen unbekannten Zustand überzugehen. Ich dachte viel über diese Wanderung nach, die uns in die Ewigkeit führt, und hoffte, daß Jesus nur ein Wort des Friedens spräche, das in der Brust eine ewige Ruhe hervorriefe. Da ich aber immer der Ansicht war, daß, wenn wir Gott dienen, dies auf männliche Weise geschehen müsse, so schrieb ich an meinen Bruder und empfahl ihm mein Töchterchen, da ich fest entschlossen war, meinen Plan, diesen Teil Afrikas zu erschließen, entweder auszuführen oder umzukommen.

Wir verließen Linjati (11. November 1853) und schifften uns auf dem Tschobe ein. Wir brauchten 42½ Stunden, um von Linjati bis an den Zusammenfluß (des Tschobe und Sambesi) zu kommen. Am 19. November erreichten wir wieder die Stadt Sescheke. Wir kamen nur langsam vorwärts; dies kam namentlich daher, weil wir an den verschiedenen Dörfern uns aufhalten mußten, um Nahrungsmittel aufzunehmen. Die Flußufer zeigten sich jetzt vorteilhafter als früher. Viele Bäume trugen schönes grünes Laub, obwohl es nicht geregnet hatte. Ihr helles Grün stach prächtig von dem dunkeln Motzela ab, welcher jetzt rote Pflaumen in der Größe von Kirschen trug. In der Mitte würden wir tieferes Wasser gehabt haben, aber die Leute hielten sich aus Furcht vor den Flußpferden immer ans Ufer. Wenn wir unter den überhangenden Bäumen am Ufer hinfuhren, sahen wir oft Turteltauben, welche neben dem tosenden Strome ruhig auf ihren Nestern saßen. Ein Ibis hatte sein Nest auf einem Baumstumpf angelegt. Der Lärmruf Tink-Tink-Tink eines Vogels (zu den Regenpfeifern gehörig) klingt so metallisch, daß derselbe von den Eingeborenen der Eisenhämmerer genannt wird. Singvögel, Frankoline, Perlhühner sind in Menge an den Ufern. Zahllose Iguanas (Kammeidechsen) sonnen sich auf den überhängenden Bäumen und springen ins Wasser, sobald wir nahe kommen. Sie sind ein geschätzter Leckerbissen. Diese Eidechsen und große Alligatoren, welche mit schwerem Fall vom Ufer ins Wasser stürzten, wenn wir plötzlich um eine Uferbiegung kamen, trafen wir alle Stunden, so lange unsere Flußfahrt dauerte. Die Bewohner der Dörfer behandelten uns sehr freigebig und brachten

außer Ochsen auch Butter, Milch und andre Lebensmittel, mehr als wir in unsern Kähnen unterbringen konnten. Sie brachten uns die Geschenke immer mit viel Artigkeit. War es ein Ochse, so sagten sie: „Hier hast du ein Stückchen Brot."

Als wir die bewohnteren Gegenden hinter uns hatten, fanden wir das Land reich an Tieren aller Art: am Flusse selbst entdeckten wir mehr als 30 Arten Vögel. Der heilige Ibis kommt zu Hunderten, wenn das Wasser steigt, mit dem Sambesi herunter, ferner große weiße Pelikane in Herden von 300 Stück auf einmal, ferner unzählige Regenpfeifer, Schnepfen, Reiher, Scherenschnäbel, Löffelgänse, Flamingos, Kraniche, große schwarze Gänse, Enten. Wir kamen am 27. December 1853, einem Sonntag, an den Zusammenfluß des Liba und Sambesi. Es hatte vor unsrer Ankunft geregnet, und die Wälder erglänzten im frischesten Grün. Blumen von großer Schönheit und den sonderbarsten Formen wachsen überall. Wir werden den Fluß jetzt verlassen, denn wir müssen unsern Weg nach Nordwesten einschlagen, da wir Loanda in Angola erreichen wollen. Jetzt begannen wir unsre Fahrt den Liba aufwärts.

Sein Wasser ist schwarz im Verhältnis zu dem des Hauptstromes. Er fließt ruhig und nimmt zu beiden Seiten eine Menge kleiner Flüßchen auf. Er schlängelt sich langsam durch die reizendsten Wiesen. Die Bäume sind jetzt mit dem frischesten Grün bedeckt und scheinen in den anmutigsten Gruppen angelegt zu sein. Es finden sich manche schöne Blumen hier und Bienen, die ihren Honig saugen. Am 28. Dezember 1853 schliefen wir an einer Stelle, wo eben erst zwei Bruten Alligatoren ausgekrochen waren. Wir zündeten in einem der verlassenen Nester, die über und über mit zerbrochnen Schalen bedeckt waren, unser Feuer an. Am Suga sahen wir früher 60 Eier, die aus einem einzigen Neste genommen waren. Sie haben ungefähr die Größe der Gänseeier, nur haben sie an beiden Enden gleiche Durchmesser, und die weiße Schale ist zum Teil elastisch. Die Barotse essen diese Eier und sind so ihre eignen Ichneumons.

Am 16. Januar 1854 nach einem kurzen Marsche (östlich vom Liba) kamen wir in ein ganz liebliches Thal, etwa 5½ Meilen breit; ein Flüßchen schlängelt sich mitten durch dieses

schöne grüne Thal, und an einem Bache, der im Westen hier in ihn mündet, steht die Stadt Kabompo oder Schinte, die Residenz des Balondakönigs Schinte. Wir fanden die Stadt voller Bananen und andrer dicht belaubter tropischer Gewächse. Die Straßen sind gerade. Hier sahen wir zum erstenmal Hütten der Eingebornen mit viereckigen Mauern und runden Dächern. Die Einfriedigungen der Höfe, welche die Hütten umgeben, sind ganz gerade und aus aufrechtstehenden, einige Zoll voneinander entfernten Pfählen gemacht, zwischen denen Gras und Buschwerk eingeflochten ist. In den Höfen befinden sich kleine Tabakspflanzungen und Knollengewächse, welche die Balonda gern essen, sowie Zuckerrohr und Bananen. Zwei portugiesische Händler, von denen wir bereits gehört, hatten ein kleines Lager dem Platze gegenüber aufgeschlagen, den wir für das unsre ausersehen hatten. Sie hatten eine Reihe junger weiblicher Sklaven an einer Kette, welche vor ihrem Lager den Boden säuberten. Die Balonda sind echte Neger, sie haben mehr Wolle auf dem Kopf und am Leibe, als wie irgend ein Betschuanen- oder Kaffernstamm.

Am 17. Januar wurden wir ungefähr um 11 Uhr von Schinte mit einem feierlichen Empfang beehrt. Die Kotla, der Audienzplatz, war etwa 100 Ellen ins Gevierte; an ihrem Ende standen zwei prächtige Bananen: unter einer saß Schinte auf einer Art Thron, der mit einem Leopardenfelle bedeckt war. Er hatte eine bunte Jacke an und einen Schurz von scharlachrotem Boy mit grünen Rändern. Eine Menge Schnuren mit großen Perlen hingen von seinem Halse herab, und an Armen und Beinen trug er eiserne und kupferne Ringe. Den Kopf bedeckte ein Helm aus Perlen geschlungen, mit einem großen Büschel Gänsefedern darüber. Hinter Schinte saßen ungefähr 100 Weiber in ihrem besten Staate, d. h. reich in roten Boy gekleidet. Sie drückten den Rednern ihren Beifall durch Händeklatschen und Lachen aus. Eine Abteilung Musikanten, die aus den Trommlern und einem Pianisten bestand, ging mehrmals um die Kotla herum und ergötzte uns mit ihrer Musik. Das Piano, Marimba genannt, besteht aus zwei hölzernen parallelen Stangen; über diese Stangen liegen etwa 15 hölzerne Tasten; ihre Stärke

richtet sich nach der Tiefe des Tons. Unter jeder Taste ist eine Kalebasse; sie bildet den hohlen Resonanzboden für die Taste. Nachdem neun Redner vollendet hatten, stand Schinte auf und alle übrigen mit ihm.

Am 19. Januar wurde ich zu früher Stunde von einem Boten Schinte's geweckt; aber da ich infolge eines gewaltigen Fiebers in heftigem Schweiße lag, lehnte ich es unter einigen Stunden ab. Als ich mich wieder niedergelegt hatte, kam eine neue Botschaft: „Schinte wollte mir alles, was er noch zu sagen habe, auf einmal mitteilen." Dieses Anerbieten war zu lockend, daher gingen wir hin. Er hielt Geflügel, einen Korb Maniokmehl und eine Kalebasse Honiggetränk als Geschenk bereit. In Bezug auf meine häufig wiederkehrenden Fieberanfälle bemerkte er, dies sei das einzige, was einem glücklichen Ausgange meiner Reise Nachteil bringen könnte; denn er wollte mir Leute mitgeben, die alle Wege zu den weißen Männern kannten. Als wir durch das Dorf gingen, fiel es uns sehr auf, mit welcher ängstlichen Genauigkeit die Balonda ihre Gebräuche beobachteten. Wenn niedere Leute auf der Straße Höhergestellten begegnen, so fallen sie sogleich auf das Knie und reiben sich Arme und Brust mit Staub; dann klatschen sie mit den Händen, bis die Großen vorüber sind. Wir sahen mehrmals die Frau, welche die Stelle eines Wasserschöpfers bei Schinte vertritt; sie klingelt, wenn sie vorübergeht, um jeden zu warnen, ihr in den Weg zu kommen. Es wäre dies ein schweres Verbrechen; denn es könnte einen übeln Einfluß auf das Getränk des Königs haben. Ich vermute, daß Vergehungen der geringsten Art von seiten der Armen den Vorwand abgeben, sie oder ihre Kinder an die Mambari zu verkaufen. Schinte wünschte die Bilder meiner Zauberlaterne zu sehen. Als ich kam, hatte er die Vornehmsten und den ganzen Hof zu meinem Empfange versammelt. Das erste Bild war Abraham, wie er seinen Sohn Isaak schlachten will. Er erschien in Lebensgröße, und das erhobene Messer sollte den Knaben treffen. Die Balonda erklärten, das Bild sei mehr einem Gotte ähnlich, als ihre hölzernen und thönernen Götzenbilder. Ich erklärte ihnen, dieser Mann sei der erste eines Stammes gewesen, dem Gott die Bibel gab, die

wir jetzt noch in Händen haben, und unter seinen Kindern sei der Heiland erschienen. Die Weiber hörten es mit ruhigem Staunen an. Aber als ich das Bild herauszog nach ihnen hin, dachten sie, das Messer sollte sie treffen. „Mutter! Mutter!" riefen alle auf einmal und rannten über Kopf und Hals davon; wir konnten sie nicht wieder zurückbekommen.

Am 26. Januar 1854 brachen wir auf. Am 31. Januar setzten wir über den Liba. Jetzt kamen wir auf eine große Ebene, jenseits des Liba, wenigstens 20 Meilen breit und mit Wasser bedeckt, das an den seichtesten Stellen uns bis an die Knöchel ging. Es regnete fast den ganzen Tag. Am 20. Februar gelangten wir an das schmale Ende des Sees Dilolo. Er sah wie ein Fluß aus, der eine Viertelmeile breit ist. Er ist reich an Fischen und Flußpferden. Das breite Ende, das wir jetzt nicht sehen konnten, ist etwa 3 Meilen breit, der ganze See 7—8 Meilen lang. Unmittelbar jenseits des Sees ist wiederum eine große, etwa 20 Meilen weite Ebene. Heftige Regengüsse hinderten uns, dieselbe in der Richtung nach NNW. in einem Tage zu überschreiten, und das immerwährende Waten im Grase schadete den Füßen.

Die Ebene bildet die Wasserscheide zwischen den südlichen und nördlichen Flüssen; denn wir befanden uns jetzt in einem Bezirke, in welchem die Flüsse in nördlicher Richtung in den Kassai (Zufluß des Kongo) flossen, während die Flüsse, die wir bis jetzt überschritten hatten, sämtlich südliche Richtung hatten. Unser Weg nach Westen brachte uns zu Völkern, die häufig von den Mambari als Sklavenhändlern besucht werden. Wir durchschritten einen Nebenfluß des Kassai nach dem andern; für Lebensmittel verlangte man ausschließlich europäische Waren; auch Durchgangszölle sollten uns auferlegt werden. Am 13. März 1854 mußten wir meines heftigen Fiebers wegen Halt machen. Bis spät in die Nacht lag ich in einem fast totenähnlichen Schlafe, da mußte ich mein Zelt verlassen, und ich erstaunte nicht wenig, als ich sah, daß meine Leute Pallisaden erbaut hatten und mit den Speeren Wache standen. Wir waren von Feinden umgeben, und eine Abteilung Tschiboque lag vor den Thoren, nachdem sie vorher ihr Verlangen nach einem Manne

(um ihn zu verkaufen), einem Ochsen, einer Flinte oder einem Elefantenzahn wiederholt hatten. Ich gab ihnen einen abgetriebenen Reitochsen, und sie zogen mit ihrer Beute ab. Am nächsten Morgen erschien die Räuberbande wieder mit ungefähr 30 Ellen gestreiftem englischen Kaliko und zwei Hacken für uns und brachte die kupfernen Ringe wieder, da ihr Häuptling ein großer Mann sei und die Schmucksachen meiner Leute nicht brauche. Obschon es heftig regnete, marschierten wir doch weiter, da wir gern aus dieser schlimmen Nachbarschaft uns retten wollten. Im Dunkel sahen wir die Schlingpflanzen nicht, um ihnen aus dem Wege gehen zu können. Mein Reitochse Sinbad geriet in Galopp, der Zügel riß, und ich stürzte auf den Kopf, und Sinbad gab mir noch einen derben Stoß an den Schenkel. Ich zehrte fast zu einem Gerippe ab. Meine Leute waren zum Teil so mutlos, daß sie umzukehren wünschten. Die Aussicht, sozusagen an der Schwelle der portugiesischen Besitzungen umkehren zu müssen, betrübte mich außerordentlich. Nachdem ich alle Macht der Überredung angewendet hatte, erklärte ich ihnen, wenn sie umkehrten, ginge ich allein weiter. Hierauf ging ich in mein Zelt, die Gedanken an Ihn gerichtet, der den Seufzer der Seele hört. Nicht lange darauf steckte Mohorosi den Kopf herein und sagte: „Wir werden dich nicht verlassen; verliere den Mut nicht!" Wir reisten westnordwestlich. Alle Flüßchen, die wir hier trafen, hatten nördliche Richtung und fielen, wie man uns sagte, in den Kassai. Die meisten hatten schlammige Ufer. Da wir jetzt (nach meiner portugiesischen Karte) unter dem Breitengrade des Kwansa waren, so wunderte ich mich, daß die Eingebornen hier gar keine Kenntnis von diesem Flusse hatten. Doch ich wußte nicht, daß der Kwansa bedeutend westlich von hier fließt und von seiner Quelle bis zum Meer einen verhältnismäßig kurzen Lauf hat.

Am 3. April 1854 kamen wir an dem Flusse Kwango (in den Kongo fallend) an (9° 53′ südl. Br. und 18° 37′ östl. L.), den man als die Grenze des portugiesischen Territoriums ansehen kann. Ich dankte Gott für seine Güte, der uns einen so weiten Weg hatte zurücklegen lassen, ohne daß wir einen Mann eingebüßt hatten. Der Kwango ist ein 150 Ellen breiter und sehr

tiefer Strom. Dieser prächtige Fluß geht durch ausgedehnte Wiesen mit sehr hohem Gras und Rohr in fast gerader nördlicher Richtung. Da wir gerne nach dem westlichen Ufer hinüber wollten, so versuchten wir es, einige Baschinje zu veranlassen, uns Kähne zu diesem Zweck zu leihen. Da kam der Häuptling herbei und erklärte, alle Schiffer wären seine Kinder, und ohne seine Einwilligung könne nichts geschehen. Hierauf verlangte er, wie immer, einen Mann, einen Ochsen; eine Flinte, sonst müßten wir dahin zurückkehren, woher wir gekommen. Ich suchte meine Leute zu überreden, trotz der Eingebornen am Ufer weiter zu gehen. Da eröffneten die Eingebornen hinter uns ein Gewehrfeuer und setzten es eine Zeitlang in der Richtung fort, in welcher wir gingen, doch traf uns keine Kugel. Sobald wir das andere Ufer erreicht hatten, waren wir im Territorium der Bangala, welche den Portugiesen unterworfen sind und oft Cassange oder Kassandsche genannt werden, und so waren denn alle Scherereien mit den Grenzvölkern glücklich überstanden. Nach einer mühsamen dreitägigen Reise durch das hohe Gras erreichten wir Cassange, die am weitesten landeinwärts gelegene Station in Westafrika. Ich sah hinsichtlich der Kleidung ziemlich vernachlässigt aus, als ich in Cassange einzog.

Der erste Herr, den ich traf, frug mich nach meinem Passe und erklärte, er müsse mich vor die Behörde führen. Ich folgte ihm freudig in das Haus des Kommandanten Senhor de Silva Rego. Nachdem ich ihm meinen Paß gezeigt, lud er mich höflichst ein zum Abendessen, und ich mag wohl den Eindruck eines gefräßigen Menschen auf die andern Tischgäste gemacht haben; denn nach dem Fieber bekommt man den heftigsten Appetit. Antonio Rodrigues Neves war so gütig, mich die Nacht über in seinem Hause zu beherbergen. Am nächsten Morgen steckte er mich in anständige Kleidung und behandelte mich, so lange ich mich hier aufhielt, als wenn ich sein Bruder gewesen wäre. Wir hatten noch 300 engl. Meilen bis an die Küste zurückzulegen. Wir zogen durch herrliches Bergland von entzückender Fruchtbarkeit; überall kamen uns die Portugiesen gastfreundlich entgegen. Als wir nach der Westküste herabstiegen, nahm das Land ein unfruchtbares und wenig einladendes

Aussehen an. Die Ebenen, welche an Loanda grenzen, liegen ziemlich hoch. Als wir sie überschritten, erblickten wir zum erstenmal das Meer. Meine Leute schauten mit Staunen auf den endlosen Ozean. Sie teilten mir später ihre Gedanken mit: „Wir gingen mit unserm Vater in dem Glauben, den schon die Alten hatten, und den wir für richtig hielten, die Welt habe kein Ende; aber auf einmal sagte die Welt zu uns: nun bin ich zu Ende, hier höre ich auf." Sie waren früher der Ansicht, die Welt sei eine einzige grenzenlose Ebene. Als wir am 31. Mai 1854 nach der Stadt Loanda hinunterstiegen, war ich außerordentlich mutlos, denn ich wußte, daß unter einer Bevölkerung von 12000 Seelen ein einziger wirklicher Engländer war. Dieser Mann hieß Gabriel und war Bevollmächtigter zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Als wir in sein Vorhaus traten, entzückten mich die sorgsam gepflegten Blumen, und ich schloß daraus, daß er, was sich auch sogleich bestätigte, ein treuer, gutherziger Engländer war.

Da er sah, daß ich krank war, bot er mir sein Bett an. Nie werde ich das wonnige Vergnügen vergessen, welches ich empfand, als ich wieder auf einem englischen Lager schlief, nachdem ich sechs Monate lang mit der bloßen Erde vorlieb nehmen mußte. Einige Kreuzer Ihrer Majestät kamen alsbald in den Hafen, und als mich die Offiziere so ganz abgemagert sahen, machten sie mir den Vorschlag, mich nach St. Helena oder nach Hause zu bringen. Aber obwohl ich die Küste erreicht hatte, hatte ich doch gefunden, daß infolge der bedeutenden Wälder, Flüsse und Sümpfe eine Straße für Wagen nicht anzulegen sei, und ferner hatte ich eine Anzahl Leute von Sekeletu mitgebracht, welche unmöglich allein zurückkehren konnten. Daher entschloß ich mich, die verlockenden Anerbietungen zurückzuweisen, die Makololo zu ihrem Häuptling zurückzuführen und zugleich den Versuch zu machen, auf dem großen Sambesi eine Straße von Sekeletu's Land nach der Ostküste herzustellen.

Die Behandlung des Schiffsarztes, die erfreuliche Anwesenheit der gutmütigen Seeoffiziere und Gabriel's unermüdliche Gastfreundschaft stellten mich bald wieder her. Die Makololo, meine Begleiter, betrachteten die großen steinernen Häuser und

die Kirche in der Nähe des Meeres mit Staunen. Ein zweistöckiges Haus war für sie etwas ganz Unbegreifliches. „Es ist nicht eine Hütte, es ist ein Berg mit mehreren Höhlen," sagten sie. Die Schiffskapitäne luden sie ein, ihre Schiffe Pluto und Philomele zu besuchen. Die Größe der Kriegsschiffe setzte sie in Erstaunen. „Es ist nicht bloß ein Kahn, es ist eine Stadt, und was für eine Stadt ist dies, daß ihr an einem Seile hinaufklettern müßt."

b) Von Loanda nach der Ostküste.

Die Pläne, welche ich bei Eröffnung des Landes hatte, und die ich in der Zeitung von Angola veröffentlichte, erschienen der Regierung und den Kaufleuten von Loanda so annehmbar, daß nach dem Beispiele des Bischofs von der Kommission der öffentlichen Angelegenheiten ein schönes Geschenk für Sekeletu bewilligt wurde. Es bestand in einer vollständigen Obersten-Uniform und einem Pferde für den Häuptling und in Anzügen für meine Begleiter. Ich nahm einen ziemlichen Vorrat von Baumwollenzeugen, frischer Munition und Perlen mit und gab jedem meiner Leute eine Flinte. Auch ein gutes neues Zelt bekam ich von einem Freunde an Bord der Philomele, und so verließen wir Loanda am 20. September 1854. In Cassange wohnte ich wieder bei Kapitän Neves. Am 20. Februar 1855, wo wir von Cassange aufbrachen, herrschte ein starker Westwind, und am folgenden Tage mußten wir Halt machen, da mehrere unsrer Leute am Fieber erkrankten. Diese Krankheit ist das einzige Hindernis, das Angola bietet. Es ist in jeder andern Beziehung ein angenehmes Land, mehr als jede andre Gegend der Welt für den Anbau tropischer Produkte geeignet. Ich trage wirklich kein Bedenken, zu behaupten, daß es als englische Kolonie nicht mehr und nicht weniger Rohmaterialien für die Industrie geliefert haben würde, als ein gleich großes Land in den Baumwollgegenden Amerikas (nämlich Elfenbein, Palmöl, Kaffee, Häute, Gummi, Bienenwachs).

Wir erreichten unsern Freund Schinte und wurden von dem alten freundlichen Manne herzlich aufgenommen und mit dem Besten, was er hatte, bewirtet. Wir blieben bei Schinte

bis zum 6. Juli 1855. Seine Schwester lieh uns fünf kleine Kähne und gab uns einen von denen, die wir früher hier gelassen hatten, um den Liba abwärts zu fahren. Meine Begleiter kauften auch eine Anzahl Kähne von den Balonda. Sie freuten sich außerordentlich über den Empfang, der uns überall zu teil wurde. Nachdem ich in Sescheke einige Tage gewartet hatte, bis die Pferde ankamen, die wir in Linjati gelassen, gingen wir nach dieser Stadt und fanden den Wagen und alles, was wir sonst im November 1853 zurückgelassen, wohlbehalten wieder. Es wurde eine große Volksversammlung berufen, um unsern Bericht anzuhören und die Gegenstände in Empfang zu nehmen, welche der Gouverneur und die Kaufleute in Loanda geschickt hatten. Ich forderte meine Leute auf, einen wahren Bericht von dem zu geben, was sie gesehen hatten. Die wunderbaren Dinge verloren nicht durch ihre Erzählung; sie schlossen immer damit, sie wären bis ans Ende der Welt gekommen und erst da umgekehrt, wo kein Land mehr war. Ein schlauer alter Mann sagte: „Da seid ihr wohl bis zu Ma Robert (Frau Livingstone) gekommen?" Da mußten sie nun aber doch gestehen, sie wohne noch ein Stück über das Ende der Welt hinaus. Die Geschenke wurden mit großer Befriedigung und Freude aufgenommen, und als am Sonntag Sekeletu in seiner Uniform in der Kirche erschien, zog diese die Aufmerksamkeit mehr auf sich als die Predigt, und die Worte, die sie in betreff meiner Person gebrauchten, waren so schmeichelhaft, daß ich am liebsten die Augen zugemacht hätte. Ihre Privatansicht muß mit dem, was sie öffentlich ausprachen, übereingestimmt haben, denn gar bald erboten sich Freiwillige, mich nach der Ostküste zu begleiten.

Am 3. November 1855 sagten wir unsern Freunden in Linjati Lebewohl. Ich beschloß, die Viktoriafälle zu besuchen, die von den Eingebornen Mosiovatunya genannt werden.

Von diesen Fällen hatten wir oft gehört, seit wir in das Land gekommen, und Sebituane richtete wirklich die Frage an uns: „Habt ihr Rauch in eurem Lande, welcher tost?" Sie gingen nicht nahe genug heran, um sie zu untersuchen. Sie blickten sie nur mit Staunen aus der Ferne an und sagten in Bezug auf den Rauch und Lärm: „Mosi oa tunya" (d. h. hier tost Rauch).

Nach 20 Minuten Fahrt von Kalai aus sahen wir zum erstenmal die Rauchsäulen, die sich in einer Entfernung von 5—6 Meilen erhoben, gerade wie wenn große Strecken Gras in Afrika angebrannt werden. Es stiegen (wie Abbildung 27 zeigt) fünf Säulen auf, deren Spitzen sich mit den Wolken zu vermischen schienen. Unten waren sie weiß, höher aber wurden sie dunkel, so daß sie fast wie Rauch aussahen. Die ganze Scene

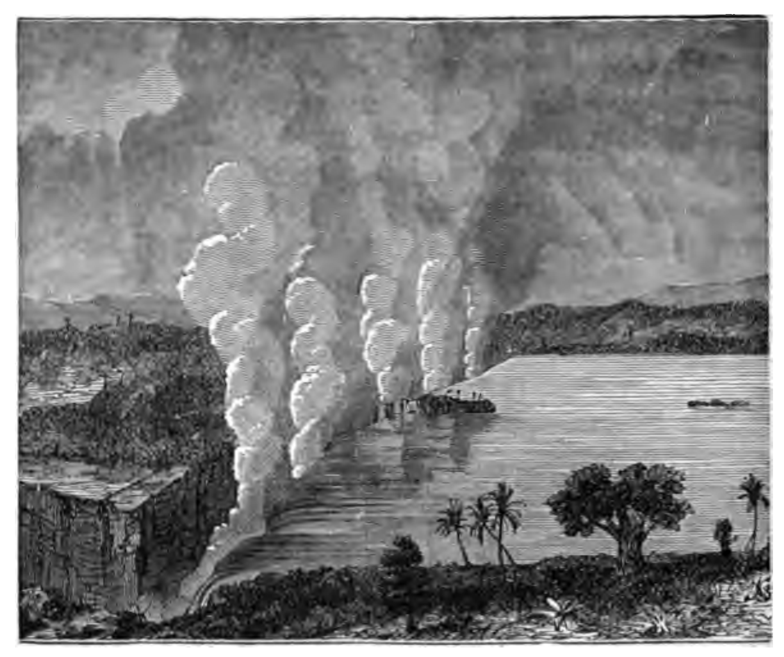


Abb. 27. Der Viktoriafall des Sambesi.

war außerordentlich schön. Die Ufer und die auf dem Flusse verstreuten Inseln sind mit Waldbäumen der verschiedensten Farben und Gestalt geschmückt. Hier steht über alle erhaben der große Baobab, von dessen Armen jeder einzelne den Stamm eines ansehnlichen Baumes abgeben könnte, neben Gruppen schlanker Palmen, welche mit ihren federartigen Zweigen viel zur Verschönerung der Scene beitragen. Noch kein Europäer vor mir ist hierher gekommen; aber so liebliche Scenen müssen selbst von den Engeln auf ihrer Flucht angestaunt worden sein. Die Fälle sind auf drei Seiten von 3—400 Fuß hohen Bergketten

eingeschlossen, die mit Waldbäumen bedeckt sind, zwischen denen der rote Erdboden durchschimmert. Etwa ½ Meile von den Fällen ließ ich den Kahn zurück, mit dem ich bis hierher gekommen war, und bestieg einen leichteren mit Leuten, die mit den Fällen genau bekannt waren und — in der Mitte des Stromes fahrend — mich an eine Insel brachten, die hart am Rande des Abgrundes lag, über welchen das Wasser herunterstürzte. Hier war Gefahr, von der Strömung zu beiden Seiten der Insel mit fortgerissen zu werden. Aber obwohl wir die Insel erreicht hatten und nur wenige Ellen von der Stelle entfernt waren, von wo aus ein Blick das ganze Rätsel lösen sollte, so glaube ich doch, daß niemand sehen kann, wohin das Wasser geht. Es schien sich in der Erde zu verlieren, da die gegenüberliegende Seite des Spaltes, in der es verschwand, nur 80 Fuß entfernt war. Wenigstens konnte ich mir es nicht erklären, bis ich voll Scheu bis an den äußersten Rand kroch und in einen großen Spalt schaute, der von einem Ufer des Sambesi bis zum andern reichte. Da sah ich, daß der Strom etwa 1000 Ellen breit war, 100 Fuß tief hinunterstürzte und dann plötzlich in einem Raume von 15—20 Ellen eingeengt wurde. Die Fälle sind nichts weiter als ein Riß in den harten Basaltfelsen vom rechten nach dem linken Ufer des Sambesi, der sich am linken Ufer noch etwa 30—40 Meilen weit fortsetzt. Wenn man rechts von der Insel in den Spalt hinunterblickt, sieht man nichts als eine weiße, dichte Wolke, auf welcher sich, als wir dort waren, zwei Regenbogen zeigten. Außer dieser Wolke erhob sich eine große Dunstsäule 2—300 Fuß hoch, welche dicker wurde, die Farbe von dunkelm Rauch annahm und in einem dichten Regen herunterfiel, der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Links von der Insel sieht man das Wasser auf dem Boden, eine weiße Masse, die nach der Verlängerung des Spaltes zu, welcher sich nahe am linken Ufer des Flusses abzweigt, ihren Weg nimmt. Ich sagte oben, daß wir fünf Dunstsäulen aus dem geheimnisvollen Abgrunde aufsteigen sahen. Sie werden offenbar durch das Aufschlagen des herabstürzenden Wassers in den nicht nachgebenden spaltenförmigen Raum gebildet (siehe Abbildung 27!).

Nachdem mich — am 10. November 1855 — Sekeletu bis Kalai begleitet und mir noch 114 Mann gegeben hatte, welche das Elfenbein bis nach der Küste tragen sollten, sagten wir den Makololo Lebewohl und reisten nordwärts. Alle Batokastämme am nördlichen Ufer des Sambesi haben die merkwürdige Sitte, zur Zeit der Geschlechtsreife die Vorderzähne der obern Zahnreihe auszubrechen. Es geschieht dies bei beiden Geschlechtern. Und obwohl die untern Zähne lang wachsen und etwas ausbiegen, so daß sie die Unterlippe in sehr unschöner Weise nach vorn drängen, so hält sich doch kein junges Mädchen für schön, bevor sie nicht die obern Schneidezähne ausgebrochen hat. Die Batoka sind in ihrem Äußern sehr heruntergekommen, und es sieht aus, als könnten sie sich weder geistig noch körperlich wieder erholen, weil sie so außerordentlich viel Hanf rauchen. Sie lieben seine berauschenden Wirkungen, obwohl der heftige Husten, welcher sich nach wenigen Zügen einstellt, sehr unangenehm ist und bei den Zuschauern Ekel erregt. Dies Kraut erzeugt eine Art Wahnsinn.

Vom Kafue (linker Zufluß des Sambesi) aus wandten wir uns wieder zum Sambesi. Hunderte von Büffeln und Zebras grasten an den offnen Plätzen, und majestätische Elefanten weideten hier, wie es schien nichts als den Rüssel bewegend. Wir fanden, daß die Tiere ganz zahm waren. Wir sahen eine Menge roter Schweine, die uns verwundert anstaunten. Die Leute wohnen auf Hügeln, und da sie keine Flinten haben, stören sie das Wild nur selten. Als wir dem Sambesi näher kamen, war das Land mit breitblättrigen, dichtstehenden Büschen bedeckt, und wir mußten mehrmals Lärm machen, daß die Elefanten aus dem Wege gingen. An einer offnen Stelle kam eine Herde Büffel herbeigetrabt, um unsre Ochsen zu sehen, und sie zogen sich nicht eher zurück, als bis ich einen erschossen hatte. Die einzige Gefahr, der wir hier begegneten, kam von einem weiblichen Elefanten mit drei Jungen in verschiedner Größe. Er brach mitten durch unsern Zug hindurch, so daß die Leute ihr Gepäck eilig auf die Erde werfen mußten. Ich sah nie vorher Elefanten mit mehr als einem Jungen. Als sich unsre Augen endlich an dem Anblick der schönen, breiten Wasserfläche des Sambesi erfreuten, fanden wir sie viel breiter als selbst oberhalb

der Wasserfälle. Es würde vergeblich sein, sich über den Fluß hinüber vernehmlich zu machen. Seine Strömung war schneller als bei Sescheke, oft 4½ engl. Meilen in der Stunde. Wir setzten unsre Reise fort am linken Ufer stromabwärts. Der Sambesi ist reich an Inseln. Jetzt erschienen die Hügelreihen, welche mit dem Sambesi parallel gehen, in einer Entfernung von ungefähr 15 engl. Meilen. Die am nördlichen Ufer sind dem Flusse am nächsten. Die Hügel sind reich an Büffeln und Elefanten, die an beiden Ufern in Menge getötet werden. Die Uferbewohner (Batonga und Banyai) erbauten Gerüste auf hohen Bäumen, welche über die Pfade, zu denen die Elefanten kommen, überhängen. Wenn das Tier unter das Gerüst kommt, so werfen sie den Speer. Jedes Dorf, das wir durchzogen, stellte uns Leute, welche uns bis in das nächste Dorf brachten. Sie waren namentlich deshalb sehr brauchbar, weil sie uns die Stellen zeigten, die am wenigsten mit Dickicht bedeckt waren. Es regnete jetzt (Januar 1856) jeden Tag. Der Himmel war bedeutend bewölkt. Doch brach die Sonne oft mit ihren sengenden Strahlen durch. Da riefen gewöhnlich alle: „Ach Sonne, das ist neuer Regen."

Am 14. Januar 1856 erreichten wir den Zusammenfluß des Loangwa und Sambesi und dankten Gott für seine große Gnade, daß er uns bis hierher geholfen hatte. Die Eingebornen weigerten sich, uns mehr als zwei Kähne zur Überfahrt zu leihen, obwohl sie viele hatten. Sie erzählten uns, daß früher hier der Wohnort der Basunga (Weißen, Portugiesen) gewesen, sagten aber nicht, aus welchem Grunde diese ihn verlassen haben. Ich wanderte durch steinerne Ruinen und entdeckte die Reste einer Kirche und eine zerbrochne Glocke mit den Buchstaben J. H. S. und ein Kreuz, aber ohne Datum. Inschriften fanden sich nicht. Auch wußten die Leute nicht, wie die Basunga diesen Ort genannt hatten. Später erfuhren wir, daß es Sumbo (Zumbo) war.

Am 29. Januar 1856 war ich sehr froh, daß ich mich durch die Unterstützung des Häuptlings Mpende auf dem südlichen Ufer des 1200 Ellen breiten Sambesi befand, und da ich nichts Besseres hatte, schickte ich Mpende einen meiner Löffel und ein

Hemd als Gabe der Dankbarkeit. Jetzt waren wir bei Völkern, die in Fülle lebten und wirklich sehr freigebig waren. Meine Leute kehrten nie aus einem Dorf zurück, ohne Korn oder Mais mitzubringen. Immer und immer wieder entschuldigten die Eingebornen die Unbedeutendheit des Geschenks und bedauerten, daß sie meine Ankunft nicht zeitig genug erfahren hatten, um Korn zu mahlen, und waren zufrieden mit unsrer Erklärung, daß wir ihnen nichts dafür geben könnten. Sie wüßten ja recht gut, sagten sie, daß die Ware des weißen Mannes nicht im Innern zu finden sei. Wenn ich konnte, gab ich ihnen allemal etwas wirklich Nützliches. Wie Männer drei Knöpfe oder eine andre Lumperei geben können, während sie Überfluß an bessern Dingen haben, kann ich nicht begreifen. Die Leute schämen sich fast, eine solche Gabe anzunehmen. Ein weißer Händler, der einem Häuptling eine alte Flinte schenkte, wurde zum Sprichwort unter ihnen, man sagte: „Der weiße Mann, der eine Flinte schenkte, welche neu war, als sein Großvater an seiner Urgroßmutter Brust saugte.“ Wenn solche Dinge sich wiederholen, so glauben die Eingebornen, solche Menschen, die so wenig gesunden Verstand an den Tag legen, an ihre Pflicht erinnern zu müssen. Sie sagen ihnen daher, was sie geben sollen, und dann klagen die Reisenden über ihr schamloses Betteln. Da ich am 2. März 1856 abends sehr ermüdet war, so blieb ich etwa 8 engl. Meilen vor Tete. Meine Leute forderte ich auf, weiter zu gehen. Ich aber war zu müde, und schickte die Empfehlungsbriefe vom Bischof in Angola und andern an den portugiesischen Kommandanten. Dann legte ich mich ruhig nieder. Etwa um 2 Uhr morgens am 3. März wurden wir von zwei Unteroffizieren und einer Kompanie Soldaten geweckt, welche mit dem nötigen Material zu einem „zivilisierten“ Frühstück gekommen waren, um mich nach Tete zu bringen. Es war das erfrischendste Frühstück, das ich je genossen, und ich ging die letzten 8 engl. Meilen, ohne die mindeste Müdigkeit zu verspüren, obwohl der Weg so rauh war, daß einer der Offiziere zu mir sagte: „Ein solcher Weg kann einem die Seele aus dem Leibe reißen.“

Ich wurde von dem Kommandanten aufs gütigste empfangen. Das Dorf Tete ist auf einem langen Abhange nach dem Flusse

zu erbaut, das Fort nahe am Wasser. Das ganze angrenzende Land ist felsig und zerklüftet, aber jedes irgend nutzbare Fleckchen ist angebaut. Die steinernen Häuser in Tete sind mit Schlamm anstatt Mörtel gebaut und mit Gras und Rohr gedeckt. Es giebt hier etwa 30 europäische Häuser, die übrigen gehören Eingebornen und sind aus Zweigen und Lehm gebaut. Eine etwa 10 Fuß hohe Mauer umgiebt das Dorf. Im ganzen sind es ungefähr 1200 Hütten, welche mit den europäischen Haushaltungen zusammen eine Bevölkerung von etwa 4500 Seelen ergeben. Die Zahl der Portugiesen ist sehr gering, das Militär abgerechnet, noch nicht 20 Menschen. Das Fort von Tete ist die Rettung der portugiesischen Macht in dieser Gegend gewesen. Es ist ein kleines, viereckiges Gebäude mit einem strohgedeckten Nebengebäude für die Truppen. Die Ursache des Verfalls der portugiesischen Macht hier ist einfach folgende: In frühern Zeiten wurden bedeutende Mengen Getreide (Weizen, Hirse und Mais), sodann Kaffee, Zucker, Öl, Indigo, außerdem Goldstaub ausgeführt. Der Getreidebau wurde von Sklaven besorgt, deren die Portugiesen in großer Anzahl besaßen, ebenso die Goldwäschen. Aber der Sklavenhandel schien vielen Kaufleuten eine bessere Quelle zu sein, schnell reich zu werden; die Kaffee- und Zuckerplantagen und die Goldwäschereien wurden verlassen, weil die Arbeitskräfte nach Brasilien geschickt worden waren. Viele Portugiesen folgten ihren Sklaven nach.

Da ich meine Leute hier lassen mußte, so gab ihnen Major Sicard ein Stück Land, um sich Korn zu bauen, und versah sie vor der Hand mit den nötigen Lebensmitteln. Auch sagte er, meine jungen Leute sollten mit seinen Dienern auf die Elefantenjagd gehen und für das Elfenbein und das getrocknete Fleisch Waren eintauschen, damit sie Sekeletu etwas mitbringen könnten. Am 2. April stieg der Sambesi plötzlich wieder mehrere Fuß. Drei solcher Fluten erwartet man jährlich, diesmal waren es vier. Einen Monat hatte ich gewartet, bis in Kilimane (an der Ostküste) die gesunde Jahreszeit eintreten würde. Durch ausbrechendes Fieber wurde ich am Aufbruch verhindert. Als sich mein Freund, der Kommandant, wieder erholt hatte und ich mich wieder stark fühlte, bereitete ich mich zur Reise auf dem

Sambesi stromabwärts vor. Ich wählte 16 von meinen Leuten aus, die mit den Kähnen umzugehen wußten. Major Sicard lieh mir ein Boot, das am Flusse gebaut war, und gab mir den Leutnant Miranda zum Begleiter bis an die Küste mit. Wir bekamen drei große Kähne, die erst vor kurzem mit Waren von Senna gekommen waren. Sie sind sehr groß und fest und vertragen einen derben Stoß an einen Felsen, ohne zu zerbrechen. Am 24. April kamen wir an eine kleine Insel am Westende der Schlucht von Lupata. Rücksichtlich der Bergkette, welcher die Schlucht den Namen gegeben hat, haben einige portugiesische Schriftsteller angegeben, sie sei so hoch, daß das ganze Jahr hindurch Schnee auf ihr liege, und sie bestehe aus Marmor. Es ist dies nicht der Fall. Wer Lupata „das Rückgrat der Welt" genannt hat, wollte damit das Wort nicht übersetzen; dieses bedeutet „Schlucht mit senkrechten Wänden". Wir durchfuhren die Schlucht in zwei Stunden und fanden sie ziemlich gewunden und 2—300 Ellen breit. Der Fluß soll hier immer außerordentlich tief sein; es schien mir, als könnte ein Dampfer mit größter Eile durchfahren. Wir fuhren schnell mit der Strömung weiter und fanden, daß der Strom mehr als 2 engl. Meilen breit war; er ist aber voller Inseln, die im allgemeinen mit Rohr bedeckt sind. Die Breite des Wassers zwischen den Inseln war jetzt für ein Segelschiff hinreichend; aber ich bedauerte, daß ich nicht gekommen war, wenn der Fluß seinen niedrigsten Wasserstand hat. Die Portugiesen gaben an, daß fünf Monate im Jahre hohes Wasser ist, und bei niedrigem Wasserstande sei immer noch ein Kanal tiefen Wassers vorhanden. Dieser ist aber voller Windungen, und da der Fluß Inseln mit fortnimmt und andre dafür bildet, so ändert sich der Lauf dieses Kanals unaufhörlich. Ich glaube, der Fluß könnte das ganze Jahr hindurch bis Tete mit kleinen Dampfern befahren werden.

Ich hielt Tete schon für ein erbärmliches Nest, aber Senna war noch zehnmal schlechter. Das Delta des Sambesi ist nichts als eine ungeheure, mit schlechtem Gras und Rohr bedeckte Fläche, hier und da mit einigen Mango- und Kakaobäumen. Ich hätte gern den Sambesi weiter verfolgt und gesehen, wo diese ungeheure Wassermasse ins Meer läuft. Aber da ich von

den Portugiesen hörte, daß Kapitän Parker bis hierher stromaufwärts gefahren und mit der Beschaffenheit des Flusses sehr zufrieden gewesen war, so konnte ich voraussetzen, daß die Admiralität im Besitz seiner wertvollen Ansicht sei. Der Sambesi scheint nach Leutnant Hoskins fünf Hauptmündungen zu haben, von denen die südlichste, Luaba, am besten schiffbar ist.

Wir erreichten Kilimane am 20. Mai 1856. Am vorigen Tage waren es vier Jahre, daß ich die Kapstadt verlassen. Drei Jahre lang hatte ich nichts von meiner Familie gehört; sie hatte zwar oft an mich geschrieben, aber, einen einzigen Brief ausgenommen, hatten sie mich nicht erreicht. Ich empfing jedoch einen Brief vom Admiral Trotter, der mir ihr Wohlbefinden meldete, und einige Zeitungen, die mir ein Genuß waren. Acht meiner Leute baten, mich bis Kilimane begleiten zu dürfen. Sie würden gern noch weiter mitgekommen sein, denn als Sekeletu sich von ihnen trennte, gab er den Befehl, es solle keiner von ihnen eher zurückkehren, als bis sie Ma Robert (Frau Livingstone) getroffen hätten und sie mitbringen könnten. Da ich noch nicht wußte, wie ich selbst nach Hause kommen sollte, gab ich ihnen den Rat, nach Tete zurückzukehren und meine Rückkehr zu erwarten. Sie sagten: „Vater, du wirst nicht sterben, du kommst wieder und führst uns zu Sekeletu zurück.“ Nachdem wir sechs Wochen an dem ungesunden Orte (Kilimane) gewartet hatten, kam Ihrer Majestät Brigg Frolic an. Der Admiral bot mir die Fahrt nach Mauritius an, die ich dankbar annahm. Nur der Dolmetscher Sekwebu und ein Diener blieben bei mir. Wir verließen Kilimane am 12. Juli und erreichten Mauritius am 12. August 1856. Sekwebu wurde wahnsinnig und sprang über Bord. In Mauritius wurde ich von dem Generalmajor Hay aufs gastfreundlichste aufgenommen, und er bat mich, bei ihm zu bleiben, bis ich unter dem Einfluß eines guten Klimas und ruhigen englischen Komforts mich von den Folgen des afrikanischen Fiebers erholt hätte. Am 12. Dezember 1856 war ich wieder einmal in dem teuren Alt-England.

---

8. Henry Stanley*).

1. Nach Sansibar.

Während ich im April 1874 aus dem Aschantikriege nach England zurückkehrte, erreichte mich die Nachricht, daß Livingstone tot sei, und daß sich seine Leiche auf dem Wege nach England befinde. Das Werk, welches zu vollenden er mir versprochen hatte, war eben erst in Angriff genommen, als der Tod ihn überraschte. Die Wirkung, welche die Trauerbotschaft auf mich machte, bestand, als der erste schmerzliche Eindruck überwunden war, darin, daß ich den Entschluß faßte, sein Werk zu vervollständigen, so daß ich entweder — falls dies Gottes Wille sein sollte — der geographischen Wissenschaft als der nächste Märtyrer zum Opfer fallen oder die großen Aufgaben lösen würde, sowohl den gesamten Lauf des „Großen Stromes" (Kongo) zu verfolgen und klar zu legen, als auch über alle die Punkte, welche in den Entdeckungen Burton's und Speke's, sowie Speke's und Grant's noch fraglich und unvollständig geblieben waren, helles Licht zu verbreiten.

Eines Tages war ich, ganz erfüllt von meinen Plänen, in das Bürcau des „Daily Telegraph" eingetreten. Während ich mit einem der Schriftleiter Zeitungsunternehmungen im allgemeinen besprach, trat der Eigentümer der Zeitung in das Zimmer. Wir sprachen von Livingstone und den Aufgaben, die

---

*) Quelle: Henry Stanley: Durch den dunklen Weltteil. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Prof. Dr. C. Böttger. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus 1878.

er noch ungelöst hinterlassen habe. Als Antwort auf eine lebhafte Bemerkung, welche ich machte, stellte der Zeitungsbesitzer die Frage: „Könnten und wollten Sie wohl sein Werk vervollständigen? Und was ist da zu thun?“ — Ich antwortete: „Der Ausfluß des Tanganjika-Sees ist noch nicht endeckt; wir wissen — mit Ausnahme der von Speke entworfenen Skizzen — fast nichts vom Viktoriasee; wir wissen nicht, ob er aus einem oder mehreren Seen besteht, und deshalb sind die Quellen des Nil noch immer unbekannt.“ — „Glauben Sie, daß Sie dies alles feststellen können, wenn wir Ihnen den Auftrag dazu erteilen?“ — „So lange ich das Leben behalte, wird wenigstens etwas fertig gebracht werden. Wenn ich über die zur Vollendung der ganzen Arbeit nötige Zeit hinauslebe, so soll alles gethan werden.“ —

Die Angelegenheit blieb für den Augenblick in der Schwebe, weil der Herausgeber des „New York Herald“, Herr James Gordon Bennett, ältere Ansprüche auf meine Dienste hatte. Durch ein nach New York abgesandtes Telegramm wurde bei ihm angefragt, ob er sich mit dem „Daily Telegraph“ zu einer „Sendung Stanleys nach Afrika, um die Entdeckungen Speke's, Burton's und Livingstone's zu vervollständigen“, verbinden wolle, und innerhalb 24 Stunden war meine neue Sendung nach Afrika als ein gemeinsames Reiseunternehmen eine beschlossene Sache; denn durch das Kabel blitzte unter dem Atlantischen Ozean die lakonische Antwort zurück: „Ja — Bennett.“ Eine Frist von 14 Tagen wurde mir gewährt, um Boote, eine Jolle, einen Schiffsnachen und einen Flußkahn einzukaufen, um Pontons zu bestellen, um meine gesamte Ausrüstung, Gewehre, Munition, Seile, Sättel, Arznei- und Mundvorräte herbeizuschaffen, um Geld in Geschenken für die Häuptlinge der Eingebornen anzulegen, um physikalische Instrumente, Schreib- und Zeichenmaterialien u. s. w. anzuschaffen. Das große Boot wurde nach meinen eignen Angaben gearbeitet. Es sollte 12,19 m lang, mit fast 2 m Balkenbreite, und 76 cm tief aus 1 cm dickem, spanischem Zedernholz verfertigt werden. Das fertiggestellte Boot sollte sich in fünf Teile zerlegen lassen.

Im Langham-Hotel in London wohnte ein Handlungsdiener, Namens Frederick Barker, welcher, entflammt von Begierde,

nach Afrika zu reisen, sich durch alle die Berichte, welche ihm über Afrikas ungesundes Klima, über die gefährlichen Fieber und die nicht verlockenden Aussichten, die das Leben eines Entdeckers und Forschers eröffnete, erstattet wurden, nicht von seinem Vorsatze abbringen ließ. Der beim „Daily Telegraph" beteiligte Herr Edwin Arnold gab mir auch den Rat, ich möchte mich von ein paar jungen englischen Bootsmännern von gutem Charakter begleiten lassen, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Schiffererfahrung mir außerordentlich nützlich werden dürfte. Er that von meinem und seinem eignen Wunsche gegen einen sehr achtbaren Fischer, Namens Henry Pocock zu Lower Upnor in der Grafschaft Kent, Erwähnung. Derselbe besaß zwei derbe und mutige Söhne, an denen ich, wie er mir versicherte, ehrliche und ganz zuverlässige Gehilfen haben würde. Ich ließ mich durch den frischen Mut und die Hingebung dieser kühnen und verwegnen Burschen herumbringen, und Francis John Pocock und Edward Pocock, zwei junge Leute von sehr ähnlichem Aussehen, wurden demgemäß von mir als Gehilfen angenommen. Ich kann mit Sicherheit behaupten, daß ich, wenn ich damals Geld dazu besessen hätte, an 10000 Europäer und halb so viel Amerikaner, nach Afrika hätte mitnehmen können. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, um nach einem solchen Maßstabe Europa zu entvölkern und Afrika zu kolonisieren, und ich sah mich unglücklicherweise gezwungen, die schätzbaren Dienste aller Bittsteller ergebenst abzulehnen und mich auf Francis John und Edward Pocock, sowie auf Frederick Barker zu beschränken, dessen Bitten sich auch noch seine Mutter angeschlossen hatte.

Nachdem ich meine europäischen Begleiter, die Boote, Hunde und alle die zur Expedition angeschafften Gegenstände eingeschifft hatte, verließ ich am 15. August 1874 England und reiste nach der Ostküste Afrikas ab, um dort meine Entdeckungsreisen zu beginnen. Am 21. September kam ich in Sansibar an.

Das Leben in Sansibar ist für den, der eine Entdeckungsreise beginnt, sehr reich an mannigfachen Geschäften. Die Zeit fliegt schnell dahin, und bei Tageslicht muß jeder Augenblick zur

Auswahl und zum Ankauf der verschiednen Arten von Zeug, Glasperlen und Draht benutzt werden, welche bei den Eingebornen des Festlands, durch dessen verschiedene Gegenden er zu reisen beabsichtigt, gesuchte und gangbare Warenartikel sind. Starke, halbnackte Lastträger kommen mit großen Ballen ungebleichter Baumwollenzeuge, gestreifter und buntfarbiger Stoffe, Tücher und roten Mützen, mit Säcken voll blauer, grüner, roter und bernsteinfarbiger Perlen, klein und groß, rund und eiförmig, und Gewinde von dickem Messingdraht werden in Massen herbeigeschafft. Alles dies muß nachgesehen, ausgelesen, geordnet, und Stück für Stück numeriert, es muß in tragbare Ballen, Säcke oder Kolli verpackt oder nach seiner eigentümlichen Beschaffenheit und seinem Wert eingeschlagen werden. Mitten in diesen schrecklichen Arbeitstrubel stürmt dann die erste Gruppe von Leuten hinein, welche ihre Dienste anbieten; denn das Gerücht hat sich schon lange weithin verbreitet, daß ich bereit sei, alle körperlich dazu befähigten menschlichen Wesen, die Gepäck zu tragen gewillt seien, anzuwerben. Ich habe bei den Arabern und den Wangwana (den befreiten Sklaven Sansibars) stets in einem sehr guten Rufe gestanden. Sie haben es nicht vergessen, daß ich es war, der den „alten weißen Mann“ (Livingstone) 1871 in Udschidschi auffand, auch nicht, daß Freigebigkeit und Freundlichkeit gegen meine Mitmenschen besondere Züge meines Charakters waren. Fast alle Krüppel, Lahmen, Schwindsüchtigen und ausgediente Alte, welche Sansibar nur liefern konnte, kamen mit der Bitte, wegen ihrer schätzbaren Dienste in die Musterrolle eingetragen zu werden; aber sie wurden abgewiesen. Dicht auf ihren Fersen kamen alle die Raufbolde, Bummler und Räuber, kurz das roheste Gesindel, und diese waren schwerer zu prüfen. Alle diejenigen, welche einen guten Charakter bei der von mir geleiteten Auffuchungsexpedition gezeigt hatten und an Livingstone 1872 abgesandt worden waren, um demselben beizustehen, wurden unverzüglich angenommen. Aus diesen wurden die Anführer ausgewählt; diese waren Manwa Sera, Katschetsche u. a. m. Alle großen Unternehmungen verlangen eine vorherige genaue Besprechung oder — wie die Wangwana es nennen — ein „Schauri“.

Die Führer bildeten deshalb am Tage des Schauri einen Halbkreis, und ich setzte mich wie ein Türke vor ihrer Front hin. „Was giebt es, meine Freunde? Sprecht aus, was ihr denkt!" — Da alle zauderten und keiner anfangen wollte, brachen sie schließlich in ein lautes Gelächter aus. Manwa Sera, der immer ernst war, wenn ihn nicht ein treffender Witz und Spaß aus seiner Ruhe brachte, stellte sich hierüber ärgerlich und sagte: „Sprecht ihr, Sohn des Safeni; wahrhaftig, wir benehmen uns wie die Kinder. Wird der Herr uns auffessen?" — Wadi, der Sohn Safenis, zögert darauf genau zwei Sekunden und wagt sich dann mit diplomatischer Zartheit und Anmut heraus. „Wir sind gekommen, Herr, mit Worten. Höre uns an! Es ist gut, daß wir jeden Schritt vor uns kennen, ehe wir losspringen. Ein Reisender reist nicht, ohne zu wissen, wohin er wandert. Wir sind gekommen, um darüber Gewißheit zu erlangen, nach welchen Ländern deine Reise gehen soll." — Indem ich die anmutige Zartheit des Sohnes Safenis und seinen leisen Stimmton nachzuahmen suchte, beschrieb ich in gebrochnem Kiswahili (Arabisch von Sansibar) in kurzen Umrissen die in Aussicht stehende Reise. Als ich meine Rede schloß, holte ein jeder in der Gruppe tief Atem und fast gleichzeitig gaben sie ihrer Bewunderung mit den Worten Ausdruck: „Ja, Kameraden, das ist eine Reise, die würdig ist, eine Reise genannt zu werden." — „Aber, Herr," sagten sie, nachdem sie sich etwas beruhigt hatten, „diese lange Reise wird Jahre zur Wanderung beanspruchen, sechs, neun oder zehn Jahre." — „Unsinn!" entgegnete ich, „sechs, neun oder zehn Jahre! Wo denkt ihr nur hin? Es kostet zwar den Arabern beinahe drei Jahre, Udschidschi (am Tanganjikasee) zu erreichen; aber, wie ihr euch erinnern werdet, brauchte ich nur 16 Monate von Sansibar nach Udschidschi und zurück. Nicht wahr?" — „Ja, das ist richtig," antworteten sie. — „Nun gut, und ich versichere euch, daß ich nicht hergekommen bin, um in Afrika zu leben. Ich bin einfach hergekommen, um mir diese Flüsse und Seen anzusehen und, nachdem ich sie gesehen, in meine Heimat zurückzukehren. Nun wohlan denn, laßt uns jetzt das Schauri beendigen und gehen. Morgen wollen wir vor dem Konsul einen gehörigen Vertrag abschließen," und nach

den Worten der Schrift „standen sie alsbald auf und thaten, was ihnen befohlen war".

Wegen der Tragbarkeit der einzelnen Teile meines Bootes außerordentlich besorgt, ließ ich sie sogleich wiegen, und mein Erstaunen und zugleich meine Sorge und Unruhe waren groß, als ich die Entdeckung machte, daß vier Stücken je 280 Pfd. und eins 310 Pfd. wog. Als ich darüber schon fast der Verzweiflung nahe war, kam mir die Nachricht zu, daß ein sehr geschickter englischer Zimmermann, namens Ferris, im Begriff stehe, auf dem „Euphrates" nach England zurückzukehren. Herr Ferris, der alle meine Angaben mit vollständigem Verständnis auffaßte, lieferte mir mit Beihilfe der beiden jungen Pocock bereits nach 14 Tagen die nach dem neuen Plan abgeänderte „Lady Alice" ab. Es war notwendig gewesen, daß jedes der vier teilbaren Stücke nochmals in zwei Teile zerlegt wurde, wodurch ich acht tragbare Stücke erhielt.

Das Gesamtgewicht der Waren, des Zeuges, der Perlen, des Drahtes, der Mundvorräte und Arzneien, des Bettzeugs, der Kleider, der Zelte, der Munition, des Bootes, der Ruder, Steuerruder und Bootbalken, der Instrumente und Schreibmaterialien, des photographischen Apparates, der Trockenplatten und verschiedner, für die besondere Erwähnung zu zahlreicher Artikel betrug etwas über 8165 kg. Die ganze Masse wurde so genau wie möglich in einzelne Packen von je 54 Pfd. verteilt und beanspruchte deshalb die Tragkraft von 300 Menschen. Um aber für den Eintritt von Krankheit und Erschöpfung noch weitere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, wurde noch eine überzählige Schar von 40 Mann auf der Küste rekrutiert. Außer dem Versprechen, ihnen ihren Lohn auf Verlangen richtig zu bezahlen und ihnen die Zeuge, welche sie während ihres Aufenthaltes in Afrika zu ihrer Bekleidung verlangen würden, zu mäßigen Preisen abzulassen, wurde ich genötigt, mich ihnen gegenüber auf das Wort eines „ehrenwerten weißen Mannes" zur Beobachtung der folgenden, mein Verhalten gegen sie betreffenden Bedingungen zu verpflichten:

1) daß ich sie freundlich behandeln und mit ihnen Geduld haben wolle;

2) daß ich in Krankheitsfällen ihnen die passenden Arzneien in gehöriger Menge und die beste Nahrung, welche die betreffende Gegend bieten würde, geben solle;

3) daß ich im Falle von Mißhelligkeiten zwischen einzelnen Personen ein gerechtes, ehrliches und unparteiisches Urteil fällen solle;

4) daß ich mich gegen sie wie ein Vater und eine Mutter benehmen, und soweit ich dies irgend vermöchte, gegen alle Gewaltthaten, mit welchen sie von wilden Eingebornen und herumstreifenden und kein Gesetz achtenden Banditen bedroht werden könnten, Widerstand leisten solle.

Wenn die obigen Bedingungen erfüllt würden, so versprachen sie auch ihrerseits, daß sie sich wie gute und treugesinnte Kinder betragen wollten, und „es möge," so sagten sie zum Schluß, „der Segen Gottes auf uns ruhen."

2. Nach dem Viktoria-Nyanza.

Um 5 Uhr nachmittags am 12. November hatten 224 Mann beim Namensaufruf geantwortet, und fünf der arabischen Schiffe, die mit Personen, Rindvieh und dem Material der Expedition beladen waren, warten ungeduldig, mit kurz eingewundenen Ankertauen, auf das Kommandowort. Nur ein Schiff lag noch dicht an der Küste, um mich und Frederick Barker, der unsre persönlichen Diener zu beaufsichtigen hatte, unser Gepäck und die Hunde fortzuführen. Indem ich mich zu meinem stets als treu bewährten, teuern Freunde, Herrn Augustus Sparhawk, umwandte, hielt ich seine Hand fest in der meinen und versuchte mit überströmendem Herzen, aber mit einer durch meine Rührung fast gelähmten Zunge, meinen Dank für seine aufopfernde Güte und lange gewährte Gastfreundschaft, mein tiefes Bedauern bei unserm Scheiden und die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen auszusprechen.

Ein Wink mit meiner Hand, und die Anker wurden aufgewunden und in den Schiffen niedergelegt; darauf unsre lateinischen Segel aufhissend, fuhren wir westwärts, um uns in die Arme des Glücks zu werfen.

Ich wählte Bagamojo zum Anfangspunkte meiner Wanderungen. Gleich dort wollte ich den verschiednen ungezähmten Geistern, welche sich jetzt unter mein Kommando gestellt hatten, Achtung für Ordnung und Disziplin, für Gehorsam und System einimpfen und hoffte, dann in voller Freiheit überallhin wandern zu können.

Am Morgen des 17. November 1874 wurde der erste Schritt nach dem Innern zu gethan. Das Jagdhorn rief die Leute zusammen, um sich vor unserm Quartier in Reihe und Glied aufzustellen, und einem jeden wurde seine Last zugeteilt, je nachdem wir seine Kraft als Packträger abschätzten. Einem Manne von starkem, kraftvollem Bau wurde der 60 Pfd. schwere Zeugballen gegeben; einem Manne von untersetzter, gedrungener Gestalt der 50 Pfd. wiegende Perlensack; leichtgebauten 18- oder 20jährigen 40 Pfd. schwere Kisten mit Vorräten; unter die ehrbar und ernst aussehenden älteren Leute von festem Benehmen wurden die wissenschaftlichen Instrumente verteilt (Thermometer, Barometer, Uhren u. s. w.), alles in Kisten von je 40 Pfd. Schwere gepackt, während einem durch seine Festigkeit und seinen vorsichtigen Schritt ganz besonders ausgezeichneten Manne die Beförderung der drei Chronometer anvertraut wurde. Die 12 Führer, an diesem Tage mit fliegenden Kleidern von karmoisinrotem Bettdeckenzeug herausgeputzt, erbaten sich das Vorrecht, die verschiedenen Ladungen der Messingdrahtrollen zu tragen, und da sie die zweite Avantgarde bilden und rührige, kühne Jünglinge sind, so werden sie mit Sniderbüchsen bewaffnet. Die Bootträger sind herkulisch an Gestalt und Stärke, denn sie sind geübte Lastträger. Für jedes Stück des Bootes sind vier Träger bestimmt, von denen je zwei einander ablösen. Sie erhalten höhern Lohn als selbst die Aufseher mit Ausnahme des Hauptanführers Manwa Sera; außerdem ist ihnen doppelte Tageskost und das Vorrecht bewilligt, ihre Weiber mitzunehmen. Auch sechs Reitesel sind vorhanden bei der Expedition, alle gesattelt, vier für die Europäer — die beiden Pocock, Barker und mich — und zwei für die Kranken; für die letztern sind auch drei Seydelsche Netzhängematten vorhanden und dazu sechs Mann, welche wie eine Art fliegendes Lazarett benutzt werden sollen.

Im ganzen sind 356 Seelen bei der anglo-amerikanischen Expedition beteiligt. Die lange Linie streckt sich beinahe 1/2 engl. Meile weit auf dem Pfade hin, der gegenwärtig für Handelsleute wie für Forscher die Landstraße nach den Seegegenden bildet. Man hört Lärm und Gelächter die Reihen entlang und ein Summen und Gemurmel fröhlicher Stimmen, das über die Felder tönt, während unsre lange Linie auf dem welligen Lande auf- und niedersteigt und sich auf den Krümmungen des Pfades hinschlängelt. Eine ungemein helle und glühend heiße Sonne schien auf uns; der Pfad war trocken und hart und zum Reisen wunderbar geeignet, und während des Anfangs unsres ersten Marsches konnte man sich nichts strenger Geordnetes denken, als diese langestreckte, schmale Kolonne, welche im Begriff stand, der Wildnis die Stirn zu bieten.

Alsbald wird aber die Glut der blendenden Sonne überwältigend, indem wir in das Thal des Kinganiflusses hinabsteigen. Die Reihen lösen sich und werden unordentlich. Die Leute klagen über die schreckliche Hitze, die Hunde schnauben und lechzen vor Durst; wir selbst sogar unter unsern Sonnenschirmen mit geröteten Gesichtern und schweißtriefenden Stirnen, die Taschentücher fortwährend zum Abwischen der Tropfen gebrauchend, die uns fast blind machen, und von unsern schweren Wollsachen in das Gefühl einer Todesangst versetzt, wir möchten gern rasten; aber die von der Sonne gebleichten Ebenen des lohfarbenen durstigen Thales konnten uns nicht im geringsten dazu veranlassen. Die Reiseveteranen dringen vorwärts auf den drei engl. Meilen entfernten Fluß zu, wo sie Ruhe und Schutz vor der Sonne erlangen können; aber die Unerfahrenen liegen auf den Boden hingestreckt, eifern gegen die Hitze, schreien nach Wasser und jammern über ihre Thorheit, Sansibar verlassen zu haben. Wir halten an, um ihnen zu sagen, daß sie eine Weile rasten und dann zu dem Fluß herunter kommen sollen, wo sie uns finden würden; wir geben guten Rat, sprechen Mut ein und trösten die wilderregten Leute, so gut wir es vermögen. Um 2 Uhr nachmittags wurde der Kingani erreicht. Frank und sein Bruder Edward, welche beim Beginn dieser Marschverzögerungen nach dem Orte der Überfahrt abgesandt waren, haben indes das

zerlegbare Boot Lady Alice fertig zusammengesetzt, und das Hinüberfahren der Menschen, Waren, Esel und Hunde über den Kingani wird mit Energie betrieben.

In Kikoka rasten wir am folgenden Tage. Die Marschlinie, welche wir nach reiflicher Überlegung nach dem Innern zu auswählten, lag mit den uns aus den Schriften der vielen Reisenden bekannten Wege parallel, dehnte sich aber 30 engl. Meilen weit nördlich von der nördlichsten derselben aus. Mühsam bewegte sich der Zug an den Terrassen, die nach dem innern Hochlande aufsteigen, vorwärts. Wir machten vier Tage in Suna Halt, da wir uns in einem jämmerlichen Zustande befanden. Wir hatten mehr als 30 Kranke, einige litten an der Ruhr, andre an Fieber, Asthma, an Brust- und Herzkrankheiten; die Lungen waren schwach, und der Rheumatismus forderte seine Opfer. Edward Pocock kam am Nachmittage des Tages unsrer Ankunft in Suna zu mir und klagte über Schmerzen in den Lenden, über Klopfen im Kopf und über ein leichtes Fieber. Am folgenden Tage hatte sich der Zustand des jungen Mannes verschlimmert. Als ich alle Anzeichen seiner Krankheit sorgfältiger untersuchte, merkte ich, daß es unverkennbar ein schrecklicher Typhusanfall sei. Niemals seit dem Augenblick, wo wir die See verlassen hatten, waren wir niedergeschlagener und betrübter als am 17. Januar 1875, wo wir Suna verließen. Die Hungersnot in Ugogo und jene entsetzlich in die Länge gezogene Kraftprobe beim Zuge durch das Gestrüpp bei Uveriveri hatte uns unsre männliche Haltung geraubt und uns ganz mutlos gemacht; außerdem hatten wir eine überaus zahlreiche Krankenliste und Edward Pocock und drei Wangwana lagen gefährlich krank in Hängematten. Wir waren eine unaussprechlich unglückliche und ganz verzagte Rotte; dennoch schleppten wir uns, durch unser Schicksal gedrängt, aber freilich matt und langsam vorwärts.

Als todmüde, schwache Geschöpfe kamen wir in dem 400 engl. Meilen vom Meere entfernten Tschiwyu an. Man baute eben an einer Einpfählung und schichtete ein dichtes Gehege von Reisigholz um einen geräumigen Kreis auf, an dessen innerem

Umkreis Grashütten schnell eingerichtet wurden, als Frank mich ersuchte, an das Lager seines Bruders zu eilen. Ich sprang zu ihm hin — doch nur noch zeitig genug, um ihn seinen Geist aufgeben zu sehen. Frank schrie vor Gram laut auf, als er sich überzeugte, daß der Geist seines Bruders auf ewig entflohen war. Wir höhlten ein 4 Fuß tiefes Grab am Fuße einer altehrwürdigen, ihre Zweige weit ausbreitenden Akazie aus, und in ihren alten Stamm schnitt Frank ein tiefes Kreuz, das Sinnbild des Glaubens, an dem wir alle festhalten, und nachdem der Körper in sein Leichentuch gewickelt war, bestatteten wir ihn in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne zur ewigen Ruhe.

Am Morgen des 27. Februar 1875 standen wir früh auf und machten uns zu einem 19 engl. Meilen langen Marsche reisefertig, der um 4 Uhr nachmittags im Dorfe Kagehji endigte. Die Leute faßten die Wichtigkeit dieses Tagesmarsches ebenso scharf auf und hatten ebenso vollkommnes Verständnis für alles, was diese abschließende Tagereise nach Kagehji ihren ermüdeten Körpern versprach, wie wir Europäer. So wie wir selbst, sahen sie freudig viele Wochen vor sich, wo wir alle uns von unsern Anstrengungen erholen und dabei Überfluß an guten Nahrungsmitteln haben würden. Als das Hornsignal: „Macht euch auf den Weg" ertönte, antworteten die Wanyamwesi und Wangwana mit Freudengeschrei und dem lauten Rufe: „Ja wahrlich, ja wahrlich, so Gott will" darauf, und ihre freudige Begeisterung war ansteckend: die Eingebornen, welche sich in Masse versammelt hatten, um Zeugen unsrer Abreise zu sein, wurden auch von ihr ergriffen und spornten unsre Leute durch die Versicherung an, daß der See nicht sehr weit sei, — „nur ein Spaziergang von 2—3 Stunden." Frank Pocock schritt ungestüm vorwärts, bis er die Höhe des Berges erreicht hatte. Er schaute lange mit umherschweifenden Blicken aus, schwenkte seinen Hut und kam mit freudestrahlendem Gesicht zu uns herunter, indem er uns enthusiastisch mit dem Feuer der Jugend und Begeisterung zujauchzte: „Ich habe den See (Viktoria-Nyanza) gesehen; er ist großartig." Alsbald erreichten auch wir

die Höhe des Berges, wo, wie wir fanden, der Zug Halt gemacht hatte. Die Wanyamwesi*) stimmten nun ihren Triumphgesang an:

„Singt, o Freunde, singt, die Reise ist beendet;
Singt laut, o Freunde, singt dem großen Nyanza.
Singt alle, singet laut, o Freunde, singt dem großen See;
Werft euren letzten Blick den Ländern hinten zu, wendet dann euch zum See.

Vor langer Zeit verließt ihr eure Lande,
Verließet Weib und Kind, die Brüder und die Freunde,
Sagt mir, habt je ihr einen See gesehn wie diesen,
Seitdem die große Salzsee ihr habt verlassen?

Chor:
So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet;
Sing laut, o Freund, sing diesem großen See" u. s. w.

Durch die muntere Musik wieder neu belebt, ließen wir die Flaggen im Winde flattern und zogen in langer Reihe langsam an den Abhängen hinunter den Feldern von Kagehji zu.

3. Der Viktoria-Nyanza.

Am Morgen des 28. Februar erwachten wir alle mit dem Gefühl einer wesentlichen Erleichterung. Jetzt gab es keine Märsche mehr, keine Hornsignale, um uns immer wieder zu den Anstrengungen eines Reisetages aufzuwecken, keine Angst vor einer Hungersnot, wenigstens auf einige Monate. Vor Ablauf von sieben Tagen war das Boot seefertig und zur Milderung des rauhen Lebens auf dem Wasser nach Kräften ausgerüstet, und es wurde endlich erklärt, daß das Boot nur auf die Bemannung warte. „Möchte wohl jemand von euch mich als Freiwilliger begleiten?" Alles blieb totenstill. „Auch nicht für Belohnung und Extrabezahlung?" Abermals Totenstille. „Und dennoch," sagte ich, „muß ich abreisen. Wollt ihr mich allein gehen lassen?" — „Nein." — „Nun, was dann? Zeigt mir, meine Braven, die Männer, welche sich freiwillig anwerben lassen, um ihrem Herrn auf einer Rundfahrt um den See zu folgen." Alle waren wieder stumm. Als ich sie alle einzeln vornahm,

*) Bewohner von Unjamwesi.

sagte jeder, er verstehe von dem Leben auf der See gar nichts. „Was soll ich aber thun?“ Manwa Sera sagte: „Meister, gebt diese Fragen auf; bestimmt Eure Gefährten durch Euren Befehl. Alle Eure Leute sind Eure Kinder, und sie werden Euch nicht ungehorsam sein. Kommandiert sie, und sie werden alle mitgehen.“ Ich rief deshalb Katschetsche, meinen ersten Polizeibeamten, herbei und sagte ihm, er möge die Namen aller derjenigen jungen Leute ausfindig zu machen suchen, welche an das Seeleben gewöhnt seien. Ich stellte darnach eine Liste von zehn Matrosen und einem Steuermann zusammen und war entschlossen, der Treue dieser Leute mich selbst und meine Habe während meiner Fahrt um den Viktoria-See anzuvertrauen. Nachdem ich Verhaltungsmaßregeln für Frank Pocock und Frederick Barker über allerlei die Wohlfahrt der Expedition während meiner Abwesenheit betreffende Gegenstände aufgezeichnet und durch ein rechtzeitiges Geschenk mich für sie um das Wohlwollen Songoros und des Fürsten Kaduma (in seinem Lande Usukuma lag Kagehji) beworben hatte, ging ich am 8. März 1875 unter Segel und fuhr nach Osten zu, an den Gestaden des breiten Seearmes hin, den wir zuerst zu Gesicht bekommen hatten, und der, zu Ehren seines Entdeckers, unter dem Namen „Speke-Golf“ bekannt ist. Am 11. März sahen wir am Ufer die mit Gestrüpp bedeckten Gipfel der Nyanzahöhen, während sich zwischen ihnen glitzernd die breite und prächtige Bucht hinstreckte, welche in ihr Becken den Schimiju-Fluß, als den am weitesten nach Süden reichenden Zufluß der Nilgewässer, aufnimmt. Als wir Irangara hinter uns gelassen hatten, fuhren wir aus dem engern Seitenarm heraus und bekamen die gewaltige ozeanartige Seefläche des Viktoria-Nyanza zu Gesicht. Die vielen Inseln, auf die wir in den nächsten Tagen stießen, erwiesen sich für unsre Bootfahrt so störend, daß wir uns genötigt sahen, vorsichtig dem östlichen Seegestade entlang hinzuschleichen.

Am 25. März begannen wir unsre Reise längs der Nordküste des Viktoria-Sees. Der Wind, welcher in einzelnen starken Stößen von Nordwesten her geweht hatte, legte sich plötzlich; denn im Nordosten hatte der Himmel schon lange drohend ausgesehen. Gewölk wogte in dichten Massen von jeder Richtung

her empor und warf düstre Schatten über die waldbedeckten Abhänge und Gebirgskämme von Usuguru, welche fast so schwarz wie ein samtnes Leichentuch wurden, während der See so ruhig dalag, als wenn er in Glas verwandelt wäre. Bald erschien die aufgehäufte Wolkenmasse ausgezackt, und eine Unglück verkündende Linie von tiefschwarzer Farbe lief im Zickzack durch ihren Mittelpunkt, und von ihr schien der Sturm auszugehen. Ich bat die Schiffsmannschaft, weiter nach hinten zu kommen, und nachdem ich ein doppeltes Tau an den Steinanker befestigt hatte, ließ ich alle Eimer und Schöpfgefäße bereit halten, da ein starker Regen drohte. Der Wind fiel dann, wie wenn er gerade von oben käme, mit überwältigender Kraft über unsre niedergebeugten Köpfe her, kämpfte gegen den Widerstand, dem er begegnete, so wütend an, als wollte er uns bis auf den Grund des Sees niederdrücken, und dann, von der Wasseroberfläche zurückgeschlagen, kräuselte er diese zu Millionen kleiner Wellen. Die Temperatur sank auf 13 ½° R., und zugleich mit dem plötzlichen Eintritt dieser Kälte fielen beträchtliche Massen sehr großer Hagelkörner, welche mit gewaltiger Kraft auf uns losprasselten und uns mit den Zähnen klappern ließen. Darauf fiel der Regen in Strömen nieder, die Blitze flammten, und unmittelbar folgten Donnerschläge, wie ich sie schrecklicher nicht gehört zu haben glaube. Der Regen ergoß sich wirklich in so ungeheurer Menge, daß zwei Mann für jeden Abteil erforderlich waren, um das sich schnell mit Wasser füllende Boot auf dem Kamme der Wellen schwimmend zu erhalten. Die Mannschaft schrie, daß es im Sinken begriffen sei, daß uns, wenn der Regen in solcher Masse anhielte, nichts retten könnte. In Erwiderung darauf feuerte ich sie nur an, um so schneller auszuschöpfen. Unsre Kraftanstrengungen waren jetzt ganz allein dem Zwecke gewidmet, unsre armen, vom Hagel braun und blau geschlagnen Personen über Wasser zu erhalten, und dies beschäftigte die Mannschaft so sehr, daß sie die Schrecken der stockfinstern und gräßlichen Nacht fast darüber vergaß. Zwei Stunden lang dauerte diese schwere Prüfung; dann konnten wir vor Freude, in die sich auch die Gefühle des Dankes mischten, aufjauchzend unsre beklommene Brust erleichtern. Wir nahmen nun unsre

Anker an Bord und stahlen uns durch die Dunkelheit nach der Westseite der Ngevi-Insel hin, wo wir an einem bald angezündeten Feuer unsre Kleider und durchnäßten Körper trockneten und bei einem Topf heißen Liebigschen Fleischextraktes uns zu einem Gelächter über unsre kritische Lage ermannten.

Am folgenden Morgen schien die Welt neugeboren; denn der Himmel war ein bläulicher Kristall; die Küsten sahen aus, als wenn sie mit frischem Grün bemalt wären; der See leuchtete wie polierter Stahl, und die Atmosphäre schien ganz besonders zur Gesundheit geschaffen zu sein. Grade als wir uns am 2. April zur Abreise anschickten, sahen wir sechs mit Menschen dicht besetzte Kanoes um eine Landspitze kommen. Mitten auf der Bai von Kadzi begegneten wir uns, und eine äußerst feierliche Begrüßung fand statt. Der Befehlshaber war ein schöner, rüstiger, junger Mann von ungefähr 20 Jahren. Nachdem er in unser Boot gesprungen war, kniete er vor mir nieder und richtete seine Botschaft mit folgenden Worten aus:

„Der Kabaka (Kaiser Mtesa von Uganda) entsendet mich mit vielen Salaams (Segenswünschen) an Euch. Er hegt die bestimmte Erwartung, daß Ihr ihn besuchen werdet, und hat sein Lager in Usavara aufgeschlagen, damit er dem See nahe sei, wenn Ihr kommt. Er weiß nicht, aus welchem Lande Ihr gekommen seid; aber ich habe einen Eilboten mit einem Kanoe, der nicht eher anhalten wird, als bis er alle Nachrichten dem Kabaka überbracht hat. Gebt mir Eure Antwort, damit ich den Eilboten absenden kann. Twianzi, twianzi, twianzi (Dank, Dank, Dank!).“ Da der junge Befehlshaber, dessen Name Magassa war, Kiswahili verstand, so konnte ich ihm und seinen Leuten freimütig und offen alle mich und meine Expedition betreffenden Nachrichten mitteilen, und als ich geendet hatte, übersetzte Magassa die Botschaft in Kiganda (Sprache von Uganda), und der Bote reiste sofort ab.

Als wir ungefähr 2 engl. Meilen von Usavara entfernt waren, sahen wir etwas, das wir für Tausende von Menschen hielten, die sich auf einer sanft ansteigenden Bodenfläche in Ordnung stellten. Als uns dann von der Küste nur noch etwa 1 engl. Meile trennte, gab Magassa den Befehl, unser Heran-

nahen an dieselbe durch Feuerwaffen anzuzeigen, und sofort wurde seinem Befehle von einem Dutzend Musketieren Folge geleistet. Aus der Entfernung einer halben Meile bemerkte ich, daß die Volksmassen an der Küste zwei dichtgedrängte Linien gebildet hatten, an deren Enden mehrere feingekleidete Männer in karmoisinroten, schwarzen und schneeweißen Gewändern standen. Als wir uns der Bucht näherten, krachten Salven von Flintenschüssen längs der langen Linien hin. Zahlreiche Kesselpauken und Baßtrommeln ließen ein lärmendes Willkommen erschallen, und Flaggen, Fahnen und Fähnchen wehten und das Volk jauchzte laut auf (siehe Abbildung 28!). Sehr erstaunt über diese pomphaften und feierlichen Begrüßungen schritt ich auf die große Standarte zu; neben dieser stand ein kleiner, junger Mann in einem karmoisinroten Oberkleide, das über einen fleckenlos weißen Anzug von gebleichter Baumwolle herabfiel, und vor ihm kniete ehrfurchtsvoll Magassa, der an die Küste vorangeeilt war, und gab mir zu verstehen, daß dieser kleine, junge Mann der „Katekiro“ *) sei. Da ich eigentlich durch diese Mitteilung um nichts klüger geworden war, so beschränkte ich mich darauf, eine Verbeugung zu machen, was sonderbar genug von ihm nachgeahmt wurde, nur daß seine Verbeugung viel tiefer und stattlicher war als die meinige.

Ein Dutzend gutgekleideter Personen trat nun hervor, und, meine Hand ergreifend, versicherten sie mir in der Swahili-Sprache (= Kiswahili), daß ich in Uganda willkommen sei. Der Katekiro machte nun eine Kopfbewegung, und mitten unter einem allgemeinen Wirbeln und Schlagen aller Trommeln und Pauken gingen wir Seite an Seite und von tausend Neugierigen begleitet nach einem Hofe und nach einem Ringe von Hütten und Rasendächern, die ein größeres Haus umgaben, welches, wie man mir sagte, mir zur Wohnung angewiesen sei.

Die Waganda (Bewohner von Uganda) haben, wie ich bald darauf fand, durchaus nicht die Gewohnheit, einem Fremden gegenüber Gleichgültigkeit und Mangel an Wißbegierde zu zeigen. Ganze Salven von Fragen wurden auf mich abgefeuert in Bezug

*) Premierminister.

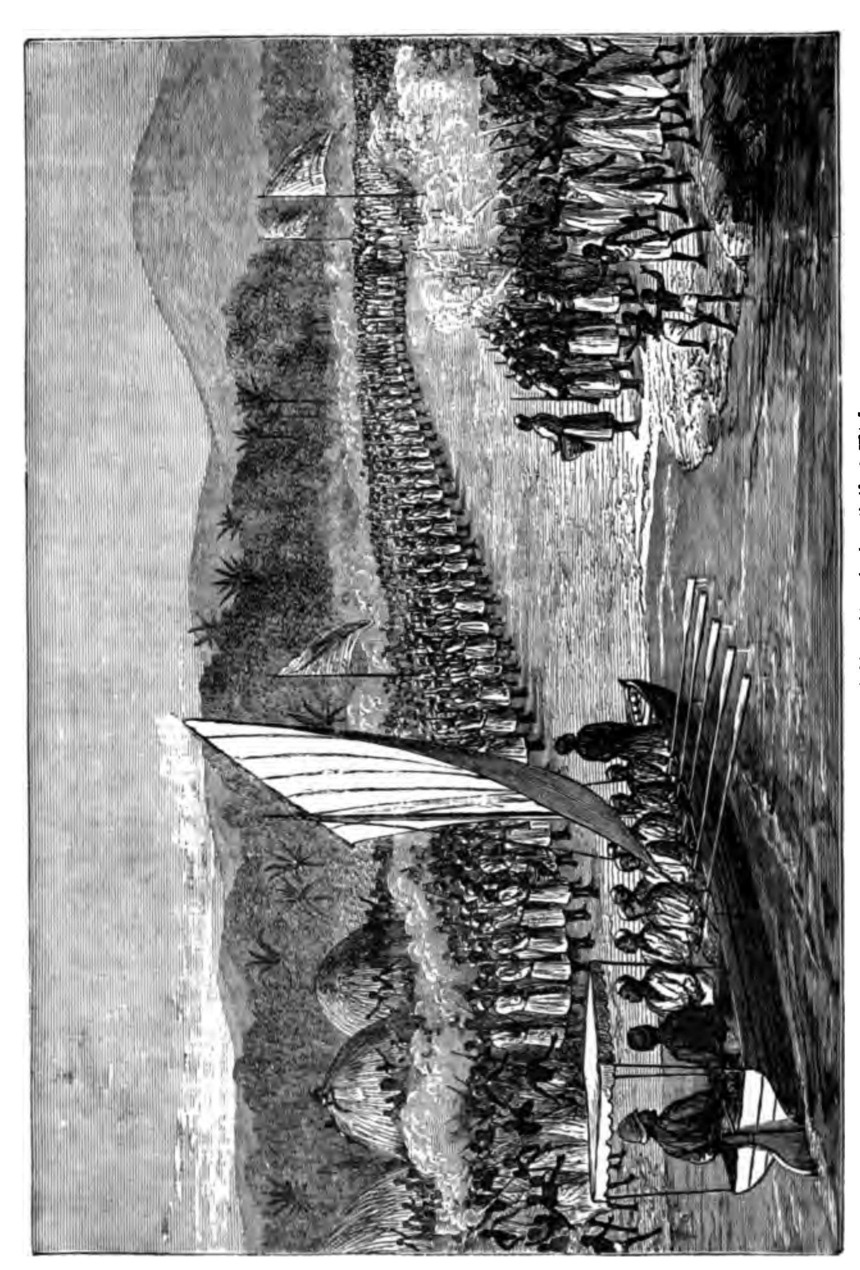


Abb. 28. Empfang durch die Leibgarde des Kaisers Mtesa.

auf meine Gesundheit, meine Reise und ihr Ziel, auf Sansibar, Europa und seine Bevölkerung, auf Meer und Himmel, Sonne, Mond und Sterne, Engel und Teufel, Künstler und Handwerker im allgemeinen; kurz und gut: als der Vertreter von Nationen, welche „alles wissen", wurde ich einer sehr tief eindringenden Prüfung unterworfen, und nach einer Stunde und zehn Minuten wurde die einstimmige Erklärung abgegeben, daß ich dieselbe bestanden habe. Einige der Anwesenden eilten direkt zum Kabaka und teilten ihm mit, der weiße Mann sei ein Genie, er wisse alles und sei auffallend höflich und gesellig, und der Kabaka soll „sich dabei die Hände gerieben haben", wie wenn er in den Besitz eines Schatzes gelangt wäre.

Die Früchte des so günstig über mich gefällten Urteils fielen mir nun sozusagen in den Schoß, und der Lohn für meine Verdienste trat mir alsbald vor die Augen in Form von 14 fetten Ochsen, 16 Ziegen und Schafen, 100 Bananenbüscheln, 3 Dutzend Hühnern, 4 Holzgefäßen mit Milch, 4 Körben voll süßer Kartoffeln, 50 grünen Maiskolben, einem Korb mit Reis, 20 frischen Eiern und 10 Krügen mit Marambawein. Kauta, Mtesas Haushofmeister oder Mundschenk, welcher die Treiber oder Träger dieser verschiedenen Geschenke an Mundvorräten mir zuführte, fiel vor mir auf die Kniee und sagte: „Der Kabaka übersendet Salaams an seinen Freund, der so weit gereist ist, um ihn zu besuchen. Der Kabaka vermag das Antlitz seines Freundes nicht eher zu sehen, als bis derselbe gegessen und getrunken hat. Der Kabaka hat seinen Sklaven mit diesen wenigen Dingen an seinen Freund gesandt, damit er essen möge, und um die neunte Stunde, nachdem sein Freund sich ausgeruht hat, wird der Kabaka Boten senden und ihn einladen, in der Burzah (Versammlung) zu erscheinen. Ich habe gesprochen. Twianzi, twianzi, twianzi!"

Die neunte Tagesstunde erschien. Wir hatten uns gebadet, abgebürstet und gesäubert und waren körperlich und geistig auf die denkwürdige Stunde vorbereitet, in welcher wir mit dem hervorragendsten Manne des äquatorialen Afrikas zusammenkommen sollten. Zwei der Pagen des Kabaka erschienen, um uns abzuholen. „Der Kabaka ladet euch zur Burzah ein,"

sagten sie. Sofort ziehen wir aus dem Hofe hinaus, je fünf von den Bootsleuten zu meinen beiden Seiten, mit Sniderbüchsen bewaffnet. Wir erreichen eine kurze, breite Straße, an deren Ende sich eine Hütte befindet. Hier sitzt der Kabaka auf einem Throne, zu dessen beiden Seiten in einander gegenüberstehenden Linien eine Menge Häuptlinge sitzen oder knieen, an den Enden dieser Linien bilden Trommler, Wachen, Henker, Pagen u. s. w. einen Abschluß. Der mächtigste Mann des äquatorialen Afrika erhebt sich und geht auf uns zu; alle die in den Reihen sitzenden Personen erheben sich ebenfalls.

Der Kabaka, ein großer, magerer Mann mit glattem Gesicht, großen Augen und kräftigem Aussehen, mit einer schwarzen, dickwollenen Robe und darunter mit einem weißen, von einem Goldgürtel umschlungenen Hemde bekleidet, schüttelte mir warm und ausdrucksvoll die Hände und lud mich, indem er sich nicht ohne Anmut verbeugte, ein, mich auf einen eisernen Schemel zu setzen. Er betrachtete mich nun bedächtig und aufmerksam, worin auch ich seinem Beispiele mit Interesse folgte; denn er war eine ebenso interessante Erscheinung für mich als ich für ihn. Der Eindruck, den ich auf ihn machte, ließ ihn bemerken, daß ich jünger als Speke und nicht so groß, aber besser gekleidet sei als jener Reisende. Dies schloß ich aus seinen kritischen Äußerungen, die er gegen seine Umgebung that. Der Eindruck, den er auf mich machte, bestand darin, daß wir beide näher miteinander bekannt werden würden, daß ich aus ihm vielleicht einen Proselyten, jedenfalls aber ihn zu einem Wohlthäter Afrikas machen werde. Der Hauptgrund für meine Bewunderung lag wahrscheinlich in der Überraschung, mit welcher ich den Herrscher, welchen Speke als Knabe gesehen hatte, und der von ihm auf ungefähr 200 Seiten seines Buches als ein eitler, närrischer, launischer, halsstarriger Jüngling und als ein blutgieriger Despot geschildert wurde, jetzt als einen Mann vor mir sah, der ruhig und gesetzt in seinem Wesen war und in seinen Fragen und Bemerkungen mehr Intelligenz zeigte, als ich irgendwo in Afrika zu finden erwartet hatte.

Am 10. April 1875 brach der Hof sein Jagdlager in Usavara am See ab und siedelte nach der Hauptstadt auf dem Hügel

Rubaga über, wohin nachzufolgen ich dringend eingeladen wurde*). Mein in der Mitte eines etwa 100 Fuß im Quadrat großen Pisang-Gartens stehendes Haus war 20 Fuß lang, von zeltähnlicher Gestalt, mit einer kleinen Vorhalle oder Dachrinne, die wie eine Haube über die Thür vorsprang; es war in zwei Zimmer eingeteilt.

Seit dem 5. April hatte ich zehnmal das Vergnügen und die Ehre gehabt, mich mit Mtesa zu unterhalten, und während aller dieser Zusammenkünfte hatte ich Gelegenheit genommen, Gegenstände zur Sprache zu bringen, welche uns zu einer Besprechung des Christentums hinüberführen konnten; es geschah in meiner Gegenwart nichts, was ich nicht sofort zu wenden und zu kehren mich bemüht hätte, daß ich damit meiner Hauptabsicht, nämlich ihn zu bekehren, irgendwie förderlich sein möchte. Ich malte nur in einfachen Zügen für ihn das Bild des Gottessohnes, der sich für das Heil aller Menschen ohne Ausnahme, der Weißen wie der Farbigen, erniedrigt hat, und erzählte ihm, wie er, während er in Menschengestalt einherging, ergriffen und von gottlosen Menschen gekreuzigt worden sei, und wie er dennoch, aus großer Liebe zu ihnen, während er noch den bittern Kreuzestod litt, seinen großen Vater gebeten habe, ihnen zu vergeben. Ich zeigte die Charakterverschiedenheit zwischen ihm, den die Weißen liebten und anbeteten, und Mohammed, den die Araber verehrten; wie Jesus die Menschheit zu lehren suchte, alle Menschen zu lieben, ohne Ausnahme, während Mohammed seine Anhänger lehrte, daß die Ermordung der Heiden und Ungläubigen eine Handlung sei, für welche sie mit dem Paradiese belohnt würden. Ich überließ es Mtesa und seinen Häuptlingen, zu entscheiden, wer der würdigere, edlere Charakter sei. Ich hatte auch angefangen, für ihn die zehn Gebote zu übersetzen, und Idi, der Schreiber des Kaisers, übertrug die Worte des Gesetzes ins Kiganda. Die Begeisterung, mit welcher ich mich in diese Lehrthätigkeit stürzte, wurde bald von Mtesa und einigen seiner vornehmsten Häuptlinge geteilt, welche von dem Interesse für Religionsgeschichte

*) Siehe Bild und Beschreibung bei Speke, S. 20!

so in Anspruch genommen wurden, daß von andern Geschäften nur wenig gethan wurde. Die politische Burzah und der kaiserliche Gerichtshof war jetzt zu einem traulich stillen Gemach geworden, in welchem nur Moral- und Religionsgesetze besprochen wurden.

Die Periode meines Aufenthalts bei Mtesa ging nun zu Ende, und ich ersuchte ihn um die Erlaubnis, die ganze Reisegesellschaft von Kagehji nach Uganda zu bringen.

Wir fuhren an der Nord-, später an der Westküste des Sees entlang. In eine Bai der letztern mündet der Alexandra-Nil (= Kagéra) mit einer mächtigen, tiefen Strömung ein, welche man wegen ihres Umfangs und ihrer dunklen Eisenfarbe mehrere Meilen weit im See verfolgen kann. An seiner Mündung in den See ist er 150 m breit und verengt sich 2 engl. Meilen weiter aufwärts bis auf etwa 100 m. Wir versuchten noch weiter stromauf zu fahren, aber die Strömung war so stark, daß wir nur langsam vorwärts kamen und uns nach einer Bootfahrt von 3 engl. Meilen genötigt sahen, unsern Plan aufzugeben. Die tiefsten Stellen, welche wir fanden, betrugen 85 Fuß. Ich kenne keinen andern Fluß unter den Zuflüssen des Viktoria-Nyanza, der diesem gleichkäme.

Wir sahen die Bumbireh-Inseln liegen und waren wegen des Ankaufs von Nahrungsmitteln genötigt, dorthin zu fahren.

Um 9 Uhr vormittags entdeckten wir nahe am Südostende der langen Insel eine Bucht und ruderten langsam hinein. Unmittelbar darauf stürzten die Eingebornen die Abhänge herunter, indem sie ihren Kriegsgesang anstimmten und ein wildes Geschrei ausstießen. Als wir ungefähr 50 m von der Küste entfernt waren, hieß ich den Leuten das Rudern einstellen, aber Safeni und Baraka wurden beredt und sagten: „Es ist fast immer so, Meister, mit den Wilden. Sie erheben ein Geschrei, drohen und sehen aus, als wollten sie uns fressen; aber du wirst sehen, daß der ganze Lärm aufhören wird, sobald sie uns sprechen hören. Außerdem frage ich, wo wir Nahrungsmittel erhalten sollen, wenn wir diesen Ort ohne solche verlassen?“ Die Eingebornen kamen eiligst zum Rande des Wassers herunter und hatten sich bis auf Hörweite genähert. Ich sah,

wie einige große Steine aufhoben und andre ihre Bogen schußfertig machten. Wir waren jetzt nur noch 10 m vom Strande entfernt, und Safeni und Baraka hielten eine Ansprache, indem sie mit Gebärden auf ihren Mund wiesen und ebenso zu verstehen gaben, daß ihr Magen leer sei. Sie lächelten dann mit einschmeichelnden Gesichtern; sie brauchten die Ausdrücke: „Brüder", „Freunde", „liebe Gefährten" in der beredtesten Weise. Safenis und Barakas gefällige und muntere Sprachgewandtheit schien gut gewirkt zu haben; denn man ließ die Steine fallen, spannte die Bogensehnen ab und senkte die drohend erhobenen Speere. Safeni und Baraka kehrten sich jetzt triumphierend zu mir um und fragten: „Was haben wir gesagt?" und dann luden sie mit einnehmender Freigebigkeit die Eingebornen, deren Zahl sich jetzt auf 200 belaufen mochte, ein, näher heranzukommen. Diese berieten sich eine kleine Weile und mehrere, jetzt ebenfalls freundlich lächelnd, stiegen ins Wasser und kamen an uns heran. Einige Sekunden standen sie da, wie es schien, zu einer freundlichen Unterredung; aber plötzlich stießen sie durch einen ungestümen Anlauf das Boot an das Gestade, und jetzt schleppten alle die andern dasselbe ungefähr 10 m über den felsigen Strand aufs Trockne, so daß wir alle fast starr vor Erstaunen dastanden. Darauf folgte eine Scene, welche jede Beschreibung überstieg. Ein Pandämonium — alle Dämonen der Hölle in Waffen — wütete rings um uns. Ein Wald von Speeren zielte auf uns; 30 bis 40 Bogen waren gegen uns gespannt; ebenso viele Pfeile mit Widerhaken schienen im Fluge begriffen zu sein; dicke, knotige Keulen wurden über unsern Köpfen geschwungen; 200 kreischende, schwarze Teufel stießen sich und kämpften miteinander um freien Raum, daß sie ihre Wut an uns auslassen könnten, und um die günstige Gelegenheit, uns einen niederschmetternden Schlag zu versetzen oder Speere und Geschosse nach uns zu schleudern. Ich nahm die Miene eines sich in sein Schicksal ergebenden Menschen an, behielt aber dabei meine Revolver mit selbstrotierendem Cylinder in den Händen. Meine Bootsmannschaft ertrug auch den ersten Ausbruch des Sturmes der kreischenden Wut mit fast erhabener Unerschütterlichkeit. Unser

Benehmen war von bedeutender Wirkung. Der Aufruhr und Lärm schien wirklich abnehmen zu wollen, als einige 50 neue Ankömmlinge die noch glimmende Wut wieder entflammten. Safeni erhielt einen Stoß, infolge dessen er taumelte, der kleine Kirango einen Schlag auf den Kopf mit einem Speerschafte, Saramba schrie laut auf, als eine Keule auf seinen Rücken niederfiel.

Ich selbst sprang nun, die beiden Revolver in der Hand haltend, auf, um Vorstellungen zu machen. Ich wandte mich an einen ältern Wilden, welcher die Volksmasse von zu weit gehenden Roheiten abzuhalten schien. Andre aus der Masse hervorragende Männer standen jetzt dem Alten bei, welcher, wie wir später erfuhren, Schekka, der König von Bumbireh, war. Nachdem er sich auf solche Weise beeifert hatte, etwas Ruhe herzustellen, winkte er einem halben Dutzend Männern zu und ging mit ihnen hinter die Masse zurück. Es sollte das einem freien und unabhängigen Afrikaner so teure „Schauri" gehalten werden. Die Hälfte des Haufens folgte dem König und seinen geheimen Räten, während die andre Hälfte zurückblieb.

Ein Bote vom Könige und seinem Rate kommt jetzt an und winkt Safeni heran. Ich sagte zu ihm: „Safeni, nimm deinen Witz zusammen!" „So Gott will, Meister!" erwiderte er. Er kehrte mit strahlendem Gesichte zurück. „Es ist alles in Ordnung, Meister, wir haben nichts mehr zu fürchten. Sie sagen, wir müßten bis morgen hier bleiben." Während Safeni noch sprach, stürzten sechs Männer heran und ergriffen die Ruder. Ein lautes Freudengeschrei begrüßte die Wegnahme derselben.

Das Schauri nahm seinen Fortgang. Ein zweiter Bote kam und verlangte fünf Stück Zeug und fünf Fundo*) Halsbänder. Sie wurden ihm ausgeliefert. Da es aber beinahe Mittag war und die Wilden die Gewißheit hatten, daß wir nicht entfliehen könnten, so zogen sie sich in ihr nächstes Dorf zurück, um sich mit Wein und Speise zu erquicken. Um 3 Uhr nachmittags hörten wir mehrere Trommeln schlagen. Eine lange Linie von Eingebornen in vollständigem Kriegerschmucke

*) Ein Fundo = zehn Halsbänder.

erschien jetzt auf dem Kamme der Terrasse. Selbst Safeni und Baraka waren in Erstaunen gesetzt, und ihre ersten Worte waren: „Triff deine Vorbereitungen, Meister, es ist ernste Not.“ Schekka schlug das Schließen der Blutsbrüderschaft aus. Der Kampf mußte jeden Augenblick ausbrechen. „Hier, Safeni,“ sagte ich, „nimm diese beiden schönen roten Tücher in die Hand, geh langsam eine kleine Strecke zu ihnen hinauf, und in dem Augenblick, wo du meine Stimme hörst, lauf zu uns zurück, und ihr, meine Jungen, merkt scharf auf, denn jetzt gilt's Leben oder Tod. Stellt euch an beiden Seiten des Bootes auf, legt eure Hände wie ohne Absicht, aber mit festem Griff an dasselbe; wenn ich euch den Befehl zurufe, so stoßt es mit der Kraft von 100 Männern den Hügel hinunter in das Wasser. Seid ihr alle bereit und glaubt ihr, daß ihr es thun könnt?“ — „Ja, Meister,“ schrieen sie einstimmig. — „Geh, Safeni!“ Ich wartete, bis er ungefähr 50 m weit gegangen war, und bis ich sah, daß er genau meinen Anweisungen nachkam.

„Stoßt vorwärts, meine Jungen, stoßt, es gilt das Leben!“ Die Mannschaft beugte die Köpfe nieder und strengte die Arme an; das Boot fing an, sich zu bewegen, und unter mir entstand ein zischendes, knirschendes Geräusch. Ich ergriff meine doppelläufige Elefantenflinte und schrie: „Safeni! Safeni! zurück!“ Die Eingebornen hatten scharfe Augen. Sie sahen das Boot sich bewegen, und, wie von einem Willen beseelt, jagten sie den Hügel herab. Mein Boot war indes bis an den Rand des Wassers vorgerückt. „Schiebt es in den See, meine Freunde, kümmert Euch nicht um das Wasser.“ Und von allen Hindernissen befreit, schoß es mit freiem Schwung in sein heimisches Element. Safeni stand einen Augenblick am Wasserrande mit den Tüchern in der Hand. Der vorderste des Haufens der Wilden war ungefähr 20 m von ihm entfernt. Er erhob seinen Speer und brachte sich zum Wurfe ins Gleichgewicht. „Spring in das Wasser, Freund, mit dem Kopf voran,“ rief ich ihm zu. Nachdem ich dem Angriff der Wilden durch einige Schüsse Einhalt gethan, half ich einem meiner Leute in das Boot und befahl ihm, den andern die Hand zu reichen, während ich meine große Flinte wieder lud. Ich befahl der Mannschaft, die

Bodenbretter aus dem Boot zu reißen und sie als Ruder zu gebrauchen. Die Wilden stießen zwei Kanoes ins Wasser und verfolgten uns ganz wacker. Zugleich sahen wir andere Kanoes von der östlichen Seite der Insel an die Küste herabkommen. Meine Elefantenbüchse wurde unter diesen Umständen mit explodierenden Kugeln geladen. Vier Schüsse töteten fünf Mann und brachten zwei Kanoes zum Sinken. Sie machten keine weitern Angriffsversuche mehr. Es war 5 Uhr nachmittags. Wir hatten nur vier Bananen im Boote und waren zwölf hungrige Menschen. Die ganze Nacht mühten wir uns ab, indem wir einander aufzumuntern und zu trösten suchten. Am Morgen war nicht ein Fleck Landes zu sehen; alles ringsum war nur eine schrankenlose Kreisfläche grauen Wassers. Wir ruderten unaufhörlich fort. Bei einbrechender Nacht waren wir ungefähr 7 engl. Meilen von einer südlich von uns gelegenen Insel entfernt, und wir machten riesige Anstrengungen, sie zu erreichen.

Wir rasteten einen Tag auf der Insel Refuge, um Ruder anzufertigen.

Mit Ruder und Segel setzten wir uns dann nach der Insel Singo in Bewegung. — Lautes Freudengeschrei bewillkommnete uns von der Küste aus; denn unsere Leute hatten uns, obgleich wir noch meilenweit entfernt waren, an unserm Segel erkannt, und als wir näher kamen, verwandelte sich das Jauchzen in Musketensalven. Wir waren ja 57 Tage fort gewesen, und manches falsche Gerücht von unserm Tode war zu unsern Leuten gelangt. Als der Kiel auf den Grund stieß, sprangen 50 Mann in das Wasser, schleppten mich aus dem Boote, hoben mich auf ihre Schultern und tanzten mit mir unter vielem Gelächter, Händeklatschen, seltsamen Biegungen und Krümmungen herum. Als ich frug, wo denn Frederick Barker wäre, und warum dieser nicht käme, um mich zu bewillkommnen, da verdüsterte sich Franks Antlitz bei der plötzlichen Erinnerung an unsern Verlust, indem er, auf einen kleinen Erdhügel am See ernst hinweisend, mit bebender Stimme antwortete: „Weil er vor zwölf Tagen gestorben ist und dort ruht.“

Ich kehrte von meiner Entdeckungsfahrt auf dem See am 5. Mai 1875 nach Kagehji zurück. Auf unsre Rückkehr folgte zunächst Sabbathruhe und eine ehrlich erworbene und recht nötige Rast. Als ich mich auf der Federwage wog, ergaben sich nur 115 Pfund, genau 63 Pfund weniger, als ich bei meiner Abreise von Sansibar gewogen hatte. Drei Fieberanfälle ließen mich noch um 7 Pfund abnehmen.

4. Überfahrt der Expedition nach Uganda.

Ein Pflichtgefühl trieb mich zur Reise nach Uganda. Der Albertsee mußte besucht werden; denn ich hatte mein Ehrenwort gegeben, es zu versuchen. Vom König Lukongeh von Ukerewe mietete ich Kanoes. Am 19. Juni von der frühen Morgendämmerung an besorgten wir die Einschiffung von 150 Männern, Weibern und Kindern, von 100 Ladungen Zeug, Perlen und Draht, von 88 Säcken Getreide und 30 Kisten mit Munition, und da ich andern die Oberleitung über die Flottille nicht übertragen konnte, so fuhr die Lady Alice, mit dem größten Teil der Munition beladen, um 9 Uhr vormittags auf dem Wege voran. Obgleich wir durch ausdauernde Anstrengungen gut vorwärts kamen, waren beim Sonnenuntergang die Mirandeh-Inseln noch nicht in Sicht. Eine tiefe Finsternis brach bald herein. Wir konnten einander nicht sehen. Von Zeit zu Zeit ließ ich ein Wachslicht über der dunkeln Wasserwüste als ein Lichtsignal für unachtsame und lässige Kanoeführer aufleuchten.

Wir waren in der Finsternis 3 Stunden lang ruhig vorwärts gefahren, als plötzlich ein gellendes Geschrei nach dem Boote gehört wurde. Ich eilte sofort nach der Stelle und entdeckte zu meinem Erstaunen bald, daß runde, dunkle Gegenstände auf dem Wasser schwammen, die wir als Köpfe von Menschen erkannten, welche, nachdem ihr Kanoe untergegangen war, auf uns losschwammen. Wir zogen die erschreckten Leute an Bord und lasen auch vier Ballen Zeug auf, aber ein Kasten mit Munition und 400 Pfund Getreide waren untergesunken. Wieder ging es vorwärts; doch hatten wir kaum 1/2 engl. Meile zurückgelegt, als uns abermals ein durchdringendes, aus dem tiefen

Dunkel ertönendes Jammergeschrei in Schrecken setzte. „Das Boot, o, das Boot!" erscholl es in kreischenden, wie von Rasenden ausgestoßenen Rufen. Als wir nach der Stelle zusteuerten, zündete ich ein Wachslicht an und setzte die Blätter eines Buches in Flammen, um den Schauplatz des neuen Unfalls zu beleuchten. Köpfe von Menschen, die mit den Wogen kämpften, und schwimmende Ballen wurden auch hier in dem Wasser gefunden, dazu auch ein mit dem Boden nach oben gekehrtes Kanoe mit einem an seiner Seite klaffenden Spalt, und während wir die Leute unter die Kanoes verteilten, hörten wir zu unserm Schrecken, daß auch fünf Flinten untergegangen waren. Mein Boot lief nun bei einer Befrachtung von 22 Menschen und 30 Traglasten bis dicht an sein Schanddeck im Wasser, und wenn ein frischer Wind sich erhob und wir dann nicht gleich die Waren über Bord warfen, mußte es ohne Zweifel sinken. Durch die Finsternis schrie ich jetzt den erschreckten Leuten zu, daß, wenn noch mehr Kanoes leck würden, die Mannschaft sofort die Getreidesäcke und die Perlen über Bord werfen und unter keiner Bedingung ihren Kahn verlassen sollte. Kaum hatte ich meine Anrede beendigt, als auch das beunruhigende Geschrei von mehreren Seiten wieder ausbrach: „Meister, das Kanoe will sinken! Schnell, komm her! O, Meister, wir können nicht schwimmen!" Es war offenbar, daß ein plötzlicher Schrecken unter diesen verzagten Seelen wütete und sie mit reißender Schnelligkeit alle Kraft und Fassung verlieren ließ. Als Antwort auf ihr rasendes Geschrei uud zugleich als die einzige Möglichkeit, uns zu retten, rief ich ihnen mit ernster Stimme zu: „Alle, die sich selbst retten wollen, müssen mir, so schnell sie nur können, nach den Inseln folgen, und ihr, die ihr nach Hilfe schreit, klammert euch an eure Kanoes fest, bis wir zurückkehren." Wir ruderten mit größter Anstrengung.

Auch ging jetzt der Mond auf, und wir waren hocherfreut, als wir nach einer halben Stunde Mirandeh erblickten, auf das wir kräftig lossteuerten. Der helle Mondschein bewirkte auch, daß die Wangwana jetzt wieder frischen Mut faßten: aber immer noch hörten wir das Jammergeschrei weit hinter uns: „Meister, o Meister, bring dein Boot! — das Boot!" —

„Horcht auf sie, meine Jungen, horcht!“ rief ich der Mannschaft meines Bootes zu, und sie entsprachen dem Zuruf, indem sie es durch das Wasser fliegen ließen. „Rudert zu, meine Männer, bis die Ruder brechen; schießt wie ein Pfeil durch das Wasser; Leben und Tod hängt von euren Anstrengungen ab; rudert wie Helden!“ Das Boot zischte förmlich durch die Wellen, während zehn Männer, sich mit der wildesten, verzweifeltsten Anstrengung hin- und herbiegend, ihm mit ihren Rudern gleichsam wie einem Renner die Sporen gaben. Wir erreichten Mirandeh, luden schleunigst Waren und die Schiffbrüchigen aus, und so erleichtert fuhr das Boot nochmals über die dunkle, aufschäumende Seefläche hin, um den in Gefahr schwebenden Leuten Hilfe zu bringen. Als ich im Begriff war, mit meinem Boote nach dem Schauplatz des Unglücks zurückzukehren, schossen zwei Kanoes wie Pfeile an mir vorbei. „Wer fährt da?“ fragte ich. — „Uledis und Schumaris Kanoes,“ erwiderte jemand. — „Sobald ihr eure Ladung gelöscht habt, kehrt augenblicklich zurück, um die Leute zu retten.“ — „Das beabsichtigen wir zu thun, Inschallah!“ antwortete eine Stimme. — „Prächtige Kerle das, ich stehe für sie ein,“ dachte ich. Weiter eilten wir zur Rettung und bliesen das Horn, um unser Herannahen zu verkündigen. Wir fuhren noch an drei oder vier Kanoes vorbei, die an uns vorüber eine Wettfahrt nach den Inseln machten. Gott sei Dank! der See war ruhig, und der Mond schien hell und klar, ein goldiges Licht über die Gewässer verbreitend. „Ihr seid brave Burschen; rudert zu, meine Söhne; denkt an jene armen Menschen auf dem See in sinkenden Kanoes.“ Meinen Bitten entsprechend, rissen sie sich bei ihren gewaltigen Anstrengungen fast das Herz aus dem Leibe. Ihre schnell hin- und hergeschwungenen Gestalten, die tiefen Seufzer, welche ihrer Brust entstiegen, das dahinjagende Boot, der aufgeregte Steuermann, alles sympathisierte mit mir. Ich ergriff selbst eines der Ruder, um einen keuchenden Burschen abzulösen. Wir hörten nun den Hilferuf: „O, das Boot! Meister, bringe das Boot her!“ klang es über den See von den sinkenden Kanoes her. „Hört ihr, Leute? Vorwärts, daß die Ruder brechen — treibt das Boot über das Wasser! Wir werden sie noch retten, ent-

weder diese Nacht oder niemals!" Mit frischen Kräften flog jetzt das Boot vorwärts, und in 5 Minuten waren wir erst einem, dann einem zweiten und einem dritten Kanoe zur Seite, bis das Boot endlich wieder bis auf einen Zoll von seinem Schandbeck ins Wasser eingesunken war. Aber alle die Leute, Männer, Weiber und Kinder, waren gerettet. Wir harrten, bis weitere Hilfe käme, und alsbald sahen wir Uledis und Schumaris Kanoes Seite an Seite heraneilen inmitten des hochaufspritzenden Schaumes, da sie die angestrengteste Kraft starker Männer auf uns zu bewegte. Mit lautem Freudengeschrei hielten sie in ihrem wütenden Jagen an meiner Seite, und die ersten, von ihnen aus hörbaren Worte waren: „Sind alle gerettet?" — „Ja, alle," erwiderten wir. „El hamd — ul — illah!" (Gott sei Dank) entgegneten sie mit Inbrunst. Mit Hilfe dieser beiden Kanoes konnten wir wohlbehalten mit 32 Männern, Weibern und Kindern und sämtlichen geretteten Waren nach den Inseln zurückkehren.

Am 26. Juni trat ich meine Rückfahrt nach Usukama (Kagehji) an mit dem Boote, 17 Kanoes und 106 Mann, und am 11. Juli kamen wir ohne jeden Unfall mit der zweiten Hälfte der Expedition wohlbehalten auf der Refuge-Insel an. In derselben Weise, wie wir Kagehji verlassen hatten, reisten wir auch von der Insel Refuge ab, indem wir nämlich die Garnison *) einschifften, und die, welche in Kagehji auf uns gewartet hatten, auf der Insel zurückließen, bis wir sie nachholen konnten. Sobald wir die Bewohner Bumbirehs durch unsern energischen Angriff eingeschüchtert und uns so freies Fahrwasser geschaffen hatten, gelangten wir Ende August glücklich nach Uganda, wo Mtesa mir mit großer Wärme entgegenkam. Er wurde von dem Zwecke meines Besuchs in Kenntnis gesetzt, der darin bestand, die mir von ihm bei meinem ersten Besuch versprochenen Führer zu erhalten, welche mir den Weg nach dem M-wutan N'zige (Albert-Nyanza) zeigen sollten. Ich selbst ersuchte dann den König noch, sie mir ohne

*) Diejenigen, welche zuerst auf der Refuge-Insel ankamen und während Stanleys Rückfahrt nach Kagehji daselbst in Garnison liegen bleiben mußten.

Verzug zu liefern, da ich aus Mangel an Kanoes schon beträchtlich viel Zeit verloren hätte.

Mtesa erwiderte, daß er gegenwärtig in einen Krieg mit dem aufrührerischen Volke von Uvuma verwickelt sei, welches in unverschämter Weise sich weigere, seinen Jahreszins zu bezahlen, und daß es in Uganda nicht gebräuchlich sei, Fremde weiter reisen zu lassen, während der Kabaka in einen Krieg verwickelt sei, aber der Krieg würde bald vorüber sein, und dann würde er, wenn ich warten wollte, einen seiner Häuptlinge mit einer Armee entsenden, um mich auf dem kürzesten Wege nach dem Nyanza zu geleiten.

Mtesa hatte sich mitten im Kriegstreiben ein neues Vorhaben in den Kopf gesetzt, nämlich sich in den europäischen Wissenschaften unterrichten zu lassen. Ich sollte für ihn eine Art wissenschaftlicher Encyklopädie werden. Das gelehrte Geschwätz wurde bald über den großartigeren und erhabeneren Themen vergessen, welche die Heilige Schrift und die Theologie darboten. Der Kaiser warf lüsterne Blicke auf die Bibel und mein englisches Gebetbuch, und da ich seinen Wunsch erriet, stellte ich ihm einen Knaben, Namens Dallington, einen Zögling der Universitäten-Mission in Sansibar, vor, welcher ihm die Bibel in Kiswahili übersetzen und ihm auch sonst alles mitteilen konnte, was er meinem Wunsche gemäß sagen sollte. Da ich Schreibpapier im Überfluß mitgenommen hatte, so fertigte ich für ihn ein dickes Buch an, in welches die Übersetzungen der Bibelabschnitte von einem Schreiber Namens Idi sauber ins Reine geschrieben wurden. Als das Buch vollständig war, besaß Mtesa einen Auszug aus der protestantischen Bibel in der Kiswahili-Sprache, welcher alle die Hauptereignisse von der Schöpfung bis zur Kreuzigung Christi umfaßte. Als die abgekürzte Bibel fertig war, rief Mtesa alle seine Häuptlinge und auch die Offiziere seiner Leibwache zusammen, und als alle versammelt waren, begann er seine Anrede mit der Erklärung, daß er, als er seinem Vater in der Regierung gefolgt, ein Heide gewesen sei und am Blutvergießen sein Wohlgefallen gehabt habe, daß er aber, als ein arabischer Kaufmann, der auch Priester war, ihn den Glauben des Islam gelehrt habe, sich

von dem Beispiele seiner Väter losgesagt habe. Hinrichtungen seien darauf weniger häufig vorgekommen, und niemand könne behaupten, daß er ihn seit jenem Tage in Pombe (Bier) betrunken gesehen. Aber es seien ihm doch noch sehr viele Dinge unverständlich geblieben. „Nun ist, Gott sei Dank, ein weißer Mann, Stamlih, nach Uganda gekommen mit einem Buche, das älter ist als der Koran Mohammeds, und Stamlih sagt, daß Mohammed ein Betrüger war, und daß viel von seinem Buche aus diesem entlehnt ist, und dieser Knabe (Dallington) und Idi haben mir alles vorgelesen, was Stamlih ihnen aus diesem Buche (der Bibel) vorgelesen hat, und ich finde, daß es weit besser ist, als das Buch Mohammeds, abgesehen davon, daß es das erste und älteste Buch ist. Sollen wir an Isa (Jesum) und Musa (Moses) glauben oder an Mohammed?"

Auf diese Frage antworteten sie nun alle, ohne Zweifel, da sie bemerkten, wohin sich die Gesinnung und Meinung des Kaisers neige: „Wir wollen das Buch des Weißen annehmen," und als der Kaiser diese Antwort hörte, erleuchtete eine freudige Glut sein Antlitz. Auf diese Weise entsagte Mtesa der mohammedanischen Religion und bekannte sich offen zum christlichen Glauben und kündigte zugleich seinen Entschluß an, seiner neuen Religion treu anzuhängen, eine Kirche zu bauen und alles, was in seiner Macht stände, zu thun, um die Ausbreitung christlicher Gesinnungen unter seinem Volke zu befördern und sich, soweit er dies irgend vermöge, nach den heiligen, in der Bibel enthaltenen Geboten zu richten. — Der langwierige Krieg wurde am Abend des 13. Oktober durch die Unterwerfung der Wawuma beigelegt.

5. Nach dem Albert-Nyanza.

Am 29. Oktober kam Mtesa und seine große Armee in der alten Hauptstadt Ulagalla an. Nachdem ich einige Rasttage hatte verfließen lassen, fing ich an, den Kaiser an den ursprünglichen Zweck meines ihm abgestatteten Besuchs sowie an sein Versprechen, meinem Gesuch zu willfahren, zu erinnern. Er willigte in meine Abreise und erlaubte mir gütigst, aus seinen

Häuptlingen mir selbst den Anführer der Truppenabteilung auszuwählen, welche unsrer Expedition zur Erforschung des Landes zwischen dem M-wutan N'zige und dem Viktoria-See ihren Beistand gewähren sollte. Ich wählte Sambuzi, einen jungen Mann von ungefähr 30 Jahren, aus, dessen Tapferkeit und persönlicher Mut mehreremal während des Krieges mit den Wavuma sehr deutlich hervorgetreten war, dessen Rang und Stellung mir eine Streitmacht sicherten, welche unter tüchtiger Leitung stark genug war, um selbst einer größern Macht zu widerstehen, als sie der damals mit Gordon Pascha (dem Gouverneur des ägyptischen Sudan) im Kriege liegende König von Unjoro füglicherweise absenden konnte, um uns den Weg zu verlegen.

Auf mein an den Kaiser gerichtetes Gesuch, daß er deutlich und vor aller Ohren seine Befehle an Sambuzi nochmals öffentlich erteilen möge, rief Mtesa den Häuptling an sich heran, und dieser empfing, am Boden liegend, den folgenden mit lauter und heller Stimme ausgesprochnen Befehl: „Thue alles, was nach Stamlihs Rat oder Vorschlägen gethan werden soll, und kehre unter keiner Bedingung eher nach Uganda zurück, als bis du meine Befehle ganz vollständig ausgeführt hast. Wenn du ohne einen Brief Stamlihs, der dich bevollmächtigt, den geplanten Marsch aufzugeben, zurückkehrst, so wirst du meinen Zorn herausfordern. Ich habe gesprochen."

Am Vorabend meiner Abreise hatte ich noch eine lange Unterredung mit dem Kaiser, dem es wirklich leid zu thun schien, daß die Zeit zu einem unwiderruflichen und letzten Abschiednehmen gekommen war. Wir gingen die Grundlehren des christlichen Glaubens zusammen durch. Durch seine Bemerkungen bewies er, daß er ein sehr gutes Gedächtnis besaß und in seinen Glaubensartikeln recht festen Fuß gefaßt hatte. Früh am nächsten Morgen sandte mir noch der mir befreundete Neubekehrte viele Geschenke als Zeichen seiner Hochachtung.

An demselben Tage, wo ich von Ntewi am See abreiste, führte Sambuzi 1000 Mann nach unserm Sammelplatz am Katongaflusse, wo auch alle übrigen zur Begleitung gehörigen Truppen zu ihm stoßen sollten. Nachdem wir vier Tage an der

Küste hingefahren waren, kamen wir in Dumo (an der Westküste des Viktoria-Sees) an und begrüßten unsre Reisegesellschaft*) nach einer Abwesenheit von drei Monaten und fünf Tagen. Frank Pocock hatte sich der besten Gesundheit erfreut, und die Mitglieder der Expedition bewiesen durch ihre starken, wohlgenährten Gestalten, daß sie auf das beste gelebt hatten, und daß die betreffenden Befehle des Kaisers keineswegs mißachtet worden waren. Mit dem östlichen Ufer des Flusses Nabutari nahmen die milden und stillen Wiesenlandschaften, welche wir von Dumo am Viktoria-See an bis hierher fast ausschließlich vor Augen gehabt hatten, ein Ende; denn gleich am Westufer des Flusses begann eine rauhere Gegend, welche, je weiter wir nach Westen vorrückten, täglich mehr den Charakter eines Gebirgslandes annahm. Die ganze Landschaft löste sich in Bergmassen von bedeutender Höhe auf, in kahle und zackige Bergrücken, gesonderte, schroffe und holperige Hügel, welche von welligen Landstrecken getrennt wurden. Am 2. Januar 1876 überschritten wir den Fluß Nabutari und zogen nun in das feindliche Unjoro hinein. Als wir weiter nach Westen rückten, wurden die Nächte empfindlich kalt. In der Nacht des 7. Januar sank das Thermometer bis auf $9^1/_8$° R. Nebel, welche mit den berüchtigten Novembernebeln in London wetteiferten, herrschten regelmäßig an jedem Morgen und machten die Morgenzeit an jedem Tage naßkalt, düster und unangenehm. Am 9. Januar gaben die wirbelnden Trommeln schon zwei Stunden vor Sonnenaufgang das Zeichen zum Aufbruch; denn wir hatten eine lange Tagereise vor uns und sollten an diesem Tage Uzimba, das Land des Häuptlings Ruigi (das unmittelbar an den Albert-Nyanza grenzt), betreten. Beim Eintritt der Morgendämmerung befanden wir uns in einer eigentümlich wilden, aber malerisch schönen Gegend, einer afrikanischen Schweiz. Bergspitzen, -Kegel und -Höcker, sowie kuppelähnliche Hügel ragten nach allen Richtungen hin empor, während eiskalte Gewässer zwischen zerspaltnen und nackten Felsen sich durchdrängten oder unter natürlichen Felsenbrücken mit wütendem Tosen hervorstürzten.

---

*) Die Mitglieder der Expedition.

Bald nach Mittag langte die Hauptkolonne auf dem Gipfel einer 1700 m über dem Meere liegenden Abdachung in dem Uzimbabergrücken an, von wo aus wir, fern unter uns, die Felder, Gärten und Dörfer des volkreichen Landes des Königs Ruigi zu Gesicht bekamen. Aber das plötzliche Vorrücken des Vortrabes mit fliegenden Fahnen und wirbelnden Trommeln mitten in die bestürzten Eingebornen hinein hatte für den Augenblick die schöne, lächelnde Gegend entvölkert. Ungefähr zehn Gefangene wurden eingebracht, und nachdem sie Geschenke an Zeug und Perlen erhalten hatten, wieder freigelassen, um ihren Häuptlingen die Nachricht zu überbringen, daß die Waganda einen weißen Mann hergebracht hätten, welcher den See zu sehen wünsche, und welcher um die Erlaubnis bitte, einige Tage friedlich im Lande wohnen zu dürfen.

Am nächsten Tage wurde die Antwort überbracht, daß die Einwohner nicht an Fremde gewöhnt seien, dieselben auch nicht gern in ihr Land kommen sähen, daß Uzimba zu Unjoro gehöre, daß der König von Unjoro mit den Weißen im Kampfe begriffen sei, und unter solchen Umständen der weiße Mann ihm doch nicht in den Rücken kommen und noch dazu Frieden erwarten könne; unsre Worte seien ja gut, aber unsre Absichten, wie sie nichtsdestoweniger wüßten, böse; wir müßten deshalb am nächsten Morgen Krieg erwarten.

Diese Kriegserklärung fiel den Waganda-Häuptlingen sozusagen auf die Nerven. Die Gefahr, daß ein plötzlicher Schrecken schon in den nächsten Augenblicken die Leute überfallen könnte, schien zu drohen, und so bat ich denn Sambuzi, daß er auf wenige Worte, die ich selbst sagen wollte, hören möge. Ich setzte ihm auseinander, daß wir zwar nur etwa eine Flintenschußweite vom Nyanza entfernt seien, aber dennoch den See nicht gesehen hätten, daß aber Mtesa ihm den bestimmten Befehl erteilt hätte, mich zu dem Nyanza zu führen, daß ich, wenn sie alle zur Rückkehr entschlossen seien, von ihnen nur verlange, sie möchten mir zwei Tage Frist einräumen, darnach wollte ich ihnen einen Brief an Mtesa mitgeben, der sie von aller Schuld und Verantwortlichkeit freisprechen würde; daß in der Zwischenzeit 500 von den Waganda und 50 von meinen Leuten abgesandt

werden sollten, um einen Pfad nach dem See auszuwählen. Dieser Rat gefiel den Häuptlingen. Ich selbst führte eine Abteilung von 50 Mann und suchte an dem Rande des Plateaus einen Pfad zu finden, auf dem wir sicher und möglichst bequem hinabsteigen konnten. Der See lag wie eine ungeheure Spiegelfläche, ruhig und blau, unter uns; nur an der Küste bemerkte man eine schmale, weißliche, von der aufspritzenden Brandung gezeichnete Linie.

Um Mittag kehrten Lukoma und Manwa Sera vom See zurück und berichteten, daß es ein schweres Stück Arbeit sein würde, das Boot ohne lange und sehr starke Seile an einem schroffen Abhang von 15 m Höhe hinabzulassen; denn ein solcher Abgrund sei gleich zuerst auf dem zum See hinabführenden Pfade zu überwinden, daß die Eingebornen bei ihrem Verkehr mit dem Salzmarkte am See ihre in Rinderhäute fest eingenähten Salzsäcke an dem Abgrund hinaufzögen, daß niemand mit einer Bürde auf dem Rücken hinauf- oder hinabsteigen könne, da man beim Klettern an dem jähen Abhange beide Hände brauche. Diese unwillkommnen Nachrichten flößten den Waganda das Verlangen ein, auf der Stelle den Rückweg anzutreten. Große Massen von Eingebornen, welche sich auf den Gipfeln aller Hügel um uns herum aufstellten, vermehrten noch die Furcht. Selbst die Mitglieder der Expedition ergriff diese Angst, und sie rüsteten sich ganz in der Stille, den Waganda zu folgen.

„Nun gut,“ erwiderte ich den letztern, „das ist meine Entscheidung. Ich wurde ausgesandt, um diesen See zu erforschen. Als ich von Usukuma aufbrach, hegte ich Zweifel, ob ich dies ohne Hilfe der Waganda würde ausführen können, weil es an diesem See keine Volksstämme giebt, welche gegen Fremde freundlich sind. Aus diesem Grunde ersuchte ich Mtesa, mir ein so starkes Korps von Kriegern zu leihen. Da von uns kein freundlicher Hafenplatz gefunden werden konnte, wo ihr zurückbleiben konntet, während ich den See in meinem Boote befuhr, dachte ich, einen Hafen für ein paar Monate gewaltsam in Besitz zu nehmen und zu verteidigen. Die Heeresmacht, auf die ich mich verließ, läßt mich nun im Stich, und die Bevölkerung ist feindlich; es bleibt mir also nichts übrig, als mit Sambuzi

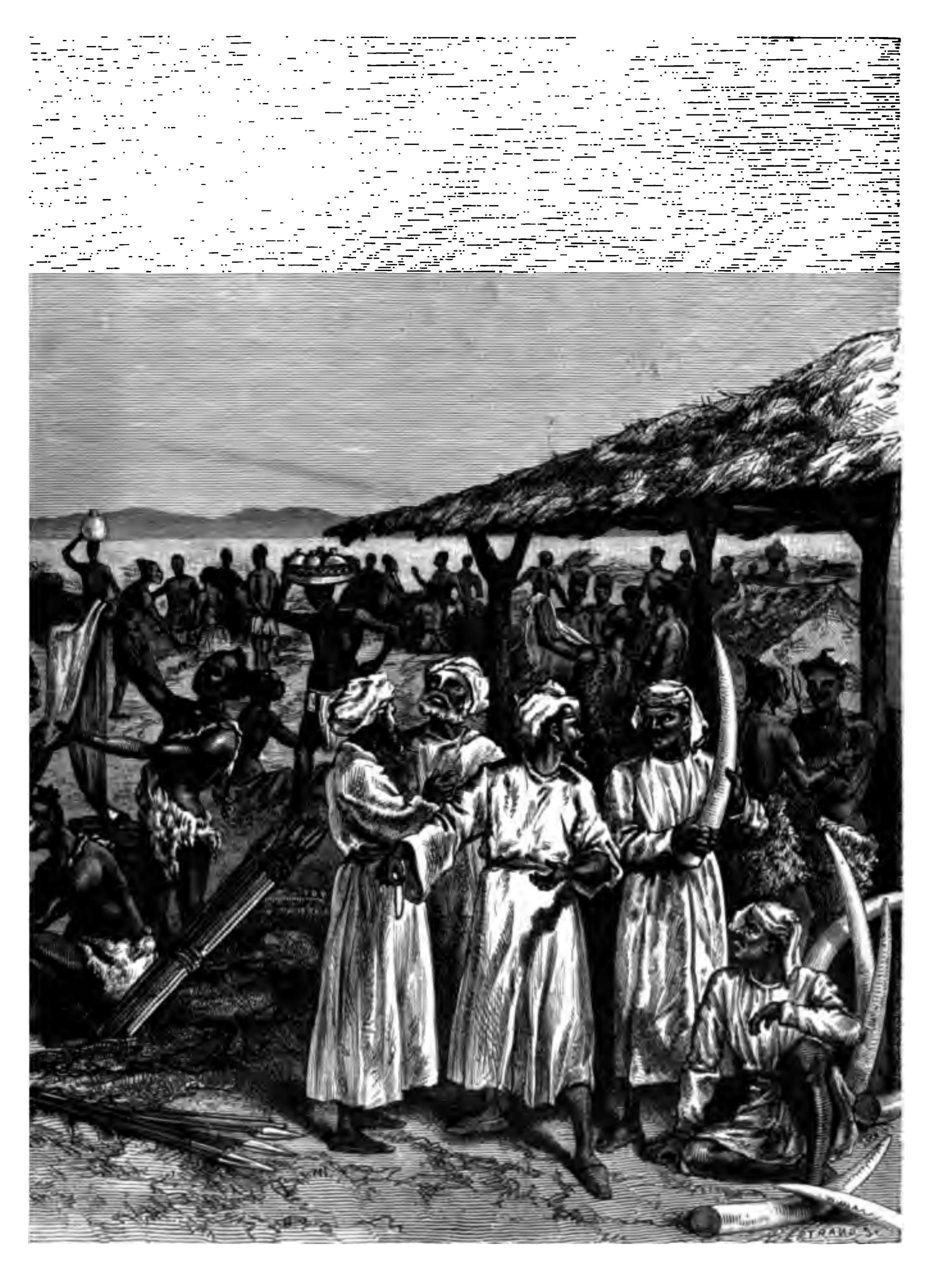
zurückzukehren und den Versuch zu machen, den See auf einem andern Wege zu erreichen. Wenn kein andrer Weg gefunden werden sollte, müssen wir sogar mit dem, was wir gethan, zufrieden sein."

So wurde der Rückzug angetreten. Am 27. Januar trennten wir uns. Sambuzi zog in sein eignes, naheliegendes Land, ich zu dem Glück oder Unglück, das die Vorsehung noch für mich und die Meinigen aufgespart hatte. Ich verweilte in Kosossi drei Tage, um der Expedition etwas Ruhe zu gönnen, die sie redlich verdient hatte. Während dieser Zeit schickte ich Katschetsche und zwei andre mit einem Briefe an Mtesa ab, in welchem ich nicht verfehlte, zu berichten, daß Sambuzi nicht alles, was er versprochen, ausgeführt, daß er mir drei Säcke Perlen gestohlen, und daß sich Sabadu und Bugomba unschicklich benommen.

Wie mir Katschetsche einige Tage später berichtete, wirkte dieser Brief auf Mtesa beschämend und reizte ihn zur Wut. Katschetsche wurde vor die Burzah berufen, und er mußte dort mit lauter Stimme alles wiederholen, was zwischen mir und Sambuzi seit unserm Zusammentreffen vorgefallen war. Als Katschetsche seine Rede geendigt hatte, sagte Mtesa: „Seht ihr nun, wie ich von meinen eignen Leuten um Ehre und guten Namen gebracht werde? Dies ist das dritte Mal, daß ich in die Lage versetzt worden bin, mein weißen Männern gegebenes Wort zu brechen. Aber bei dem Grabe meines Vaters Suna, ich will Sambuzi und euch allen zeigen, daß ihr den Kabaka nicht verspotten dürft." Über alle drei brach die Strafe in furchtbarer Weise herein.

„Jetzt schreibe du, Dallington," wandte er sich an den an seinem Hofe zurückgelassenen Zögling der englischen Mission, „einen Brief an Stamlih. Sage ihm, er möge nochmals an den Katonga kommen und Sekebobo und Mkwenda sollen ihn mit 60000, sogar mit 100000 Mann nach dem M-wutan N'zige geleiten und dort bleiben, bis er mit seinen Arbeiten fertig ist." Nahe bei dem Alexandra-Nil erhielt ich Dallingtons Brief, der mich aufforderte, umzukehren und die Reise nach dem See nochmals zu versuchen. Dieser Brief setzte mich in ziemliche Ver-

Abb. 29.



Udschidschi.

legenheit; aber nach kalter und langer Überlegung kam ich zu dem Schlusse, daß es kein verständiges Verfahren sei, die Zeit in solcher Weise zu vertrödeln. Mein letzter Abschiedsbrief an Mtesa schloß nun unsern Verkehr mit dem mächtigen Monarchen von Uganda und zugleich unsern Aufenthalt in jenem Lande der Bananen und freien Bewirtung ab.

Nach der Erforschung des Alexandra-Nils (Kagera) und einem Besuche bei Rumanika, dem Könige von Karagwe (am Westufer des Viktoriasees) sagten wir am 7. April 1876 den Ländern Lebewohl, welche den Nil mit Wasser versehen, und wendeten unser Gesicht dem Tanganjika zu.

6. Von Udschidschi bis Nyangwe am Kongo.

Um die Mittagsstunde des 27. Mai erquickten die glänzenden Gewässer des Tanganjika unsern Blick und zwangen mich, eine Weile voll Bewunderung stehen zu bleiben, gradeso wie an jenem Tage, wo ich sie zuerst zu Gesicht bekam. Um 3 Uhr nachmittags sind wir in Udschidschi. Nichts hat sich wesentlich verändert mit Ausnahme der stets veränderlichen Lehm-Tembés der Araber. Der freie Platz, auf dem ich im November 1871 David Livingstone traf, ist jetzt von großen Tembés (Häusern) eingenommen. Das Haus, wo wir zusammen wohnten, ist schon längst niedergebrannt. Der See breitet sich mit derselben großartigen Schönheit vor unsern Augen aus; die Brandung ist noch ebenso unruhig, und die Sonne scheint ebenso hell; der Himmel hat sein herrliches Azurblau, und die Palmen haben alle ihre Schönheit bewahrt; aber der große, alte Held, dessen Anwesenheit im Jahre 1871 in diesem Udschidschi mein gespanntestes Interesse allein auf sich zog: — seine Tage sind dahin.

Das Lärmen und Summen des mit einem bunten Gemisch von Vertretern vieler Stämme angefüllten Marktplatzes weckte mich schon in früher Morgendämmerung auf. Voll Neugierde, den ersten Markt nach dem zu Kagehji mir anzusehen, zog ich mich an und schlenderte mitten unter den Käufern und Verkäufern und Müßiggängern herum (siehe Abbildung 29!). Hier bekommt man alle die reichen Erzeugnisse der Tanganjika-

gestade zu sehen. Da die Wadschidschi (eingeborne Bewohner von Udschidschi), welche geschickte, jeden Vorteil ins Auge fassende Kaufleute sind, bemerkt haben, daß die Wangwana ihre Vorräte von süßen Kartoffeln, Yamswurzeln, Zuckerrohr, Erdnüssen, Ölnüssen, Palmöl und Palmwein, Butter und Pombe im ganzen aufkaufen, um sie nachher mit bedeutendem Gewinn an ihre Landsleute im einzelnen wieder zu verkaufen, so haben sie ihre Preise für einige Artikel im Vergleich zu denen, welche ich bei meiner letzten Anwesenheit in Udschidschi aufschrieb, um 100 % erhöht.

Täglich bieten die Uferbewohner des Sees auf dem Markte von Udschidschi Kafferkorn, Hirse, Sesam, Bohnen, Geflügel, Ziegen, breitschwänzige Schafe, Butter, Ochsen, Palmöl und Palmnüsse, Bananen und Pisang an; ferner Eisen in Draht von allen Stärken, Arm- und Knöchelbänder, Dogara oder Breitlinge und getrocknete Fische, Salz; die auf dem Lande wohnenden Wadschidschi bringen ihre Buttermilch, Erdnüsse, süße Kartoffeln, Tomaten, Bananen und Pisangfrüchte, Yamswurzeln, Bohnen, Wicken, Gartenkräuter, Melonen, Gurken, Zuckerrohr, Palmwein, Palmnüsse, Palmöl, Ziegen, Schafe, junge Ochsen, Eier, Geflügel und Töpferwaren; die an der Seeküste wohnenden Wadschidschi senden ihre Sklaven, Breitlinge, frische Fische, Elfenbein, Körbe, Netze, Speere, Bogen und Pfeile; die Wangwana und arabischen Sklaven bringen Sklaven, Brennmaterial, Elfenbein, wilde Früchte, Eier, Reis, Zuckerrohr, Honig aus dem Ukaranga-Thale. Die Stelle des Kleingeldes vertreten Zeuge sowie Glasperlen, hauptsächlich „Sofi", welche schwarzweißen Thonpfeifenrohren gleichen, die in einen halben Zoll lange Stücken zerbrochen sind. Ein solches Stückchen heißt Masoro und ist das in seinem Wert niedrigste Umlaufsmittel, mit dem sich etwas kaufen läßt. Die Sofi-Perlen sind zu Schnüren von 20 Masoro aufgereiht. —

Weder für Frank noch für mich waren nach unsern siebzehnmonatlichen Reisen um und durch die Seegegenden Briefe da. Nachdem wir beide so begierig auf einen ganzen Beutel voll Briefe gewartet und es für sicher angenommen hatten, wenigstens einige zu empfangen, sahen wir uns in unsern Erwartungen recht bitter getäuscht. Ehe wir zur Rundfahrt um den

See aufbrachen, war noch für mancherlei Angelegenheiten Sorge zu tragen, z. B. für das Wohlergehen der Expeditionsmannschaft während meiner Abwesenheit, die Verpflegung unsrer Bootsmannschaft, die Anwerbung von Führern u. s. w. Die beiden Führer, welche ich für den See erhielt, waren Para, welcher Cameron im März und April 1874, und Ruanga, welcher mich im Dezember 1871 bis an das Nordende des Tanganjika-Sees begleitet hatte.

Der interessanteste Punkt in Bezug auf diesen See war, ob er einen Abfluß habe*). Vor meiner Abreise von Sansibar hatte ich gehört, daß Cameron denselben in dem Flusse Lukuga aufgefunden habe, welcher westwärts durch Uguha fließe und deshalb ein Nebenfluß von Livingstone's „Großem Strome" (Kongo) sei.

Mit diesen Berichten Camerons standen die von mir in Udschidschi gesammelten Angaben im Widerspruch. Diese Aussagen ließen in mir den Entschluß reifen, diese rätselhaften Verhältnisse gründlich zu erforschen und überhaupt die ganze Küste genau zu untersuchen. Zu gleicher Zeit hatte sich auch die Vermutung bei mir eingeschlichen, daß am Ende der Tanganjika jetzt gar keinen Abfluß habe. Bemerkte ich doch, daß drei Palmbäume, welche im November 1871 auf dem Markte zu Udschidschi standen, sich jetzt 100 Fuß weit im See befanden, und daß der sandige Uferrand, auf welchem Livingstone und ich unsre Morgenspaziergänge zu machen pflegten, über 200 Fuß weit im See lag. —

Die Engländerin (die Lady Alice) hatte jetzt einen Genossen, einen schweren, sich langsam fortschleppenden, aber starken und gesunden Gefährten, ein aus einem gewaltigen Tekbaume geschnitztes Kanoe. Das Boot und sein Gefährte waren am 11. Juni 1876 segelfertig. Die Mannschaft war für beide mit größter Sorgfalt ausgewählt. Es sind durchaus nur junge, behende, treue Geschöpfe. Nun gab es viele Hände zu schütteln, vielfach ertönte der Ruf: „Nehmt euch in acht!" und darauf hißten das Boot sowie das Kanoe die Segel und wandten ihre Vorderteile längs der Ostküste hin nach Süden zu.

*) Vergl. hierzu Wißmanns Entdeckung im folgenden Kapitel!

In der Höhe der Bergketten, welche sich längs der ganzen Ostküste des Tanganjika hinziehen, scheint keine Abnahme einzutreten. Dann und wann sahen wir kleinere und größere Bergwasser zum See hinabkommen. Am 3. Juli kamen wir um Mittag am äußersten Südende des Sees an. Dieser südlichste Punkt liegt nach unsern Messungen unter 8° 47′ südl. Br. Der Bach Kapata läuft an diesem Südende in den See durch einen dichten und dunklen Hain, und die vorn an der Einmündung des Gießbachs stehenden, abgestorbenen Bäume legen von der zerstörenden Wirkung seiner zu Zeiten hochansteigenden Fluten Zeugnis ab.

Wir segelten an der steilen Westküste entlang nach dem Lukuga, dem Fluß, der jetzt als der interessanteste und wichtigste Gegenstand für unsre Forschungen sich in den Vordergrund stellte. Am Abend des 15. Juli machten wir die Bekanntschaft Kawe-Niangeh's, des Häuptlings über den am Südufer des Lukuga-Creek (golfartige Mündung) nahe bei der Mündung belegnen Bezirk. Er konnte sich sehr genau auf Cameron besinnen, beschrieb seine Person und seinen Anzug und teilte mir mit, er habe ihn nach dem Schilfrohrdickicht begleitet, das, wie er sagte, die Vorderfront des Creek verstopfe. Es gelang uns, ihn als Führer bei der Untersuchung des Creek zu gewinnen.

Am 16. Juli segelten wir den Creek hinauf. Die Mündung des Lukuga war ungefähr 2300 m breit, 1 engl. Meile weiter hinauf verengte sich der Fluß bis auf 731 m, und nach einer zweiten Meile auf 410 m. Während wir weiter fuhren, sagte uns der Häuptling, wir möchten das Boot anhalten, und einen Stock ins Wasser werfend, bat er uns, zu beobachten, wie — trotzdem, daß die sanfte Bewegung auf der Wasseroberfläche zugleich mit dem Winde vom See herkam — der Stock und die Wasserblasen doch beharrlich gegen diese kleinen Wellen und gegen den Wind in der Richtung nach dem See ankämpften. Üppig wachsendes Wasserrohr und Papyrus füllten diese kleinen, stillen Wasserflächen aus; aber der mittlere Kanal war frei von Pflanzen und bildete stets ein Band offnen, weißen Wassers, dessen Breite zwischen 82 und 410 m schwankte. Nach einer Stunde kamen wir bei dem äußersten Ende des offenen Wassers an, das

in seiner Breite wegen der zunehmenden Massen von Papyrusstauden von 230 allmählich bis auf 37 m abgenommen hatte. Wir hörten auf zu rudern und glitten sanft bis an die Papyrusstauden heran, welche wie eine Wand oder Vormauer den Creek jetzt von Ufer zu Ufer vollständig absperrten und einem üppigen Felde mit hochgewachsenem Mais ähnelten. Wir maßen am Fuße des Schilfes hin in einer Breite von 40 m und erhielten Wassertiefen von 7—11 Fuß. Ich versuchte eine Strömung festzustellen; das Instrument gab keine an. Darauf drängten wir uns ungefähr 20 m weit durch die Papyrusstauden, die wir zerquetschten und umknickten, und kamen zu ebenso unwegsamen wie unfahrbaren Schlammbänken, die schwarz wie Pech aussahen und von tierischem Leben wimmelten.

Ich kehrte darauf in das Boot zurück, ließ vier Männer sich dicht aneinander stellen, stieg auf ihre Schultern, wobei ich ein Ruder als Stütze benutzte, und bestrebte mich, mit einem Fernrohre einen Gesamtüberblick zu erhalten. Ich sah einen etwa 230—275 m breiten Gürtel einer mit Papyrus bewachsenen Niederung, die in der Richtung von Ost nach West zwischen zwei sanft abfallenden, mit dürftigen Akazien bewachsenen Uferhöhen lag. Hier und da bemerkte man einen Pfuhl offnen Wassers, und in der Ferne wuchsen dahinter einige Bäume, wie mir schien, grade im Flußbett.

An der Westküste nordwärts segelnd, erblickt man die Goma-Berge in einer scheinbaren und ununterbrochnen Reihe von gewaltiger Höhe und außerordentlicher Steilheit und mit langen Strecken jäh abschüssiger Felsen.

Die Lage des Nordendes des Sees wurde von Livingstone mit 3° 18′ südl. Br. festgestellt; für das äußerste Südende fand ich 8° 47′ südl. Br., was ihm somit eine Länge von etwa 620 km giebt. Seine mittlere Breite beträgt ungefähr 52 km; seine Oberfläche bedeckt demnach einen Raum von 32 000 qkm. Ich ließ im nördlichen Teile des Sees ein 3½ Pfund schweres Senkblei mit 1280 Fuß Sondierleine fallen und fand keinen Grund. Am 31. Juli kamen wir in Udschidschi an nach einer Abwesenheit von 51 Tagen. —

In Udschidschi herrschte die Pocken-Krankheit. Fünf unsrer Wangwana waren an den Pocken gestorben, sechs andre lagen an derselben Krankheit schwer darnieder. Um uns aus dem Wirkungsbereiche der Epidemie zu entfernen, war es notwendig, weiterzuziehen und unsre Reise nach Westen fortzusetzen. Als am Morgen des 25. August 1876 Trommel und Horn verkündeten, daß unsre Reise an diesem Tage wieder angetreten werden sollte, hatte ich Grund, mir zu meiner Voraussicht, daß viele Desertionen stattfinden würden, und auch dazu zu beglückwünschen, daß ich durch die Beseitigung mancher überflüssigen Gegenstände schon einigermaßen darauf vorbereitet war. Aber daß 38 meiner Leute davongegangen wären, das hatte ich keineswegs zu hören erwartet. 38 von 170, mehr als 22 %, das war eine bedeutende Verminderung meiner Expeditionskräfte. Nachdem die Kanoes zur Reise vorbereitet und das Boot segelfertig war, wurden diejenigen, welche in Bezug auf ihre Treue und ihren Gehorsam nicht charakterfest erschienen, unter Bewachung nach den Transport-Kanoes gebracht; die Zuverlässigen und Treuen und die, welche ich für ganz brave Gefährten hielt, ließ ich mit mir zu Lande nach dem Kap Kabogo marschieren, von wo aus die Überfahrt über den Tanganjika-See bewerkstelligt werden sollte. Als wir am zweiten Tage unsre Reise fortsetzten, wurden noch drei Mann vermißt, was die Zahl der Deserteure auf 41 vermehrte und unsre kleine Streitmacht auf 129 Mann verminderte.

Nachdem wir allmählich zu einer Höhe von 800 Fuß über dem See quer durch eine Reihe niedriger Hügelketten und dünn bewaldeter, an Büffeln sehr reicher Thäler emporgestiegen waren, kamen wir auf den Kamm einer Bergkette, welche die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Lualaba (obern Kongo) und des Sees Tanganjika bildet. Indem wir uns vom Tanganjika immer weiter entfernen, finden wir das ganze Gelände wie nach einem reizenden Plane in graden und krummen Linien geformt. Bergrücken schwellen auf und trennen Thal von Thal. Über das ganze Bild hat die Natur ein Kleid geworfen, das in den glühendsten Tönen von Grün prangt. Unfruchtbarkeit hat sie aus ihrem Reiche verbannt. Und doch hat die Natur mitten in Afrika kein sanftes, samtiges, lächelndes England hervor-

gebracht. Weit gefehlt! Sie ist dort zu urkräftig, zu plötzlich in ihren Übergängen und allzu fruchtbar. Ihre Gräser sind dort hart und derb und schneiden und stechen wie Messer und Nadeln; ihr Schilfrohr ist zäh und wächst hoch wie Bambus; ihre Schlingpflanzen und Winden haben die Dicke und Länge von Kabeln, ihre Dornen sind Angelhaken von Stahl, ihre Bäume schießen zu einer Höhe von 100 Fuß empor. Wir finden kein Vergnügen daran, zur Aufsuchung wilder Blumen herumzustreifen, und das Wild wird ungestört gelassen, weil es so schwer ist, sich frei zu bewegen; denn ist einmal der Hauptpfad verlassen, so befinden wir uns bis über den Kopf im dicken, steifen, unnachgiebigen Grase.

Am 15. Oktober hatten wir vom Kamme eines niedrigen Bergrückens plötzlich die Stelle vor Augen, wo der Luama (in der Nähe des Tanganjika entspringend) in den majestätischen Lualaba einmündet. Der letztere war ungefähr 1300 m breit, ein Strom von blaßgrauer Farbe. Wir begrüßten sein Erscheinen mit Freude und rasteten auf einer Anhöhe, um uns der Aussicht zu freuen. Ein stilles Entzücken erfüllte meine Seele, als ich auf den majestätischen Strom hinblickte. Das große Geheimnis, das alle diese Jahrhunderte hindurch die Natur vor der wissenschaftlichen Welt verborgen gehalten hatte, es harrte jetzt seiner Enthüllung entgegen. Meine Aufgabe war, dem stolzen Strome bis zum Ozean zu folgen.

In Tubanda traf ich mit dem Araber Tippu-Tib zusammen. Es war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit negerartiger Hautfarbe, in der Blüte seiner Jahre, von straffer Haltung und lebhaft in seinen Bewegungen, ein wahres Bild von Energie und Stärke. Er hatte ein schönes, verständiges Gesicht mit einem nervösen Zucken der Augen und mit glänzend weißen, vollkommen geformten Zähnen.

Die eben beschriebene Persönlichkeit war jener Araber, welcher Cameron über den Lualaba bis nach Utotera (5° südl. Br. und 25° 54′ östl. L.) geleitete. Natürlicherweise befand sich deshalb in Nyangwe niemand, dessen Aussagen in Bezug auf den Reiseweg, welchen mein Vorgänger von Nyangwe aus verfolgt hatte, mir wertvoller gewesen wären, als die Tippu-Tib's. Die Mit-

teilungen, welche er mir machte, waren insofern hinreichend klar, als das wichtigste Rätsel der afrikanischen Geographie (der Kongo) grade an der Stelle unberührt gelassen war, wo Dr. Livingstone sich zur weiteren Verfolgung seiner Reisen unfähig gefühlt, und von welcher er sich zur Rückreise nach Udschidschi entschlossen hatte, ohne je nach Nyangwe zurückkehren zu können. Aus der freimütigen Auseinandersetzung Tippu-Tib's ersah ich, was die eigentlichen Haupthindernisse waren, welche den tapfern Cameron von seinen weiteren, den Strom verfolgenden Forschungen abgehalten hatten. Es war zunächst der Mangel an Kanoes und die Feindseligkeit der Wilden gewesen, ferner das aus einer dienstwilligen Besorgnis um die Sicherheit des fremden Offiziers hervorgehende Sträuben der Araber, demselben die Weiterreise auf dem Strom zu gestatten, endlich die Feigheit seiner Begleiter. Dies waren die Schwierigkeiten, die ich ebenfalls auf eine mir noch nicht ganz ersichtliche Weise zu überwinden hatte. Wie sollte ich es anfangen, meinen eignen Begleitern Mut einzuflößen oder sie in einer mutigen Stimmung zu erhalten; wie sollte ich mir den Beistand der Araber sichern, um mein Unternehmen gut beginnen und später Kanoes kaufen oder anfertigen zu können?

„Ich nehme an, Tippu-Tib," sagte ich, „daß Sie, nachdem Sie dem andern Weißen Ihren Beistand angeboten haben, nichts dagegen einzuwenden haben werden, mir diesen Beistand für dieselbe Summe zu gewähren." — „Darüber bin ich noch nicht im klaren," erwiderte er mit einem Lächeln. „Ich habe jetzt nicht viel Leute bei mir." — Als wir tags darauf allein waren, eröffnete mir Tippu-Tib, daß er, von dem Wunsche beseelt, die von mir entworfenen Pläne nicht vereitelt zu sehen, sich entschlossen habe, mich auf die Entfernung von 60 Lagern, wovon jedes um einen vierstündigen Marsch vom andern abliegen solle, zu begleiten, und zwar für die Summe von 20000 Mark.

Am nächsten Morgen, wir schrieben den 24. Oktober 1876, verließ die Expedition Mwana Mamba in froher, mutiger Stimmung. Am 27. marschierten wir in bester Ordnung und sämtlich gesund in N y a n g w e ein. Nyangwe ist die am weitesten nach Westen vorgeschobene Örtlichkeit, welche von den von San-

sibar kommenden Händlern bewohnt wird. Es liegt unter 26° 16′ östl. L. und 4° 15′ südl. Br. auf der rechten Seite des Lualaba. Eine der wichtigsten Einrichtungen ist in Nyangwe der Kituka oder der Handelsmarkt. Auf diesem Markte ist alles zu verkaufen und zu kaufen: von dem gewöhnlichsten Topfe an bis zu dem schönsten Mädchen aus Samba. Ich ging auf dem ganzen Markte herum und stellte die folgende Liste zusammen: alle nur möglichen Lebensmittel, ferner Tabak, Pfeifen, Fischernetze, allerhand Korbwerk, Kassawa-Brot und -Mehl, kupferne Armbänder, Eisendraht, eiserne Knöpfe, Hacken, Speere, Bogen und Pfeile, Beile, Rohrstäbe, Sessel, Töpferzeug, Graszeug, Grasmatten, Brennmaterial, Elfenbein, Sklaven.

7. Von Nyangwe den Kongo hinab nach dem Ozean.

Am 4. November wurde über die Mitglieder unsrer Expedition Musterung gehalten, und wir vergewisserten uns, daß ihre Zahl nach verschiedenen Anwerbungen 154 betrug. Die gewaltige Streitmacht, welche Tippu-Tib nach Nyangwe mitbrachte, ermutigte sie sehr, und als ich sie fragte, ob sie bereit wären, ihr mir in Sansibar gegebenes Versprechen zu erfüllen, so bejahten sie dies einstimmig. „So mögt ihr denn, meine Freunde,“ sagte ich, „heute eure Sachen zusammenpacken, und morgen früh in der ersten Stunde laßt mich euch in Reihe und Glied vor meinem Hause zum Aufbruch fertig sehen.“

Welch einen widerwärtigen Anblick zeigte am 5. November 1876 das dunkle, unbekannte Land, das wie ein Feind uns gegenüberstand! Ich konnte mir nicht die geringste Vorstellung machen von dem, was vor uns lag. Doch es ist unser Geschick, vorwärts zu ziehen, nach welcher Richtung uns auch jener schmale Pfad führen mag, der sich zwischen hohen Graswänden hinschlängelt, in tiefe Gräben hinabsenkt und kleine Gewässer durchkreuzt, bis wir in jene große, dunkle, geheimnisvolle, stille Waldung eindringen, die sich am Horizont vor uns ausbreitet. Anstatt eine genau westliche Richtung zu verfolgen, stehen wir im Begriff, nach Norden auf dem Ostufer des Flusses weiter zu reisen, um jede Ungewißheit über seine mögliche Krümmung nach

Osten zum M-wutan N'zige oder zum Nil zu beseitigen. So laßt uns denn im Namen Gottes unsern Weg antreten, und wie es Ihm gefällt, so mag Er über unser Schicksal walten!

Am 6. November rückten wir dem gefürchteten, schwärzlichen und schaurigen Walde, der Mitamba heißt, näher und traten endlich, nachdem wir dem Sonnenschein und der hellglänzenden Landschaft Lebewohl gesagt, in denselben ein, siehe Abbildung 30! Die Bäume ließen unablässig ihren Tau wie Regen in großen, runden Tropfen auf uns niederfallen. Jedes Blatt schien Thränen zu vergießen. An den Stämmen und Zweigen und längs der Schlinggewächse und der von Pflanzen gebildeten Guirlanden träufelte die Feuchtigkeit herab und fiel auf uns nieder. Über unsern Köpfen schlossen die sich weit ausbreitenden Zweige — in vielen durcheinander gewobenen Schichten, da jeder Zweig breite, dicke Blätter trug — ganz und gar das Licht ab. Wir zogen in einem matten, feierlichen Zwielicht dahin. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teige, und bei jedem Schritt spritzten wir schlammiges Wasser über die Beine unsrer Vorder- und Nebenmänner.

Kaum einige Minuten pflegten zu vergehen, ohne daß wir in Gräben hinabsteigen mußten; wenn wir aus denselben an ihren steilen Ufern emporkletterten, so streiften an unserm Gesicht die breiten Blätter des Amomum oder der wilden Banane und verschiedene Arten von Feigenbäumen hin, oder lange Ranken des am Boden kriechenden oder zu den Baumzweigen emporkletternden wilden Weins versperrten uns den Weg. Unsre Kleider waren, von Tau gesättigt, schwer geworden. Mein weißer, helmförmiger Sonnenhut schien mit Blei belastet zu sein. Da er zu schwer war und mir überdies in dem kühlen, dumpfigen Schatten nichts nützen konnte, so übergab ich ihn meinem Flintenträger; denn meine Kleider, Gamaschen und Stiefeln, welche bei jedem Schritt sich über das eingedrungene Wasser in allerhand Klagetönen zu beschweren schienen, hatten schon grade so viel Gewicht, als ich nur tragen konnte. Zu dieser Plage kam nun noch der Schweiß, der aus jeder Pore troff; denn die Luft war erstickend. Die armen Bootträger kamen erst am Abend an; denn die Bootabteile, an sich schreckliche Lasten, hatten,

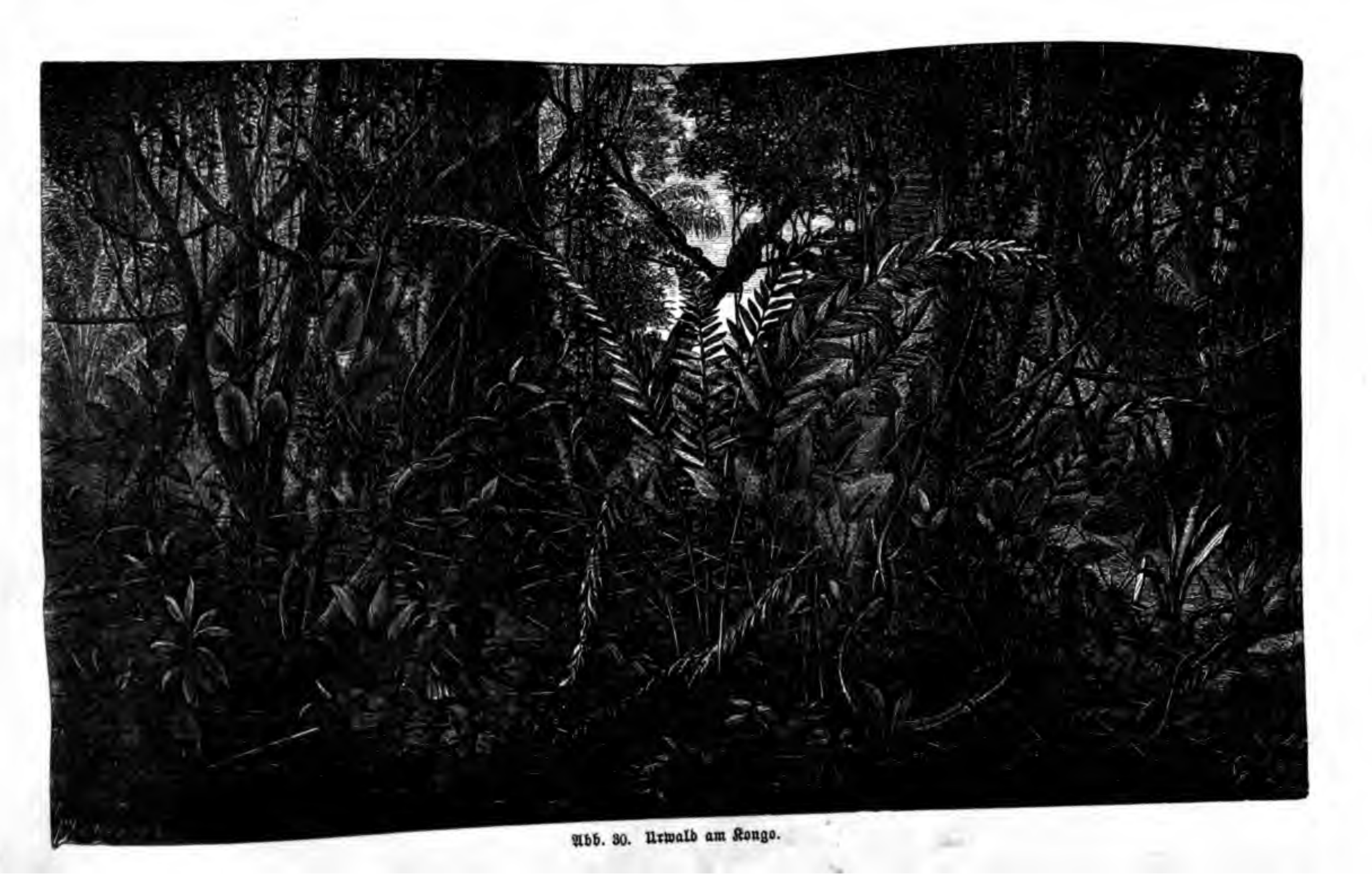


Abb. 30. Urwald am Kongo.

wie stumpfe Pflugschare durch zähen Boden, durch das dichte Laub fortwährend hindurchgezwängt werden müssen.

Die Wangwana fingen am 13. November zu murren an, da dieser Wald nicht enden wollte, und vollends die Bootträger wurden, obgleich ihnen ein Dutzend Überzähliger Beistand leistete und eine Abteilung Pioniere ihnen bahnbrechend voranging, ganz wild. Selbst Tippu-Tib, dessen Benehmen ich mit Unruhe genau beobachtete, da alle meine Hoffnungen und Aussichten auf dem Spiele standen, fing an zu murren.

Ungefähr um 9 Uhr morgens kam Tippu-Tib und die Araber in meine Hütte. Nach einer langen Einleitung, in welcher er die Mühseligkeiten des Marsches schilderte, schloß Tippu-Tib mit der offnen Erklärung, daß er gekommen sei, um mir sein Verlangen nach einer Auflösung unsres Vertrags mitzuteilen. Sollte die Expedition hier ihr Ende erreichen? Zwei Stunden setzte ich ihm mit allerlei Gründen zu, und als ich fast erschöpft war, willigte er endlich ein, mich 20 Märsche, von dem Lager, in welchem wir uns befanden, an gerechnet, weiter zu begleiten.

Sanft wie ein Sommertraum flossen am 19. November die braunen Wellen des großen Livingstone (Kongo) an mir vorüber, des breiten und tiefen Stromes. Ich sagte dem Trommler, das Zeichen zum Sammeln zu geben. Die Leute entsprachen matt und müde dem Rufe. Ich wandte mich zu ihnen und sprach: „Araber! Söhne von Unjamwezi! Kinder Sansibars! Hört auf mein Wort! Wir haben den Mitamba (Wald) von Uregga gesehen, wir haben seine Bitterkeiten gekostet; denn unsre Seelen waren betrübt. Wir suchen eine Bahn, auf der sich reisen läßt. Ich suche einen Pfad, der mich zum Meere führen soll; ich habe ihn gefunden.“ „Ah, ah—h!“ rief man, und darauf folgte ein Gemurmel und fragende Blicke, welche man aufeinander richtete. — „Ja! El hamd ul Illah (Gott sei Dank!), ich habe ihn gefunden. Betrachtet diesen großen Strom! Von Urbeginn an ist er so geflossen, wie ihr ihn heute seht. Er ist in Schweigen und Dunkelheit dahin geflossen. Wohin? In die Salzsee, wohin alle Flüsse gehen! An jener Salzsee, auf welcher die großen Schiffe kommen und gehen, da wohnen meine und eure Freunde. Nicht wahr?“ — Ein vielstimmiges, lautes „Ja! Ja!“ — „Obgeich nun dieser Strom so groß, so breit und so tief ist, so ist doch

niemand jemals durch die ganze weite Strecke gedrungen, die zwischen dieser Stelle, auf der wir stehen, und unsern weißen, neben dem Meere wohnenden Freunden liegt. Warum, meine Freunde? Weil es uns beschieden war, diese That zuerst auszuführen." — „O nein! nein! nein!" riefen viele und schüttelten zagend mit den Köpfen. — „Ja," fuhr ich mit erhobner Stimme fort, „ich sage euch, meine Freunde, vom Anfang der Welt an ist es bis auf den heutigen Tag uns aufgespart geblieben, das zu vollbringen. Es ist unser Werk und keines anderen. Es ist die Stimme des Schicksals! Der alleinige Gott hat es geschrieben, daß in diesem Jahre der Strom in seiner ganzen Länge bekannt werden soll. Wir werden keine Mitambas mehr haben, kein Keuchen und Stöhnen wird man mehr hören an den Seiten unsers Weges; gräßliche Finsternis wird uns nie mehr umgeben. Zum Flusse wollen wir unsre Zuflucht nehmen und an dem Flusse festhalten. Heute noch soll mein Boot in jenen Strom hinab vom Stapel laufen, bis daß ich mein Werk vollendet habe. Ich schwöre es! Nun hört, ihr Wangwana! Ihr, die ihr mir gefolgt seid, wie Kinder ihrem Vater folgen, wollt ihr mich hier verlassen? Soll ich mit meinem weißen Bruder allein weiterziehen? Wollt ihr zurückgehen und meinen Freunden erzählen, daß ihr mich in dieser Waldwildnis verlassen und mich den Wellen zum Spiel überlassen habt, um hier meinem Tode entgegenzugehen? Oder wollt ihr, gegen die ich so freundlich und gütig gewesen bin, die ich liebe, wie ich meine Kinder lieben würde, wollt ihr mich binden und mit Gewalt zurückschleppen? Sprecht, Araber! Wo sind meine jungen Männer mit Löwenherzen? Sprecht, Wangwana, und zeigt mir diejenigen, welche es wagen, mir zu folgen!"

Uledi, der Bootsführer, sprang jetzt auf, lief auf mich zu, kniete nieder, umfaßte meine Kniee und dann sagte er: „Sieh mich an, mein Herr und Meister! Ich bin einer! Ich will dir folgen bis in den Tod!" „Und ich auch!" rief Katschetsche. „Ich auch, ich auch!" schallte es aus dem Haufen der Bootsmannschaft. Es waren 38! 95 standen still und sagten nichts. Doch auch sie werden, wenn die Furcht überwunden, mit uns gehen.

Am 20. November setzten wir mit Hilfe der Eingebornen auf das linke Ufer über, und bis zum Eintritt der Nacht saßen alle Genossen unsrer Expedition in heiterster Stimmung an den

lustig aufflackernden Lagerfeuern in den Dörfern der Wenya. Als wir am folgenden Morgen nach den Ureinwohnern suchten, waren sie alle fort. Jede Dorfstraße hatte ihre zwei Reihen gebleichter Trophäen aufgegessener Menschen. Ohne etwas angerührt zu haben, zogen wir aus dem ersten Dorfe der Wenya weg. Mein Boot schwamm der Verabredung gemäß stromab mit 33 Mann, dazu noch Frank und Tippu-Tib an Bord, und die zu Lande weiterziehende Hauptmasse sollte dem Flußufer so lange folgen, bis wir zu einem Dorfe gelangen würden, wo wir Lebensmittel kaufen könnten. Wir kamen an einer Anzahl Dörfer vorüber; aber auf alle unsere Versuche, mit ihren Bewohnern friedlich zu verkehren, antworteten diese einfach dadurch, daß sie ihre Köpfe aus dem Dickicht hervorsteckten und „Ooh — hu — hu! Ooh — hu — hu! Ooh — hu — hu!“ schrieen.

Die Breite des Stromes hatte allmählich bis auf 1600 m zugenommen. In seinem Bette bemerkte man viele mit Bäumen bestandene Inseln, und beide Ufer zeigten dichte Massen hoher Wälder und üppigen Unterholzes. Der Marsch durch die feuchten Dschungeln und Waldungen, die kärgliche Nahrung, die Ermattung und die daraus hervorgehenden Leiden führten endlich Krankheiten herbei. Die Pocken und die Ruhr traten bei der Landabteilung sehr heftig auf, Dornen waren in die Füße vieler Leute eingedrungen oder hatten ihre Beine verwundet, und infolgedessen hatten sich schreckliche Geschwüre gebildet, welche sie zum Marschieren unfähig machten. Im Verlaufe unsers Wanderns fanden wir sechs ausgediente Kanoes, welche wir, obgleich sie sehr mangelhaft waren, uns doch aneigneten und ausbesserten. Darauf banden wir sie aneinander fest und richteten uns ein schwimmendes Lazarett ein. Während wir am 18. Dezember stromabwärts dicht am linken Ufer hinruderten — die Landabteilung war zurück —, wurden wir plötzlich durch einen Schrei überrascht, den einer der Aufseher des Hospital-Kanoes ausstieß, und sahen, als wir uns umwandten, daß ein Pfeil in seiner Brust stak. Im nächsten Augenblicke bemerkten wir, als wir unsern Blick auf das Ufer richteten, viele Menschengestalten in den Dschungeln, und mehrere Pfeile flogen in außerordentlich unangenehmer Nähe an meinem Kopf vorbei.

Am nächsten Morgen ließ ich mich gegen 50 m weit vom Lager nach dem rechten Ufer hinrudern. Dort wurde zu einer Untersuchung der Ufer angehalten, und ich erblickte zu meinem Erstaunen nur eine Viertelmeile weit unterhalb unsers Lagers eine große Stadt; dieselbe bestand, wie die weiter stromaufwärts liegenden, aus einer Reihe von Dörfern; zugleich bewiesen ganze Wälder von Palmen und große Bananenpflanzungen den Wohlstand des volkreichen Gebietes. Mein Plan war bald entworfen. Es war notwendig, daß wir das südlichste Dorf in Besitz nahmen. Wir ruderten darauf nach dem Lager zurück. Da nichts aus dem Boot und den Lazarett-Kanoes ausgepackt worden war, und sich nur die Verteidiger des Lagers ausgeschifft hatten, so saß binnen wenigen Sekunden ein jeder an seinem Platze, und wir durchruderten hastig jene Viertelmeile bis hinab zum Landungsplatze am ersten Dorfe. Dasselbe war leer, und durch das Fällen einiger Bäume, um damit die Dorfstraße an beiden Enden zu verbarrikadieren, wurde es schnell verteidigungsfähig. Die Wilden erholten sich bald von ihrer ersten Überraschung und strengten sich auf das äußerste an, uns aus ihren Hütten zu vertreiben. Der Kampf dauerte bis Mittag; dann rief ich aber 25 Leute zu einem Ausfall zusammen, der so erfolgreich war, daß wir für diesen Tag die nächste Umgebung des Dorfes vom Feinde säuberten.

Am nächsten Morgen wurde ein Sturm auf unser Lager versucht; denn der Feind kam aus den Büschen und lief in die von uns gelichteten Plätze heraus; aber die von uns getroffnen Anordnungen schienen sie in Erstaunen zu setzen; denn sie zogen sich augenblicklich in die dunkeln Tiefen des Gebüsches zurück, wo aber mit unbezähmbarer Kampfbegierde fortwährend ihre Hörner und ein schreckliches Kriegsgeschrei (bo—bo, bo—bo—o—oh!) ertönten. Um Mittag erfolgte ein Angriff zu Wasser und zu Lande. Dies war ein Augenblick, in welchem jeder einzelne fühlte, daß ihm nur die Wahl zwischen einem tapfern Kampfe und dem tragischen Geschicke blieb, sich als kopflosen Leichnam in den Strom schleudern zu lassen. Die Schlacht war eine halbe Stunde lang mit verzweifelter Anstrengung fortgesetzt worden. Munition besaßen wir im Überfluß, und wir machten von ihr mit tödlicher Wir-

kung Gebrauch; dennoch blieb es sehr zweifelhaft, was schließlich noch aus uns hätte werden sollen, wenn nicht der Vortrab Tippu-Tib's und unsre Landabteilung in diesem entscheidenden Augenblick angekommen wären. Die Wilden zogen sich zurück. Wir sahen alle Kanoes in geheimnisvoller Weise hinter einer (in einer Entfernung von nicht ganz 1 1/2 km unserm Lager gegenüberliegenden) Insel verschwinden. Es gewährte uns großes Vergnügen, unsre gesamte Mannschaft wieder einmal begrüßen zu können, obgleich sie sich in einem elenden Zustande befand.

Frank Pocock erhielt den Auftrag, eine Anzahl Leute sorgfältig auszuwählen und die vier kleinen Kanoes zu bemannen, welche ungefähr 20 Mann aufnehmen konnten. Dann sollte er nach dem Nordende der Insel fahren und seine Kanoes quer über die Mündung des Kanals zwischen der Insel und dem rechten Ufer ausbreiten, während ich mit dem Boote nach dem Südende der Insel vorrücken, darauf, den Kanal hinabfahrend, die Kanoes des Feindes aufsuchen und alle ihre Taue kappen würde. Wenn sie dann in der Strömung fortschwämmen, sollte er sie auffangen. Es war eine regnerische, stürmische Nacht und sehr dunkel, aber um 10 Uhr nachts, der Stunde des tiefsten Schlafes, brachen wir mit umwundenen Rudern auf. 36 Kanoes, darunter einige sehr große, wurden losgelöst und in die Strömung gebracht. Als wir dann keine mehr finden konnten, folgten auch wir, mit Vermeidung jedes Geräusches, stromabwärts, bis wir an Franks Kanoes herankamen, welche durch die Wucht so vieler bereits den Strom hinabzutreiben begannen. 13 Kanoes wurden zurückgegeben, 23 aber behielten wir für eine hinlängliche Entschädigung zurück, und auf solche Weise kam unser verzweifelter Kampf von Vinya-Ndschara zum Abschluß.

Nachmittags am 22. Dezember gaben mir Tippu-Tib und die übrigen Araber ihre Absicht, nach Nyangwe auf einem andern Wege zurückzukehren, zu erkennen, und zwar diesmal in einem so fest entschlossenen Tone, daß ich den Gedanken, sie zu einer Änderung ihres Beschlusses zu überreden, ganz aufgab. In Anbetracht seiner bisher geleisteten Dienste und der Trübsal und Leiden, welche er und seine Leute hatten ausstehen müssen, gab ich ihm — obgleich noch acht Märsche fehlten — folgende Ge-

schenke: einen Wechsel auf 10 500 Mark, einen Reitesel, eine goldne Kette, 30 Doti feines Zeug, 150 Pfund Perlen, 16 300 Muscheln, einen Revolver, Munition für 200 Salven und 50 Pfund Messingdraht.

Es gab nun vollauf zu thun, bevor wir zu unsrer abenteuerlichen Reise aufbrachen. Der entscheidende Augenblick kam heran, als der Morgen des 28. Dezember dämmerte. „Nun schifft euch ein, meine Freunde! Laßt uns sogleich aufbrechen, und möge unsre Reise glücklich sein.“ Mit angehaltenem Atem lauschten wir auf die köstliche Musik, den Abschiedsgesang der Schar Tippu-Tib's, welche unverkennbar zu uns vom Scheiden, von getrennter Freundschaft sprach und uns auf lange Zeit — vielleicht auf ewig — ein herzliches Lebewohl zurief.

In den Dörfern auf dem linken wie auf dem rechten Ufer ertönte unausgesetzt ein schreckliches Getrommel und Geblase von Kriegshörnern, und ihre wilden Männer eilten mit drohenden Gebärden zusammen und trieben dann ihre mit scharfem Vorderteile versehenen Kanoes so schnell vorwärts, daß sie wie fliegende Fische über das Wasser hinzustreifen schienen. Die Dorfbewohner des rechten Ufers waren denen des linken darin unähnlich, daß sie nicht erst eine Anrede abwarteten, sondern sie schossen, sobald sie auf etwa 50 m Entfernung herangekommen waren, ihre Speere ab und jauchzten: „Fleisch, Fleisch! Ah, ha! Wir werden Fleisch in Menge haben! Bo—bo—bo—bo, Bo—bo—bo—bo—o—o—!“ Ärger empfanden wir eigentlich gar nicht über sie; es schien mir so abgeschmackt, sich über Menschen zu ärgern, welche ihre Nebenmenschen nur grade so ansehen, wie ein Gutschmecker einen fetten Kapaun.

Am 4. Januar 1877 vernahmen wir das Brausen eines Kataraktes, des ersten in der Reihe der Stanley-Fälle. Aber lauter als das Rauschen der Wasserfälle erschallte das durchdringende, gellende Geschrei der wilden Mwana Ntaba von beiden Seiten des großen Stromes. Um Mittag des 7. Januar waren wir dann mit den Kanoes so nahe an den Wasserfall gefahren, als die Vorsicht dies erlaubte, und waren bereit, die Kanoes übers Land zu schleppen. Ein 4 ½ m breiter Weg war durch das dichte Gebüsch von Palmried, Palmen, Weinstöcken, Schling-

gewächsen und allerhand Unterholz geschlagen worden in ziemlich gerader Richtung, ausgenommen, wo einzelne Riesenbäume unberührt standen. Ein roher Lagerbau war auch auf der Mitte des Weges an der Stromseite der Straße in Angriff genommen worden, und dorthin wurde alles geschafft. Um 8 Uhr abends hatten wir die Kanoes schon 1 Meile weit über den Erdboden fortgezerrt. Am nächsten Tage wurden die Leute frühzeitig, während sie noch frisch waren, an die Kanoes gespannt, und ungefähr um 3 Uhr nachmittags waren wir am 8. Januar bereits an den Wasserfällen und Stromschnellen des ersten Kataraktes vorüber. Da wir in einer so gefährlichen Gegend nicht länger zu verweilen wünschten, als unbedingt nötig war, so schifften wir uns bald wieder ein. Wir hatten die besten Aussichten auf eine tüchtige Strecke ruhigen Wassers. Aber gar bald hörten wir das Brausen eines zweiten Wasserfalls. Wir landeten am linken Ufer.

Die großartige, mir nunmehr gestellte Aufgabe bestand darin, uns aus dem Bereiche der Bakumu-Wilden auf dem linken Ufer irgendwie herauszubringen; ihr Schreien und ihre wildgellenden Kriegsrufe schallten uns stärker in die Ohren, als selbst das Brausen und schreckliche Getöse des Wasserfalls. Nach 78stündiger, schrecklicher Anstrengung waren die Kanoes auf künstlich gehauenem Waldweg und unter steter Abwehr der angreifenden Bakumu wieder in den freudig begrüßten Fluß geschoben.

Am 24. Januar machten wir Halt, um das Boot und die Kanoes auszubessern, und setzten am folgenden Tage die Reise fort. Die Richtung des Livingstone (Kongo) vom sechsten Katarakt bis zu dem 640 m breiten Engpaß bei Uti-Pera war eine nordnordwestliche gewesen; er wandte sich jetzt nach Nordwest zum West und hatte eine Breite von etwas über 1800 m. Wir gaben wieder dem rechten Ufer den Vorzug und fuhren bald in einen tiefen Arm ein, zwischen einer langen und außerordentlich malerischen Insel und einem niedrigen, mit Buschwerk und Manglebäumen eingefaßten Ufer. Als wir ungefähr an der Mitte der Insel waren, hörten wir das dumpfe Brausen von Stromschnellen in dem linken Arme, aber der rechte strömte

ruhig dahin. Wir fanden, daß die Insel ungefähr 10 engl. Meilen lang war, und nachdem wir dann noch bei drei Inselchen vorübergefahren waren, dröhnte uns plötzlich das entsetzliche Brausen des siebenten und letzten Kataraktes der Stanley-Fälle in die Ohren.

Ich habe auf meinen Reisen in verschiedenen Teilen der Welt viele Wasserfälle gesehen; aber dieser Katarakt zeichnete sich vor allen dadurch aus, daß ein erstaunlich großer Strom seine ganze Wassermasse über einen nur wenig über 450 m breiten Felsdamm hinabschleudert. Eine Sonnenbeobachtung zeigte, daß er unter 0° 15′ nördl. Br. liegt.

Am Morgen des 28. Januar waren wir schon um 10 Uhr glücklich über den letzten der Stanley-Fälle hinaus. Wir eilten jetzt hastig den Strom hinab, um aus dem Schallbereich der Wasserfälle herauszukommen. Der Livingstone wandte sich jetzt etwas seitwärts nach Westnordwest und floß zwischen hügeligen Ufern

„Da, wo der höchste Urwald, undurchdringlich
Den Sternen und der Sonne, seine Schatten
Ausbreitet, braun wie abendliches Dämmern."

Der Strom nahm am 31. Januar allmählich an Breite zu; von 3000 m wuchs er bis auf beinahe 3700 m. Auch die Inseln wurden zahlreicher und waren mit dichten Dächern grünen Laubwerks, die von den Stämmen hoher Riesenbäume getragen wurden, überwölbt. Wir wurden der Kämpfe, die wir Tag für Tag zu bestehen hatten, recht überdrüssig. Am 1. Februar bemerkten wir die Mündung des Aruwimi; obgleich im Vergleich mit dem großen Strome seicht und durch viele Inseln beengt, ist er doch der bedeutendste Nebenfluß des Livingstone aus den nach Osten zu liegenden Ländern. Ich trage kein Bedenken, die Behauptung auszusprechen, daß es der Uelle Schweinfurths ist*). Der Strom dehnt sich nach Aufnahme des Aruwimi zu einer ungeheuren Breite aus. Anstatt eines rechten und linken Armes, welche bisher beide durch eine einfache Reihe

*) Eine Vermutung, die sich nicht bestätigt hat.

von Inseln getrennt wurden, zählte ich jetzt drei bis sechs Arme, welche voneinander durch Reihen langer Inseln getrennt wurden. Wenn wir so mitten in diesen Inselgruppen zwischen den uns von allen Seiten umgebenden Ländern der Wilden hindurchruderten, so kann man sehr richtig sagen, daß wir Spießruten laufen mußten. Um unsre Not noch zu vermehren, geht es mit unsern Lebensmitteln zu Ende. Wir haben fast nichts mehr, und wenn wir uns Nahrung verschaffen wollen, so wird dies Menschenleben kosten.

Am 14. Februar schlug wiederum eine Trommel nach der andern Lärm, bis die riesigen Kriegstrommeln laut zu den Waffen riefen. Um 3 Uhr zählte ich 63 gegen uns kämpfende Kanoes (siehe Abbildung 31!). Einige der Bangala, wie sie dies selbst durch ihr eigentümliches Geschrei „Yaha—ha—ha, Ya Bangala!“ „Ya Bangala, Yaha—ha—ha!“ offenbarten, zeichneten sich durch eine Kühnheit und einen Mut aus, der, wie ich um unsertwillen mit Freuden bemerkte, nicht allgemein war. Wenn man auf jedes der 63 Kanoes durchschnittlich fünf Flinten zählte, so ergaben sich 315 Gewehre, die unsern 44 gegenüberstanden. Die Feinde setzten irrtümlich voraus, daß ihre Metallstücken dieselbe durchbohrende Gewalt und Tragweite hätten, wie unsre Geschosse. Um 5 1/2 Uhr nachmittags zogen sich unsre Gegner zurück und ließen uns nun Zeit, für unsre Verwundeten zu sorgen und wegen unseres Erfolges dreimal ein aufjauchzendes Freudengeschrei zu erheben.

Dies war unser 31. Gefecht auf dem schrecklichen Strome, das vorletzte, und jedenfalls ein Kampf mit dem entschlossensten und hartnäckigsten Feinde, dem wir begegnet waren. Um 7 Uhr vormittags am 18. Februar kamen wir wieder auf dem Äquator an, und um Mittag erhielt ich als Ergebnis einer Beobachtung 0° 17′ 59″ südl. Br.]

Am Morgen des 19. Februar betrachteten wir einander als vom Schicksal zu Opfern eines langsamen Hungertodes oder der Wut ähnlicher Wilden, wie derer zu Mangala, bestimmt. Da wir aber die Hungersnot am meisten fürchteten, so beschlossen wir, den Eingebornen wieder gegenüberzutreten.



Abb. 31. Kampf mit den 63 Kanoes

Wir kamen darauf in Ikengo an, und da wir der Verzweiflung nahe waren, fuhren wir geradezu auf eine kleine dieser Ansiedlung gegenüberliegende Insel los und trafen Vorbereitungen zum Lagerbau. Alsbald kam ein Kanoe mit sieben Männern schnell über den Strom gefahren, und wir legten unsre Waren zur Schaustellung zurecht. Wir waren freigebig, und die Eingebornen nahmen unsre Geschenke ohne Furcht an, und von diesen Geschenken schritten wir zur Besiegelung dieser beginnenden Freundschaft mit unserm Blute, d. h. durch die friedliche Förmlichkeit des Brüderschaftschließens. Am 20. Februar hielten wir einen Markt auf unsrer Insel ab, auf welchem an mannigfacher Zufuhr kein Mangel war; vorzugsweise wurden zum Verkauf gebracht: schwarze Ferkel, Ziegen, Schafe, Bananen, Pisangfrüchte, Kassawabrot, Mehl, Mais, süße Kartoffeln, Yamswurzeln und mancherlei Fische.

Während unsrer Fahrt am 26. Februar wurden die kleinen Grasinseln häufiger als bisher; sie waren von Flamingos, Pelikanen, Störchen, Reihern, Ibissen, Gänsen, Enten u. s. w. bewohnt. Um 10 Uhr vormittags stiegen die Levyberge ungefähr 2 Meilen jenseits des linken Stromufers am Horizont empor. Der Anblick der sich nähernden Berge brachte mich gleich auf den Gedanken, daß es hier wieder Katarakten geben würde, und die schrecklichen Zeiten tagelangen Ringens und Kämpfens, welche wir bei dem Umgehen der Stanley-Fälle hatten erleben müssen, traten mir wieder lebhaft vor die Seele.

Zu unsrer Linken sahen wir am 9. März unter 3° 14′ 4″ südl. Br. den Ibari-(Fluß) Nkutu durch eine 410 m breite Mündung sich in den Livingstone ergießen. Es ist ein mächtiger und tiefer Fluß. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Ibari Nkutu der Kwango der Portugiesen ist*), über dessen Quellbäche Livingstone auf seinem Wege nach Loanda 1854 setzte, und welcher an der das Becken des „Großen Stromes“ (Kongo) von dem des Sambesi trennenden Wasserscheide entspringt.

Am 12. März um 11 Uhr vormittags fanden wir die Ausdehnung des Stromes von 1300 bis gegen 2300 m gestiegen,

---

*) Jetzt Kassai, zu dem der Quango nur eine Beisteuer liefert.

was uns den Anblick einer gewaltigen Wasserfläche bot. Die Leute waren sogleich mit einem ganz glücklich gewählten Ausdruck bei der Hand; sie nannten diese seeartige Erweiterung einen „Pfuhl". Dem von Frank gemachten Vorschlage folgend, habe ich diese seeähnliche Erweiterung des Stromes Stanley-Pool genannt.

Einige hundert Meter unterhalb des Dorfes des Häuptlings Makoneh zog sich der rundliche Pfuhl durch eine scharfe Wendung des Ufers schnell zusammen. An dieser Stelle hörten wir zum erstenmal, zunächst noch leise, aber Unglück verkündend, den Donner des ersten Kataraktes der Livingstone-Fälle am 13. März 1877. Eine mit Benutzung des Siedepunktes oberhalb desselben angestellte Beobachtung zeigte uns eine Höhe von 349,69 m über dem Ozean an.

Die Bevölkerung setzt sich nun nicht mehr unserm Vorwärtsgehen entgegen. Der Handelsverkehr hat ihre natürliche Wildheit so weit gezähmt, daß sie nicht mehr, schon von unserm Herannahen beleidigt, mit der Wut von Raubtieren über uns herfallen. Der furchtbare Strom selbst ist es, der uns von jetzt an zu Klagen veranlassen wird. Lava-Riffe versperren ihm den Weg und hervorspringende Bergwälle, Reihen von ungeheuren Steinmauern, so daß er sich in vielgekrümmtem Laufe bald durch tiefe Schlünde winden muß, bald wieder über gewaltige Terrassen in einer langen Reihe hoher oder niedriger Wasserfälle und Stromschnellen hinabstürmt.

Itsi (der König von Ntamo am Beginn der Livingstone-Fälle) hatte uns berichtet, daß nur drei Katarakte vorhanden seien, welche er das „Kind", die „Mutter" und den „Vater" nannte. Das „Kind", eine beinahe 200 m lange Strecke Wassers mit vielfach unterbrochner Oberfläche, und die „Mutter", welche aus gefährlichen, 1/2 Meile weit herabjagenden Stromschnellen bestand, hatten wir glücklich überwunden und uns auch weiter darüber hinausgearbeitet. Aber der „Vater" ist die wildeste Stelle eines Stromlaufs, die ich je gesehen habe.

Man nehme einen 4 engl. Meilen langen und 1/2 engl. Meile breiten Streifen des Ozeans und lasse einen Orkan auf ihm wüten, und man wird von diesen hochaufspringenden Wogen

einen ziemlich genauen Begriff erhalten. Der Lärm war fürchterlich und betäubend. Ich kann ihn nur mit dem Donnern eines durch einen Felsentunnel fahrenden Schnellzuges vergleichen. Stromschnelle folgte jetzt auf Stromschnelle.

Unser Reisesystem war nun das folgende: An jedem Tage begann zunächst Frank die Expedition auf dem Lande nach dem innersten Teile einer Einfahrt, einer Bucht oder eines Seitenthales in der Nähe der Stromschnellen oder Fälle zu führen, wo er mit Hilfe der ältern Männer, Weiber und Kinder ein Lager herrichtete. Die zu der schweren Arbeit bestimmte Abteilung, die jüngern Leute, kehrte darauf zurück, um mir bei der Beförderung der Kanoes behülflich zu sein. Da ich wegen der Sicherheit und Wohlfahrt meiner Leute in großer Sorge war, so beaufsichtigte ich die Arbeiten am Stromufer persönlich und fuhr täglich in dem Boot voran.

Am 12. April näherten wir uns den „Lady-Alice"-Stromschnellen. Wir hatten uns kaum in die Nähe des höchsten Anfangspunktes derselben gewagt, als infolge eines unvorsichtigen Nachlassens des Sternkabels die Strömung das Boot aus den Händen des Teiles der Mannschaft fortriß, dessen Pflicht es war, es sorgfältig den Wasserfall zu der Linie ebbenden, ruhigern Wassers unterhalb des Felsenvorsprungs hinabzulassen. Fort schoß nun das Boot, der Mitte des zornig aufschäumenden, wildwogenden Stromes zu.

„Ergreift die Ruder, meine Jungen, und seid wacker! Uledi, ans Steuer!" — das waren alle die Befehle, die ich meinen Leuten noch zuschreien konnte, und darnach gab ich, auf dem Buge stehend, dem Bootführer Winke mit der Hand; denn jetzt, wo wir in wütender Hast auf den Kämmen der stolzen Wogen stromab jagten, war jede menschliche Stimme schwach gegen den alle andern Töne verschlingenden Donner des zornigen Stroms. Wir flogen jetzt mit entsetzlicher Geschwindigkeit bei der Reihe von Felsblöcken vorbei, deren Mauer den Strom einengte. Die braunschwarzen Wogen wirbelten uns herum wie einen Kreisel, schwenkten uns auf die Seite, ließen uns in die plötzlich einsinkenden Mulden wie in einen Abgrund stürzen und schleuderten uns dann wieder auf den weißen, zischenden Schaumkämmen empor. O, mit

welchen Gefühlen betrachteten wir diese Schrecken, aber auch Ehrfurcht einflößende Macht, welche der große Strom jetzt entwickelte! Wie blitzschnell wir Blicke zurückwarfen auf unser vergangenes Leben! Wie ohnmächtig wir uns dieser Natur gegenüber fühlten! „La il Allah, il Allah!“ (es ist nur ein Gott) schrie der junge Mabruki, „wir sind verloren, — ja, wir sind verloren!“

Zwei engl. Meilen hatten wir schnell durchjagt und befanden uns jetzt der Bucht gegenüber, an welcher wir zu lagern gehofft hatten, aber der starke Strom spottete aller unsrer Anstrengungen, in sie einzubiegen. Hinauf zu dem Gipfel eines Wasserwalles wurden wir getrieben und dann, im Vorgefühl dessen, was in den nächsten Augenblicken geschehen würde, schrie ich: „Rudert, Leute, es gilt euer Leben!“ Einige rasende, energische Ruderschläge trieben uns nach der untern Seite des Walles vorwärts, und ehe sein Zusammensturz erfolgt war, und ehe die Gewässer ihren verhängnisvollen Malstrom gebildet hatten, wurden wir über einen kleinen Wasserfall vorwärts gejagt; einigemal wurden wir noch wie mit Spott und Hohn auf die Seite geschleudert und verächtlich herumgedreht, und dann, einen ruhigen Augenblick schnell benutzend, ergriffen wir die Ruder wieder, kamen bald in die Ebbe an der Seite des Stromes und erreichten glücklich den sandigen Strand. Nach Verlauf von etwa einer Stunde stürzten meine treuen Begleiter, einer nach dem andern, mit herzlichen Begrüßungen und fast überschwänglichen Bewillkommnungen heran. Und Frank, mein lieber, treuherziger, zuverlässiger Frank, war weder der letzte, noch der geringste in seinen Beteuerungen der Liebe und des Mitgefühls und der Dankbarkeit gegen den Allgütigen, der uns vom Tode in den Fluten errettet hatte.

Die Wegstrecke, durch welche wir uns vom 16. März bis 21. April, also in einem Zeitraum von 37 Tagen, hindurchgearbeitet hatten, war nur 34 engl. Meilen lang. Je näher wir an die gesittete Welt herankamen, desto billiger wurde naturgemäß alles Zeug im Werte, bis endlich ein Huhn vier Ellen unsrer dicken Leinwand kostete. Unser Zucker-, Kaffee- und Theevorrat war verbraucht. Wie groß war unter diesen Umständen

unser Verlangen nach ihnen! Dennoch würde ich einen großen Vorrat von Thee, Kaffee und Zucker hingegeben haben, um mir damit ein Paar gute Schuhe zu verschaffen.

Als am 25. Mai Frank Pocock seiner Geschwüre wegen zu lahm war, um zu Lande weiter zu marschieren, wurde die Führung der Kanoe-Abteilung Manwa-Sera und Tschaupereh und die Aufsicht über das Boot dem Bootführer Uledi übergeben. In meiner Bedrängnis und Not war Franks liebes Gesicht meine Herzensfreude. 34 Monate hatten wir zusammen gelebt, und unwandelbar herzlich war sein Beistand und treu sein Dienst gewesen. Der Diener war mir schon lange als ein Gefährte näher gerückt, aus dem Gefährten war bald ein Freund geworden. In den nächtlichen Plaudereien, wenn wir uns wie traute Freunde gegenübersaßen, wenn die treuen Augen von freundlicher Wärme erglänzten, da bauten wir manche Luftschlösser zusammen, da eröffneten sich uns viele glänzende Aussichten, welche wir hoffnungsvoll uns ausmalten. Aber — aber! Der verhängnisvolle 3. Juni fand uns nach unserm siebentägigen Aufenthalt gestärkt und zum Aufbruch aus Mowa bereit, um nach Zinga zu marschieren und ein neues Lager oberhalb des dortigen großen Kataraktes zu erbauen, während die Kanoes ganz gemächlich und mit aller Vorsicht den Strom hinabgeschafft werden sollten.

Zu Frank mich wendend, sagte ich ihm, ich würde nach Zinga eilen, und nachdem ich alles mit den Häuptlingen in Ordnung gebracht, ihm sein Frühstück und seine Hängematte senden. Um 1 Uhr nachmittags schickte ich durch Madschwara, Benni und Kassim das Frühstück für Frank ab, und einige Leute wurden mit einer Netz-Hängematte abgesandt. Ungefähr um drei Uhr nachmittags nahm ich einen Sitz auf einem hohen Felsen oberhalb der Zinga-Fälle ein, um auf Uledi (der die Kanoes heranführte) acht zu geben. Ich hatte diesen Platz noch nicht lange eingenommen, als ich etwas Langes und Dunkles sich in den wilden Wellen von Massassa herumwälzen und forttreiben sah. Es war ein umgestürztes Kanoe, und ich erkannte die Gestalten mehrerer Menschen, die sich an dasselbe anklammerten. Ich sah, wie sie sich abmühten, das Kanoe wieder aufzurichten; ich sah, wie sie sich auf den Kiel schwangen und aus Leibes-

kräften nach dem Ufer zu ruderten, um den schrecklichen Katarakt von Zinga zu vermeiden. Endlich sah ich sie, in dem Augenblicke, wo sie dem Lande am nächsten kamen, von dem Wrack in den Strom springen und das Ufer durch Schwimmen erreichen, und gleich darauf flog der unglückselige „Jason“ (Name des Kanoes) pfeilschnell bei mir vorüber und über den Wasserfall in die großen Wellen hinein in die unergründlichen Tiefen der Strudel hinab. Schlechte Nachrichten verbreiten sich schnell. Katschetsche, atemlos vor Eile und braun vor Schrecken, meldete, daß von elf Mann, welche sich in dem Kanoe in Mowa eingeschifft hätten, nur acht gerettet seien. „Drei sind verloren! — und einer von ihnen ist der Kleinmeister!“ (Frank Pocock.) — „Der Kleinmeister? Katschetsche!“ rief ich keuchend, „doch sicherlich nicht der Kleinmeister?“ — „Ja, er ist dahin, Meister!“

Mit der Ungeduld eines Kranken hatte er alle Warnungen abgewiesen und die Mannschaft gezwungen, ihn in das Kanoe aufzunehmen und den Wasserfall zu durchfahren.

„Mein braver, ehrlicher, gutherziger Frank, konntest du mich so verlassen? O, mein langbewährter Freund, welch eine verhängnisvolle Unbesonnenheit! O, Uledi, hättest du ihn nur gerettet, ich würde dich zu einem reichen Mann gemacht haben!“ — „Unser Schicksal liegt in Gottes Hand, Meister,“ erwiderte der todmüde Mann mit düsterm Ernst. Als ich auf mein leeres Zelt und die niedergeschlagenen, von Gram gebeugten Diener blickte, erfüllte mich ein erstickendes Gefühl unaussprechlichen Kummers. Ach, hätte nur einer mich damals von meinen Sorgen erlöst und mir zugesichert, daß meine schwarzen Begleiter ihre heimischen Herde in Sansibar, geführt von seiner Hand wiedersehen sollten, ich würde an jenem Tage mit Freuden dem Kampfe ein Ende gemacht und mit dem Ausrufe: „Frühzeitiger Tod — der beste Tod“ mich in meinem lieben Boote eingeschifft haben und ruhig über die Wasserfälle hinweg in die Ewigkeit gefahren sein.

Am 23. Juni fingen wir unser Werk unter dem Beistande von 150 Zingaesen (den Anwohnern der Zinga-Fälle) an, und um 10 Uhr vormittags war es uns gelungen, drei Kanoes den 60 m hohen, jähen Abhang bis zu der obern, wagerechten Fläche

des Felsenvorsprungs hinaufzuziehen. Das vierte Kanoe war der neue „Livingstone", welcher ungefähr drei Tonnen wog. Er war schon 6 m weit aus dem Wasser, aber plötzlich rissen die Taue von Rotang und Ficus elastica entzwei, und blitzschnell schoß der schwere Kahn den jähen Abhang hinab in die Tiefen des Stroms. Der Obermeister der Zimmerleute der Expedition, Salaam Allah, welcher den Bau geleitet hatte, klammerte sich an ihm fest in dem Wahne, daß seine Kraft allein hinreichen würde, das Kanoe in seinem schnellen Hinabgleiten aufzuhalten, und so wurde er mit in den Strom geschleift und kletterte, da er nicht schwimmen konnte, in das Kanoe hinein. Uledi sprang dem Zimmermann nach und schrie, als er in die Nähe des Kanoes kam, dem Mann zu, er solle ins Wasser springen, er werde ihn retten. „Ach, mein Bruder," antwortete der Unglückselige, „ich kann nicht schwimmen!" — „Springe nur, Freund, ehe es zu spät ist. Du fängst schon an, dem Katarakt zuzutreiben." — „Ich fürchte mich zu sehr." — „Nun, so lebe denn ewig wohl, mein Bruder, nichts kann dich retten," sagte Uledi, indem er ans Ufer schwamm. Noch eine Sekunde — und das große Kanoe und Salaam Allah in demselben wurde über den großen Katarakt hinabgerissen und auf den riesigen Wellen auf- und niedergeschleudert, bis es schließlich ein Strudel aufnahm (siehe Abbildung 32!).

In der Morgendämmerung des 25. Juni machten wir uns daran, das Boot und die Kanoes in das Becken unterhalb Zingas hinabzulassen. Bei Eintritt der Nacht war, Gott sei Dank, unsre ganze Flottille jenseits des Wasserfalles. Die Zingaesen sagten, nun gäbe es nur noch die Ingulufi-, Mbelo- und Ntombo-Mataka-Fälle, also immer noch drei Wasserfälle! — und der letzte wird sich hoffentlich als „Tuckeys"-Katarakt (durch Kapitän Tuckey 1816 von der Westküste aus bereits erreicht) erweisen, mit der bequemen Fahrt bis zu den Yellala-Fällen hinab, und dann wollen wir mit allen Kräften auf die See lossteuern, so schnell wie verhungerte Menschen nur rudern können.

Die Frische und Wärme des Gefühls, mit der ich vom Indischen Ozean aus meine Reise begonnen hatte, war in dieser langen Periode der Leiden entschwunden und erkaltet. Fieber-

anfälle hatten die Gesundheit meines Körpers untergraben, und das Übermaß von Not und Beschwerden hatte alle Kräfte des Geistes straff gespannt. Hunger hatte den Leib geschwächt, und die fortwährende Angst und Sorge nagte an meinem Gemüte. Meine Leute seufzten und stöhnten laut; ihre hohläugigen Gesichter, ihre fleischlosen Körper traten mir fortwährend wie lebende Vorwürfe vor Augen; ihre Lebenskraft war dahin, wenn auch ihre Treue unzweifelhaft war. Wir hatten nur noch einen



Abb. 32. Salaam Allahs Tod.

einzigen Gedanken, uns mühsam, doch rastlos immer weiter fortzuschleppen, bis wir nur noch einen Blick auf den blauen Ozean werfen könnten.

Am 31. Juli erhielten wir am Jsangilafall die erfreuliche Nachricht, daß Embomma (= Boma, portugiesische Niederlassung) nur fünf Tagereisen entfernt sei. Ich hegte nicht den geringsten Zweifel mehr, daß der Jsangila-Katarakt der zweite Sangalla des Kapitän Tuckey und des Professor Smith war. Da der Hauptzweck der Reise nun erreicht und der große Livingstone-Strom mit dem Kongo Tuckeys in Verbindung gebracht war, so sah ich keinen Grund, warum ich ihn länger ver-

folgen und die wenige Lebenskraft, welche wir noch besaßen, bei den unendlich mühevollen Schlepparbeiten neben den vier letzten Katarakten vergeuden solle. Bei Sonnenuntergang nahmen wir unser Boot, das uns auf der abenteuerlichen Fahrt quer durch Afrika so wacker und treu gedient hatte, aus dem Wasser und ließen es auf den Gipfel einiger etwa 500 m nördlich vom Wasserfall liegenden Felsen tragen, um dort seinem Schicksale überlassen zu bleiben.

Eine vom Reisen abgemattete, schwache und von Leiden niedergebeugte Mannschaft waren wir, als wir am 1. August in einer Reihe über die Felsenterrasse von Isangila und quer durch die schräge Ebene wanderten und darauf an dem Abhange hinaufstiegen, um zu dem Plateau zu gelangen. Auf und nieder wand sich die armselige Karawane über das öde, traurige Land. Am 3. August langte unser Vortrab vor der armseligen Niederlassung Nsanda an. Nachdem wir unsre Hütten errichtet hatten und das Zelt an seiner gewöhnlichen Stelle aufgerichtet war, erschien der Häuptling von Nsanda. Er war ganz artig und gesellig, lachte, kicherte und war unterhaltend. Natürlich kannte er Embomma, hatte den Ort oft besucht und Erdnüsse dorthin geschafft, welche er für Rum verkaufte. Plötzlich kam mir der Gedanke, ihn zu fragen, ob er wohl einen Brief nach Embomma besorgen und dreien meiner Leute gestatten wolle, ihn zu begleiten. Er war zu stolz, selbst zu gehen, wollte aber zwei seiner jungen Leute am nächsten Tage dorthin absenden. Nach meinem Diner, das aus drei gebratenen Bananen, 20 gerösteten Erdnüssen und einem Becher voll schlammigen Wassers bestand — jetzt meine gewöhnliche Kost —, schrieb ich bei einem Lämpchen, das aus einem in ein wenig Palmbutter getauchten Leinwandfetzen hergestellt war, den folgenden Brief:

Dorf Nsanda, d. 4. Aug. 1877.

An irgend einen Herrn in Embomma, der Englisch versteht.

Geehrter Herr!

Ich bin an diesem Orte von Sansibar aus angekommen mit 115 Seelen, Männern, Weibern und Kindern. Wir befinden uns jetzt in einem dem Hungertode sehr nahen Zustande. Von den Eingebornen des Landes können wir nichts kaufen, denn sie

lachen über unsre Zeug-, Perlen- und Drahtsorten. Ich habe mir daher die Freiheit genommen, drei meiner jungen, aus Sansibar gebürtigen Leute mit einem Knaben, Namens Robert Feruzi, von der englischen Mission in Sansibar, mit diesem Briefe abzusenden, der Sie um Hilfe anfleht. Ich kenne Sie nicht, aber man hat mir gesagt, daß ein Engländer in Embomma wohnt, und da Sie ein Christ und Ehrenmann sind, so beschwöre ich Sie, mein Gesuch nicht unbeachtet zu lassen. Erwünschter als alles andre würden 10—15 mit Reis oder Korn beladne Träger sein, damit ich die ganz ausgehungerten Magen meiner Leute sofort füllen könnte. Diese Lieferungen müssen innerhalb zwei Tagen ankommen, oder ich werde eine entsetzliche Zeit mitten unter Sterbenden durchleben müssen. Natürlich leiste ich Bürgschaft für jede Ausgabe, die Ihnen durch dieses Geschäft veranlaßt wird. Wenn Sie kleine Luxusartikel wie Thee, Kaffee, Zucker und Zwieback zur Hand haben, so bitte ich, für mich selbst einen kleinen Vorrat davon zu übersenden und dadurch die Schuld der Dankbarkeit nur noch zu vermehren, welche ich Ihnen für die rechtzeitige Ankunft der meine Leute vom Hungertode rettenden Vorräte zollen werde. Inzwischen versichert Sie seiner aufrichtigen Hochachtung

Ihr ergebener

H. M. Stanley,

Befehlshaber der anglo-amerik. Expedit. zur Erforschung von Afrika.

Ich schrieb auch einen Brief in französischer und einen in spanischer Sprache, letztern als Notbehelf für einen portugiesischen, da ich in Nsanda hörte, daß sich in Embomma ein Engländer, ein Franzose und drei Portugiesen befänden.

Meiner Anfrage, wer voraussichtlich recht schnell reisen und alle entgegentretenden Hindernisse überwinden werde, folgte die Antwort auf dem Fuße; denn Uledi sprang auf und sagte: „O, Meister, kein Wort mehr, ich bin sofort bereit. Seht, ich will mir nur meinen Gürtel umschnallen, und dann werde ich auf der Stelle aufbrechen, und nichts soll mich aufhalten. Ich will die Fährte verfolgen wie ein Leopard." — „Und ich bin auch da," sagte Katschetsche. „Laß uns nur machen, Meister. Wenn es irgend weiße Männer in Embomma giebt, so werden wir sie

ausfindig machen. Wir wollen gehen und laufen, und wenn wir das nicht mehr können, so werden wir kriechen." — „Hört doch auf mit eurem Geschwätz," sagte Muini Pembe, „und laßt doch andre Leute zu Worte kommen. Hört mich an, Meister. Ich bin Euer Diener. Ich will die zwei im Gehen noch übertreffen. Ich will den Brief tragen und ihn den weißen Männern vor die Augen bringen." — „Ich will auch mitgehen," sagte Robert. — „Gut, das entspricht ganz meinen Wünschen; aber Robert, du kannst diesen drei Männern nicht folgen. Du wirst zusammenbrechen, mein Knabe." — „O, wir werden ihn tragen, wenn er zusammenbrechen will," sagte Uledi.

Schließlich kam der Mittag heran, ehe die lässigen Wegweiser und meine Boten miteinander ihre Reise antraten.

Am Morgen des 5. August waren die zurückgebliebenen Leute bereit, ihre müden Glieder der heißersehnten Hilfe etwas näher zu schleppen, bis ins Thal von Mbinda. Am 6. machten wir uns zu weitern Anstrengungen auf, zogen in langer Reihe durch einige Dörfer, zwischen denen Strecken wüsten Landes lagen, und kamen um 9 Uhr in die Nähe von Banza Mbuko. Als hagere, in Traurigkeit versenkte Invaliden mit aufgedunsenen Gesichtern, aber schrecklich scharfeckigen Körpern suchten wir uns eine ruhige Stelle, eine engl. Meile außerhalb des äußersten Dorfes dieser Niederlassung, auf. Den verhungerten Leuten entschlüpfte nicht ein Wort des Vorwurfs. Dann und wann kamen mir die Wehklagen eines kleinen Kindes, die dünne Stimme einer verschmachtenden Mutter oder die trotzigen Vorstellungen eines andern Kindes zu Ohren. Aber die Erwachsenen blieben stille und scheinbar leblos.

Plötzlich hörte man die gellende Stimme eines kleinen Knaben rufen: „O, ich sehe Uledi und Katschetsche den Berg herabkommen, und es folgen ihnen eine Menge Männer." — „Was? Wie? Wahrhaftig?" tönten darauf gleich mehrere Stimmen zusammen. — „Ja, es ist wahr! es ist wahr! La il Allah, il Allah! (Gott ist einer!) Ja, el hamd ul Illah! Ja, es ist Nahrung und Speise! Endlich Nahrung! Ach, dieser Uledi! Er ist ein Löwe, wahrhaftig! Wir sind gerettet, Gott sei Dank!"

Und zu mir heranstürzend, legten die braven Genossen gleich darauf einen Brief in meine Hände. Dem allgütigen Gott sei ewig Dank! Der langandauernde Krieg, den wir gegen die Hungersnot geführt, die enge Belagerung der uns von allen Seiten bestürmenden Leiden war nun vorüber, und wir alle, meine Leute, wie ich selbst, schwelgten im Überfluß.

Am 9. August 1877, dem 999. Tage nach unsrer Abreise in Sansibar, machten wir uns auf, den uns entgegenziehenden Vortrab der Bewohner aus der gesitteten Welt zu begrüßen. Nur noch eine kleine Strecke zogen wir weiter und hielten dann an, und in kurzer Zeit stand ich vier Weißen von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Als ich ihnen ins Gesicht sah, errötete ich, weil ich mich selbst bei meinem Erstaunen über ihre bleiche Gesichtsfarbe ertappte. Noch wagte ich es nicht, mich mit ihnen auf gleichen Fuß zu stellen; diese ruhigen, blauen und grauen Augen erregten in mir eine gewisse Scheu, und die unbefleckte Reinheit ihrer Anzüge blendete und beschämte mich. Unser Leben in Boma, wo wir uns nur vom 9.—11. August aufhielten, ging gar zu schnell vorüber, aber zu jeder Stunde gewährte es mir einen reichen Genuß des Vergnügens und der Heiterkeit. Am 11. schifften wir uns ein. Noch wenige Stunden später und wir glitten durch das breite Thor (der Kongomündung) in den Ozean hinaus. Jetzt aber fühlte ich mein Herz durchglüht von der reinsten, aufrichtigsten Dankbarkeit gegen Ihn, dessen Hand uns beschützt und dessen Gnade uns vergönnt hatte, durch den dunklen Weltteil von Osten bis nach Westen hindurchzudringen und seinen gewaltigen Strom bis zu seinem Grenzpunkte im Ozean zu verfolgen.

Am 26. November hob sich die palmenreiche Insel Sansibar aus dem Meere, und am Nachmittage fuhren wir in gerader Linie auf den Hafen los. Der Bootkiel fuhr jetzt auf den Strand, und die ungeduldigen Burschen liefen den Abhang hinan und tanzten vor Entzücken auf dem Sande ihrer Insel. Sie knieten dann nieder, beugten ihr Gesicht bis an den teuren Boden und dankten mit tiefer Rührung Allah in lautem Gebete. — Am 13. Dezember fuhr der Dampfer der Britisch-

Indischen Dampfschiffahrtsgesellschaft von Sansibar nach Aden. Als ich im Begriff stand, in das Boot zu steigen, liefen die braven, treuen Gefährten voran, stießen das Boot in das Meer, hoben mich dann auf ihre Köpfe und trugen mich durch die Strandwellen in das Boot. Wir drückten uns nun herzlich die Hände, wohl über hundertmal, und dann endlich fuhr das Boot ab. Das waren süße und zugleich wehmütige Augenblicke, diese Augenblicke des Scheidens. Welch eine hochherzige, wahre Treue hatten diese einfachen Menschen ohne Bildung und Erziehung mir bewiesen!

Stanley's letzte Reise*).

Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas.

Siehe den Reiseweg in der Skizze des Anhangs!

---

1. Von London bis zum Lager von Jambuja (am Aruwimi).

[Am 26. Januar 1885 war die Hauptstadt des Sudan, Chartum, durch Verrat in die Hände der fanatischen Banden des Mahdi gefallen, und in dem Gemetzel hatte auch der wackre Gordon sein Ende gefunden.] Darfur, Kordofan, Sennar, Bahr-el-Ghasal und Chartum waren in den Besitz des Feindes gelangt; bald folgte auch Kassala (östlich vom Atbara), und im Sudan war der ganzen Länge und Breite nach nur noch die Äquatorialprovinz übrig, deren Gouverneur Emin Bey Hakim (d. i. der getreue Arzt) war. Derselbe schrieb am 6. Juli 1886 dem in Uganda weilenden Missionar Herrn Mackay unter anderem: „Ich bin bereit zu bleiben und diese Länder so lange wie ich kann zu behaupten, bis Hilfe kommt."

*) Quelle: H. M. Stanley, Im dunkelsten Afrika. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. v. Wobeser. Leipzig, Brockhaus 1890. 2 Bände.

Zu Anfang Oktober 1886 hatten Sir Mackinnon in London und Herr J. F. Hutton mit mir über die Möglichkeit gesprochen, Emin Entsatz zuzuführen, damit er in den Stand gesetzt werde, seine Lage zu behaupten. Ihrer Meinung nach schien er nur Munition nötig zu haben, und ich teilte diese Ansicht, worauf sie ganz ernstlich die Absicht aussprachen, die erforderlichen Gelder für die ihm nötige Hilfe zu sammeln. Gegen Mitte November bat mich Sir Mackinnon, ihm einen Brief über die Angelegenheit zu schreiben, damit er denselben seinen Freunden, die demnächst nach der Stadt zurückkehren würden, vorlegen könne. Einige Tage nach der Absendung dieses Briefes reiste ich nach Amerika ab und begann meine „Vorlesungs-Tournée". Allein schon am 11. Dezember erhielt ich folgendes Telegramm: „London. Ihr Plan und Anerbieten angenommen. Regierung billigt sie. Gelder beschafft. Geschäft dringend. Kommen Sie sofort. Mackinnon."

Am Tage vor Weihnachten traf ich in England ein. Ich war fest überzeugt, daß der Kongoweg bei weitem der beste und sicherste sei, vorausgesetzt, daß ich meine Flottille von Walfischfänger-Booten, sowie die Erlaubnis des Königs Leopold, den Kongostaat mit einer bewaffneten Macht zu durchqueren, erhielt. Dennoch war das Entsatz-Komitee der Ansicht, daß es besser sei, den östlichen Weg zu wählen. Auf telegraphischem Wege bestellte ich in Sansibar 600 sansibarische Träger, den Einkauf der notwendigen Waren, der Pack- und Reitesel, gab (in England) den Auftrag zum Bau eines Stahlbootes ($8^1/_2$ m lang, 1,8 m breit, 76 cm tief); dasselbe sollte aus galvanisiertem Siemens-Stahl hergestellt werden und in 12 Abteilungen von je 75 Pfund Gewicht zerlegbar sein. Die Verträge mit den Offizieren der Expedition: Stairs, Bonney, Troup, Barttelot, Nelson, Jephson, Jameson — der Arzt Dr. Parke trat in Alexandrien hinzu — wurden abgeschlossen. Auf dringendes Anraten des hochherzigen Königs der Belgier wurde der Kongoweg endgiltig gewählt. Am 20. Januar segelte der Dampfer „Navarino" mit den Waren und Offizieren der Expedition, und am 21. Januar abends 8 Uhr 5 Minuten reiste ich von London nach Ägypten ab. Am Bahnhofe hatte

sich eine große Menge versammelt, um mir nochmals die Hand zu drücken und mir freundlichst eine glückliche Reise zu wünschen.

Bevor ich in Alexandrien den Khedive verließ, erhielt ich folgenden Ferman (Befehl) mit der englischen Übersetzung: „Abschrift eines hohen arabischen Befehls an Emin Pascha, datiert den 1. Februar 1887: Wir haben Ihnen und Ihren Offizieren bereits gedankt für die mutige und erfolgreiche Verteidigung der Ihrer Verwaltung anvertrauten Äquatorialprovinzen und für die Festigkeit, welche Sie mit den unter Ihren Befehlen stehenden Offizieren bewiesen haben. Und Wir haben Sie deshalb belohnt, indem Wir Ihren Rang zu dem eines Lewa Pascha (Brigadegeneral) erhöht haben. — Und da es Unser aufrichtiger Wunsch ist, Sie mit Ihren Offizieren und Soldaten aus der schwierigen Lage, in der Sie sich befinden, zu befreien, hat Unsre Regierung sich über die Art und Weise schlüssig gemacht, wie Sie mit den Offizieren und Soldaten aus Ihren Schwierigkeiten gerettet werden können.

„Und da unter dem Befehle des Herrn Stanley eine Entsatzexpedition gebildet worden ist, und er seine Mission mit allen Ihnen nötigen Vorräten anzutreten beabsichtigt, um Sie mit den Offizieren und Mannschaften auf dem ihm geeignet scheinenden Wege nach Kairo zu bringen, so haben wir diesen Hohen Befehl an Sie erlassen. Ich beauftrage Sie, sobald dieser Befehl Sie erreicht, den Offizieren und Mannschaften meine besten Wünsche zu bestellen. Sie haben vollständige Freiheit, entweder nach Kairo abzumarschieren oder mit den Offizieren und Mannschaften dort zu bleiben. Unsre Regierung hat beschlossen, Ihnen sowie den Offizieren und Mannschaften das Gehalt zu bezahlen. Diejenigen von den Offizieren und Mannschaften, welche zu bleiben wünschen, können dies auf ihre eigne Verantwortung hin thun, dürfen aber in Zukunft keine Hilfe von der Regierung erwarten.

(Gez.) Mehemet Tewfik."

Am 22. Februar kam ich mit den Offizieren und Ausrüstungsgegenständen, welche mit dem „Navarino" abgesegelt

waren, in Sansibar an. Ich fand, daß unser Agent, Herr Mackenzie, alles so wohl vorbereitet hatte, daß die Expedition beinahe zur Einschiffung fertig war. Der Dampfer „Madura" lag im Hafen und war für die Reise mit Mundvorrat und Wasser ausgerüstet; die Tauschwaren und Lasttiere befanden sich an Bord. Indessen mußten noch einige Angelegenheiten erledigt werden, namentlich eine Vereinbarung mit dem berühmten Tippu-Tib über unsre gegenseitige Stellung zu einander. Er ist der ungekrönte König der Gegend zwischen den Stanley-Fällen und dem Tanganjika-See geworden und befehligt viele Tausende an die Kämpfe und das wilde Leben am Äquator gewöhnter Männer. Wenn ich feindselige Absichten bei ihm entdeckte, dann beabsichtigte ich mich weit entfernt von ihm zu halten; denn wenn die Munition, welche ich Emin Pascha zuführen sollte, von ihm erobert und benutzt wurde, geriet die Sicherheit des noch in seiner Kindheit befindlichen Kongostaates in Gefahr und waren alle unsre Hoffnungen bedroht. Ich forschte ihn deshalb unter gehöriger Vorsicht aus und fand, daß er für jede Möglichkeit, entweder mit mir zu kämpfen, oder von mir angestellt zu werden, vollständig vorbereitet war. Ich wählte das letztere, und wir gingen ans Geschäft. Ich wünschte ihn und seine Leute anzuwerben, damit sie mir beim Transport der Munition zu Emin Pascha und auf dem Rückwege beim Tragen des im Besitze Emins befindlichen Elfenbeins [75 Tonnen im Preise von 1 200 000 Mark nach Dr. Junkers Mitteilung] behilflich seien. Nach langem Feilschen schloß ich mit ihm einen Vertrag ab, nach welchem er sich verpflichtete, 600 Träger von den Stanley-Fällen (am oberen Kongo) nach dem Albert-See hin und zurück zu liefern. Nach Abschluß des Vertrages wurde im Namen Sr. Maj. des Königs der Belgier mit Tippu-Tib weiter vereinbart, daß er gegen ein monatliches Gehalt die Stelle eines Gouverneurs der Stanley-Fälle erhalten und als solcher die Station gegen Raubzüge der arabischen Sklavenhändler und der Eingebornen zu verteidigen habe.

Um 5 Uhr nachmittags am 24. Februar waren alle von Herrn Mackenzie angeworbenen Leute (620) an Bord; gegen Mitternacht befanden sich auch Tippu-Tib und seine Mann-

schaften*), sowie jeder, der noch zur Expedition gehörte, auf dem „Madura", und mit Tagesanbruch wurde am folgenden Morgen, dem 25. Februar, der Anker gelichtet, und wir dampften nach dem Kap der Guten Hoffnung ab. Am 18. März lief der „Madura" in die Kongomündung ein und ließ etwa 200 m gegenüber der sandigen Landspitze, Banana genannt, den Anker fallen.

Meine Gedanken waren nach den ersten Erkundigungen nicht sehr angenehmer Natur. Denn nachdem wir Vorkehrungen für den Transport den Unterkongo hinauf, für das Trägerwesen nach dem Stanley-Pool und die Anleihe von Dampfern auf dem Oberkongo getroffen hatten, fanden wir, daß letztere gestrandet, ruiniert, ohne Maschinen und Kessel oder zerstreut und unerreichbar sein sollten. Unter allen den Mühseligkeiten, die sich bei einer in der Tropenglut ihre Fußmärsche beginnenden großen Karawane einstellen, wurde der Weg den Kongo hinauf in Angriff genommen. Bei unsrer am 21. April 1887 zur größten Freude aller erfolgten Ankunft in Leopoldville war eine meiner ersten Entdeckungen, daß der „Stanley", ein kleiner Leichter, unser Stahlboot „Advance" und der Missionsdampfer „Peace" die einzigen Fahrzeuge waren, welche für die Beförderung der Expedition zur Verfügung standen.

Wir befinden uns jetzt 555 km vom Meere angesichts des Stanley-Pool, und vor uns liegt der Fluß, der 1800 km bis hinauf nach Jambuja (am Aruwimi), von wo ich den Landmarsch nach dem Albert-See wieder aufzunehmen gedenke, frei von Stromschnellen ist.

Die Tage vergingen uns rasch. Die frühen Morgenstunden boten uns jeden Tag ein Bild von Waldland, Myriaden von bewaldeten Inseln und breiter Kanäle mit totenstillem Wasser, die so von der Sonne beschienen wurden, daß sie Flüssen aus Quecksilber glichen. Von Mitte März bis Mitte Mai war die Regenzeit, und täglich kündigte der Himmel kurz nach 2 Uhr nachmittags das Herannahen eines drohenden Gewitters an.

*) Tippu-Tib bestieg den Dampfer mit 90 Mann; die 600 Träger wollte er von den Stanley-Fällen holen.

Die Sonne verbarg sich hinter den dunklen Vorboten des Sturms, und bald darauf zerriß der Donner die düstere Stille, zuckten Blitze und ergoß sich Regen in tropischer Fülle, worauf allgemeine Niedergeschlagenheit vorherrschte und die Dunkelheit der Nacht eintrat. Der Fluß war weder zu hoch, noch zu niedrig. Unsre Gesundheit war ausgezeichnet und in der That wunderbar gut im Vergleich zu früher. Sobald wir das Lager aufgeschlagen hatten, was gewöhnlich um 5 Uhr nachmittags geschah, musterte jeder Offizier seine Leute, die dann mit dem Hauen von Brennmaterial für den Bedarf am folgenden Tage beginnen mußten. Das war manchmal sehr schwere Arbeit und dauerte stundenlang bis in die Nacht hinein.

Am 12. Mai trafen wir in Bolobo ein. Hier ist etwas wie eine Hungersnot kaum möglich; denn Bolobo ist, was Mannigfaltigkeit und Überfluß an Lebensmitteln anlangt, einer der besten Häfen am Flusse. Da die Truppe nicht auf einmal nach dem Oberkongo befördert werden konnte, beschloß ich, die gesündesten Leute auszuwählen und nach Jambuja zu schicken, während die Schwächlichen (125) als eine Abteilung der Mannschaft des Majors Barttelot unter dem Befehl der Herren Herbert Ward und William Bonny in Bolobo zurückbleiben sollten, bis der Dampfer „Stanley“ von Jambuja zurückkehren werde.

Nachdem ich in Kwamouth Barttelot eröffnet, daß er den Befehl über die Nachhut zu übernehmen bestimmt sei, setzte die Flottille am 15. Mai mit 511 Personen von der Expedition, sowie Tippu-Tib und 90 seiner Leute die Fahrt flußaufwärts fort, und am 24. kamen wir an der Äquator-Station an, während wir das blühende Bangala am 30. erreichten. Von hier aus begaben sich Tippu-Tib und dessen Leute direkt nach den Stanley-Fällen. Abgesehen von einigen Unregelmäßigkeiten in dem Benehmen des Dampfers „Stanley“ dampften wir ohne irgendwelche Unfälle zum Aruwimifluß hinauf, und am 15. Juni trafen wir gegenüber den am linken Ufer des Aruwimi liegenden Dörfern von Jambuja ein, 154 km oberhalb des Zusammenflusses des Aruwimi mit dem Kongo.

2. Im Lager von Jambuja.

Vor unserm geistigen Auge standen die fernen Häfen des Nils und des Albert-Nyanza, die von Leuten verteidigt wurden, welche mit ängstlichen Blicken die Hauptrichtungen des Kompasses musterten, aus denen sie Hilfe erwarten konnten, da sie um diese Zeit durch unsre Boten von Sansibar aus bereits von unserm Kommen in Kenntnis gesetzt sein mußten*). Allein zwischen uns und ihnen lag eine breite Strecke, welche auf den besten vorhandenen Karten immer nur ganz weiß gelassen war. Als wir auf die schwarze Waldmauer blickten, welche die hohen Bäume dem ganzen Ufer entlang von Bolobo bis hierher bilden, nur dort unterbrochen, wo sie von majestätischen, ihre gewaltigen Wassermassen in den Hauptstrom ergießenden Flüssen zerteilt wird, da hatte wohl jeder von uns seine eigenen, im tiefsten Grunde des Herzens verborgnen Gedanken. Die meinigen richteten sich, wie ich jetzt nicht mehr zu verheimlichen brauche, auf den mir als Ziel vorschwebenden Gouverneur, der inmitten seiner Garnisonen seine tapfern Soldaten tröstet und ermutigt und mit ausgestreckter Hand nach der Richtung zeigt, aus welcher der erwartete Entsatz sicher kommen wird, so es Gottes Wille ist; und auf der andern Seite erblickte ich die Scharen der mit der Zeit dem Untergange geweihten Eingebornen, und zwischen ihnen und uns das ungeheuere, unbekannte Gebiet, in dem es weder Weg noch Steg giebt.

Am 24. Juni 1887 richtete ich an Major Barttelot folgende Dienstanweisung: „Geehrter Herr! Als Ältestem der auf der Expedition zum Entsatze Emin Paschas mich begleitenden Offiziere fällt das Kommando dieses wichtigen Postens (Jambuja) selbstverständlich Ihnen zu. Da ich binnen kurzem das Eintreffen einer großen Verstärkung von Leuten (600 Träger Tippu-Tibs) erwarte, welche die Zahl der Vorhut erheblich übersteigt, so hoffe ich, daß Sie nicht länger als wenige Tage aufgehalten werden. Inzwischen kommt es Ihnen zu, bis zur Ankunft unsrer Leute und Waren in dem Kommando

*) Stanley vermutet nur, daß sie Wadelai erreicht haben.

über dieses befestigte Lager sehr aufmerksam und vorsichtig zu sein.

„Die Leute, welche Sie unter Ihren Befehlen haben werden, machen mehr als ein volles Drittel der Expedition aus; die Güter, die hierher gebracht werden, sind das für den Marsch durch die Gegenden jenseit der Seen nötige Geld; außerdem wird ein ungeheurer Vorrat von Munition und Mundvorrat da sein, die von gleicher Wichtigkeit für uns sind. Der Verlust dieser Mannschaften und Waren würde sicherer Ruin für uns sein und die Vorhut dann ihrerseits selbst um Entsatz bitten müssen. Ich hoffe daher, daß Sie keine Mühe scheuen werden, um Ihre Verteidigungswerke zu vervollständigen, daß kein Feind — weder Eingeborne, noch Araber und ihre Begleiter — Erfolg über dieselben erringen kann. Unser Marsch wird von hier nahezu astronomisch genau Ost oder nach dem Kompaß Ost zu Süd sein. Die südwestliche Ecke des Albert-Sees in der Nähe oder bei Kavalli ist unser Bestimmungsort. Wir werden uns bemühen, durch Zeichnen von Bäumen und Anschneiden von jungen Stämmen am Wege genügende Spuren der Richtung zu hinterlassen, welche wir eingeschlagen haben.

„Vielleicht werden Sie, wenn Tippu-Tib die volle Zahl der versprochnen, erwachsenen Leute, nämlich 600 Mann, geschickt hat und der „Stanley" mit den in Bolobo von mir zurückgelassenen 125 Leuten wohlbehalten eingetroffen ist, sich stark genug fühlen, um die Abteilung mit allen von dem Dampfer überbrachten und von mir in Jambuja zurückgelassenen Waren längs des von mir eingeschlagenen Wegs in Bewegung zu setzen. Ohne Zweifel werden Sie unsre Bomas (befestigte Lager) unberührt finden; bessere Führer als diese Bomas würden auf unserm Wege nicht zu erlangen sein. Vielleicht hat Tippu-Tib auch nur einige Leute geschickt; in diesem Falle muß es Ihnen überlassen bleiben, welche Waren Sie entbehren können, um imstande zu sein, den Marsch anzutreten. Sollten Sie dennoch nicht marschieren können, dann würde es besser sein, täglich zweimal zwei Märsche von etwa 10 km zu machen, als allzuviel Gegenstände fortzuwerfen, falls Sie es überhaupt vorziehen sollten, zu marschieren, anstatt auf unsre Ankunft zu warten. Ihre Behandlung

der Eingebornen sollte, wie ich meine, gänzlich von deren Benehmen gegen Sie abhängen. Verlieren Sie keine Gelegenheit, jegliche Art von Erkundigung über die Eingebornen, die Lage der verschiednen Dörfer in Ihrer Nachbarschaft u. s. w. einzuziehen.

Ich habe die Ehre zu sein Ihr ergebener

Henry M. Stanley,
Befehlshaber der Expedition."

Am 25. Juni war der Pallisadenzaun um das ganze Lager fertig, und der Graben ging seiner Vollendung entgegen. Barttelot beaufsichtigte die Arbeiter auf der einen, Jephson, in Hemdärmeln, auf der andern Seite. Nelson verteilte den europäischen Mundvorrat zu gleichen Teilen, der Arzt baute fröhlich lachend und so eifrig, als ob er mit einer chirurgischen Operation beschäftigt wäre, ein Thor und führte die Zimmermannsarbeit so vorzüglich aus, daß ich abends in mein Tagebuch schrieb: „Er ist sicherlich einer der besten, die es giebt." Jameson war eifrig mit der Abschrift der Dienstanweisung beschäftigt, Stairs lag an einem heftigen Gallenfieber erkrankt im Bette.

„Morgen früh," so schrieb ich am 27. Juni in mein Tagebuch, „werden mit Gottes Hilfe 389 Personen den Marsch ins vollständig Ungewisse hinein antreten. Von einem Eingebornen habe ich die Namen der Stämme oder deren einzelnen Abteilungen gehört; von ihrer Stärke und ihren Eigenschaften weiß ich aber nichts. Heute abend regnet es, der morgige Marsch wird ein unbequemer sein. Stairs ist so krank, daß er sich nicht bewegen kann, und doch wünscht er dringend, uns zu begleiten. Es ist ziemlich übereilt, einen Mann in seinem Zustande tragen zu wollen; allein wenn der Tod eintreten soll, kommt er im Dickicht so leicht wie im Lager. Dr. Parke hat mir große Unruhe bereitet, weil er sagt, die Krankheit sei Darmentzündung, während ich sie mehr für Gallenfieber halte. Wir werden ihn in eine Hängematte packen und wollen auf einen günstigen Verlauf hoffen."

Die Vorhut wird sich zusammensetzen aus 389 Mann mit 357 Gewehren, die Garnison in Jambuja nach Eintreffen der

in Bolobo Zurückgelassenen aus 260 Mann mit 139 Gewehren, der Verlust von Sansibar nach Jambuja beträgt 57 Mann mit 28 Gewehren.

3. Zu Land und Wasser nach den Panga-Fällen.

Eine afrikanische Straße ist meist ein Fußpfad, welcher durch das Beschreiten in der trocknen Jahreszeit eine außerordentliche Glätte und die Härte des Asphalts bekommt. Da die Eingebornen im Gänsemarsch zu marschieren pflegen, ist der Weg nur 30 cm breit. Ist der Weg alt, so gleicht er einer gewundnen, schmalen Gosse, da das Regenwasser hindurchgeströmt ist und sie etwas ausgespült hat. Das ungefähr hofften wir zu finden, als wir aus dem Thore des verschanzten Lagers bei Jambuja marschierten; jede Kompanie hatte ihre Fahne, ihren Trompeter und Trommler, sowie eine bestimmte Zahl von Überzähligen, während 50 ausgesuchte Leute als Vorhut voraufmarschierten, um Haumesser und Axt zu handhaben, die jungen Bäume zu fällen, von den Stämmen einen handbreiten Streifen Rinde abzuschälen, alle den freien Durchgang der Hunderte von beladnen Trägern hindernden Zweige zu entfernen, Bäume für den Übergang der Flüsse zu fällen und nach Beendigung des Tagemarsches aus Buschwerk und Zweigen Seribas oder Bomas (Dornenverhaue) um das Hüttenlager zu bauen.

Ich bin stehen geblieben und beobachte die vorüberziehenden Leute, bis der letzte der Vorhut das Lager verlassen hat, worauf der Major, Jameson und die Garnison herauskommen, um noch ein Lebewohl mit uns zu tauschen.

„Nun, mein lieber Major, jetzt geht es los. Alles oder nichts! Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, und wir werden in etlichen Monaten wieder beisammen sein.“ — „Ich schwöre es zu Gott, ich werde scharf hinter Ihnen her sein. Lassen Sie mich nur erst die Burschen von Bolobo haben, dann soll mich nichts aufhalten!“ — „Nun gut, Gott segne Sie! Halten Sie den Mut hoch. Und Jameson, alter Freund, denselben Wunsch auch für Sie.“

Ich eilte nach der Spitze; die Abteilung hatte am Ende der Dörfer oder eigentlich der Straße, die Nelson in letzter Zeit

herzustellen begonnen hatte, Halt gemacht. „Welches ist der Weg, Führer?“ fragte ich den wahrscheinlich stolzesten Mann der ganzen Vorhut, denn es ist ein höchst erhebendes Gefühl, die Spitze des Zuges zu bilden. — „Dieser hier, der nach Sonnenaufgang führt,“ erwiderte er. — „Wie viele Stunden sind es bis zum nächsten Dorfe?“ — „Das weiß nur Gott,“ antwortete er. — „Kennst du ein Dorf oder Land in jener Richtung?“ — „Nicht ein einziges; wie sollte ich auch?“ war die Entgegnung. Das war alles, was der Klügste von uns wußte. „Nun denn, vorwärts in Gottes Namen! Möge Gott stets mit uns sein! Halte dich an jeden Pfad, der am Flusse (Aruwimi) entlang führt, bis wir eine Straße finden.“ —

„Bismillah!“ erscholl das Echo der Pioniere, die Trompeten der Nubier (Sudanesen) bliesen das Signal „Vorwärts!“, und kurz darauf verschwand die Spitze der Abteilung in dem dichten Gebüsch an den äußersten Grenzen der Lichtung von Jambuja.

Bei einer Temperatur von 24° R. im Schatten marschierten wir auf einem Pfade, der nur sehr wenig benutzt worden war und sich unter dunklem, dichtem Gebüsch dahinwand. Wir kamen zu den Dörfern der Jankonde. Die Spitze der Abteilung erreichte bald darauf das Ende einer breiten, freien Straße von etwa 6 m Breite und 280 m Länge, an deren oberen Ende ungefähr 300 Eingeborne aus der Stadt Jankonde, den gespannten Bogen in der Hand, standen, gestikulierten und schrieen. Die Pioniere machten Halt, überlegten und tauschten ihre Bemerkungen darüber aus: „Was bedeutet das? Die Heiden haben für uns eine breite Straße aus dem Busch zu ihnen ausgehauen und stehen trotzdem kampfbereit am andern Ende! Das ist irgend eine Falle, Jungens, paßt deshalb genau auf.“

Mit dem Buschwerk, welches die Eingebornen abgekappt hatten, war zu beiden Seiten der Straße jeder Ausweg nach dem Walde abgedämmt und versperrt. Allein unsre 50 Paar guten Augen fanden bald, daß diese scheinbare Hochstraße durch das Gebüsch von 15 cm langen, ausgetrockneten Palmenstengeln und an beiden Enden zugespitzten Holzstücken starrte, die bis zur halben Länge in den Erdboden getrieben und leicht mit grünen Büscheln bedeckt waren. Ich ließ zwei Linien von je

12 Mann quer über die Straße bilden und befahl der ersten, die Holzstücke aus der Erde zu ziehen, während die andre die Arbeiten mit ihren Waffen decken mußte und bei dem ersten Hagel von Pfeilen Feuer geben sollte.

Am 1. Juli erfuhren wir eine weitere Unbequemlichkeit des Marsches im Walde. Ungefähr alle 50 m lag ein gestürzter Baum von einem Durchmesser gleich der Brusthöhe quer über den Weg, und zwar in einer Häufigkeit, die entschieden lästig wurde; die Esel mußten vorsichtig darüber hinweggeführt werden. 20 bis 25 dieser Bäume mußten von Hunderten von Leuten überklommen werden, die in dieser neuen Reiseart nicht alle gleich geschickt waren. Die Hauptzugänge zu den vielen Dörfern waren reich besät mit den vergifteten Holzsplittern, welche jedermann — mit Ausnahme der Stiefel tragenden Weißen — mit größter Vorsicht aufzutreten veranlaßten.

Am 3. Juli waren wir um 4 Uhr nachmittags noch auf dem Marsche, nachdem wir eine Wildnis von Rinnsalen und tiefen, mit Schaum und grünen Wasserlinsen bedeckten Kotlachen getroffen hatten, in denen wir bis an die Kniee einsanken, und wo ein höchst ekelhafter Gestank herrschte, den der mit verwesenden Stoffen gefüllte Sumpf aushauchte. Wir waren eben aus diesem verderblichen Moorlande herausgekommen, als der Wald sich plötzlich derart verdunkelte, daß ich kaum den Kompaß ablesen konnte, und ein entferntes Geräusch, welches rasch zum lauten Pfeifen sich verstärkte, sowie das Bewegen und Knirschen der Äste und das Ächzen der mächtigen Bäume uns vor dem herannahenden Gewittersturm warnte. Als der Regen zu fallen begann, fingen wir mit dem Bau des Lagers an. Der Regen war kalt und fiel in schweren Tropfen, die so groß wie Thalerstücke auf die in Baumwollenstoffe gekleideten Männer schlugen und sie erschauern ließen. Der Regen war so heftig, daß wir die Feuer nicht anzünden konnten, und noch um 3 Uhr morgens saßen wir zusammengekauert und uns aneinander drückend inmitten der kalten, feuchten, dampfenden Ausdünstungen und des feinen Sprühregens. Dann erst wurden die Feuer angezündet, worauf die Leute um die Dutzende von Flammenpyramiden saßen, um sich in eine fröhliche Stimmung hineinzuwärmen, bittere

Maniokwurzeln zu rösten und die nagenden Schmerzen des Magens zu stillen.

Um 8 Uhr morgens am 4. Juli befanden wir uns wieder am Flusse. Da ich bemerkte, daß derselbe ruhig und frei von Stromschnellen war, und den Leuten so viel Arbeit als möglich zu ersparen wünschte, als die Verhältnisse gestatteten, ließ ich die Abteilungen des Stahlbootes ans Ufer bringen, wo Herr Jephson mit dem Zusammensetzen sofort begann. Da dasselbe 44 Lasten ausmachte und außerdem 50 Lasten und mindestens zehn Kranke zu tragen vermochte, konnten wir 89 Leute von der ermüdenden Arbeit, Lasten zu schleppen und den noch immer sehr kranken Leutnant Stairs zu tragen, befreien. Als der „Advance" auf dem Flusse schwamm, war es notwendig, daß die Abteilung sich dicht am Flusse hielt, teils zum Schutze für das Boot, teils auch, um imstande zu sein, den Strom behufs Verringerung der Arbeit nutzbar zu machen.

Der Fluß war fortwährend 450—730 m breit. Am Ufer war das Land ein wenig offner als im Innern, obwohl es oft nicht möglich war, sich zu bewegen, weil erst ein Tunnel durch dieses undurchdringliche Dickicht hergestellt werden mußte, ehe wir in dem über uns befindlichen Gewölbe von dichtem Netzwerk aus Zweigen, Schlingpflanzen und Röhricht weiter kommen konnten. Um 2½ Uhr erreichten wir das Dorf Bukanda. Wir hatten keinen Pfad gefunden, sondern waren einfach aus dem Dickicht auf einen jüngern Wald mit einer Lichtung gestoßen. In der Mitte der letztern am Ufer des Flusses lag das Dorf. Die Thatsache gab mir zu denken; denn sie machte mich darauf aufmerksam, daß der Verkehr zu Wasser unterhalten werde, da Pfade am Lande nicht zu entdecken waren und die Leute offenbar die Geheimnisse der Luftschiffahrt nicht kannten. Selbstverständlich war Bukanda lange vor unsrer Ankunft verlassen worden. Die kegelförmigen Hütten des Dorfes und die Maniokfelder standen zu unsrer Verfügung.

Am 9. Juli erreichten wir nach beschwerlichem Marsche die Dörfer der Bakoka. Unsre Leute begannen bereits matt und erschöpft auszusehen. Mehreren waren Holzstücke in die Füße gedrungen, bei andern fingen die Geschwüre wegen ihres wachsen-

den Umfangs an Besorgnis zu erregen, und viele klagten über seltsame Schmerzen in den Gliedern. Leutnant Stairs erholte sich dagegen jetzt rasch wieder von dem lange anhaltenden Anfalle von Gallenfieber. Meine andern Gefährten erfreuten sich der besten Gesundheit, obwohl unsre Kost nur aus Gemüsen bestand, den Blättern der Maniokpflanze und sonstigen Kräutern, die zerquetscht und in Form einer Pastete angerichtet wurden. Um die Anstrengungen der Leute zu verringern und auch die Kranken bequemer fortzubringen, wurden an das Stahlboot Kanoes angehängt.

Bis zum 21. Juli hatte sich noch kein Unfall ereignet, allein von diesem Tage an begann das Glück uns zu verlassen. Beim Durcharbeiten durch die Stromschnellen unweit der Einmündung des Rendi (linkes Ufer) tauchte eine ganze Armee von wütenden, rachsüchtigen Wespen auf, setzte sich in diesem verhängnisvollen Augenblicke auf unsre Gesichter, Hände und Körper, kurz auf jeden verwundbaren Teil und brachte uns die teuflischen, giftigen Stiche bei. Wütend und halb wahnsinnig gemacht durch die brennenden Schmerzen im Kampfe mit diesem schrecklichen Feinde, umgeben von Riffen und Felsen, gefährlichen Wellen und rauschenden Wirbeln, zogen wir mit Zähnen und Fingernägeln und waren in wenigen Minuten 100 m oberhalb der fürchterlichen Stelle. Am 29. Juli befand sich unser Lager gegenüber von Mijui, einer Reihe von in Bananenhainen gelegnen Dörfern am rechten Ufer. Nicht lange darauf machten wir die Bekanntschaft dieses Stammes und erkannten bald, daß diese Eingebornen Neigung zur Geselligkeit hatten. Unsre Leute besaßen Kauris, Glasperlen und Messingstangen, sowie seltne Kleinigkeiten zum Austausch gegen Lebensmittel. Als die Landabteilung eintraf, gingen die Preise wegen der größeren Nachfrage etwas in die Höhe. Wie man uns sagte, gab es zwischen unserm Lager und den Pangafällen keine Niederlassungen mehr, vielmehr würden wir einen neuntägigen Marsch durch den Wald zu machen haben. Zu unsrer Überraschung fanden wir am nächsten Morgen, daß wir für eine Messingstange von 40 cm Länge und der Dicke eines Telegraphendrahtes nur zwei Maiskolben erhielten. In Bangala (am Kongo) würde man für eine solche Messingstange Mundvorrat

auf fünf Tage für einen Mann gekauft haben. Für ein Huhn verlangte man vier Messingstangen. Die Leute hatten wütenden Hunger, vor uns lagen neun Tage Wildnis. Sie begannen ihre Patronentaschen für zwei Paradiesfeigen zu verkaufen; auch entdeckten wir, daß sie von ihrer Munition eine Patrone für einen, ein blechernes Eßgeschirr für zwei Maiskolben verschacherten. Alsdann gingen Haumesser und Äxte denselben Weg, und das Verderben starrte uns ins Angesicht. Am 31. Juli schifften wir uns bei Tagesanbruch mit zwei Kompanieen ein, besetzten Mijui und sandten Fouragierer aus. Um 3 Uhr nachmittags war Nahrung genug für zehn Tage im Lager.

Am 4. August trafen wir bei den Panga- oder Nepangafällen ein, über die wir von einem jungen Eingebornen Bakula schon so viel gehört hatten. Die Fälle sind volle 9 m hoch, von ihrem Fuße bis zum oberen Ende dehnen sie sich über mehr als 1 1/2 km aus. Das Wasser stürzt in vier nebeneinander gelegenen Fällen herab, deren breitester ungefähr 180 m mißt, und fließt zwischen kleinen Inseln aus Gneis vorbei, welche den Eingebornen von Panga Schutz gewähren. Werden letztere nicht gestört, dann leben sie auf einer großen Insel, welche den Namen Nepanga führt; die Insel besitzt drei Dörfer mit etwa 250 kegelförmigen Hütten (siehe Abbildung 33!). Weiter ins Land hinein liegen auf beiden Seiten mehrere Niederlassungen. Die Hauptnahrung der Eingebornen besteht aus Paradiesfeigen, obwohl auch Maniokfelder vorhanden sind. In dieser Gegend ist alles wild. Kaum hatte ein einsames Flußpferd uns entdeckt, als es uns zu verfolgen begann. Die Hühner wollten sich nicht fangen lassen, die Ziegen waren störrisch, angriffslustig und sehr wild. Insgesamt fingen wir zwölf, was in uns die Hoffnung wieder anfachte, doch noch imstande zu sein, einige unsrer Kranken retten zu können. Auch gelang es uns, in den Reusen und Korbnetzen einige Fische zu fangen. Unter den Klängen einer wilden Musik und mit lautem Gesang zogen die dritte und vierte Kompanie die Kanoes, die erste Kompanie trug das unzerlegte Stahlboot zu Land um die Katarakte, und am Abend des 6. August befanden wir uns nach einem sehr arbeitsreichen Tage im Lager oberhalb der großen Wasserfälle von Panga.

4. Hungersnot bis Kilonga-Longa's Station.

In derselben Weise wie seither, d. h. als Fluß- und Landabteilung, bewegten wir uns stromaufwärts; die Stromschnellen nötigten uns, Stahlboot und Kanoes um dieselben herumzuschleppen, die feindliche Haltung der Eingebornen zwang zum Fouragieren, das kaum etwas andres als spärliche Mengen von Paradiesfeigen einbrachte; die Unvorsichtigkeit der Mannschaften beim Plündern; der Kampf mit den Avisibba (siehe Abbildung 34!); die schrecklichen, mit Starrkrampf endenden Wirkungen des Pfeil-

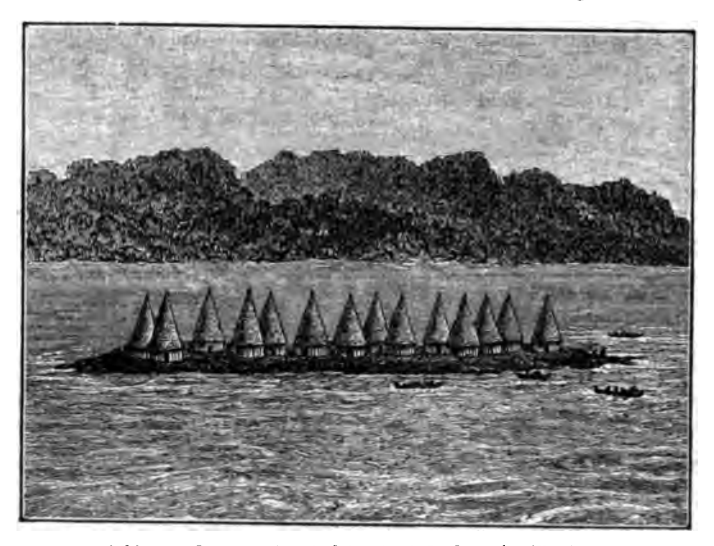


Abb. 33. Dorf auf der Insel. (Nach Le Tour du Monde.)

gifts; der endlose, sündflutliche Regen: alles zehrte im Verein mit der Dysenterie am Bestand der Karawane; wir hatten am 21. August bei den Mabenga-Stromschnellen 373 Mann im Lager, aber 60 von ihnen schienen mehr fürs Hospital geeignet zu sein, als um unser Wanderleben fortzusetzen. In dieser wilden Gegend vermag man für die abgematteten Seelen nicht einmal Ruhe und Nahrung zu finden. Am 26. August trafen beide Abteilungen vor der Mündung des Népoko (rechtes Ufer) wieder zusammen.

Dieser Fluß, von dem wir zuerst von Dr. Junker gehört hatten, der ihn weit oben überschritten hat, stürzt sich in einer

Reihe von Kaskaden über Riffe schieferartigen Gesteins aus der Höhe von 12 m in den Ituri (wie der Aruwimi hier heißt);



Abb. 84. Kampf. (Nach Le Tour du Monde.)

die Mündung war etwa 275 m breit, verengerte sich aber oberhalb des Falles bis auf ungefähr 230 m. Die Farbe des Népoko

ist schokoladenbraun, während das Wasser des Ituri wie mit Milch vermischter Thee aussieht. Am 30. August trafen wir am untern Ende eines großen Wasserfalles ein und stellten durch Beobachtungen fest, daß wir nunmehr die Hälfte des Wegs nach dem Albert-See zurückgelegt hatten. Der Luftlinie nach hatten wir noch 302 km vor uns, die wir aber nicht in 64 Tagen zurücklegen konnten, wie die hinter uns liegende westliche Hälfte unsers Wegs. Die Leute befanden sich in einer jämmerlichen Körperbeschaffenheit und waren niedergedrückt. Geschwüre wüteten epidemisch unter ihnen, Blutarmut hatte ihre Lebenskraft zerstört. Wir sagten ihnen, wir hätten die Hälfte des Weges erreicht, aber sie antworteten ungläubig mit Murren. Sie fragten: „Wie kann der Herr das wissen! Zeigt jenes Instrument ihm den Weg? Kennen die Eingebornen ihr Land nicht besser? Wer von ihnen hat je Gras gesehen? Sagen sie nicht sämtlich, daß die ganze Welt mit Bäumen und Gebüsch bedeckt ist?"

Als wir am 31. August das unzerlegte Stahlboot um Stromschnellen herum trugen, kam mein europäischer Diener mit wilden Sprüngen herbeigeeilt und berichtete: „Herr, o Herr, Emin Pascha ist angekommen." — „Emin Pascha?" — „Ja, Herr; ich habe ihn in einem Kanoe selbst gesehen. Seine rote Flagge, gerade wie die unsrige (die ägyptische) ist am Heck aufgezogen." — Selbstverständlich stürzten wir fort, es war thatsächlich ein Wettlauf, Herr und Diener wollten der erste sein (siehe Abbildung 35!). Im Lager herrschte ebenfalls allgemeine Aufregung. Sie hatte, wie wir bald erfuhren, ihren Grund in der Ankunft von neun Manjema, den Dienern eines gewissen Uledi Baljus, der den Eingebornen unter dem Namen Ugarrowa bekannt war, sich etwa acht Tagemärsche weiter flußaufwärts niedergelassen haben und mehrere hundert Bewaffneter befehligen sollte. Die Araber befanden sich also so weit im Innern des Landes, und ich hatte die freudige Hoffnung gehegt, schon längst zum letztenmal von diesen Räubern gehört zu haben! Nur zu bald sollten wir an ihre Nähe erinnert werden: täglich wurden Deserteure und Diebstähle gemeldet, und das Aussehen der Niederlassung Navabi redete eine sehr deutliche Sprache. Streifpartieen, welche nach unsrer Ansicht von Ugarrowa geschickt worden

waren, hatten die Ansiedlung niedergebrannt, viele von den Ölpalmen umgehauen, die Bananenpflanzungen der Erde gleich

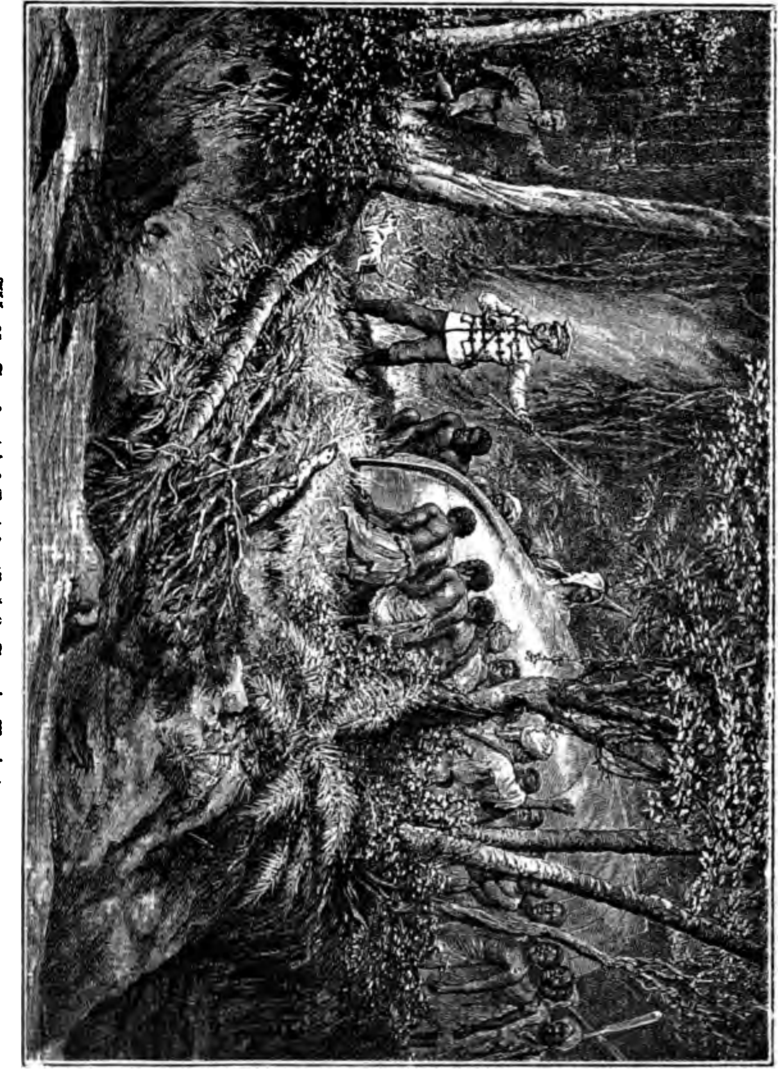


Abb. 35. Transport des Bootes. (Nach Le Tour du Monde.)

gemacht und den Boden mit Gebeinen der Verteidiger besäet. Innerhalb unsers Lagers fanden wir die Schädel von fünf kleinen Kindern.

Am 17. September setzten wir unsere Karawane wieder in Marsch, um sie Ugarrowas Station gegenüber zu bringen. Ich ruderte mit unserm Boot über den Fluß nach der arabischen Niederlassung, die mit ihren hohen, drohenden, aus Lehm hergestellten Mauern und ihrer hohen Pallisadenumzäunung Ähnlichkeit mit einem Fort hatte. Die großen Räume, die Menge der Diener, die ganze Ausstattung, die Menge des Elfenbeins zeugten vom Reichtum des Sklavenhändlers. Wie Ugarrowa mitteilte, habe sich weiter aufwärts (10 oder 20 Tagemärsche entfernt) ein andrer Araber niedergelassen, der Kilinga-Longa genannt werde. Die 56 Kranken ließ ich nach der arabischen Niederlassung bringen, da ich ein Abkommen getroffen hatte, wonach dieselben für 20 Mark pro Kopf und Monat beköstigt werden sollten, bis Major Barttelot oder sonst jemand mit einer Order von mir käme.

Noch einmal bestand die Expedition jetzt wieder aus ausgesuchten Leuten, und mein Gemüt war von der Sorge um die Nachhut (da Ugarrowa ein Schreiben an Barttelot zu überliefern versprochen hatte) und das Schicksal, welches die Kranken bedrohte, befreit. Als am 19. September, dem Tage des Abmarsches, wiederum drei Flintenträger das Weite suchten und gefesselt durch Ugarrowa zurückgesandt wurden, starb einer den Tod durch den Strang. Als ich den zweiten auf Fürbitte der Anführer begnadigte, trat ein allgemeiner Gefühlsausbruch ein, daß ich starr war. Sie warfen Mützen und Turbane in die Luft, hielten die Gewehre hoch, hoben den rechten Arm auf und riefen: „Niemand wird die „weiße Mütze"*) verlassen, bis sie beerdigt ist! Tod dem, der Bula Matari (Stanley) verläßt! Zeige uns den Weg nach dem Nyansa! Führe uns, wir werden jetzt folgen!"

Die Stromschnellen und der Nahrungsmangel drückten freilich diese Aufwallung des Mutes sehr bald herab. Am 4. Oktober brachten wir die Expedition nach dem nördlichen Ufer, da wir von den uns entgegenziehenden Manjema Kilonga-Longa's gehört hatten, daß ihre Niederlassung bei Ipoto an der andern Seite

*) Stanley.

des Flusses liege. Ich würde den Fluß an diesem Tage verlassen haben, allein die schreckliche, einsame, unbewohnte Wildnis und die Schwäche und Erschöpfung unsrer Leute verboten dies. Nachdem wir uns durch fürchterlich wildes Wasser gearbeitet hatten, trafen wir am nächsten Morgen um 10 Uhr vormittags an einer scharf von Ost nach Nordost gekrümmten Kurve ein. Als ich ans Land trat und wenige Schritte längs der Biegung gemacht hatte, stand ich an einem lavaähnlichen Felsen und erkannte auf den ersten Blick, daß hier das Ende der Kanoeschiffahrt sei. Die Hügel erhoben sich zu größrer Höhe, der Fluß verengerte sich auf etwa 24 m, und ungefähr 90 m oberhalb meines Standpunktes kamen die wilden, rasenden Gewässer des Ihuru (rechter Zufluß) aus einer Schlucht hervor, während der Ituri über eine Reihe von hohen Katarakten herabstürzte und beide Flüsse sich an der Stelle, wo ich stand, vereinigten, um mit verstärkter Gewalt und Schnelligkeit weiter zu stürzen und mit brüllendem Getöse zwischen den hohen Ufern und düstern Waldmauern abwärts zu jagen.

Ich schiffte daher die Leute wieder nach dem südlichen Ufer hinüber. Wir hatten noch 263 Mann. Hiervon waren 52 zu Skeletten abgemagert, weil sie, mit Geschwüren behaftet, nicht imstande gewesen waren, zu fouragieren. Was ihnen an Tageskost zugeteilt war, hatte nicht genügt, um sie bei ihrem Mangel an Sparsamkeit während der Tage vollständigen Mangels zu erhalten. Infolge dieser Verluste hatte ich noch 211 marschfähige Leute; da unter diesen sich 40 Nichtträger befanden und ich 227 Lasten besaß, so hatte ich also, gerade wenn ich die Träger notwendig brauchte, viel mehr Lasten, als ich befördern konnte. Nachdem wir den unglücklichen Krüppeln mitgeteilt hatten, wir beabsichtigten, um nicht sämtlich umzukommen, vorzudringen, bis wir Lebensmittel fänden, übergab ich die 52 Mann, 81 Lasten und zehn Kanoes dem Befehle Kapitän Nelsons (an Geschwüren erkrankt), bat sie, guten Mutes zu sein, schulterte das Boot und die Lasten und marschierte ab. Als ich die armen Burschen betrachtete, wie sie sich ermattet weiter schleppten, schien es mir nur einiger Stunden zu bedürfen, um unser Schicksal zu besiegeln. Noch einen, vielleicht zwei Tage, dann

würde das Leben entschwinden. Wie sie mit den Augen das wilde Dickicht nach den roten Beeren des Phrynium, den hochroten, länglichen, säuerlichen Früchten des Amomum durchsuchten! Wie sie sich auf die faden Bohnen des Waldes stürzten und nach seinen Schätzen von Schwämmen stierten! Kurz, in dieser schweren Not, in welcher wir uns befanden, wurde nichts zurückgewiesen, außer Blättern und Holz! Raupen wurden gesucht und an den Bäumen haftende Schnecken, Käfer und weiße Ameisen gesammelt, um als Fleisch verwendet zu werden. Am 16. Oktober blieb der treue Uledi [bekannt aus dem vorigen Reisewerk] mit seinen Leuten und dem Boote, das sich nur mit unmenschlichen Anstrengungen weiter schleppen ließ, zurück, ich aber brach mit den kräftigsten Mannschaften nordwärts auf durch den unwegsamen Wald, um die Manjema-Niederlassung zu erreichen. Es ist an sich schwer, zu gehen, wenn infolge der Leere im Magen Schwäche eintritt, aber noch viel schlimmer, mit einer 30 kg schweren Last zu marschieren. Mehr als 50 Mann waren noch in ziemlich gutem Zustande; aber 150 Mann, mit aschgrauer Haut überzogene Skelette, matt und erschöpft, trugen alle Stempel des Elends in den Augen, auf dem Körper und in ihren Bewegungen. Diese konnten wenig mehr thun, als weiter kriechen, ächzen, Thränen vergießen und seufzen. In den Morgennebeln des 18. Oktobers sahen wir endlich auf einem gegenüberliegenden Abhange Scharen von Männern und Frauen herabkommen, die uns mit freundlichen Zurufen begrüßten. Zur Rechten und Linken bemerkten wir schön stehende Felder mit Mais, Reis, süßen Kartoffeln und Bohnen. Dann vernahmen wir die wohlbekannten Laute des arabischen Grußes und die freundlichen Anerbietungen der Gastfreundschaft: wir waren in Kilonga-Longa's Station Ipoto*).

5. Zum Albert-Nyanza.

Die in Ipoto ansässige Gesellschaft von Elfenbeinjägern war fünf Monate vor unsrer Ankunft vom Lualaba (Kongo)

*) Kilonga-Longa war abwesend, die in folgendem erwähnten „Häuptlinge" sind seine Untergebenen.

hergekommen; die Reise hatte 7½ Monate in Anspruch genommen, während welcher Zeit sie auf ihren Wanderungen weder Gras noch waldfreies Land gesehen, ja nicht einmal davon gehört hatten. Mit dem Tage ihrer Ankunft haben sie eine der blutigsten und verheerendsten Laufbahnen begonnen, jede Niederlassung in Asche gelegt, jedes Kanoe auf den Flüssen in Stücke zersplittert, sie sind in die verborgensten Schlupfwinkel hineingedrungen, nur getrieben von der einen in ihnen vorherrschenden Leidenschaft, so viel Männer zu töten und so viel Weiber gefangen zu nehmen, wie Grausamkeit und List es ihnen möglich machten. Was diese Zerstörer an Hainen und Pflanzungen von Bananen und Paradiesfeigen, an Maniok- und Maisfeldern übrig gelassen haben, ist von Elefanten, Schimpansen und sonstigen Affen zu verwesendem, stinkendem Kot zertreten und zermalmt worden.

Wir müssen der Wahrheit gemäß anerkennen, daß wir am ersten Tage mit prahlerischer Freundlichkeit empfangen wurden; wir erhielten drei Ziegen und zwölf Körbe mit Mais; sie dienten uns zu zwei Mahlzeiten, nach denen viele, wie ich, sich neubelebt und erfrischt gefühlt haben müssen; allein schon am dritten Tage begann eine gewisse Entfremdung sich zwischen uns zu entwickeln. Vermutlich hatte ihre Herzlichkeit ihren Grund in dem Glauben, daß unsre Lasten für sie wünschenswerte Dinge enthielten. Enttäuscht, weil sie die erwartete Menge schöner Stoffe oder feiner Perlen nicht erhielten, begannen sie unsre Leute planmäßig zu veranlassen, alles zu verkaufen, was sie besaßen: von den Kleidungsstücken bis auf die Remingtongewehre. Wir waren also in drohender Gefahr, die Sklaven der arabischen Sklaven zu werden. Ungeachtet unsrer dringenden Bitten um Mais konnten wir nicht mehr als zwei Kolben per Mann und Tag erhalten; kein Wunder, daß elf Gewehre und 3000 Patronen binnen kurzem in ihre Hände gewandert waren. Ich ließ die Truppen zur Musterung antreten und verurteilte die, welche ihre Waffen nicht mehr besaßen, zu je 25 Peitschenhieben und zur Fesselung, den Hauptdieb zum Tode durch den Strang. Ich ließ den Anführer der Manjema kommen und stellte in aller Form das Verlangen sofortiger Rückgabe der Gewehre; nach Wutausbrüchen und kriegerischem Lärmen in ihrem Dorfe

brachten sie fünf derselben. Gerade in diesem Augenblicke kam Uledi, der treue Steuermann des „Advance“, ins Lager mit der Nachricht, daß das Boot wohlbehalten am Landungsplatze von Ipoto liege. Diese Meldung rief ein persönliches Gefühl in mir hervor, und ich begnügte mich, als die Araberhäuptlinge Mais brachten und sich entschuldigten.

Am 27. Oktober erfolgte der Aufbruch von Ipoto ins Land der Balesse (in der Richtung des Ituri, nördlich von demselben). Eigentümlich war der Zustand ihrer Lichtungen, die zum Teil sehr ausgedehnt sind, einen Durchmesser bis zu 2½ km haben und sämtlich überall mit den Überresten, Trümmern und Stämmen des Urwaldes bedeckt sind, so daß der Weg auf den Stämmen und Ästen der Baumriesen hinführt (siehe Abbildung 36!).

Am 5. November überschritten wir die Wasserscheide zwischen den Flüssen Ihuru und Ituri und stürzten uns jetzt in die kühlen Ströme, welche nach links zum Ihuru fließen. Nach dem Aneroidbarometer befanden wir uns 1249 m über dem Meeresspiegel. Von diesem Punkte aus erfreuten wir uns zum erstenmal eines Rundblicks auf unsre Umgebung. Anstatt wie große Zweifüßler in der Dämmerung 60 m unter dem Niveau des hellen Tageslichtes dahinzukriechen und durch den Vergleich mit den zu Millionen um uns stehenden Riesensäulen und hohen, pfeilerartigen Stämmen gezwungen zu sein, unsre Kleinheit einzugestehen, befanden wir uns hier auf dem Rücken eines abgeholzten Berges, von dem wir auf die Blätterwelt unter uns hinabblickten. Der 10. November war ein wichtiger Tag; wir lagerten in dem Balesse-Dorf Ibwiri, das mitten in einer der schönsten und reichsten Lichtungen gelegen war; alle Mitglieder der Expedition erhielten daher Bananen, reife und unreife Paradiesfeigen, Kräuter, Yams, Bohnen, Zuckerrohr, Mais und Melonen in solchen Mengen, daß sie, selbst wenn sie Elefanten gewesen wären, den für sie gesammelten Vorrat in weniger als zehn Tagen nicht hätten aufzehren können. Endlich konnten sie einmal den so lange quälenden und nagenden Hunger vollständig stillen. Ich gönnte ihnen eine 14tägige Rast.

Alle wünschten jetzt mit neuem Mut und kühnen Hoffnungen

den Marsch fortzusetzen und hielten die Rast für vollständig genügend. Am 24. November, einem hellen, sonnigen Tage, blies



Abb. 86. Gymnastik im Walde. (Nach Le Tour du Monde.)

bei Tagesanbruch der sudanesische Trompeter das Signal zum *Aufbruch* in so fröhlichen Tönen, daß es bei allen bereitwilligen

Widerhall fand. Der Weg führte an den verlassenen Dörfern der Balesse und der Waldzwerge auf einem von zahlreichen Wasseradern durchzogenen Waldplateau hin. Am 30. November kehrte plötzlich der erste Mann der Vorhut um und lief zu mir herab. Er forderte mich auf, von dem Hügel, dessen Gipfel wir fast erreicht hatten, nach Sonnenaufgang zu sehen. Als ich meine Augen nach jener Richtung wandte, hatte ich den angenehmen Anblick einer ziemlich mannigfaltigen Scenerie von Weideland und Wald, flachen Ebenen und mit Gras bedeckten Abhängen, mehreren Thälern und Hügeln, felsigen Vorsprüngen und sanft gerundeten Gipfeln. Der große Wald, in welchem wir so lange vergraben gewesen waren und dessen Grenzen wir jetzt erreicht hatten, schien sich unverändert und ununterbrochen nach Nordosten fortzusetzen, dagegen zeigte sich nach Osten ein ganz anderes Gebiet: mit Gras bedeckte Ebenen und Hügel, reich bestanden mit Hainen, Baumgruppen und schmalen Baumzeilen, welche bis zu gewissen, die Aussicht abschließenden Bergketten reichten, an deren Fuß, wie ich wußte, das schon seit Monaten von uns herbeigesehnte Ziel liegen mußte. Sehnsüchtig streckten meine Leute die Arme nach dem herrlichen Lande aus, alle blickten in dankbarer Verehrung zum klaren, blauen Himmel auf. Ich nannte die hohe Bergspitze, welche den Abschluß des bewaldeten Rückens, auf dessen Ausläufer wir uns befanden, bildet und bis zur Höhe von etwa 1400 m aufsteigt, Pisgah*), Berg Pisgah, weil wir nach 156 tägiger Dämmerung im Urwalde hier zuerst die ersehnten Weideländer von Äquatoria gesehen hatten.

Wir befanden uns auf 1° 22′ nördl. Br., auf demselben Breitengrade mit Kavalli (am See), daher zog ich es vor, ostwärts, gerade auf unser Ziel los, zu marschieren. Bereits am 2. Dezember hatten wir zwei charakteristische Kennzeichen des Graslandes, die kegelförmigen, mit Gras gedeckten Hütten und die Pfeile, bei denen ein dünnes Stück Ziegenleder den Flug bildete.

---

*) Vergl. 5 Mos. 34; Pisgah heißt das Gebirge, von dem aus Moses das Land Kanaan schauen durfte.

Am 4. Dezember marschierten wir nach einer Furt des Ituri; der Fluß war hier 45 m breit, und das Wasser ging den Leuten bis an den Leib. Auf dem linken Ufer desselben kamen wir in einen schmalen Gürtel hoher Bäume, in welchem wir weitermarschierten, und dann traten wir zu unsrer herzlichen Freude auf eine weite Ebene, so grün wie englischer Rasen, in das hellste, angenehmste Tageslicht, den warmen, herrlichen Sonnenschein hinaus, wo wir mit unwiderstehlicher Lust die reine Luft einatmeten. Mit ganz ungewöhnlichen Schritten eilten wir vorwärts, und schließlich, als unsre Bewegung sich nicht mehr meistern ließ, setzte die ganze Karawane sich in Laufschritt (siehe Abbildung 37!). Vögel, die uns so lange fremd gewesen waren, segelten und schwirrten durch die klare Luft; kleinere und größere Elen-Antilopen standen auf einer graubewachsenen Anhöhe und betrachteten uns verwundert; Büffel hoben den Kopf, von Bewunderung über die Eindringlinge in ihre stille Domäne erfaßt.

Wir setzten den Marsch in östlicher Richtung auf einem Eingebornenpfade fort. In der Richtung Südost zu Ost führte er mit Gras bewachsene Hügel und Thäler auf und ab. Vielfach sahen wir von Überfluß umgebene Dörfer, doch ließen wir dieselben unbelästigt in der Hoffnung, daß die Wilden einsehen möchten, daß wir eine äußerst harmlose Truppe von Männern seien, wenn wir nur zufrieden gelassen würden. Am 13. Dezember erreichten wir den höchsten Punkt des Berglandes, wo wir in der Entfernung von etwa 40 km die blaue, gleichmäßige Linie eines Tafellandes erblickten, das sich bis in die Wolken erhob und von ungeheurer Höhe zu sein schien; ich wußte, daß es Unjoro war, und daß zwischen uns und jenem großen blauen Tafellande eine ungeheure, tiefe Schlucht sich befand, auf deren Grunde der Albert-See lag. „Haltet die Augen offen, Jungens," rief ich tröstend den Leuten zu, „ihr könnt den Nyansa jeden Augenblick zu sehen bekommen." Das Plateau von Unjoro stieg immer höher vor unsern Blicken empor, während die Abhänge zu beiden Seiten von uns beständig niedriger wurden, und schließlich ruhten aller Augen auf einer grauen Wolke. Was ist das? Nebel! Nein, es ist der im leichten Nebel

schlummernde Nyansa; dort im Nordosten hat er die Farbe des Ozeans. Ängstlich untersuchte ich beim

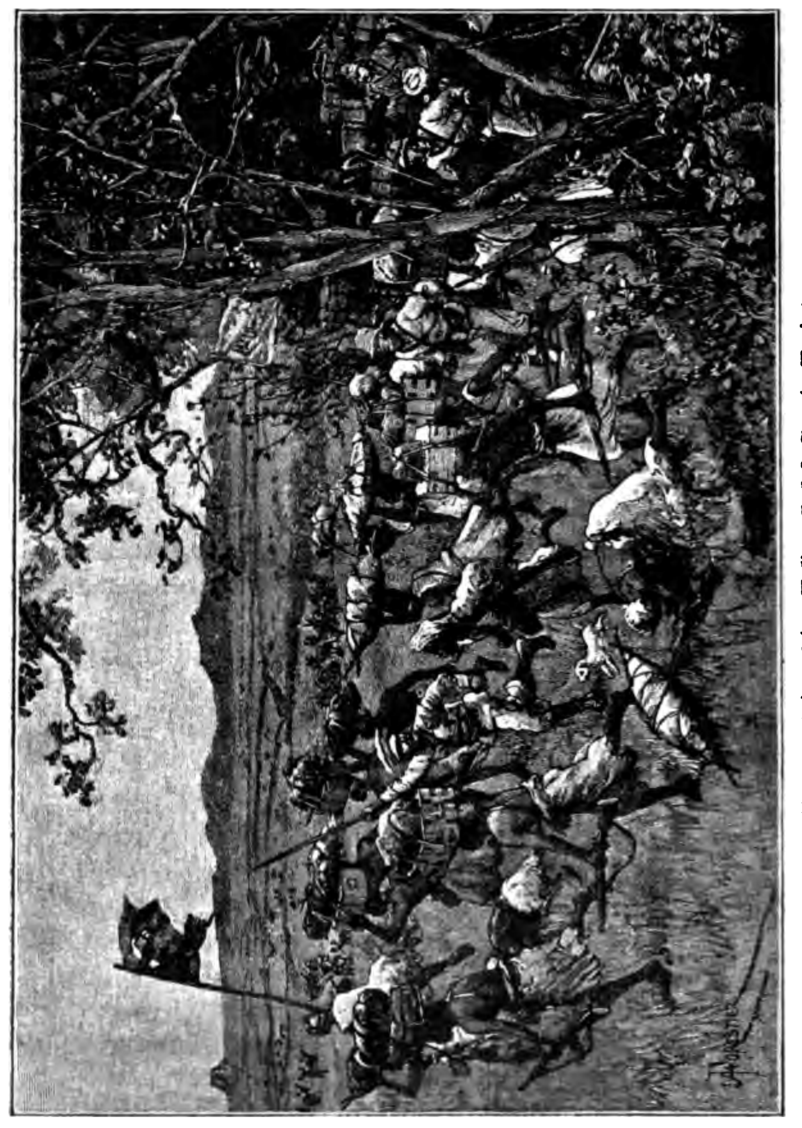


Abb. 37. Austritt aus dem Walde. (Nach Le Tour du Monde.)

ausgelassenen Jubel der Mannschaften mit dem Glase genau die ferne Küste des Sees, doch vermochte ich weder ein Kanoe zu entdecken, noch auf der ganzen Länge der Abhänge und der

ausgedehnten Ebene einen zur Herstellung eines Kanoe geeigneten Baum zu erblicken. Zwischen dem Fuß dieser langgestreckten Reihe kahler, felsiger Abhänge und dem See lag eine 8—10 km breite und etwa 32 km lange Ebene, die aus der Höhe, in welcher wir uns befanden (1524 m) einen sehr angenehmen Anblick gewährte. Dieselbe glich einem schön bewaldeten Parke, doch breiteten sich die Zweige allzuweit aus, als daß die Bäume die gewünschten Stämme hätten besitzen können.

Nach einer Rast von etwa 20 Minuten begannen wir den Abstieg an den Abhängen des Plateaus; derselbe dauerte drei Stunden, und viertelstündlich mußten wir Halt machen, um die Eingebornen zurückzuschlagen, die uns in der Zahl von ungefähr 40 Mann bis zur Ebene hinab folgten. Wir hatten gehofft, am Ufer des Sees Nachrichten vom Pascha anzutreffen. Nach unsrer Ansicht mußte der Gouverneur einer Provinz, der zwei Dampfer, Rettungsboote, Kanoes und Tausende von Leuten besaß, an einem so kleinen See wie dem Albert-Nyansa, den man in zwei Tagen von einem Ende bis zum andern umfahren konnte, überall bekannt sein. Da wir nichts von ihm erfuhren, konnte oder wollte er Wadelai nicht verlassen oder er wußte noch nichts von unserm Kommen. Der Landmarsch nach Wadelai würde einen Monat und den größten Teil der Munition, die für Emin bestimmt war, erfordert haben. Ein Kanoe war ebensowenig zu beschaffen, wie Nahrungsmittel, welche die Uferbewohner gegen Fische und Salz von den Eingebornen des Plateaus eintauschten. Es wurde daher in einer Beratung mit den Offizieren der Rückmarsch nach Ibwiri beschlossen, um die Zurückgelassenen und das Stahlboot nach dem See zu fahren. Am 7. Januar 1888 erreichten wir Ibwiri, und noch ehe es Abend wurde, hatten wir bereits begonnen mit dem Bau des zukünftigen Fort Bodo, des „Friedensfort“.

6. Gefunden.

Ich stellte als dringende Aufgaben folgendes auf: die Zurückgelassenen, das Stahlboot, das Maximgeschütz und die 116 in Ipoto lagernden Lasten holen, Fort Bodo bauen, damit dasselbe einer Garnison einen sicheren Aufenthalt bietet; eine Lichtung

herstellen, und Mais, Bohnen und Tabak pflanzen, damit die Verteidiger nicht nur sicher sind, sondern auch sich ernähren können und sich behaglich fühlen; durch Boten eine Verbindung mit Major Barttelot herstellen oder selbst zu ihm gehen und die Genesenden von Ugarrowa weiter geleiten. Gegen den 18. Januar waren die Palissaden von Fort Bodo vollendet, innerhalb deren die Baulichkeiten mit größerer Muße und ohne daß wir das Gewehr beständig über der Schulter zu tragen gezwungen waren, errichtet werden konnten. Am 28. war das Hauptquartier zum Beziehen bereit. Im März wurde ich von Armschmerzen (Absceß) und einer heftigen Magenentzündung befallen, so daß ich 23 Tage unter der Einwirkung von Morphium meist bewußtlos gewesen bin. In der ganzen Zeit bestand meine tägliche Kost nur aus einem Viertelliter mit Wasser verdünnter Milch. Ich bin daher so schwach, daß ich mich kaum bewegen kann. Erst gegen den 25. März war ich wieder so weit hergestellt, daß ich einige hundert Meter auf einmal gehen konnte.

Am 2. April marschierten wir gegen mittag aus dem Fort, um zum zweitenmal den Versuch zu machen, den Pascha aufzufinden oder das ihn umgebende Schweigen zu durchdringen. Ich ließ 49 Personen im Fort zurück, und 126 sind bestimmt, das Boot nach dem Nyansa zu begleiten.

Am 14. April ließen sich die Eingebornen in Masambonis Gebiet, die uns am 10. und 11. Dezember 1887 so feindselig entgegengetreten waren, das Geheimnis unsrer Anwesenheit erklären und erfuhren, daß wir nur unterwegs seien, um einen weißen Häuptling aufzusuchen, der vor Jahren irgendwo in der Nähe des Sees von Unjoro gewesen sein sollte. Ob sie je von einem solchen Manne gehört hätten?

Sie erwiderten eifrig: „Ungefähr 2 Monate, nachdem ihr auf dem Rückwege vom Nyansa wieder bei uns vorbei waret, kam ein weißer Mann, Namens Malleju oder der Bärtige in einem großen Kanoe ganz aus Eisen nach Katonsa (nördlich von Kavalli). Mutter! wie schwamm dasselbe! Und in der Mitte desselben stand ein großer, schwarzer Baum, aus welchem Rauch und Feuerfunken hervorkamen, und es waren viele fremde Leute an Bord, und es liefen Ziegen wie auf dem Dorfmarkt einher

und waren Hühner in mit Stangen verschlossenen Kisten. Malleju fragte mit tiefer, tiefer Stimme nach dir, seinem Bruder. Was Katonsa gesagt hat, wissen wir nicht; doch fuhr Malleju wieder fort mit seinem großen, eisernen Kanoe, das so viel Rauch in die Luft steigen ließ, als wenn es in Brand stände. Zweifelt nicht, ihr werdet ihn bald finden." Das waren die ersten Nachrichten, welche wir von Emin Pascha hörten.

Abends am 17. April kamen zwei Boten von Mbiassi, dem Häuptlinge des Gebietes von Kavalli, das sich in breitem Streifen bis zum Nyansa ausdehnt. Sie teilten mir mit, ihr Häuptling besäße ein mit dunklem Stoff umhülltes, kleines Packet für mich, welches ihm von Mpigua aus Nyamsassi gegeben worden sei, der es von einem, ihnen als Malleju bekannten weißen Mann erhalten habe. Anstatt unsern ersten Weg nach dem See zu verfolgen, wandten wir uns nordostwärts nach dem Dorfe Kavalli, wo das geheimnisvolle Packet sein sollte. Das Gras war von den Viehherden kurz abgefressen, bedeckte aber die ganze Lichtung und sah einem Rasen ähnlich, außer den im Laufe der Jahrhunderte durch den Regen ausgehöhlten Cañons. Bald nach der Ankunft der jetzt sehr zahlreichen Abteilung vor der dornigen Seriba von Kavalli erschien der Häuptling, um uns die Stelle zu zeigen, wo wir das Lager aufschlagen könnten. Als ich ihn nach dem von Malleju erhaltnen Packete fragte, zog er es hervor und gab es mir. Nachdem ich die aus amerikanischem Öltuch bestehende Umhüllung gelüftet hatte, fand ich folgenden Brief:

Geehrter Herr!

Da das Gerücht verbreitet ist, daß Weiße irgendwo im Süden dieses Sees erschienen seien, bin ich hierher gekommen, um Nachrichten einzuziehen. Eine Reise nach dem entferntesten Ende des Sees, das ich mit dem Dampfer erreichen konnte, ist vergeblich gewesen, da die Bevölkerung in großer Furcht vor den Leuten Kabba-Regas (König von Unjoro) ist und ihre Häuptlinge angewiesen sind, alles zu verheimlichen, was sie irgendwie wissen. Heute ist aber von dem Häuptling Mpigua ein Mann eingetroffen, welcher mir erklärt, eine Frau des genannten Häuptlings habe Sie gesehen und der Häuptling habe sich frei-

willig bereit erklärt, Ihnen ein Schreiben von mir zu übersenden. Ich schicke daher einen unsrer Verbündeten mit dem Boten zu dem Häuptling Mpigua und lasse ihn bitten, diesen Brief, sowie ein arabisches Schreiben an Sie zu senden. Haben Sie die Güte und bleiben Sie, wo Sie sind, wenn dieses Schreiben Sie erreicht und teilen Sie mir brieflich oder durch einen Ihrer Leute Ihre Wünsche mit. Ich könnte leicht zu dem Häuptling Mpigua kommen und mein Dampfer und meine Boote würden Sie hierher bringen. Bei der Ankunft Ihres Briefes oder Ihres Boten werde ich sofort nach Mpiguas Land aufbrechen, und von dort könnten wir unsre weiteren Pläne verabreden. Hüten Sie sich vor den Leuten Kabba-Regas! Er hat Kapitän Casati fortgejagt. Betrachten Sie mich, geehrter Herr, als Ihren

ganz ergebenen
Dr. Emin.

Tunguru (Albert-See), 25./3. 88. 8 Uhr abends.

Ich übergab Herrn Jephson einen Brief an Emin Pascha, in welchem ich ihm in Kürze meine Aufgabe, den Inhalt der Regierungsschreiben und die Absicht, sein Erscheinen in Nyamsassi (Mpiguas Sitz) zu erwarten, eröffnete. Am 25. April brachen wir von Kavalli auf und lagerten uns dann bei Bundi in der Höhe von 1493 m über dem Meere. Das eigentliche Dorf lag noch ungefähr 120 m höher auf dem Grat einer der Hügelketten, welche die Wasserscheide zwischen dem Becken des Kongo und dem des Nils bilden. In ihren Thälern entspringen die ersten kleinen Bäche, welche dem östlichen Ituri *) zufließen. Auf der andern Seite des schmalen felsigen Grats entstehen die Flüsse, welche in den Albert-See hinabstürzen. Unser Lager befand sich gerade am Rande des Plateaus, von wo wir einen ungehinderten Blick über einen großen Teil des südlichen Endes des Albert-Sees hatten. Am 29. April brachen wir nach dem See auf. Von meinem Zelteingange sah ich 4 1/2 Uhr nachmittags am nordöstlichen Horizont des Sees einen dunklen Gegenstand auftauchen,

*) Stanley fand, daß die Eingebornen nicht bloß den oberen Aruwimi, sondern auch einen linken Zufluß im Oberlauf mit diesem Namen bezeichneten, der letztere ist hier gemeint.

den ich für ein Eingebornenkanoe oder vielleicht für das auf der Rückfahrt begriffene Stahlboot „Advance" (mit Herrn Jephson) hielt, allein ein Blick durch den Feldstecher enthüllte mir die Maße eines viel größeren Fahrzeugs, und im nächsten Augenblicke ließ auch das Aufsteigen einer dunklen Rauchwolke erkennen, daß es ein Dampfer war. Eine Stunde später konnten wir unterscheiden, daß derselbe ein paar Boote im Schlepptau hatte und um 6 1/2 Uhr ließ er in der kleinen Bai von Nyamsassi Anker fallen. Um 8 Uhr schritt Emin Pascha unter allgemeinen großen Freudenkundgebungen ins Lager, begleitet von Kapitän Casati, Herrn Jephson und einem der Offiziere des Paschas. Ich schüttelte ihnen allen die Hand, und fragte, wer Emin Pascha sei. Dann erregte eine etwas kleine, zarte Gestalt, welche eine Brille trug, meine Aufmerksamkeit durch die in vorzüglichem Englisch gesprochenen Worte: „Ich bin Ihnen viel tausend Dank schuldig, Herr Stanley, und weiß wirklich nicht, wie ich denselben ausdrücken soll." — „Ah, Sie sind Emin Pascha. Erwähnen Sie des Dankes nicht, sondern treten Sie ein und setzen Sie sich. Es ist hier draußen so dunkel, daß wir uns gegenseitig nicht sehen können."

Wir saßen am Eingang des Zeltes. Kurze Schilderungen der Ereignisse unsrer Reise, die Ereignisse in Europa, die Vorfälle in den Äquatorialprovinzen, sowie persönliche Angelegenheiten nahmen den größten Teil von zwei Stunden in Anspruch. Alsdann geleiteten wir die Gesellschaft zum Boote, welches sie nach dem Dampfer zurückbrachte. Am 30. April wurden wir von einer Abteilung der Sudanesen des Paschas, die am Ufer des Sees in Parade aufgestellt war, mit Musik begrüßt. Der Pascha trug einen Uniformrock und sah militärischer aus als am Abend vorher. Nach Beendigung der kleinen Förmlichkeit lieferte ich 30 Kisten Remingtonpatronen an ihn ab und begab mich an Bord des Dampfers, wo ich ein Frühstück zu mir nahm.

Abends kam Emin Pascha ans Land, und wir hatten eine längere Unterredung, doch bin ich nicht im geringsten imstande, zu sagen, was seine Absichten sein mögen. Ich habe ihm seine Briefschaften und den „hohen Befehl" des Khedive eingehändigt.

Es wird ihm offenbar schwer, seine Stellung in einem Lande, wo er vicekönigliche Gewalt ausgeübt hat, aufzugeben; er bemerkte in einer unsrer Unterredungen bezüglich des Schreibens des Khedive: „Das nenne ich keine Befehle. Sie sagen mir nicht, daß ich das Land verlassen soll, sondern überlassen es mir, nach meinem eignen Ermessen zu handeln.“ Ich erwiderte ihm: „Unsre Anweisungen lauten dahin, Ihnen eine gewisse Menge Munition zuzuführen, und nachdem Sie dieselbe bekommen haben, Ihnen zu sagen: Nun sind wir bereit, Sie aus Afrika zu führen und zu geleiten, wenn Sie gesonnen sind, uns zu begleiten, und wir werden uns freuen, wenn wir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft haben; dagegen ist unsre Aufgabe beendet, wenn Sie es ablehnen, mit uns zu gehen. — Lägen Ihre Provinzen in nicht gar zu großer Entfernung von der See, so daß Sie von dort mit den Mitteln zur Behauptung Ihrer Stellung versehen werden könnten, dann würde ich einer der letzten sein, die Ihnen raten, das Anerbieten des Khedive anzunehmen, sondern Ihnen in thätigster Weise behilflich sein mit Vorschlägen über die Mittel, sich zu halten; aber hier auf allen Seiten, wie dieser See, umgeben von mächtigen Königen und kriegerischen Völkern, mit einem solch ungeheuren Walde im Westen und den fanatischen Anhängern des Mahdi im Norden, würde ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, keinen Augenblick zaudern, was ich zu thun hätte.“ — „Was Sie sagen, ist sehr richtig,“ entgegnete der Pascha; „allein wir haben eine so große Zahl von Frauen und Kindern, insgesamt wahrscheinlich 10000 Personen! Wie kann man sie alle von hier fortbringen? Wir werden eine große Menge Träger brauchen.“ — „Die Frauen müssen gehen, und was die Kinder anbetrifft, die das nicht können, so werden sie von Eseln getragen werden, von denen Sie, wie Sie sagen, viele besitzen. Auf meiner zweiten Expedition haben unsre Weiber Afrika durchquert; Ihre Frauen werden nach kurzer Zeit dasselbe leisten.“ — „Sie brauchen eine ungeheure Menge Lebensmittel unterwegs.“ — „Nun, Sie haben eine große Zahl von Rindern, einige hundert, glaube ich. Diese werden Fleisch liefern. Die Länder, welche wir berühren, müssen uns mit Getreide und sonstiger Nahrung versehen. Und wenn wir nach Ländern

kommen, welche Bezahlung für die Lebensmittel annehmen, dann besitzen wir die Mittel, um sie zu kaufen." — „Gut, gut; wir wollen die weitere Besprechung der Sache auf morgen verschieben." —

Um 11 Uhr vormittags am 1. Mai kam Emin Pascha ans Land, und nachdem er eine kurze Weile Platz genommen hatte, setzten wir die Unterhaltung vom Abend vorher wieder fort. „Was Sie mir gestern abend gesagt haben," begann der Pascha, „läßt mich glauben, daß es am besten ist, wenn wir Afrika verlassen. Die Ägypter sind, wie ich weiß, ganz bereit zu gehen. Selbst wenn ich bliebe, würde ich mich freuen, sie los zu werden, weil sie mein Ansehen untergraben und alle meine Bemühungen wegen des Rückzugs zu Schanden machen. Allein bezüglich der Regulären, die zwei Bataillone bilden, hege ich starken Zweifel: sie haben hier ein solch freies und glückliches Leben geführt, daß sie Anstand nehmen werden, ein Land zu verlassen, wo sie sich eines Luxus erfreuen, auf den sie in Ägypten nicht hoffen können. Dagegen würden die meisten Irregulären ohne Zweifel fortgehen und mir folgen. Würde ich nun recht thun, wenn ich die sich weigernden Regulären ihrem Schicksal überließe?" — „Alles, was Sie nach meiner Ansicht zu thun haben, ist, Ihren Truppen das Schreiben des Khedive vorzulesen, diejenigen, welche mit Ihnen abzumarschieren geneigt sind, auf den unmittelbaren Abmarsch vorzubereiten, während Sie den andern überlassen können, was Sie an Munition und Waffen zu entbehren vermögen." — „Gut, ich werde den Dampfer morgen mit dem Schreiben des Khedive hinabschicken, und Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie einem Ihrer Offiziere gestatten würden, mitzugehen und sich den Truppen in Dufilé zu zeigen. Vielleicht werden sie, wenn er erklärt, daß er eigens vom Khedive gesandt sei, um sie fortzubringen, bereit sein, abzumarschieren. Wenn die Leute gehen, gehe ich auch; wenn sie bleiben, bleibe ich ebenfalls." Kapitän Casati antwortete dasselbe durch Emin Pascha.

Am 2. Mai fuhr der Dampfer Khedive nach Norden ab, inzwischen bleibt der Pascha mit Kapitän Casati und etwa 20 Soldaten hier. Im Laufe einer langen Unterredung erklärte er heute am 3. Mai: „Ich bin überzeugt, daß meine Leute

niemals nach Ägypten gehen werden." Das war die bestimmteste Antwort, die ich bis jetzt bekommen habe. „Nun gut," sagte ich, „und nun bitte ich Sie, Pascha, zwei andre Vorschläge anzuhören, welche ich die Ehre habe, Ihnen von Parteien zu machen, die sich gern Ihrer Dienste bedienen würden. Mit dem Vorschlage Sr. Hoheit des Khedive macht das drei. Der erste Vorschlag geht dahin, daß Sie fortfahren, ein gehorsamer Soldat zu sein und mich nach Ägypten begleiten. Mein zweiter Vorschlag an Sie kommt von Leopold, dem König der Belgier. Er hat mich ersucht, Ihnen mitzuteilen, daß möglichenfalls der Kongostaat die Regierung der Äquatorialprovinzen übernehmen könnte und daß Se. Majestät gewillt ist, Ihnen ein genügendes Gehalt (1500 £) als Gouverneur mit dem Range eines Generals zu zahlen. Ihre Pflicht würde darin bestehen, die Verbindungen zwischen dem Nil und Kongo offen zu halten und für Gesetz und Ordnung in den Äquatorialprovinzen zu sorgen. Mein dritter Vorschlag ist: Wenn Sie überzeugt sind, daß Ihre Leute sich weigern werden, das Anerbieten des Khedive zur Rückkehr nach Ägypten anzunehmen, so begleiten Sie mich mit den treu gebliebenen Soldaten nach der Nordostecke des Viktoria-Nyansa und gestatten mir, Sie dort im Namen der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft als Administrator einzusetzen."

Emin Pascha entgegnete hierauf: „Ich danke Ihnen vielmals, Herr Stanley, und zwar von ganzem Herzen. Auf den ersten Vorschlag, den Sie mir machten, habe ich Ihnen meine Antwort bereits gegeben. Was den zweiten betrifft, so möchte ich bemerken, daß ich vor allen Dingen Pflichten gegen Ägypten habe. So lange ich hier bin, gehören die Provinzen Ägypten und bleiben sein Eigentum, bis ich fortgehe. Wenn ich weggehe, werden sie ‚niemands Land'. Ich kann meine Flagge nicht in solcher Weise streichen und die rote mit der blauen vertauschen. Nein, bei aller schuldigen Dankbarkeit gegen Se. Majestät König Leopold, ich glaube nicht, daß ich diesen Vorschlag an-

nehmen kann; lassen Sie uns daher zu dem letzten Anerbieten kommen. Ich denke nicht, daß meine Leute etwas dagegen haben würden, mich nach dem Viktoria-Nyansa zu begleiten, da ihr Widerstand, soviel ich weiß, sich nur gegen den Marsch nach Ägypten richtet. Unter der Voraussetzung, daß die Leute bereit sind, bewundere ich den Plan sehr, es ist die beste und bei weitem die vernünftigste Lösung der Schwierigkeit."

Ich beabsichtige, am 24. Mai den Albert-See zu verlassen, um den Marsch zur Aufsuchung der Nachhut der Expedition anzutreten. Bei dem Pascha lasse ich Herrn Jephson, und dem Wunsche des ersteren entsprechend, habe ich eine Botschaft aufgesetzt, die Herr Jephson den Truppen vorlesen wird.

7. Die Nachhut.

Als wir etwa 8 km von dem Lager bei Nsabe entfernt waren und ich, nach Südosten blickend, über die Ereignisse des letzten Monats nachdachte, lenkte mein Bursche meinen Blick auf eine seltsam geformte Wolke, welche von ganz wundervoller silberartiger Farbe war und die Verhältnisse und das Aussehen eines mit Schnee bedeckten, ungeheuren Berges hatte. Ich ließ Halt machen, um ihn genau durch den Feldstecher zu untersuchen. Nunmehr dämmerte mir der Gedanke, daß der Berg der Ruwenzori sein müsse, welcher nach der Aussage zweier Sklaven Kavallis mit einem weißen Metall oder einer Masse bedeckt sein sollte, die sie für Felsen hielten. Am 8. Juni erreichten wir nach 67tägiger Trennung Fort Bodo.

Am frühen Morgen des 16. Juni brachen wir in ausgezeichneter Stimmung von Fort Bodo nach Jambuja auf, begleitet von dem lauten Jubelgeschrei der Garnison und den besten Wünschen der Offiziere, um Major Barttelot und der Nachhut zu Hilfe zu eilen. Bald waren wir wieder inmitten der Schwierigkeiten des ersten Marsches. Das Geschrei der Führer der Kolonne rief uns schmerzlich ins Gedächtnis zurück, was die Abwesenheit von 7 Monaten uns hatte vergessen lassen. „Rote Ameisen unterwegs! Gebt acht auf einen Sumpf, ho! Holzsplitter! Eine Grube zur Rechten! Ein Loch zur Linken!

Dornen, Dornen, hütet euch vor Dornen! Diese Ameisen, ho! Ein gefährliche Schlingpflanze, Nesseln, hütet euch vor Nesseln! Ein Loch! unten glatt, unten! Hütet euch vor Schlamm! Eine Wurzel! Rote Ameisen im Anmarsch! Ein Baumstamm! Holzsplitter darunter!" So ging es weiter von einem Lager zum andern.

Die Schrecknisse des Marschierens im Walde sind mir niemals so fühlbar gewesen, wie am 25. Juli, da mein eigner Körperzustand infolge der Lebensweise und der jämmerlichen Kost von Pflanzenstoffen mich noch empfindlicher machte als gewöhnlich. Wir hatten um diese Zeit etwa 30 nackte Madi in den letzten Stadien des Lebens; alle Knochen standen ihnen dermaßen aus dem Körper hervor, daß man sich wundern mußte, wie solche Gerippe überhaupt noch die Kraft hatten, sich fortzubewegen. Fast jeder einzelne von ihnen war das Opfer irgend einer abscheulichen Krankheit; Beulen, ausgedörrtes Rückenmark, übelriechende Geschwüre waren allgemein, während andere an chronischer Dysenterie und jammervoller Schwäche infolge ungenügender Ernährung litten. Schon der Anblick derselben, in Verbindung mit dem bei Krankheiten entstehenden üblen Geruch, verursachte mir Magenkrampf und Übelkeit.

Am 17. August war ein düstrer Morgen, das schwere Grau des Himmels malte die Spitzen des ewigen Waldes mit der dunkeln Farbe der Trauer. Um ½9 Uhr sahen wir durch den leichten Morgennebel, daß weit abwärts von der Kurve von Banalya noch ein Dorf stand; zugleich entdeckten wir beim Näherkommen auch, daß sich dort eine feste Umzäunung befand, während die Eingebornen, als wir im Juli 1887 aufwärts zogen, sich für zu mächtig gehalten hatten, um eine solche Befestigung zu gebrauchen. Im nächsten Augenblicke sahen wir weiße Gewänder, und als ich rasch durch meinen Feldstecher blickte, erkannte ich eine aufgezogene rote Flagge. Da stahl sich die Vermutung der Wahrheit in meine Gedanken. Ich sprang auf die Füße und schrie: „Der Major, Jungens! Rudert wacker!" Lautes Geschrei und Hurra folgte meinen Worten, und mit rasender Geschwindigkeit flog das Kanoe dahin. Etwa 180 m vom Dorfe hörten wir auf zu rudern, und da ich am

Lande eine große Anzahl fremder Menschen sah, so fragte ich: „Wessen Leute seid ihr?" — „Wir sind Stanleys Leute," war die im Kisuaheli des Festlandes gegebene Antwort. Hierdurch und noch mehr dadurch, daß wir in der Nähe des Lagerthores einen Europäer erblickten, sicher gemacht, ruderten wir ans Land. Der Europäer erwies sich bei näherer Betrachtung als Herr William Bonny, den ich als Assistenten des Doktors für die Expedition angenommen hatte.

Ihm die Hand drückend, sagte ich: „Nun Bonny, wie geht's Ihnen? Wo ist der Major? Wohl krank?" „Der Major ist tot, mein Herr." — „Tot? Guter Gott! Wie gestorben? Am Fieber?" — „Nein, mein Herr, er ist erschossen worden!" — „Von wem?" — „Von den Manjema, Tippu-Tibs Leuten." — „Gütiger Himmel! Nun, wo ist Jameson?" — „An den Stanley-Fällen." — „Um Gottes willen, was macht er dort?" — „Er hat sich hinbegeben, um mehr Träger zu erhalten." — „Nun denn, wo ist Herr Ward oder Herr Troup?" — „Herr Ward ist in Bangala." — „Bangala, Bangala! Was kann er dort machen?" — „Ja, mein Herr, er ist in Bangala, und Herr Troup ist schon vor mehreren Monaten krank nach Hause zurückgekehrt." —

Diese Fragen, die rasch gestellt und ebenso rasch beantwortet wurden, während wir noch neben dem Thore am Wasser standen, bereiteten mich darauf vor, eine höchst traurige Geschichte zu hören.

Tippu-Tib hatte die Ausführungen der Bestimmungen des feierlichen Vertrags zu verzögern gesucht, so daß Major Barttelot wie auch Jameson ihre dringenden Vorstellungen nicht weniger als siebenmal an den Stanley-Fällen persönlich gemacht und auf diesen Märschen nicht weniger als 1920 km zurückgelegt hatten. Nach elfmonatlichem systematischem Zögern übergab er die Träger endlich seinen weißen Freunden; sie rückten ab nach Banalya. Doch hier erfolgte das Unglück: Barttelot, der, mit dem Revolver in der Hand, Schießen und Trommeln im Lager verbot, wurde von einem Anführer der Manjema ins Herz geschossen. Jameson eilt zum achtenmal zu Tippu-Tib an die Stanley-Fälle, da die Träger nach der Blut-

that meist die Lasten plünderten und auseinanderstoben; da packt ihn das Fieber, und in Bangala stirbt er in Wards Armen. Auf Grund von Gerüchten, die mich tot sagten, hatte Barttelot unter Genehmigung der übrigen Offiziere meine gesamte persönliche Ausrüstung, Wein, Arzneimittel und Konserven, obschon er viele Kranke im Lager besaß, den Kongo hinabgesandt, so daß ich vollständig nackt im Herzen Afrikas stand. Von 80 000 Patronen waren, obwohl weder ein Marsch, noch ein Kampf stattgefunden, noch 35 580 vorhanden; mehr als zwei Drittel der Stoffballen waren verschwunden.

Anfänglich fürchtete ich, ich sei toll geworden. Wenn ich den Versuch mache, diese Thatsachen in Einklang zu bringen mit dem, was nach den Eintragungen in die Tagebücher jeden einzelnen Offizier der Nachhut beseelte, so komme ich zu der Überzeugung, daß sie offenbar gleichgiltig gegen die Dienstanweisung gewesen und ihre Versprechungen vergessen hatten. Schwach, erschöpft und ermattet an Körper und Geist, wußte ich kaum, wie ich die ersten Stunden ertragen habe; die unaufhörliche Geschichte des Unglücks that meinen Ohren weh; der leichenhafte Geruch der Krankheiten schwebte in der Luft und die ekelhaften Anblicke bewegten sich und brandeten mir vor dem geblendeten Auge. Ich vernahm von Mord und Tod, von Krankheit und Sorge, von Kummer und Not, und wohin ich sah, begegneten meinen Blicken die hohlen Augen der Sterbenden mit solchem vertrauenden, flehenden, sich in weite Fernen sehnenden Ausdruck, daß ich glaubte, das Herz müsse mir brechen, wenn nur ein Seufzer ertönte. Hundert Gräber in Jambuja, 33 Mann im Lager daselbst zurückgelassen, um umzukommen, 10 Leichen am Wege, etwa 40 Personen im Dorfe Banalya, die im Begriff standen, den schwachen Halt am Leben fahren zu lassen, über 20 Desertierte und 60 in leidlichem Zustande!

Ich setzte ihnen auseinander, daß der Grund ihres Hinschwindens der Genuß des schlecht zubereiteten und daher giftigen Maniok gewesen und ordnete an, daß sie für die nächsten Tage nur Bananen und Paradiesfeigen essen sollten; sie wurden neu gekleidet, aus dem Pestloch von Banalya entfernt und

hörten die Schilderung des Graslandes aus dem Munde meiner Begleiter. Milch und Honig, Fleisch und Hirse, Gehalt und Belohnungen hatten bald eine größere Anziehungskraft als die getrockneten Fische der Stanley-Fälle, der Stock eines arabischen Herrn und eine zweifelhafte Zukunft. Die Desertionsgelüste legten sich. An Tippu-Tib sandte ich am 17. August ein Schreiben folgenden Inhalts: „Wenn Sie den Marsch nicht antreten wollen, ist es gut; wenn Sie mit mir gehen wollen, ist es auch gut. Handeln Sie nach Ihrem eignen freien Willen. Ich brauche Sie nicht; aber wenn Sie mir folgen wollen, kann ich Nutzen von Ihnen haben und werde Sie nach der Zahl der Lasten, die Sie befördern, bezahlen."

Als wir nach 13 Tagen noch keine Antwort erhalten hatten, traten wir nach vollständiger Neuordnung des Zugs am 31. August die letzte Reise durch den Wald an, und zwar bildeten die kräftigsten Leute die Landkolonne, während für die schwachen und den größten Teil der Lasten die Wasserbeförderung zu Hilfe genommen wurde. (465 Mann, 230 Lasten.) Unter unsäglichen Leiden und Strapazen, welche Stromschnellen, Urwalddschungeln, giftige Pfeile der Zwerge, Hunger, Pocken, Sorglosigkeit der Schwarzen zu gleichen Teilen verursachten, wankte die Nachhut die ungefähr 1000 km lange Schmerzensstraße entlang, bis sie am 20. Dezember, also nach 111 Tagen, mit dröhnender Salve in Fort Bodo begrüßt wurde.

8. Rückblick auf den Urwald. Zum See. Vorgänge in der Äquatorialprovinz.

Wir sind jetzt 2960 km zusammen durch den großen zentralafrikanischen Wald marschiert. Er bedeckt ein so großes Gebiet, ist so mannigfaltig und doch so gleichmäßig in seinen Charakterzügen, daß man viele Bücher schreiben müßte, um ihn vollständig zu behandeln. Man denke sich ganz Frankreich und die iberische Halbinsel dicht besetzt mit Bäumen von 6—60 m Höhe, glatten Stämmen, deren Blattkronen sich so nahe befinden, daß sie sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern, und jeden Baum bis

über einen Meter dick. Alsdann laufen von einem Baum zum andern Taue von 5—40 cm Durchmesser, welche die Form von Schlingen und Guirlanden haben oder sich in großen dichten Kreisen um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Laß sie üppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen; laß von den höchsten Zweigen die Taue zu Hunderten bis beinahe auf den Erdboden herabfallen, mit ausgefransten Enden, welche die Luftwurzeln der Schmarotzer darstellen, und schlanke Ranken herabhängen mit offnem Faserwerk an den Enden wie Trobbeln. Arbeite alles gehörig durcheinander, so wirr wie möglich und von einem Zweig zum andern, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Bestandteile, und pflanze an jeder gabelförmigen Stelle der Bäume und auf jeden wagrecht stehenden Ast kohlähnliche Baumflechten von der größten Art, Pflanzen mit breiten speerförmigen Blättern, welche die Elefantenohr-Pflanze darstellen, sowie an andern Stellen Orchideen und einen reichen Schmuck zarter Farn. Nunmehr bedecke Baum, Ast, Zweig und Schlinggewächs mit dickem Moos wie mit einem grünen Pelz. Wo der Wald massig ist, braucht man nur noch den Boden mit dichtem Phryniumgesträuch, Amonum und zwerghaftem Gebüsch zu bepflanzen. Wenn aber, wie es häufig vorkommt, der Blitz die Krone eines stolzen Baumes abgeschlagen und das Sonnenlicht hereingelassen, wenn ein Wirbelsturm einige Bäume entwurzelt hat, dann schießt eine Menge junger Stämme im Wettlauf um Luft und Licht in die Höhe, drängen sich, brechen sich, treten sich und ersticken sich gegenseitig, bis das Ganze ein undurchdringliches Dickicht bildet.

Um das geistige Bild des unbarmherzigen Waldes zu vollenden, muß der Erdboden noch dick mit halbfertigem Humus aus vermoderten Blättern, Stielen und Zweigen bedeckt sein; alle paar Meter sollte ein gestürzter Riese liegen, eine dünstende Mischung von abgestorbenen Geschlechtern von Insekten und lebenden Ameisenkolonieen, halb verborgen unter der Masse von Reben und umgeben von dem Blattwerk einer Menge junger Bäumchen, langen Epheuranken und viele Meter hohen Rotangpalmen; und jeden Kilometer müßte ein schlammiger Fluß,

aufgestauter Bach oder flacher Tümpel kommen, bedeckt mit Wasserlinsen, Lotos- und Lilienblättern und einem fettigen grünen Schlamm, der aus Millionen von Pflanzenteilchen besteht. Bevölkere dann diese ungeheure Waldgegend mit unzähligen Resten von Völkerstämmen, die untereinander im Kriege sind, 15—80 km voneinander getrennt inmitten der zu Boden gestürzten Bäume, zwischen denen sie Paradiesfeigen, Bananen, Maniok, Bohnen, Tabak, Kürbisse, Melonen u. s. w. gepflanzt haben, leben und, um ihre Dörfer unzugänglich zu machen, jedes Verteidigungsmittel angewandt haben: vergiftete Holzsplitter, aufgetürmte Äste und Verhaue, hinter denen sie mit Köchern voll vergifteten Pfeilen und mit im Feuer gehärteten und mit Gift bestrichenen Speeren im Hinterhalte liegen.

Zerstreut unter den Balessevölkern (im Norden des Aruwimi) zwischen Ipoto und dem Berge Pisgah leben die Wambutti, die auch Batua, Akka und Basungu genannt werden. Diese Leute sind Nomaden von weniger als normaler Größe, Zwerge oder Pygmäen, leben in dem ungelichteten Walde und ernähren sich von Wild, das sie sehr geschickt zu fangen verstehen. Ihre Größe ist verschieden von 90 cm bis 1,4 m. Ein ausgewachsener männlicher Zwerg wiegt 40 kg.

Das Fort Bodo fand ich in jeder Hinsicht in vortrefflichem Stande. Nur von Jephson war keine Kunde über die Lage der Dinge in der Äquatorialprovinz eingegangen.

Am 16. Januar 1889, dem Tage, an welchem ich am Nyansa hätte sein sollen, waren wir nur noch einen langen Tagemarsch vom See entfernt. Als ich gegen 5 Uhr durch zwei Wahuma-Boten Briefe aus Kavalli erhielt und dieselben las, beschlich mich ein Gefühl, welches eine Zeitlang meinen Geist vollständig lähmte und alle Empfindungen ertötete mit Ausnahme derjenigen des unbegrenzten Erstaunens. Jephson, dessen Briefe Emin in den drei kurzen, von ihm selbst verfaßten, bestätigte, schrieb:

Dufilé, den 7. November 1888.

Geehrter Herr!

Ich teile Ihnen schriftlich die Lage der Dinge in diesem Lande mit und hoffe, daß dieser Brief Ihnen in Kavalli

rechtzeitig überliefert werden wird, um Sie zur Vorsicht zu mahnen.

Am 18. August brach hier eine Meuterei aus, und der Pascha und ich wurden zu Gefangenen gemacht. Der Pascha ist vollständig Gefangener; mir wird dagegen gestattet, auf der Station umherzugehen, wenn auch meine Bewegungen bewacht werden. Die hervorragendsten Schürer der Meuterei waren zwei ägyptische Offiziere, des Paschas Adjutant Abdul Wahab Effendi und Achmet Effendi. Als der Pascha und ich uns auf dem Wege nach Redjaf (etwas südlich von Ladó) befanden, zogen diese beiden und einige andere umher und erzählten den Leuten, sie hätten Sie (Stanley) gesehen. Sie seien nur ein Abenteurer und nicht von Ägypten gekommen; die von Ihnen überbrachten Briefe vom Khedive seien Fälschungen, es sei unwahr, daß Chartum gefallen sei, und der Pascha und Sie hätten eine Verschwörung gemacht, um sie, ihre Frauen und Kinder aus dem Lande zu führen und sie als Sklaven den Engländern zu überantworten. Solche Erzählungen in einem so unwissenden und fanatischen Lande wie hier wirkten wie Feuer unter der Bevölkerung, und die Folge war eine allgemeine Meuterei und unsre Gefangennahme.

Der Pascha wurde abgesetzt und diejenigen Offiziere, welche in dem Verdacht standen, ihm freundlich gesinnt zu sein, wurden von ihren Posten entfernt und durch den Rebellen ergebene Leute ersetzt. Man beschloß, den Pascha gefangen nach Redjaf zu bringen, und einige der schlimmsten Meuterer waren sogar dafür, ihn in Eisen zu legen; doch hegten die Offiziere Angst, diesen Plan auszuführen, da die Soldaten erklärten, sie würden nie zugeben, daß irgend jemand die Hand an ihn lege.

In diesem Zustande befanden sich die Dinge, als wir die aufregende Nachricht erhielten, daß die Leute des Mahdi Redjaf angriffen und eroberten, wobei fünf Offiziere und zahlreiche Soldaten getötet, viele Weiber und Kinder gefangen genommen wurden und alle Vorräte und die Munition der Station verloren gingen. Unsre Lage ist hier eine äußerst unangenehme; denn seit Beginn der Meuterei ist hier alles ein Durcheinander und Verwirrung. Die Soldaten verfluchten ihre Offiziere und sagten:

„Wenn wir unserm Gouverneur gehorcht und gethan hätten, was er uns befahl, würden wir jetzt in Sicherheit sein; er ist während aller dieser Jahre wie Vater und Mutter gegen uns gewesen.“ Die Offiziere sind sämtlich aufs höchste erschrocken über die Ereignisse; sie warten jetzt mit Sehnsucht auf Ihre Ankunft und wollen das Land mit Ihnen verlassen; denn sie sind jetzt überzeugt, daß Chartum gefallen ist und Sie vom Khedive kommen. Der größte Teil der Offiziere und alle Soldaten wünschen den Pascha wieder in seine Stellung einzusetzen; die Ägypter fürchten aber, daß, wenn das geschieht, die Rache über ihr Haupt kommen werde, und haben die sudanesischen Offiziere überredet, dies nicht zu thun.“

In der Nachschrift vom 24. November meldete Jephson, daß der Pascha auf das Drängen der Soldaten [nach einer zweiten Niederlage durch die Mahdisten] aus der Gefangenschaft entlassen und mit ihm in Wadelai nach Belieben lebe, und in einer zweiten Nachschrift vom 18. Dezember zeigte er ihre Ankunft in Tunguru (Nordwestufer des Sees) an und sprach die Hoffnung aus, daß meine Ankunft erfolgen werde, bevor die Mahdisten sich von Chartum her verstärkt hätten.

Meine Antwort an Jephson vom 17. Januar hob hervor, daß ich vom Pascha, Casati und Jephson einen klaren Entschluß verlange, ob sie aus der schwierigen Lage gerettet sein wollten und ferner, daß, wenn niemand von des Paschas Leuten geneigt sei, Afrika zu verlassen, die Expedition in diesen Gegenden nichts mehr zu thun habe und sofort zurückkehren werde. An demselben Tage schrieb ich dem Pascha, und meinem Herzen lag nichts ferner, als einen Freund beleidigen zu wollen; vielmehr war der einzige Zweck nur der, eine bestimmte Antwort zu erhalten auf die Frage: „Wollen Sie hier bleiben oder mich begleiten?“

Am 6. Februar kam Herr Jephson selbst in Kavalli an, und als wir uns über den Pascha unterhielten, faßte er das, was er während seines neunmonatlichen Aufenthaltes bei ihm erfahren hatte, zusammen in den Worten: „Das Gefühl ist der schlimmste Feind des Paschas. Emin Pascha hielt niemand zurück als Emin selbst. Ich weiß in diesem Augenblicke über die Absichten Emin Paschas nicht mehr als Sie selbst.“ In

dem schriftlichen Berichte, den Herr Jephson über alles, was während seines Aufenthaltes in der Äquatorialprovinz geschehen war, aufsetzte, bemerkt er, daß schon bei seiner Ankunft (April 1888) das 1. Bataillon in offener Meuterei gegen das Ansehen des Pascha gewesen; auch das 2. Bataillon zeigte Ungehorsam, der Pascha besaß nur einen Schein, einen Fetzen von Autorität, und wenn er etwas Wichtiges gethan haben wollte, konnte er nicht mehr befehlen, sondern mußte seine Offiziere bitten, es zu thun. Herr Jephson übergab mir auch die amtliche Antwort Emin Paschas, worin er erklärte, daß nicht nur er und Casati, sondern auch eine Menge Leute den Wunsch hegen, mit meiner Hilfe nach dem fernen Ägypten oder einem andern geeigneten Punkte zu gehen, nur würde ein Abmarsch in 11 Tagen unmöglich sein.

9. Neue Entdeckungen auf dem Wege zur Heimat.

Die Karawane Emin Paschas, bestehend aus etwa 65 Personen, traf gegen mittag des 19. Februar im Lager ein. Emin war von seiner Tochter Ferida begleitet, einem kleinen Mädchen von sechs Jahren. Sie ist die Tochter einer abessinischen Frau, sehr hübsch und hat große, wundervoll schwarze Augen. Weitere Trupps von Flüchtlingen trafen mit den Dampfern am See ein, ihre Gepäckstücke wurden nach dem Hauptlager auf dem Plateau (1465 m) befördert und ergaben zuletzt 1355 Lasten zum Teil ganz wertlosen Gerümpels. Der Pascha ist mit seiner Einwilligung und thatsächlich auf seinen eignen Vorschlag von mir zum Naturforscher und Meteorologen der Expedition ernannt und mit den nötigen Instrumenten (neben seinen eignen) ausgestattet worden. Seine Liebe zur Wissenschaft grenzt an Fanatismus. Die Beschäftigung des Sammelns scheint ihn außerordentlich glücklich zu machen.

Da die Rebellenoffiziere trotz ihrer Beteuerungen, sich mit Freuden der Entsatz-Expedition anzuschließen, auch Ende März noch in Wadelai standen, fragte ich in Gegenwart des Paschas am 26. März meine versammelten Offiziere: „Würde es — in Anbetracht der Vergangenheit der Ausbleibenden — klug von uns

sein, die Zeit unsers Aufenthaltes noch über den bestimmten Tag, d. h. den 10. April, auszudehnen?" Alle antworteten einer nach dem andern verneinend. „Nun, Pascha," sagte ich, „da haben Sie Ihre Antwort. Wir marschieren am 10. April." Er fragte dann, ob wir ihn „vor unserm Gewissen von dem Vorwurfe freisprächen, seine Leute verlassen zu haben", falls dieselben am 10. April noch nicht eingetroffen sein sollten, worauf wir erwiderten: „Ganz gewiß." Durch Boten ließ ich den Rebellenoffizieren unsern Beschluß schriftlich überbringen; sie waren jedoch am Tage des Abmarsches noch nicht eingetroffen.

Um 7½ Uhr morgens am 10. April strömte die Menschenmasse aus dem Lager, geführt von der 1. Kompagnie, welcher der Pascha und seine Leute, sowie die ihnen zugewiesene Zahl von Trägern folgten. Im allgemeinen setzte sich die Kolonne folgendermaßen zusammen: Expedition 230 Köpfe, Manjema 130, Eingeborne vom Plateau 350, Eingeborne aus Kavalli 200*), der Pascha und seine Leute 600, zusammen 1510 Köpfe. Bereits am 13. April lag ich zu Bette und litt große Schmerzen. Dr. Parke sagte, ich litt an subakuter Gastritis, was nach meiner Meinung etwas wie eine Magenentzündung ist. Ich habe einen Halt angeordnet, der, wie ich fürchte, von langer Dauer sein wird. Es folgten Tage der höchsten Schmerzen und fast gänzlichen Lebensüberdrusses. Dazu kamen Schreckgespenster der erhitzten Phantasie, Desertionen und Gerüchte, welche durch aufgefangene Briefe bestätigt wurden, daß die Rebellenoffiziere im Anrücken waren, mit Gleichgesinnten im Lager Verbindung unterhielten und mit Hilfe derselben die Expedition aufzuhalten oder gar zu vernichten gedachten.

Da ich am 8. Mai noch zu schwach war, um weiter als 50 Schritte zu gehen, wurde ich in eine Hängematte gelegt und an die Spitze der Kolonne getragen, um die Führung zu übernehmen. Die Straße nach Süden führte dem westlichen Fuße der großen Gebirgsmasse entlang, welche den Westrand des Albert-Sees bildet. Am Morgen des 9. Mai trat der Ruwenzori aus seinem Wolken- und Dunstmantel heraus und zeigte

---

*) Letztere beide als Träger.

uns seine Gruppen von in glänzend weißem Schnee strahlenden Spitzen und scharfen Graten.

Zwischen Mboga (das auf dem hohen westlichen Gebirgsrande liegt) und dem Ruwenzori (der in der östlichen Gebirgsmauer liegt, welche das Ostufer des Albert-Sees bildet) liegt das tief eingesenkte, 20—40 km breite Thal des Semliki*). Anfänglich glaubt man gegenüber von Mboga bis zum Rande des Nyansa einen See zu sehen; die Offiziere meinten in der That den Albert-See zu erblicken, und die sudanesischen Frauen freuten sich unmäßig über den Anblick; der Feldstecher ließ indes eine Ebene mit dürrem, hellbraunem Grase und spärlichem Gebüsch erkennen.

Wir stiegen vom westlichen Gebirgsrande nach diesem tiefen Thal hinab. Was einige von uns für einen See gehalten hatten, war sehr festes Schwemmland mit See-Ablagerungen, welches mit einem dünnen Rasen eines 45 cm hohen Grases ohne allen Nährwert bestanden war. Die Akazie trat erst ganz vereinzelt, nach und nach in dichteren Gruppen auf. Plötzlich waren wir am Ufer des Semliki angelangt, der an dieser Stelle eine Breite von etwa 55 m und eine Strömung von 4—5 Knoten hatte. Die Ufer bestanden aus angeschwemmtem Erdreich und Kieselgeröll, welches der am Fuße entlang rauschenden starken Strömung keinen Widerstand zu bieten vermochte; beständig fielen ganze Klumpen herunter und lösten sich auf, als wenn sie aus Schnee beständen. Mit Hilfe eines Aneroidbarometers stellten wir die Höhe des Ufers auf 728 m über dem Meeresspiegel fest. Der Albert-See lag nach demselben Instrumente 716 m hoch, so daß der Unterschied 12 m betrug.

Mit Hilfe dreier Kanoes, deren erstes Uledi in der Nähe eines Awamba-Dorfes mit großer Gefahr erlangte, wurde die Expedition am 17., 18. und 19. Mai übergesetzt, und am 20. bewegte sie sich durch den dichten Wald auf einem äußerst sumpfigen Pfade. Stairs und Jephson waren beide sehr schwer am Fieber erkrankt, ich war an Kraft und Aussehen wie ein vorzeitig gealterter Mann von 90 Jahren und gerade nur imstande, etwa

*) Geht in den Albert-See.

100 m weit zu gehen. Am 25. Mai kamen wir aus dem Walde heraus und lagerten uns in einem auf einem Streifen Gras-land liegenden Dorfe. Das Grasland zeigte nicht das kurze Weidegras, welches Kavalli so angenehm machte, sondern riesenhaftes Rispengras von 2—4½ m Höhe. Die aus dem Semlikithale aufsteigenden Dünste schienen von einem Gegendruck von oben niedergehalten zu werden. Auch der Rauch aus dem Lager hing wie Nebel über uns, bis wir fast blind und erstickt waren.

Nach kurzem Marsche am 4. Juni trafen wir in Mtarega ein, einem Dorfe in der Nähe der tiefen Schlucht des Ramilulu-Flusses*), wo derselbe aus einer steilen Gebirgskluft heraustritt. In diesem Lager hatten wir alles, was wir wünschten. Wir befanden uns hier nur etwa 180 m vom Fuße des **Ruwenzori**, an dessen steilen Abhängen Pfade hinaufführten; 60 m unter uns floß ein schöner kühler Strom, dessen Gewässer eine Temperatur von 13° R. zeigten und frisch von den schneebedeckten Gipfeln herab durch die Schlucht stürzten. In den Pflanzungen und auf den Feldern, kaum 200 m von uns entfernt, gab es Bananen, Paradiesfeigen, Yams und Zuckerrohr. Einen solchen Überfluß an Lebensmitteln findet man in keinem andern Teile von Afrika, nicht einmal in Uganda; zehn solche Kolonnen wie die von mir geführte hätten hier im Überfluß schwelgen können. Hier war die Zeit, um Forschungen anzustellen und botanische Sammlungen anzulegen. Demgemäß machte ich darauf aufmerksam, daß hier durch das Erklimmen des berühmten „Mondgebirges“ unsterblicher Ruhm zu gewinnen sei. Ich hatte meine Kraft so weit wiedergewonnen, daß ich etwa 200 m gehen konnte; Herr Jephson mußte zu seinem Leidwesen sagen, daß das Fieber sein heißblütiges Temperament besiegt und unterjocht habe; Kapitän Nelson bedauerte ebenfalls; wenn indes das Erklimmen eines so unbarmherzigen Berges wirklich von praktischem Nutzen sei — er blickte ihn nochmals feierlich an, wandte sich aber mit einem:

---

*) Einer der 62 Flüsse, die Stanley zählte, welche vom Westabhange des Ruwenzori dem Semliki zueilten.

„Ich danke“ ab; die Aufgabe des Dr. Parke lag bei der leidenden Menschheit; Herr Bonny hatte kein Glück, ein hartnäckiges Fieber hatte ihn ergriffen und seine Beine zu reinen Stöcken abgemagert. Kapitän Casati lächelte traurig und schien zu sagen: „Seht mich an und stellt euch vor, wie weit ich gehen könnte.“ Bei dem Pascha stand jedoch die Ehre auf dem Spiel; er hatte jederzeit schon bei dem Gedanken an die Besteigung eine solche Begeisterung verraten, und hier war nun auf dem Marsche der kritische Augenblick gekommen. Stairs blickte die grimmigen, unbesiegten Höhen lustig an und sagte: „Ich werde mich blitzschnell aufmachen.“

Die Höhe des Lagers über dem Meere betrug 1178 m, und es wehte die ganze Nacht von der Schlucht des Ramilulu her eine sanfte, kühle Brise. Am nächsten Morgen brach Stairs auf, und der Pascha begleitete ihn. Aber letzterer mußte schon nach 330 m das Steigen aufgeben und ins Lager zurückkehren, während Stairs seinen Weg fortsetzte. Er erreichte, anfangs auf einem Eingebornenpfade, später auf selbstgebahntem Wege kletternd, am ersten Tage zwei Gruppen von Hütten der Eingebornen in verschiedenen Höhen, mit Mais-, Bananen- und Colocasienpflanzungen; weiter hinauf folgten die Regionen der Dracänen, baumartigen Farne und Palmen; ferner des lichter und lichter werdenden Bambuswaldes, der baumartigen Heidekräuter und Sträucher (bis zu 6 m Höhe), die auf einem Teppich von nassem Moose emporschossen und mit Bartflechten behangen waren; die Nacht, die man in der Höhe von 2590 m zubrachte, war bitterkalt. Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr wurden die Steiger durch tiefe Schluchten aufgehalten und hatten den ersten Blick auf eine mit Schnee bedeckte Spitze, die etwa 4 km entfernt war, und hier in der Höhe von 3254 m über dem Meeresspiegel wurde, besonders wegen unausreichender Kleidung der Schwarzen, die Umkehr beschlossen. Der Feldstecher zeigte die äußerste Spitze des Piks mit einer unregelmäßigen Masse zerrissener und schroffer Felsen gekrönt und eine entschieden kantenähnliche Gestalt des Gipfels. Heidel- und Brombeere fanden sich noch in der Höhe von über 3050 m.

Hätten wir von unserm Lager aus einen Blick über das

Semlikithal werfen können, so würden wir ein höchst interessantes Bild gesehen haben; jedoch vermochten wir durch den dicken, trägen Nebel weiter nichts zu erkennen, als daß es anscheinend in seiner ganzen Ausdehnung mit Wald bedeckt ist.

Etwa 1½ km von Mtarega hörte der grasbewachsene Streifen, auf welchem wir uns des bessern Marschierens halber gehalten hatten, auf, da der Wald sich über die ganze Breite des Semlikithals ausgedehnt und die Abhänge des Ruwenzori bis zur Höhe von etwa 2150 m über uns eingenommen hatte. Wir mußten also, wir mochten wollen oder nicht, wieder in den traurigen Schatten hinein. Der Wald war das beste tropische Gewächshaus, das ich je gesehen. Die Ursache dieser Üppigkeit und Feuchtigkeit lag nicht fern; es waren drei heiße Quellen, deren Temperatur 31,5° R. betrug.

Am nächsten Tage kamen wir aus dem Dickicht heraus auf die herrliche Lichtung von Ulegga im Gebiete von Ukondju. Von den Wakondju (Leute von Ukondju) erfuhr ich folgende interessante Einzelheiten: Einige Kilometer nördlich von hier soll ein Stück des obern Sees*) liegen, von dem wir schon so viel gehört haben, und den ich im Januar 1876 entdeckte. Die Eingebornen nennen ihn Ingesi, was Fluß, Sumpf oder kleiner See bedeutet. Der Ruweru oder See ist zwei Tagemärsche nach Süden entfernt. Sie nennen ihn auch Nyanza, und als ich nach seinem eigentlichen Namen fragte, antworteten sie Muta-Nsige.

Am 12. Juni sandte ich Lieutenant Stairs mit 60 Gewehrträgern und einer Anzahl Wakondjuführer ab, um nach dem Semliki zu gehen und jeden Zweifel über den Fluß zu beseitigen. Er fand, daß der Fluß gegen 40 m breit und 3 m tief war, und kam aus verschiedenen Gründen zu dem Schluß, daß der Semliki den obern See (Edwardsee) verläßt, einen gewundnen Lauf verfolgt, zwischen Westkette und Ruwenzorigebirge und darauf durch den Awambawald strömt und sich in Utuku in den Albert-Nyanza ergießt.

Am 16. Juni trafen wir bei der Seriba von Rusesse (Nord-

*) Albert-Edward-Nyanza.

Ufer des Edwardsees) ein, und von einem Haufen Viehdünger, der wie eine große Schanze das ganze Dorf umgab, erhielten wir den ersten Blick auf den 5 km von uns entfernten Albert-Edward-Nyanza. Eine schrecklich eintönige wagrechte Ebene, infolge der Trockenheit verdorrtes Gras und für dürren Boden charakteristische Euphorbien breiteten sich an seinem Nordrande aus. Das Gras bereitete uns beim Durchwandern der Ebene viel Unannehmlichkeit. Die Halme erreichten fast die Höhe von 1 m und die kleinen Ähren drangen selbst durch die dickften Kleider, hefteten sich an jedes Kleidungsstück und wurden sehr unbequem und lästig. Vermittelst des Siedepunktes stellten wir die Höhe des Albert-Edward-Nyanza auf 1008 m fest.

Der kleinere Salzsee liegt in einem runden, grasbewachsenen Becken und ist ein runder, flacher Teich von etwa $^{3}/_{4}$ km Durchmesser. Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit desselben war die blutrote Färbung des Seewassers oder einiger darin befindlicher Ablagerungen. Als ich ins Wasser blickte, sah ich die Niederschläge wie geronnenes Blut auf und unter der Oberfläche treiben. Ich ließ einen Mann aufs Geratewohl in den See treten, der ihm bis ans Knie reichte. Als er sich bückte, hob er ein größeres Stück grobkörniges, kristallisiertes Salz auf, an welchem sich ein blutroter Fleck befand. Die rote, klebrige Masse giebt dem See ein purpurnes Aussehen.

Am Ufer lagen Hunderte von toten Schmetterlingen verschiedener Farbe. Fische waren im Wasser nicht zu sehen, obwohl die Ufer des Sees ein Lieblingsaufenthalt für Silber- und andere Reiher, Störche und Pelikane zu sein schienen.

Diese Salzbecken sind Teile des ursprünglichen Sees, welcher die durch den Zurücktritt der Wasser des Albert-Edward-Sees entstandene Einsenkung einnahm, und die Verdunstung hat das ehemalige süße Wasser zu dieser starker Salzlake umgewandelt. Salz ist ein sehr wertvoller Artikel und wird von den umliegenden Stämmen eifrig begehrt.

Nachdem ich am 19. Juni ein unbeholfnes, schweres, aber ziemlich großes Kanoe gefunden hatte, bemannte ich dasselbe mit 12 Ruderern und fuhr auf den See (Albert-Edward-See) hinaus, um denselben zu erforschen. Gegen mittag 11 Uhr

war ich ungefähr 12 km weit gekommen; wir durften uns nicht weiter in den See hineinwagen, da bei der leichtesten Brise das Wasser eindrang. Ich ließ alle paar Minuten das Lot werfen, das stets beinahe 1 m tief in den weichen Schlick einsank, der einen fürchterlichen Geruch, wie ein Abzugskanal, entwickelte. Die größte Wassertiefe, die ich erhielt, war 4,6 m. Wir setzten den Marsch um einen längeren Arm des Sees, der sich als Beatrice-Golf nach Nordwesten erstreckt, fort. Die Ebene war vollständig flach und von langen, weit ins Land hineinreichenden, seichten Wasserzungen durchschnitten, die wir überschreiten mußten. Am Nsongifluß hatten wir die äußerste Nordostecke des Sees erreicht und begannen unmittelbar darauf zu dem hohen Tafellande von Uhaijana aufzusteigen, das mit dem östlichen Toro, Kitagwenda und Ankori die östliche Mauer des Albert-Edward-Sees bildet. Wir zogen am Ostufer des Sees südwärts und sammelten auch Nachrichten über die Süd- und Westküste des Sees. Darnach, wie aus unsern eignen Wahrnehmungen, wird der Albert-Edward-See von keinem Flusse von großer Bedeutung gespeist, wenn auch mehrere solche von 6—15 m Breite und 60 cm Tiefe in denselben münden. Die beiden größten Flüsse sollen der Mpanga und Nsonga *) sein. Wenn dies wahr ist, würde der wichtigste Fluß von Süden her einen gewundenen Lauf von nicht mehr als 95 km Länge haben, so daß die entferntesten Quellen des Albert-Nils (westlicher Quellfluß des Hauptstromes, im Gegensatz zum östlichen, dem Viktoria-Nil, der dem Viktoria-Nyanza entströmt) sich nicht weiter als bis 1° 10′ südlicher Breite erstrecken können. Wir blickten, so lange der See uns in Sicht gewesen, immer durch federartige, leicht bewegte Dunstmassen und konnten daher weder Entfernung, Form und Gestaltung unterscheiden, noch die Höhe des Bergrückens über dem Wasser oder die Tiefe des Sees schätzen, weder eine richtige Grenze der Ausdehnung der Wasserfläche feststellen, noch zu sagen wagen, ob hier ein Binnenmeer oder ein flacher Teich war.

*) Beide münden in den nordöstlichen Arm des Sees, den die Karawane umwanderte.

Am 3. Juli wurde, da die versammelten Offiziere mir die Entscheidung über die drei Wege nach Osten überließen, der Ankoriweg gewählt, und am Morgen des 4. Juli wandten wir dem Albert-Edward-Nyanza den Rücken. Über die Südwestspitze des Viktoriasees ging der Marsch auf dem im vorigen Werke geschilderten Wege nach Sansibar zu.

Am 10. November erreichten wir die deutsche Station Mpuapua, wo wir von Lieutenant Schmidt willkommen geheißen wurden, der von Major Wißmann, dem Kaiserlichen Kommissar von Deutsch-Ostafrika, zu unsrer Begleitung gesandt worden war. Am 13. November marschierte die Expedition, begleitet von Lieutenant Schmidt, von Mpuapua nach der Küste ab, und fünf Tage später vertauschte sie den Anblick der ausgedörrten Dornenwildnis mit demjenigen eines Landes, wo es nach Lilien duftete und anmutiges Frühlingsgrün das Auge erfreute. In Viansi erreichten uns die von Major Wißmann abgesandten Vorräte, die aus einer Menge von Lebensmitteln bestanden, wie sie nur ein erfahrener Forscher, welcher weiß, was am höchsten geschätzt wird, zusammenzustellen vermag, und zwar kam alles in solch reichem Überfluß, daß unsre Tafel von da ab bis zur Küste mit Luxusartikeln beladen war. Während wir in Msua Halt machten, traf Baron v. Gravenreuth mit 100 Soldaten ein. Der Baron ist ein kühner Soldat, der die Schlacht liebt und bei seinen Angriffen auf die Seriben der Küstenaraber große Geschicklichkeit bewiesen hat.

Als wir uns am Abend des 3. Dezember beim Mondschein unterhielten, hörten wir einen Kanonenschuß. Es war der Schuß, der allabendlich in Sansibar abgegeben wird; er veranlaßte unsre Sansibariten zu ohrzerreißendem Freudengeschrei. Bei der Ankunft der Fähre über den Kinganifluß kam Major Wißmann herüber, um uns zu begrüßen, und ich hatte zum erstenmal die Ehre, einem Kollegen vorgestellt zu werden, der sich zuerst im Dienste der Internationalen Assoziation im Hauptquartier am Kassaiflusse ausgezeichnet hatte, während ich mit der Anlage von Stationen am Hauptflusse beschäftigt war. Beim Eintreffen auf dem rechten Ufer des Kingani fanden wir gesattelte Pferde vor, worauf ich den Befehl über die Kolonne Lieutenant

Stairs übergab, während Emin Pascha und ich von Major Wißmann und Lieutenant Schmidt nach Bagamoyo geleitet wurden. Wir erreichten den vor dem Hauptquartier des Majors liegenden Batterieplatz, während sich zu unsrer Linken, ganz in der Nähe, der von sanften Wellen bewegte indische Ozean ausbreitete, eine einzige, große, klare, blaue Fläche. „Da, Pascha," sagte ich, „wir sind zu Hause!" „Ja, Gott sei Dank!" erwiderte er. In demselben Augenblick donnerten die ihm zu Ehren abgegebenen Schüsse der Batterie und kündigten den vor Anker liegenden Kriegsschiffen an, daß Emin, der Gouverneur der Äquatorialprovinz, in Bagamoyo angekommen sei.

Und nun möchte ich einen Augenblick stolz sprechen: Keine Ehre oder Belohnung, wie groß sie auch sein mag, kann jener zarten Befriedigung gleichkommen, welche der Mensch fühlt, der auf sein Werk zeigen und sagen kann: „Siehe, das Werk, welches ich mit aller Treue und Ehrlichkeit, mit Macht und Kraft, mit allen meinen Fähigkeiten und mit Gottes Willen ausführen wollte, ist heute beendet. Sage, ist es gut und richtig gemacht?" Und wenn der Arbeitgeber dann zugesteht, daß es gut und richtig gemacht ist, kann es dann eine noch größere Belohnung geben, als die des eignen Innern?

Gute Nacht, Pascha, und auch Ihnen, Kapitän Casati! Gute Nacht, meine Kameraden! Mögen euch die Ehren zu teil werden, die ihr verdient. Ich empfehle euch den warmen Herzen eurer Landsleute. Sollte auf diesen Blättern irgend ein Zweifel auf eure Mannhaftigkeit, Loyalität oder Ehre geworfen sein, so wird die Schilderung eurer Treue während einer Zeit, die an Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit kaum je übertroffen werden wird, den Beweis liefern, mit welch edler Tapferkeit ihr alles ertragen habt. Gute Nacht, Stairs, Jephson, Nelson, Parke und auch Euch, Bonny, eine lange gute Nacht!

Gott sei Dank für immer und ewig. Amen!

Anmerkung: Die großartigen Ergebnisse dieser letzten Durchquerung für die geographische Wissenschaft liegen nicht nur in der Klarlegung des Aruwimilaufs und des tropischen Urwalds, sondern vor allem in der Entdeckung der großen äquatorialen Mulde, an deren Süd- und Nordende der

Albert-Edward- und Albert-See, in deren Mitte das dichtbewaldete Semlikithal, an deren Ost- und Westrande hohe Bergketten liegen. Die westliche von geringerer Höhe stellt die Wasserscheide zwischen Albert-See, also Nil und Kongo, dar, die höhere östliche enthält den über 5000 m hohen, schneebedeckten Gebirgsstock des Ruwenzori oder Wolkenkönigs, der allein 62 Wasseradern dem Semliki

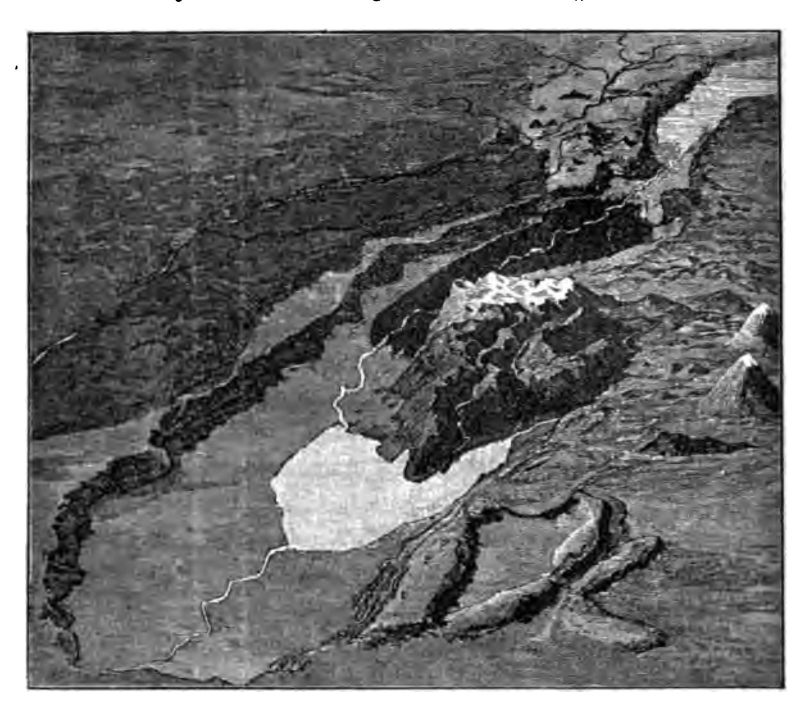


Abb. 38. Der Ruwenzori (Nach Stanley, Im dunkelsten Afrika.)

zusendet. So ist denn nicht bloß das geheimnisvolle Mondgebirge der Alten, sondern auch das Geheimnis der Nilquellen endlich entschleiert. Der Nil hat zwei Quellarme, den östlichen oder Viktoria-Nil, der dem Viktoria-Nyanza entströmt, und den westlichen oder Albert-Nil (Semliki), welcher dem Albert-Edward-Nyanza sein Wasser verdankt. Erst im Albert-See feiern sie ihre Vermählung, hier also ist der eigentliche Quellsee des Nils. Siehe hierzu die Abbildung 38: Ruwenzori, Albert-Edward-See, Semliki, Albert-See aus der Vogelschau (aus Bd. II, S. 292).

9. Hermann Wißmann*).

(Siehe den Reiseweg in der Skizze des Anhangs.)

1. Von Rostock bis zur Ostgrenze von Angola.

Im Jahre 1879 beabsichtigte die „Afrikanische Gesellschaft“ zu Berlin von zwei Seiten aus gegen das südliche Kongobecken vorzudringen und plante zu diesem Zwecke zwei verschiedene Unternehmungen. Für die von Westen vordringende war der durch seine Reise ins Lunda-Reich (westlich von den Quellseen des Lualaba-Kongo) bekannt gewordene Dr. Pogge ausersehen. In Rostock, meiner Garnisonstadt, lernte ich Pogge kennen und bald seine allgemeine Achtung und Liebe erzeugende, bei so großen Verdiensten bewunderungswürdige Anspruchslosigkeit schätzen. Die Beschreibungen der Aufsehen machenden Reisen Schweinfurths, Stanleys, Livingstones u. a. hatten schon früher einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; noch mehr ließen Pogge's lebhaft und einfach natürlich geschilderten Reiseerlebnisse den Wunsch in mir wach werden, mitzuarbeiten an dem Werke der Erforschung des noch so wenig bekannten Weltteils. Ich gab mich der Hoffnung hin, unter Pogge's Leitung mich in die neue Thätigkeit hineinzuleben. Da Pogge meine Begleitung ebenfalls erwünscht war, wurden wir für die von Westen ausgehende Unternehmung als die ersten Kandidaten betrachtet und uns angeboten, noch im Jahre 1880 die Reise anzutreten, wenn wir mit der vom Reich

---

*) Quelle: H. Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880—83 ausgeführt von Paul Pogge und Hermann Wißmann. Berlin 1889, Walther und Apolant.

gewährten Summe von 20000 Mk. die gesteckten Ziele erreichen zu können glaubten. Pogge allein konnte über diesen Punkt urteilen und entschied sich zusagend.

Es wurde uns von der Afrikanischen Gesellschaft folgender Auftrag: Wir sollten von Angola aus zur Musumba (Residenz) des Lundareichs gehen, eine wissenschaftliche Station daselbst gründen und von da aus Vorstöße in die noch unbekannten Gebiete, hauptsächlich nach Norden, machen. Am 19. November 1880 bestiegen wir in Hamburg das Schiff „Buenos Ayres", das uns nach Lissabon bringen sollte. Nach zehntägigem Aufenthalt in dieser Residenz schifften wir uns auf dem „Bengo" ein, der uns in 40 Tagen nach Loanda überführte. Mit Loanda, wo wir am 7. Januar 1881 eintrafen, war unser nächstes Ziel erreicht. Infolge Pogge's Kenntnis der Verhältnisse und des freundlichen Entgegenkommens der portugiesischen Behörden gelang es uns bald, diese bedeutendste europäische Niederlassung an der Westküste Afrikas, deren Glanzpunkt in die Zeit der Sklaverei fällt, zu verlassen und uns nach dem Quanzaflusse einzuschiffen. Wir fuhren dicht an der Küste entlang nach Süden, durchschnitten bald die der Schiffahrt sehr gefährliche Barre des Quanza und liefen in den Fluß ein.

Die erste Tagereise ging zwischen dicht bewaldeten Ufern; Mangrowedickichte und dahinter üppiger Urwald begleiteten uns. Am zweiten Tage änderte sich die Scenerie. Schroff in den Fluß vorspringende Kalksteinfelsen, mit Lianen überwuchert, von dem seltsamen Affenbrotbaum gekrönt, ließen uns ein anderes Bild afrikanischer Landschaft bewundern. Am dritten Tage erweiterte sich der Fluß. Seeartige Lagunen, mit Palmendickichten umstanden, Papyrussümpfe, viele kleine Inseln und Bänke gaben ein stets wechselndes, reizvolles Bild. Hier hatten wir die echte Heimat der Krokodile vor uns. Großartig ist die Vogelwelt in den von tierischem Leben wimmelnden Sümpfen. Der wunderliche Schlangenhalsvogel, Riesenkraniche uud Königsfischer, vielerlei Reiher und Störche, Sumpf- und Wasserhühner bevölkern die Inseln. Bunte Webervögel und kleine grüne Papageien schwingen sich von einem Ufer zum andern, schön gezeichnete Adler ziehen ihre Kreise oder hocken stolz und dreist

am dichten Ufer. Affenherden spielen in den Bäumen, und ab und zu zieht die Schildkröte ihre schnurgerade Linie über den Wasserspiegel. Wir hörten die ersten, weit schallenden Laute des gewaltigen Hippopotamus (Flußpferd) durch die stille Nacht ertönen. Ein anderes mächtiges Tier, das aber äußerst selten sichtbar wird, bewohnt neben dem Flußpferd die Lagunen des Quanza, es ist dies eine Sirenenart, eine Seekuh, von der ich Teile des Gerippes sah.

In Dondo angekommen, wurden uns sofort Träger zugeführt, so daß wir nur zwei Tage in dem verrufenen Fiebernest zu rasten brauchten. In der schon oft beschriebenen Hängematte, Tipoia, reisten wir nach Osten weiter. Viel hatte ich mit meinen Trägern, die sich über mein großes Körpergewicht beklagten, auszustehen. Mehrmals ließ man mich recht unsanft fallen. Der Charakter der Gegend ist sehr gleichförmige, mehr oder weniger bewaldete Savanne. Der Weg zieht sich durch Höhenzüge, die, mit wild durcheinander liegenden Gneistrümmern gekrönt, aussehen, als ob sie Burgruinen trügen. Am 21. Januar begegneten uns die von Malange (spr. Malansche) gesandten Reitstiere; von nun an wurde die Topoia kaum mehr benutzt. Morgens und abends gingen wir zu Fuß, und nur während der heißesten Stunden des Tages wurde geritten. Nachdem mich mein Reitstier bei der ersten Bekanntschaft mit einem Fußtritt begrüßt hatte, dann beim Versuche aufzusteigen, mich umrannte, und als ich glücklich im Sattel, mich mit gewaltiger Kraft auf der andern Seite herabgeworfen hatte, wurden wir gute Freunde.

Der Weg bis nach Malange führt durch wellige Savannen, deren Bäume unsern Obstbäumen gleichen, steigt dann steil nach Osten an bis zum Plateau von Malange, das auf 1100—1200 m Höhe liegt. In Malange richteten wir uns vorläufig häuslich ein, da genügende Waren noch für uns von der Küste unterwegs waren und die Träger nicht vor Ende der Regenzeit, also erst Mitte Mai, ins Innere gehen. Am 8. Februar traf ganz überraschend, aus dem Innern kommend, Herr Dr. Buchner ein. Derselbe war im Auftrag der Afrikanischen Gesellschaft im Lunda-Reich gewesen und trug durch seine Mitteilungen viel dazu bei, daß wir später unsern Auftrag

abänderten. Zu lebhaftem Danke verpflichtete er mich dadurch, daß er mir aus dem Schatze seiner Erfahrungen manchen Wink gab und mich durch wirklich praktische Einführung in astronomische und topographische Arbeiten am besten für meine Arbeiten im Innern vorbereitete.

Unsere Zeit verstrich mit Einkäufen von Waren, Anwerben von Trägern, Zureiten von Reitstieren, meteorologischen Beobachtungen und Einarbeiten mit unseren Instrumenten. Um einen Überblick zu geben über die im Westen des Erdteils gangbaren Handelsartikel — für uns hauptsächlich Mittel zum Einkaufen von Lebensmitteln für unsere Leute — will ich die Liste der mitgenommenen Waren folgen lassen: 600 Stück gestreiften Kaliko à 32 Ellen, 100 Stück desgl. schlechtester Sorte, 50 Stück Baumwollenzeug à 40 Ellen, 400 Pfund Pulver in Tönnchen zu 3 Pfund, 400 Pfund verschiedene Glasperlen, 120 Ellen roten Flanell, 24 Steinschloßflinten, 12 bunte Regenschirme, 200 Pfund Salz und einige Kleinigkeiten. Als Dolmetscher begleitete uns Germano de Jose Maria, ein Neger aus Mozambique, der als Diener eines portugiesischen Offiziers in Lissabon gewesen war und dann Händler in Angola wurde. Die Karawane bestand aus 81 Trägern, einem Koch und sechs Dienern. Wir hatten alle Leute zunächst nur bis Kimbundu, dem äußersten von einem weißen Händler bewohnten Orte, angenommen. Für Pogge, mich und den Dolmetscher schafften wir sechs Reitstiere an; der meinige, Malucko, ein wirklich edles Tier, war ein Geschenk von Dr. Buchner. Es ist ein unschätzbarer Vorteil des Reisenden von Westafrika, daß er ein solch vorzügliches, in der Wildnis durch nichts anderes ersetzbares Reittier zur Verfügung hat. Ein Reitstier geht alle Gangarten: Schritt, Trab, Galopp und Carrière, die letztern beiden jedoch nur auf kurze Strecken. Der Stier nimmt bald im Schritt die Schnelligkeit der Karawane an. Durch seine große Ruhe ist er geeignet, Sümpfe zu überschreiten, durch die Sicherheit des Doppelhufs steile Böschungen zu ersteigen oder herabzuklettern; es ist leicht, einen Stier zum Springen abzurichten; Fallgruben scheint er zu wittern und ist an Stellen, die er nicht übersehen kann, sehr vorsichtig; ich überschwamm einst im Sattel einen 60 m breiten Fluß. Der

Ortssinn des Tieres ist großartig; auf einem Ausfluge mit dem Stier kann man sich nicht verirren, da das Tier, zurückgewandt, genau seiner Spur folgt. Am 1. Juni 1881 war die Karawane vollzählig, und am 3. war der Tag des lang ersehnten Abmarsches nach Osten zu gekommen.

2. Bis Kimbundu ostwärts.

Mit dem Betreten des unabhängigen Afrika entfalteten wir die deutsche Flagge. Stolz wehte Schwarz-weiß-rot uns jetzt voran als Zeichen, daß wir das Bereich des Schutzes, den bisher nur eine europäische Macht ausüben konnte, verlassen hatten und jetzt auf eigne Kraft dem freien Innern gegenüber angewiesen waren. Täglich spielten sich im Lager nicht enden wollende, mit Einschüchterungsversuchen und Drohungen verbundene Betteleien von Dorfhäuptlingen ab, denen Pogge mit unerschütterlicher Ruhe und Geduld begegnete. Zuvörderst kommt ein Neger, der mit lärmender Beredsamkeit die Macht und den Reichtum seines „Soba" (Herrn) ins Unglaubliche übertreibt; dann folgt der Große selbst mit gewichtigem Schritt und ernster Miene. Eine schon ganz mit Palmöl beschmierte Uniform, meistens rot, englischen Ursprungs, umhüllt den nackten Oberkörper und ein Hüftentuch aus bunten Taschentüchern die Beine. Hinter ihm wird ein magerer, mit Zetergeschrei und Seitensprüngen sich wehrender Ziegenbock gezerrt. Dieser und ein Körbchen mit Maniokmehl sind die fürstlichen Geschenke. Der Herr des Landes läßt sich auf einer Strohmatte nieder, und nun beginnt die feierliche Rede, an deren Schluß er seine Geschenke überreichen läßt. Da Pogge meist nicht mehr als Gegengeschenk bewilligte, als den Wert des Geschenks, so erhielt der Häuptling für gewöhnlich nur 4 Ellen Kaliko und einige Flaschen halbverdünnten Schnapses. Schon fünf Tage nach unserm Abmarsche von Malange machten einige unsrer Leute den Versuch zu streiken. Ein alter Neger aus Angola stieg, als wir uns schon zur Nachtruhe niedergelegt hatten, auf einen inmitten des Lagerplatzes befindlichen Termitenhaufen und hielt eine Ansprache, in der er aufforderte, uns gleich von vornherein

so zu gewöhnen, daß wir Löhnung verteilten, wenn die Träger dieses wünschten, und nicht erst an jedem zwölften Tage. Es gelang mir, den mich nicht Bemerkenden mit einer schallenden Ohrfeige von seiner Rednerbühne derartig plötzlich zu entfernen, daß ich die Lacher auf meiner Seite hatte.

Bei dem kleinen Dorfe Soba Moau trennten sich die Karawanenstraßen; wir bogen nach Südosten ab. Ein lichter Hochwald nahm uns auf, in welchem dem Europäer der Mangel an Schatten auffällt. Stets nach Südost marschierend, überschritten wir den Quige (Quische), der in den Quanza fällt; derselbe ist hier 30 m tief eingeschnitten, die Abhänge sind üppiger bewaldet als seither. Die Thalsohle ist aber so sumpfig, daß ein Reitstier, der zu tief eingesunken war, auf die Seite geworfen und vermittelst an den Hörnern befestigter Stricke durch den Sumpf gezogen werden mußte. Die Märsche wurden etwas länger, sie wurden schon öfters bis 11 Uhr ausgedehnt. Wir überstiegen die Wasserscheide zwischen dem Quige und dem Lui, welch letzterer dem Quango zufließt, mit einer Meereshöhe von 1260 m, stiegen dann hinab zu einigen Bächen, welche durch smaragdgrüne, kurzgrasige, aber gefährlich sumpfige Niederungen eilten. Wir sind im Flußgebiet des Kongo; die erwähnten Bäche ergießen sich in den Lui, dieser in den Quango, letzterer in den Kassai, den größten der Nebenflüsse des Kongo.

Schon seit Malange, seit dem Tage, an dem sich Pogge drei Zähne hatte ausziehen lassen, hatte er über Schmerzen im Kinnbacken geklagt. Jetzt zeigte sich der Grund. Die rechte Seite des Kinnbackens war inwendig ganz in Eiterung übergegangen. Der Arme konnte sich nur mit breiartigen Suppen nähren. In diesem Klima schien eine derartige Entzündung sehr gefährlich, besonders da seit einiger Zeit kleine Fieber den Kranken schwächten. Auch hatten sich, vielleicht infolge der schlechten Nahrung, Dysenterieanfälle eingestellt und meinen armen Freund derartig angegriffen, daß er auffallend alterte. Er war so schwach, daß er sich nur mit Mühe im Sattel halten konnte.

Wir überschritten am 26. Januar die östliche Grenze der Massungo- und betraten das Land der Minungo-Neger. Die

Bauart der Hütten ist eine andere, die Dörfer reinlicher und das Gehöft einer Familie besonders eingezäunt. Die Männer sind kleiner von Gestalt und höflicher als die Massungo, die Weiber — obschon häßlich und durch ausgiebige Anwendung einer rötlichen Thonschmiere, mit der sie Körper und Haar bedecken, verunziert — durch ruhiges, weibliches Benehmen nicht unangenehm. Das Völkchen der Minungo scheint ein lebhaftes Temperament zu besitzen, überall hört man Lachen und jodlerartigen Gesang. Der Reichtum an Haustieren ist gering: Rindvieh wird schon selten, und das Schwein — sonst fast nackt und schwarz — zeigt oft eine blonde oder wollartige Behaarung. Maniok und Hirse wird auch zur Bierbereitung gebaut. Auch süße Kartoffeln und Erdnüsse wurden angeboten. Groß scheint der Reichtum an wilden Katzen, Zibethen, Schleichkatzen und Mardern zu sein, wie die vielfach zur Kleidung des Mannes verwandten Häute solcher Tiere zeigen. Das Land der Minungo ist hügelig, ja bergig zu nennen, durchweg mit lichtem Hochwald und nur spärlichem Graswuchs bedeckt. Wir überschritten nun die größte Meereshöhe, die ich in der westlichen Hälfte Afrikas gefunden: 1450 m hoch war unser Lager bei Kimuri, benachbarte Höhen erhoben sich über 1500 m. Erst in Ostafrika, und zwar in Ugogo, traf ich bedeutendere Höhen an, und diese beiden höchsten Punkte gaben ziemlich genau die Ränder des gewaltigen Kongobeckens an.

Die erste Ölpalme tritt bei Karima auf, und nun geht es von hier hinab ins Thal des Quango, eines größeren Flusses, dessen Mündung in den Kassai ich 1885 fand. Der Fluß drängt sich durch ein Sandsteinbett mit großer Schnelligkeit. Bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande hatte er eine Breite von 35 m, von der jedoch nur 8 m auf eine 7 m tiefe Rinne kommen, während am linken Ufer 20 m, am rechten 7 m mit nur 0,5 m hohem Wasser bedeckt sind. Das Ufer ließ genau erkennen, daß in der Regenzeit der Stand auf weitere 4 m wächst. Der 1. Juli fand uns bis zum Abend mit Überbrücken und Überschreiten des Flusses beschäftigt. Wir schleppten auf beiden Seiten des 7 m tiefen Einschnittes Steine zusammen und türmten sie so hoch auf, daß sie 9 m lange Stämme auf beiden Seiten

tragen konnten. Wir stiegen demnächst auf ein bewaldetes Hochplateau, das von Bienen und Ameisen wimmelt. Hier erfolgte durch den Häuptling Kandula, der von uns mit seinen Geschenken zweimal zurückgewiesen worden war, ein Überfall, der zwei fußkrank zurückgebliebenen Trägern das Leben und uns außerdem 10 Flaschen Kognak, sämtliche Lichter, Tabak und drei Stücken Zeug kostete. Wir verteilten nun Munition an die Träger und ermahnten zu geschlossenem Marschieren. Ich ritt stets an der Spitze, leitete die Verhandlungen mit den Führern durch den sprachenkundigen Fahnenträger Humba und gab das richtige Marschtempo an durch einen voranmarschierenden Träger mit schwerer Last (50 kg), auch übernahm ich die Auswahl der Lagerstelle, während Pogge, der mit dem Dolmetscher schloß, die Säumigen morgens aus dem Lager trieb und Marodeure zum Aufschließen veranlaßte.

Wir überschritten nun im Lande der Kioque die tiefeingeschnittenen Bäche und größeren Zuflüsse des Quango und Kassai und trafen auf einer schmalen Landwelle zwischen Loango Quilubach den ersten Urwald, dessen mächtige Waldriesen, mit einem dichten Geflecht von Lianen behangen, uns in ihre tiefen Schatten aufnahmen. Dichtes Unterholz und der zu einer Höhe von 3 m dschungelartig aufschießende Amonum, der uns durch seine schöne sauersüße Frucht erfrischte, machte ein Eindringen seitwärts des schmalen Pfades fast unmöglich. Wir schwelgten in dem Anblick dieser üppig wilden Natur und dem kühlenden Schatten, der eine so angenehme Abwechslung von der glutzitternden Savanne und dem end- und schattenlosen Hochwald Minungos spendete. Am 19. Juli überschritten wir den Paessubach, der von einem 1000 m breiten Gürtel einer saftig dunkelgrünen Niederung eingefaßt wird. Wellenartig bewegte sich die trügerische Decke beim Überschreiten der Träger. Wo dieselbe zerriß, warfen sich die Leute mit ihrer Last vornüber, um eine größere Tragfläche zu gewinnen. Am 20. Juli trafen wir in Kimbundu ein und hatten damit unser erstes Ziel erreicht. Der letzte Weiße, den wir auf Jahresfrist sehen sollten, Herr Saturnino de Souza Machodo, empfing uns und wies uns einen seinem Hause benachbarten Platz als Lagerstelle an.

Der Name Kimbundu umfaßt das Residenzdorf des Häuptlings Kimbundu, des Herrschers der Makosa, und den 5 km südlich davon gelegnen Marktplatz, die feira. Der Ort besteht aus einigen hundert in der größten Unordnung umherstehenden Lehmhütten, die natürlich alle mit Gras bedeckt sind. Es ist auffällig, daß trotz der kalten Nächte und der brennenden Hitze der trocknen Zeit sämtliche Leute diese der Regenzeit vorziehen, einer Zeit, wo der Himmel bedeckt ist, die Nächte warm sind. Erklärlich ist dieser Umstand erst, wenn man sieht, wie die nackten Körper der Leute bei einem Regenguß krampfhaft zittern. In Kimbundu treffen sich von allen 4 Himmelsgegenden die bedeutendsten Handelswege Westafrikas.

3. Bis Lubuku nordwärts.

Es trat nun die Entscheidung für weitere Schritte an uns heran. Zwei Wege standen uns im Interesse der Wissenschaft offen, nach Norden und Osten. Unser Auftrag bestimmte uns nach Osten zum Muata Jamwo, dem Beherrscher des mächtigen Lunda-Reiches. Die Verhältnisse hatten sich aber in der letzten Zeit geändert. Die den Weißen im Lunda-Reiche besonders behilflich gewesene, einflußreiche Mitregentin war kürzlich vergiftet worden, und Muata Jamwo sollte sich ganz dem Trunke ergeben haben, sehr krank sein und wilder als je Menschenschlächtereien anstellen. Da dem Beherrscher des Lunda-Reiches daran liegt, seine Hauptstadt zum End- und Ausgangspunkt des gesamten Handels zu machen (wie Buchner warnend mitgeteilt), schien es mit großen Schwierigkeiten verknüpft zu sein, in der Mussumba (Residenz) des Lunda-Reiches eine wissenschaftliche Station zu gründen und von diesem Punkte aus Reisen nach Norden und Osten zu machen.

Wir hörten von Saturnino höchst verlockende Beschreibungen vom Norden. Schon seit einigen Jahren hatten Kioque- und Bangalaleute Elfenbein von da geholt und viel über den Reichtum des Landes Lubuku und die Zugänglichkeit der Eingebornen erzählt. Alles dies in Erwägung ziehend, entschieden wir uns für den Norden, und es gelang uns, die nötige Zahl von

65 Trägern aus Kimbunduleuten zu ergänzen. Sie erwiesen sich als das schlechteste Gesindel, das ich je im Dienste hatte. Mit dem 1. August war der Tag des Aufbruchs erschienen, und voller Hoffnung und Zuversicht zogen wir mit unsrer kleinen Schar nach Norden. Wir bogen zum Luelle (Zufluß des Kassai) hinüber, dessen in reizender Abwechslung mit Urwald und Wiesen eingefaßten Ufern wir viele Tagemärsche nach Norden folgten. Die Gegend ist wildreich; Antilopenarten beleben die weiten Wiesen; die wunderlichen Schlangenhalsvögel hocken auf über die Bäche hängenden Zweigen, um ihre Ausschau zu halten, und des Abends ertönt das Geschrei eines aufgeschreckten Fluges von Ibissen.

Am 13. schlugen wir beim Häuptling Kimbau, einem unverschämten Bettler, unser Lager auf. Kaum war der Bau meiner Hütte beendigt, als ich auch schon gezwungen wurde, dieselbe zu verlassen. Zwei verschiedne Völker Ameisen waren, an gegenüberliegenden Stützen der Hütte emporsteigend, sich begegnet und hatten einen Vernichtungskampf begonnen. Verstümmelt, sich noch nach dem Sturz mit ihren scharfen Zangen gepackt haltend, fiel eine solche Masse Toter und Verwundeter von oben herab, daß mein Bett und Tisch vollständig mit ihnen bedeckt war. Schwer verwundet fielen sich die kleinen Helden noch an, um den Vernichtungskampf bis zum Tode fortzusetzen, und oben drängten sich immer neue Scharen ins Getümmel. Ich war erstaunt, wie die verschiedenen Parteien sich erkannten, da ich durchaus keinen Unterschied zwischen den Einzelwesen der feindlichen Parteien entdecken konnte.

Bei stets guten Wegen und Reichtum an Lebensmitteln in den großen Dörfern der Kioque waren die Träger höchst vergnügt; Ziegen, Schweine, Hühner, Wildfleisch, Hirsebier, Maniok, Kartoffeln, Erdnüsse und Bananen gab es in Fülle, und die Preise waren nicht hoch. Vom Luellebach bog unsre Straße am 16. August nach Osten ab und führte uns über ein mit dürrer Savanne bedecktes Plateau, das sich bald zum Thale des Tschikapa (zum Kassai) hinabsenkt. Mit dem Auftreten der roten Erde erscheinen sofort wieder die Termitenbauten. Die Gegend ist bevölkert, und die Dörfer sind so reich an Hühnern und

Tauben, daß die Träger schwelgen. Auf welch tiefem Standpunkte die Kindlichkeit des Negers in mancher Beziehung steht, geht aus der völligen Gefühllosigkeit hervor, die er in der Behandlung der Tiere zeigt. Wenn wir sahen, wie unsre Leute die Hühner lebendig rupften, sie zum allgemeinen Vergnügen in diesem nackten Zustande laufen ließen, um sie dann noch lebend in heißes Wasser zu stecken, und wir dann, empört über diese Roheit, sie handgreiflich unsre Entrüstung fühlen ließen, so waren die Leute höchst erstaunt und entrüstet über diese ihnen ganz ungerechtfertigt erscheinende Strafe, so daß klar daraus hervorging, daß sie das Gefühl des Mitleids mit einem Tiere ebensowenig kennen, wie ein unmündiges Kind, das einer Fliege Flügel und Beine herausreißt.

In dem nahen Tschikapa machte ich einen prachtvollen Fang von vier Fischen, deren Gewicht je 12—20 Pfund betrug. Drei rotgoldige Karpfen und einen Wels brachten wir heim. Von einem andern riesigen Wels wäre ich beinahe in das Wasser gezogen worden, wenn nicht ein Träger die Angelleine, die ich ums Handgelenk gebunden hatte, durchschnitten hätte. In der Nacht zum 28. August wurden unsre Stiere sehr unruhig, und einer derselben kam mit weiten Sätzen ins Lager. Noch ehe sich jemand von der Ursache dieses Gebarens überzeugen konnte, hatte sich mein Malucko losgerissen und ging brüllend und Erde hoch aufwerfend auf ein Dickicht los, ja drang in dasselbe ein. Ich holte ihn wieder zurück, und ein nächtliches Raubtier vermutend, gaben wir einige Schüsse ab. Am andern Morgen zeigten sich die starken Spuren eines Leoparden, des Urhebers der nächtlichen Störung. Immer weiter ging es am westlichen Rande des Tschikapathales, durch Urwaldschluchten und über mit Baumsavannen bestandene Ausläufer des von vielen Bächen durchfurchten Plateaus dem Norden zu. Der Tschikapa war zu einer Breite von 65 m bei 3,5 m Tiefe angewachsen und wälzte, voll von Steinen, Stromschnellen und Bänken, seine gelben Wasser nach Norden. Es hatte unterdessen schon die Regenzeit mit einigen tüchtigen Güssen eingesetzt. Wir hatten täglich sechs bis acht bis 60 m tiefe, von Bächen durcheilte Schluchten zu durchschreiten, und es wurden nun

die steilen Hänge so von starkem Regen aufgeweicht, daß die Träger unserm Wunsche, die drohende Nähe des Häuptlings Kahongulo schnell zu überwinden, nicht willfahren konnten.

Wir befanden uns im Gebiete der Aqua-Lunda, deren Häuptlinge dem Muata-Jamwo zinspflichtig waren. Waren sie bisher so mit Kioque versetzt gewesen, daß nichts Charakteristisches an ihnen auffiel, so begannen dieselben jetzt (22. September) mehr Stammeseigentümlichkeit zu zeigen. Meist große, kräftige Gestalten von auffallend dunkler Färbung, trugen sie das Haar chignonartig am Hinterkopfe zusammengebunden, während ringsum der Schädel mit einem, einem kleinen Spaten ähnlichen Instrument rasiert war. Die Kleidung bestand nur aus zwei kleinen Häuten, die vorn und hinten im Gürtel angebracht waren; auch sahen wir vielfach Rindenzeug, und viele Weiber bedeckten sich nur notdürftig mit einem Büschel Laubes. Die Bogen, Pfeile und Messer waren von liederlicher Arbeit. Das Bett aus gespaltenen Palmstengeln, mit einer Haut bedeckt, nahm die Hälfte der Hütte ein. Ein Holzmörser zum Stampfen des Manioks und einige Töpfe vervollständigten die Einrichtung. Überall fiel es auf, wie faul und gleichgiltig die Aqua-Lunda sind.

Das Gebiet des Häuptlings Kumbana, das wir soeben durchzogen, war sehr dünn bevölkert. Der ganze Standpunkt der Lundaleute hängt wohl mit der seit vielen Jahren betriebenen schlechten Wirtschaft der Regierung der Lundakönige zusammen. Der Lundamann ist keinen Augenblick sicher, verkauft zu werden, wenn es sein Herrscher verlangt. Die Hauptmasse der von Angola ausgeführten Sklaven stellte Lunda. Es kommen dazu fortwährende Fehden der Stämme unter sich, Absetzung und Hinrichtung auf Befehl des Muata Jamwo, eigenmächtige Erpressungen von jedem Großen oder Gesandten von der Mussumba (Residenz des Muata Jamwo), um den Stumpfsinn und die Gleichgiltigkeit des so schönen Menschenschlags zu erklären.

Die Galeriewälder in den Schluchten wurden dichter, ja stiegen so weit auf das Plateau hinauf, daß sie sich mit denen des nächsten Baches zu einem zusammenhängenden Urwalde ver-

banden. Wir trafen die ersten Ananas und beobachteten zum erstenmal zahlreiche Züge des grauen Papageien. In der Nacht zum 22. September schallten die noch nicht gehörten mächtigen, Menschen und Tiere zu gespanntem Lauschen bewegenden Töne des Löwen aus nicht allzu großer Entfernung zu uns herüber und veranlaßten unsre Leute, ihr Feuer zu hellem Aufflackern anzufachen. Am nächsten Morgen brachten unsre Kioqueleute eine halbe Pferdeantilope, den Rest des nächtlichen Schmauses des Herrn der Wildnis, und luden sich bei jenem mit großem Appetit zu Gaste.

Mit dem Herabsteigen in das Thal des Kassai trat uns ein ganz andres Pflanzenkleid entgegen. Feines, hellgrünes Gras ließ die boskettartigen dunklen Gebüsche, die mit Palmenhainen wechselten, lebhaft hervortreten, so daß die Gegend einen parkartigen Charakter annahm. Die dichten, hier und da zu Lauben ausgeschlagenen Gebüsche boten tiefschattige Ruheplätze, unter denen der Genuß des kühlen, schäumenden Palmweins den verwöhnten Sohn der Natur manche Stunde des Tages beschäftigt. Unter lichten Palmenbeständen, die mit Schattenbäumen oder schön blühenden Büschen wechselten, trafen wir viele kleine Dörfchen oder Gehöfte, und lagerten in Kikassa, der Residenz des alten Häuptlings Bumba, Inhabers der Kassai-Fähre. Noch während die Leute mit dem Bau des Lagers beschäftigt waren, trieb mich die Ungeduld, den **Kassai** zu sehen. Durch Palmenhaine, einen Urwaldstreifen, der bei höchstem Wasserstande die Uferlinie des Flusses bildet, dann durch zwei Lagunen watend und über eine breite Flußpferdwiese trat ich an das Ufer des 300 m breiten, ruhig dahinfließenden Kassai. Weit kann das Auge dem Laufe nach Norden folgen. Wohin, durch welche Länder, durch welche Völker führen seine gewaltigen Wassermassen? Schon jetzt drängte sich mir gewaltsam der Wunsch auf, dieses Rätsel zu lösen, doch sollte es noch lange dauern, bis mir dies vergönnt war. Das rechte Ufer des Flusses steigt unmittelbar in steiler Böschung zum 50 m hohen Plateau; das linke hat ein flaches Vorland von 1500 m Breite, bevor es sich erhebt. Am Ufer lagen große, viereckige Fischnetze, von Rohrfasern hergestellt. Mehrere Kanoes von 8

bis 12 m Länge und 75 cm Breite, hinten etwas erhöht, lagen an der Fährstelle. Am 3. Oktober morgens wurde mit dem Übersetzen schon früh begonnen, da wir unsern ungeduldigen und unzufriedenen Trägern nicht noch einmal Gelegenheit zum Streiken geben und unsern Rubikon so schnell als möglich hinter uns haben wollten.

Mit dem für unser Unternehmen wichtigen Überschreiten des Kassai waren auch sonst viele bedeutende Änderungen vorgekommen. Wir waren von Kimbundu mit 1250 m Höhe auf 540 m herabgestiegen; die Nächte waren längst nicht mehr empfindlich kalt, obgleich stets noch erfrischend, was mit dem Abnehmen der Höhe und der allmählich in voller Kraft eingetretenen Regenzeit in Verbindung stand.

Ein Dritteil des Erdteils in der Breite war durchwandert; Westafrika, das Land der eintönigen, mit Krüppelbäumen bestandnen Savanne, die nur hier und da von einem Galeriewald unterbrochen ist, lag hinter uns. Wir traten nun in das zentrale Gebiet des schwarzen Erdteils. Mit dem Überschreiten des Kassai haben wir das Land der Tuschilange, weiter östlich Baschilange, eines Teiles des mächtigen, bis zum Tanganjika reichenden Balubavolkes, betreten. Zufälligerweise war einer der größten Häuptlinge der Baschilange am Lulua (Zufluß des Kassai), Tschingenge, in Handelsgeschäften am Kassai und besuchte uns. Er, der hier auf Bezahlung von Elfenbein wartete, gab dies Geschäft verloren, nur um uns zu begleiten. Durch Urwälder, in denen die prächtigen, weißstämmigen Baumwollenbäume den ersten Rang einnehmen, durch einige fast undurchdringliche Dickichte der Raphia vinifera (Palmenart), die mit kurzgrasigen Wiesen abwechselten, bewegte sich die durch Tschingenges Leute verstärkte Expedition ostwärts unter stetem Hader mit den unzufriedenen, aufsässigen Trägern. Am 22. Oktober trennten wir unsre Karawane in zwei Teile. In Lubuku, unserm nahen Ziele, stritten nämlich zwei Häuptlinge um die Oberherrschaft; Mukenge, der ältere, wohl an Gewehren reichere, und Tschingenge, der jüngere, unternehmungslustigere. So ging Pogge mit den Dolmetschern und dem Hauptteile der Karawane nach Nordosten, in der Richtung

von Mukenges Residenz, während ich mit 15 Mann Tschingenge begleitete.

Ich überschritt die Grenze der Baschilange, welche dem Hanfrauchen huldigen. Die Gegend ähnelte einem prachtvollen Park. Kurze, saftige Wiesen wurden von kleinen Waldbosketts lieblich unterbrochen, und über Sandsteinbarren schäumende, mit Palmen gesäumte Bäche, nur sanft eingeschnitten, belebten die Natur. Die Eingebornen waren nicht mehr diebisch und wild, nicht mehr unstät und frech. Zum erstenmal begegneten wir den im zentralen Afrika gebräuchlichen großen Märkten (Kitamba), die von allen umliegenden Dörfern beschickt werden. Die gut gehaltenen Felder werden nur von den Frauen bearbeitet; vom Manne sagt man, daß er nicht einmal wisse, wo seine Felder seien. Junger Mais, der in der Schale geröstet, mit Salz genossen, eine Delikatesse ist, Bananen, Erdnüsse, süße Kartoffeln und Zuckerrohr, wohlschmeckende Pilze und Eier werden in Masse angeboten. Dichte, große Felder umgeben die Dörfer, die im Schatten von Ölpalmen und Bananen stehen. Kürbis, Pfeffer, Hanf, Tabak und Tomaten werden in kleinen Gärten dicht beim Hause gezogen. Wir leben wieder einmal ganz aus dem Vollen und fühlen, daß wir uns geordneten politischen Verhältnissen nähern. Am 30. Oktober stiegen wir die sanftgewellten Hügel des Thales zum Lulua hinab. Gegen mittag zogen wir unter nicht enden wollendem Jubel der Einwohner, unter heitern Gesängen unsrer Leute in Tschingenges Residenz ein. Nach fünfmonatlichen, rastlosen, schweren Märschen hatten wir unser größtes Ziel, Lubuku, das Land der Freundschaft, erreicht.

4. Aufenthalt in Lubuku.

Ein 36 m langes, 10 m breites Haus aus Lehm, von einem Angolaneger kürzlich aufgeführt, Tschingenges weit und breit bekanntes Schloß, bezog ich und richtete mich für einige Wochen häuslich ein. Ein schönes Mähnenschaf, frische Fische, Eier, Hirsebier, Bananen, Ananas, Tomaten, Maniokmehl und süße Kartoffeln wurden herangeschleppt und ich gebeten, während

meiner Anwesenheit in diesem Dorfe Lebensmittel nicht zu kaufen, sondern meinen Wirt nur etwaige Wünsche wissen zu lassen. Schon am nächsten Tage gab ich Tschingenge meine Geschenke, zwei Steinschloßgewehre, zwei Fäßchen Pulver, roten Flanell, kleine europäische Schmucksachen aus einem Berliner Fünfzigpfennig-Bazar, Perlen, einen Schirm 2c. Im höchsten Grade befriedigt, wollte er mir in den nächsten Tagen Gegengeschenke machen; ich sagte ihm jedoch, daß ich kein Händler sei und wahrscheinlich nur seine Begleitung zur Weiterreise brauche. Mit großer Bestimmtheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß sein Feind Mukenge, zu welchem Pogge gereist war, nicht mitgehe, sagte er seine Begleitung mit so vielen Leuten zu, als wir nur immer beanspruchen würden. Pogge jedoch, der nur fünf Marschstunden von hier in Mukenges Residenz angelangt war, glaubte, daß Mukenge mächtiger und daher geeigneter sei, uns zu begleiten, als Tschingenge. Bei einem Besuche, den ich am 4. November Pogge machte, entschieden wir uns, ihn als weiteren Begleiter nach Osten hin zu wählen zum Lualaba (oberen Kongo).

Die nun folgende Reise ist in der Beziehung einzig dastehend in der Geschichte der Erforschungen, daß ein ganz neues Volk dem weißen Mann ein so unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt. Sehr viel trug zu dem Beschluß der Baschilange eine Fabel bei, die sich über uns, Pogge und mich, gebildet hatte. Die Vorgänger Mukenges und Tschingenges waren westwärts gereist und nicht wiedergekehrt; nach dem Glauben der Schwarzen waren sie ins Maiji-Kalunga (Geisterwasser, Meer) hinabgestiegen, und wir waren in den Augen derselben die zurückkehrenden Geister der beiden Häuptlinge. Nicht wenig erstaunt war ich aber doch, als Tschingenge, zu dem ich am 6. November zurückgekehrt, mir eines Tages die Mitteilung machte, daß meine Mutter und einige Vettern kämen, um mich zu besuchen. Eine alte Negerin, die Mutter eines der verschollenen Häuptlinge, war doch über die Verwandlung ihres Sohnes überrascht und eingeschüchtert. Als ich sie freundlich begrüßte, mich nach meinen, bei meiner damaligen Abreise zurückgelassenen Weibern erkundigte und ihr ein aus dem

„Geisterwasser" mitgebrachtes hübsches Perlenhalsband umhing, erholte sie sich und versprach ganz glücklich, mir alles herzuschaffen, was noch von meinem früheren Besitze in ihrem Dorfe vorhanden sei.

Das Begriffs- und Urteilsvermögen ist in Lubuku nicht annähernd derartig durch den Fetischglauben beschränkt, als bei allen übrigen mir bekannten Völkern Afrikas, und daher bemerkenswert, daß uns oft die Frage nach dem Grunde einer Behauptung, ein „Warum" vorgelegt wurde, ein Thatsache, die beim Neger äußerst selten ist. So ließ sich Tschingenge genau erklären, woher die weit über dem ihm bekannten Gewehre stehende Kraft meiner kleinen Büchse käme? Erstaunlich ist bei dieser Begabung die Ungeschicklichkeit im Handel. Viele Baschilange trafen wir bei den Kioque, die dorthin gekommen waren mit Elfenbein und Gummi, um sich dafür die schönen Sachen von der Küste einzuhandeln. Man nimmt ihnen die Waren ab, vertröstet sie mit der Bezahlung von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis sie zuletzt, entschlossen, selbst ohne Zahlung ihrer Heimat zuzuwandern, oft noch als Sklaven zurückgehalten werden. Sehr ausgebildet ist das Gerechtigkeitsgefühl der Baschilange. Das Gottesgericht besteht im Rauchen. Der Angeklagte muß so lange an der stets von neuem von den Umsitzenden gefüllten Riambapfeife (Hanfpfeife) ziehen, bis er, überwältigt von der narkotisierenden Wirkung Geständnisse macht oder aber niederstürzt.

Durchschnittlich trifft man in den bewohnten Gebieten Lubukus nach einer halben Stunde Marsches je ein kleines Dorf; 4 bis 10 Dörfer bilden eine Gemeinde, die mit dem Worte Baqua oder Bena bezeichnet wird. Die Dörfer haben 30 bis 50 Häuser, die gruppenweise, je nach der Verwandtschaft der Bewohner, zusammenliegen. Die kleinen Häuser sind in zwei Räume eingeteilt, in deren einem gekocht wird, während der andre der Schlafraum (mit einem Lager aus Schilfrohr) ist. Die Häuser in Lubuku haben keine Thüren. Inmitten jedes Dorfes befindet sich ein großer Pavillon, der, mit einem hohen, turmartigen Dache überdeckt, von weitem aussieht wie unsre alten Dorfkirchen. Unter ihm findet der Fremde Unterkunft oder halten die Männer Versammlungen ab bei schlechtem Wetter. Die

Dörfer sind von prachtvollen Feldern umgeben und die Häuser von kleinen Gärten, in denen Hanf, Kürbisse, Tabak, Tomaten und — seit kurzem eingeführt — auch Zwiebeln gebaut werden. Die Gestalt der Hütten ist je nach der Zeit verschieden, alle aber sind rechteckig. Die Hauptbekleidung derselben besteht in Gräsern.

Das Weib erwirbt der Mann durch Kauf von den Eltern. Der Bewerber bringt dem Vater seiner Auserkorenen nur das Ergebnis seiner Jagden während einiger Zeit und ein Hüftentuch aus europäischem Stoff. Stirbt das Weib, so braucht der Mann dem Vater nichts zu zahlen. Die Knaben werden schon mit vier bis sechs Jahren beschnitten und wunderbarerweise ganz ohne irgendwelche Festlichkeit. Hat der Mann mehr als zwei Weiber, so ist ein weiteres Wohnhaus nötig, denn nur zwei Frauen dürfen in einem Hause wohnen.

Die Entwicklung des Riambakultus (Hanfrauchen) gab in diesen Gegenden Anstoß zu mächtigen Umwälzungen; einige der bisher in steter Fehde lebenden Gemeinden thaten sich zusammen, zwangen mit Gewalt benachbarte zur Annahme der neuen Lehre und vertrieben diejenigen, die sich nicht fügen wollten. Die friedlichen Gesetze und Einrichtungen, die allmählich unter der narkotisierenden Wirkung des Hanfes sich ausbildeten, waren auch dahin gerichtet, das Land Fremdlingen zu öffnen und nicht wie bisher in jedem Fremden einen Feind zu sehen. Hierdurch begünstigt, erschienen zuerst die Kioque; mit ihnen kam auch das Gewehr und mit diesem die Bildung einiger mächtiger Reiche (Mukenges und Tschingenges Reich). So lagen die Verhältnisse, als wir in Lubuku erschienen.

Bei einem meiner täglichen Bäder im Lulua erhob sich plötzlich mit gewaltigem Prusten der Kopf eines Flußpferdes dicht bei mir über Wasser. Der erschreckte Dickhäuter verschwand sofort, und die aufgeregten Wasser zeigten, daß er sich mit möglichster Eile aus meiner unheimlichen Nähe entfernte; aber auch ich erstrebte mit langen Stößen das Ufer. Natürlich machte dieser Fall meinen Bädern im Flusse ein Ende. Der Lulua ist der schönste Fluß, den ich gesehen habe; an Stellen, wo sich eine Gneisbarre durch sein Bett zieht, wie 1 km oberhalb der Fähre, bietet er ein mannigfaltiges, liebliches Bild. Zwischen fünf

Inseln, die mit dichtem Urwald und zierlichen Palmen bedeckt sind, stürzt und sprudelt in vielen Armen der Fluß herab. Pandanusdickichte klettern an den felsigen Ufern der Inseln entlang, und dunkle Granitblöcke ragen aus dem schäumenden Wasser hervor. In dem 200 m breiten Pfuhl, der sich unterhalb der Schnellen ausdehnt und in dem sich die wild bewegten Wasser beruhigen, dehnen sich langgezogne Sandbänke aus, auf denen sich Krokodile mit aufgesperrtem Rachen sonnen. Sich putzend oder den Kopf angezogen und auf einem Beine ruhend, sieht man wilde Gänse unbekümmert in der Nähe der unheimlichen Eidechsen. Schönfarbige Reiher stolzieren gewichtigen Schrittes längs des Ufers, und mit wiegendem, lautlosem Fluge sucht sich der aufgescheuchte Nachtreiher einen neuen Platz im tiefen Schatten.

Der Verabredung gemäß sollte ich nördlich des Lulua zu Pogge stoßen, brach daher am 1. Dezember auf, überschritt den Fluß und traf an demselben Tage noch meinen Reisegefährten.

5. **Vom Lulua zum Lubilasch-Sankurru** (auch letzterer Nebenader des Kassai).

Es ging über ebenes Gelände (nordnordostwärts) mit vielen Ölpalmen und durch sanft eingeschnittene Bäche, überall waren mächtige Granitblöcke verstreut, und auch in den Betten der Flüsse stand dieses Gestein an. Bald wurden die Schluchten tiefer und bewaldet; Meerkatzen, Nashornvögel und graue Papageien beleben die dichten Waldgalerieen, aus denen bei eintretender Dämmerung Hunderttausende von Flugfüchsen aufgehen, um in nächtlicher Jagd ihren Unterhalt zu suchen. Mukenge hielt in jedem Dorfe an und wünschte überall Ruhetage, um in genügender Muße die landesübliche Steuer zu erpressen: Kupferkreuze, Elefantenzähne, Sklavinnen, Gummi u. a. Vom 12. Dezember ab ging es über flache, sandige Savanne, die nur von vereinzelten Bäumen oder Palmengruppen unterbrochen war. Schon nach wenig Tagen hatte das Gras eine derartige Höhe erreicht, daß wir, bevor wir unser Lager bauten, dasselbe der Vorsicht halber abbrannten. Mehrere Stunden später noch sahen wir die Feuerlinie des Brandes immer weiter ziehen. Das

bis 3 m hohe, trockne, filzartig dichte Gras wird jährlich in bewohnten Gegenden abgebrannt. Die Brände sind ganz ungefährlich; ich sah oft, wie Leute, dem Feuer entgegengehend, dasselbe mit Zweigen ausschlugen, selbst bei starkem Winde, und kann mir daher kaum eine Vorstellung von den gefürchteten Präriebränden in Amerika machen.

Endlich war der berühmte Munkamba-See erreicht. Waren unsre Erwartungen schon durch immer zweifelhafter werdende Gerüchte herabgestimmt, so beschreibt doch nichts unsre Enttäuschung, als wir, eine Bodenwelle durchschreitend, vor uns einen Kessel liegen sahen, in dessen Grunde ein schmaler, dunkelblauer Wasserstreifen sichtbar ward, der uns als der Munkamba vorgestellt wurde. Die früheren Übertreibungen, die auch andre Reisende mit heimbrachten, sind nur dadurch zu erklären, daß Seebildungen in diesem Teile Afrikas nicht vorkommen, und dieser kleine Weiher, weil breiter als die meisten Flüsse, zu Ausgeburten der Negerphantasie veranlaßte. Am 18. Dezember machte ich mich auf, um das fabelhafte Wasser zu umreiten, was mir in 7 Stunden auch gelang. Seine Länge beträgt 5 km, die größte Breite 2 km. Die grasigen Ufer fallen flach zum Wasserspiegel ab und enden in einem breiten Binsengürtel. Das blaugrüne Wasser ist, obgleich sehr weich, doch trinkbar. Die Tiefe konnte ich nicht messen, da kein Kanoe vorhanden war. Der See birgt kleine Welse als einzige Fischart, denen man in Fischkörben nachstellt. Schwarze Wasserhühner und Enten brüten in den Binsen; Strandläufer sind sehr häufig, auch der schwarz und weiße Geier ist vertreten. Verschiedne Bussarde, der Schildrabe und Purpurreiher, ein schwarzer Storch mit weißen Flügeln beleben die kahlen Ufer. Der See liegt auf 5° 45′ s. Br., 23° 14′ östl. L. v. Greenwich und in 700 m Höhe.

Vom Ritt zurückkehrend, überraschte ich einige unsrer Träger, als sie ein kleines Dorf plünderten und damit beschäftigt waren, die sich sträubenden Eingebornen mit Stöcken zu prügeln. Ich nahm die Partei der Eingebornen und brachte mit dem Stock die Leute aus dem Dorfe heraus. Ein junger Träger, Namens Simon, dem ich mich von hinten näherte, stieß mich aus Versehen im Handgemenge mit einem Stocke vor die Brust und

entfloh, sobald er mich erkannte. Ich ergriff ihn und ließ ihn eine gute Weile meine Empörung fühlen. Er rief, er habe mich ja nicht gesehen, als er mich mit dem Stocke gestoßen habe, und ich gab ihm die Erklärung, daß, wenn dies der Fall gewesen wäre, ich ihn erschossen haben würde; die Prügel seien nur für Plündern und Mißhandeln der Eingebornen. Als ich bald darauf mit Pogge in dessen Hütte bei Tische saß, hörte ich, daß mehrere Leute sich näherten. Simon steckte, den Finger am Abzug, das geladne Gewehr zur Thür der Hütte herein, hielt es auf mich gerichtet und lallte, es sei besser, zuerst zu schießen, als sich vielleicht von mir erschießen zu lassen. Wir sprangen auf und traten aus der Hütte. Vor uns stand ein Dutzend betrunkner, mit Gewehren bewaffneter Träger. Ich schickte, den besonders wilden Simon ruhig fixierend, meinen kleinen Diener, um Peitsche und Revolver zu holen. Kein Gewehr erhob sich, unentschlossen und murrend standen die Meuterer vor uns. Pogge hielt ihnen jetzt ihre Frechheit vor und ältere Träger warfen sich dazwischen. Der treue Humba war mit fertigem Gewehr neben mich getreten. Ich drang darauf, daß die Meuterer sofort gebunden würden, um ihre Strafe zu erhalten. Pogge wollte davon nichts wissen, und so nahmen wir den jetzt über ihr Gebaren Erschreckten Munition und Waffen ab. Am 21., als Pogge die Löhnung verteilen wollte, weigerten sich die Küstenträger, dieselbe anzunehmen und forderten Einlösung des erst nach der Reise fälligen Bons (Zahlungsanweisung), ja erklärten endlich, überhaupt nicht weiter zu gehen, da vor uns wilde Völker, Menschenfresser wohnten und wir sie um die Zahlung betrügen würden. Wir nahmen ihnen sogleich die Lasten und Gewehre ab und schickten die Leute aus dem Lager bis auf fünf, die bei uns aushalten zu wollen erklärten. Zuerst verteilten wir die Gewehre und einige Lasten unter Mukenges Leute, nahmen dann nach und nach 15 der besten Verjagten auf ihre Bitten wieder an, wiesen jedoch die andern 21 Leute ab; denn wir waren uns bewußt, daß über kurz oder lang die wilde Bande, zum größten Teil Kimbunduleute, unsrer Reise verhängnisvoll werden würde. So reisten wir jetzt mit 19 Trägern und Mukenges über die Hälfte aus Weibern bestehender Begleitung.

Sorge und Kummer, endloses Plänemachen und Lavieren, ein Vorwärtswürgen, möchte ich fast sagen, von Tag zu Tag, (und ganz besonders mit unsern kleinen Mitteln, die, denen aller bisherigen größeren Reisen entgegengehalten, ganz unzureichend erschienen), hielten unsre ganze geistige Kraft in fortwährender Spannung. Bei alledem konnten auch wir doch unsern bösen Kindern nichts lange nachtragen. Der Neger ist nun einmal ein Kind.

Wir betraten, unsre Schritte weiter nach Nordosten lenkend, unabsehbare, wellige Grasprärien, die eine dem bisher durch die Savannenbäume stets dicht begrenzten Blicke erquickende Weitsicht bieten. Am 26. Dezember marschierten wir durch die, so weit das Auge reicht, mit Gehöften besäte Gegend der Bena-Tschia zu dem Dorfe des Marimbo, des Oberhäuptlings der Baqua-Lukalla. Mindestens 1000 Krieger in vollem Schmuck gaben mir an der Spitze das Geleit. Brüllend und die Waffen schwingend, im Sprunge mit der Keule den Boden schlagend, stürzten sie im Scheingefechte vorwärts, um bald wieder in seltsamster Stellung, vor Vergnügen singend, mich zu erwarten. Das in wilder Ungebundenheit rauh ausgestoßene „Oooho“ beweist den Eindruck, den die Verbindung eines unheimlich Weißen mit einem nur dem wilden Büffel gleichenden Tiere hervorruft. „Kajau, Kajau, Tambo, Mukelenge, Munene“, d. i. „er kommt, er kommt, der Löwe, der große Häuptling“, ertönte vorweg, bis ich im Lager ankam und abstieg, wobei jede meiner Bewegungen mit Gebrüll des Staunens begleitet wurde. Pogge traf mit wohl über 2000 unterwegs angesammelten, neugierigen Eingeborenen ein. Unsre Leute standen starr, und nur unser ruhiges Auftreten verschaffte ihnen Mut und etwas Raum inmitten dieser Tausende, um einigermaßen ein Lager aufzuschlagen. Nur schreiend konnte man sich unterhalten. Jede schnelle Bewegung von Pogge und mir bewirkte ein Zurückprallen, Stoßen und Schieben, und ein abgegebener Schuß zauberte uns ein Bild, gegen welches das wohlbekannte „der Löwe kommt“ nur einen schwachen Eindruck macht.

Marimbo, der Oberhäuptling, erschien, und mit Hilfe seiner Söhne und Häuptlinge, die rücksichtslos mit dem Stock in die

Menschenmasse hieben, erhielten wir etwas Luft und Raum. Die Männer waren von kräftigem, muskulösem Aussehen, mit Speer und Keule bewaffnet, selten mit Bogen. Das Gesicht war in Hälften oder Vierteilen mit lebhaften Farben schwarz, rot, gelb oder weiß bemalt. Federn des Helmvogels, Papageies oder Hahnes schmückten die bemalten Häupter der schönen Wilden; die Zähne waren vielfach spitz gefeilt. Eisenringe schmückten Arm- und Fußgelenke, und kleine Stückchen Mabelezeuges, die nur so lang als durchaus nötig waren, hingen, mit ausgezupften Fransen und rot gefärbten Kaurimuscheln geschmückt, aus dem Gürtel herab. Einige Speere waren bis 8 Fuß lang und die Holzpfeile vergiftet. Auch eine neue Waffe bemerkten wir hier zuerst, die einer lang gestreckten Hacke glich.

Da unser nächstes Lager im stillen Walde war, genossen wir mit großem Wohlbehagen die tiefe Ruhe, die uns nach dem tobenden Gedränge unsrer letzten Lager um so angenehmer erschien. Wir folgten dem hohen Rande des Lubithales (mit dem Lubilasch zum Kassai) in dichtem Urwald, stiegen dann zum Fluß hinab und wanderten in hellgrünen Uferwiesen nach Norden, bis wir am 3. Januar 1882 eine Fährstelle erreichten und hier lagerten. In 14 m langen, schlanken Kanoes, die mit großer Sicherheit und Gewandtheit getrieben wurden, wurde am 5. Januar schnell die Überfahrt vollzogen in das Land der Bassonge. Frei und aufgeweckt werden diese schnell etwas dreist, sind jedoch viel weniger roh und wild in Ton und Manieren, als ihre westlichen Nachbarn (die Baschilange). In Kunstfertigkeit, Geschmack und Ordnungssinn stehen sie bei weitem am höchsten vor allen mir bekannten Stämmen. Die Stellung des Weibes ist eine höhere; dasselbe verrichtet nur die häusliche Arbeit, während der Mann der Feldarbeit obliegt. Sie scheinen ein glückliches Temperament zu besitzen, und Lachen und Gesang ertönt von überall. Aber ihre großen Fehler sind Treulosigkeit, Diebsgelüste und Verstellung. Die Haare sind bis auf das Hinterhaupt rasiert und dann chignonartig zusammengebunden. Den Weibern werden im Kindesalter die beiden Schneidezähne des Oberkiefers ausgeschlagen, indem ein Holzmeißel aufgesetzt

und mit einem Hammerschlag die Operation ausgeführt wird. Die Männer bearbeiten den Boden mit einer breiten Hacke, welche an einem 1 m langen Stiele befestigt ist. Sie verrichten also die Arbeit stehend, was von der Küste bis hierher nicht der Fall ist. Maniok ist noch Hauptnahrung, Mais und wenig Hirse wird gebaut. Die Form der Töpfe, sowie die Verzierung auf denselben ist geschmackvoll. Korbflechterei steht auf einer hohen Stufe. Die Waffen sind vielfach mit durchbrochener Arbeit und eingelegtem Kupfer hergestellt. Die Häuser sind hoch und geräumig, sorgfältig gebaut und rein gehalten, mit einem Vorbau an der Thür versehen und stehen alle auf einem Unterbau von Lehm, so daß der estrichartige Fußboden stets trocken ist. Die Thüren sind über mannshoch. Man betritt zunächst einen Raum mit Feuerstelle, und dann den Schlafraum mit aus Palmenzweigen gefertigten breiten Betten. Ein hängendes Gestell unter dem Dache dient als Vorratsraum für Netze und Gerätschaften. Die Dörfer bestehen aus zwei Reihen von Häusern, die in mit Gärten ausgefüllten Zwischenräumen zu beiden Seiten einer 20 m breiten geraden Straße liegen. Die Leute baden oft und halten die Haut durch ein leichtes Einölen in glänzend braunem Zustande. Von hier, der westlichsten Grenze dieses Volks, erstrecken sie sich bis über den Lomani (östlicher Zufluß des Sankurru), ja bis zum Lualaba (oberer Kongo). Mit Freuden bemerkten wir beim Eintritt in ihre Dörfer, daß wir hier, wohin noch nicht einmal die Kenntnis von dem Dasein des weißen Mannes gedrungen war, ein Volk gefunden hatten, dessen Kulturstufe so viel höher stand, als die aller Negerstämme, von denen wir bisher gehört oder gelesen hatten. Auffallend ist, daß die hochstehenden Bassonge Kannibalen sind.

Durch ununterbrochenen Urwald, die Heimat des Elefanten und Wildschweins, marschierten wir weiter nach Osten. Am 14. Januar um 2 Uhr nachmittags öffnete sich der Wald, und ein weites Thal dehnte sich vor unsern Blicken aus. Im halben Laufe ging es hinab; bald sahen wir Dörfer, erreichten dieselben und fanden die Eingebornen, schon von unsrer Annäherung unterrichtet, freundlich. Vor einem ganz besonders schön gebauten großen Hause saß ein blinder Greis mit schneeweißem

Haar, Häuptling Katschitsch, der Fürst des Landes Koto. Nach kurzer Begrüßung wurde mit dem Lagerbau begonnen, und nach Dunkelwerden hatten wir uns eingerichtet. Der vor uns liegende dichte Wald entzog unsern Augen den **Lubilasch,** nächst dem Lualaba der bedeutendste Fluß des zentralen Afrika. Nur Dr. Buchner hatte im Lunda-Reiche den Namen nennen hören und Lieutenant Cameron seine Quellflüsse überschritten. Als wir dem Alten unsre Absicht, weiter nach Osten zu gehen, mitteilten und die Erwartung aussprachen, er würde uns über den Lubilasch setzen, prägte sich Staunen und Mißbilligung in seinen Zügen aus. Er sagte uns, hier könne kaum jemand bis zum Ufer des großen Flusses gehen, da fortwährend Kanoes mit wilden Bakuba von flußabwärts zu Sklavenjagden erschienen. Er würde uns nicht beistehen, denn wenn wir alle von drüben wohnenden Kannibalen tot geschlagen und aufgefressen würden, würde man ihm die Schuld beimessen; auch seine Leute würden uns nicht führen, selbst nicht für hohen Lohn; denn sie liebten alle das Leben mehr als Reichtum. Der Lomani (rechter Zufluß des Lubilasch-Sankurru) sei noch 20 Monate entfernt. Dorthin kämen Leute mit langen, weißen Hemden und Tüchern um den Kopf (Araber), die Gewehre hätten, wie wir. Diese Leute raubten Menschen und sengten alle Dörfer nieder.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Geschichten auf unsre Begleitung machten. Niemand wollte mich an den Fluß begleiten. Als ich an einem der nächsten Tage einmal auf der Jagd war, zwang ich meinen Führer durch Drohungen, mich an den Fluß zu leiten. In fürchterlichem Zickzack, zur Hälfte kriechend, erreichten wir endlich nach einstündiger Arbeit das Ufer des Lubilasch. Ich hatte mit dem Jagdmesser, wie um den Weg zu reinigen, für später mir denselben gezeichnet. An einer schmalen Blöße traten wir aus dem Lianengewirr heraus. Zu unsern Füßen lag der breite schöne Fluß, der mir damals an Mächtigkeit dem Kassai gleich zu sein schien. Dicht unter uns am Ufer sonnte sich eine Flußpferdherde, die, durch uns gestört, in schwerfälligen Sprüngen dem Wasser zueilte und in demselben verschwand. Der Lubilasch ist hier 200 m breit. Seine braunen Fluten gleiten majestätisch ruhig nach Nordosten; wohin? das

sollte mir erst später aufzufinden vergönnt sein. Beide Ufer sind von 1 km breiten, dichten Urwalddschungeln eingeschlossen. Das rechte Ufer steigt steil gegen 60 m zu einem reine Prärie zeigenden Plateau an; am linken Ufer bedecken einige krüppelhafte Bäume die sanften Hänge, welche oben an den Rand des großen Urwalds stoßen, den wir soeben in zwei Tagemärschen durcheilt hatten. Viele Spuren von Elefanten und Büffeln zeigen allnächtlichen Wechsel von dem großen Urwald zu den Dschungeln des Flusses, die von Wildschweinen überall durchwühlt sind.

Unsre Leute wurden immer mehr von den Eingebornen in Furcht versetzt. Immer unumwundener ließen sie ihren Willen merken, umzukehren. Wir nahmen ihnen Lasten und Waffen ab und erklärten, sie möchten unbewaffnet gehen, wir blieben. Nur eine einzige Person, der wir niemals dieses Wort vergaßen, Sangula, Mukenges Schwester, sagte: „Ich bleibe bei Kassongo und Kabassu (Pogge und Wißmann); mögen unsre Söhne daheim sagen, unsre Männer sind Memmen; mich sollen sie nicht beschimpfen." Welch ein Weib, eine Negerin! Woher der Mut, woher diese hohen Worte?

Wir beschlossen, den Häuptling Katschitsch einzuschüchtern. Denn der alte Fuchs hielt uns nur deswegen so lange, als irgend angängig, fest, damit ein möglichst großer Perlenvorrat für Ankauf von Lebensmitteln in seinen Händen bliebe. Nun gingen wir zu ihm in sein Haus und zwangen den vor der Zauberkraft des Alten zitternden Dolmetscher, ihm zu sagen, wir hielten ihn für einen Lügner, er solle sich vor dem Fetisch der Weißen hüten. Pogge sei der größte Fetischero*) aller Weißen und wolle ihn noch einmal warnen. Nachts, als schon alles in tiefer Ruhe lag, begannen wir ein Schnellfeuer aus Chassepotgewehren nach dem Walde zu. Der Donner der Schüsse rief einen tausendfachen Widerhall hervor und brachte alle Dörfer ringsum auf die Beine. Als wir sicher waren, daß man ringsum ängstlich gespannt lausche, brannten wir ein rotes bengalisches Licht ab und ließen in weiten Bogen einige Raketen über Katschitschs Dorf hinweg gegen Osten, nach dem Flusse zu, steigen. Laut-

*) Zauberer.

lose, erwartungsvolle Stille war ringsum, und ein Kanonenschlag beendigte die gewaltige Erscheinung. Beim ersten Morgengrauen näherten sich Leute vorsichtig unserm Lager, wurden jedoch freundlich aufgenommen. Kassongo (Pogge), so sagten wir ihnen, hat mit seinem Sambi (Gott, Geiste) gesprochen und wegen der Weiterreise angefragt. Sambi hat ihm den Weg gezeigt mit seinen Sternen, er solle in der von ihnen gezeigten Richtung gehen, und nichts könne ihn aufhalten. Jetzt war die Rolle der Eingeschüchterten umgetauscht, und der Eindruck des Feuerwerks war ein so überwältigender, daß Katschitsch uns Führer anbot zur nächsten Fähre, die ein wenig südlich liegen sollte, und vorwärts ging's am 28. Januar nach Südosten im Thale des Flusses aufwärts. In zwei Tagen, hatte man uns gesagt, sollten wir die Fähre erreichen; aber wie groß war mein Erstaunen, als der Führer schon um 10 Uhr, nach links abbiegend, auf den Fluß zu marschierte, an einer schönen Fährstelle hielt und mit Jodeln nach den Fährleuten von drüben rief. Da kam ein Kanoe zögernd, aber endlich doch bis ans Ufer. Mit der Fahne in der Hand sprang ich hinab, und hinüber ging's über den Rand des Plateaus, der ihre Strahlen auf uns herabsenkenden Sonne entgegen.

Nach dem Namen fragend, zeigte ich auf den Fluß, um zu wissen, wie unsre neuen Freunde denselben nannten. „Sankurru" erklang es deutlich von den Lippen, und fast hätte ich einen Luftsprung in dem schwanken Kanoe ausgeführt. Also endlich der Sankurru, endlich den Gegenstand so vieler Fabeln, Annahmen, Voraussetzungen! Sankurru und Lubilasch waren gleichbedeutend! Hier nannte man am rechten Ufer den Fluß, wie er an der Einmündung des Lubi bis zum Kassai heißt, Sankurru, während den Bewohnern des linken Ufers und von hier ab südlich der Name Lubilasch gebräuchlich ist.

6. Nach Nyangwe am Luabala (Kongo).

Nach Osten breitet sich weite, wellige Grassavanne aus, mit niedrigen Akazien dünn bestanden. Das gelbliche Grün der Savanne wird hier und da durch dunkle, sich auf dem Rücken

der Geländewellen langziehende Palmenhaine, die die Dörfer überschatten, unterbrochen. Die Eingebornen, auch Bassonge, sind freundlich und handelslustig. Wie hatte uns der alte Fuchs Katschitsch genarrt! Der größte Teil seines Landes Koto lag auf dieser Seite, war also das „Land der Kannibalen", vor denen er uns gewarnt hatte.

Am Ostende eines langen Dorfes in der Nähe des Mulundaberges machten wir am 8. Februar 1882 Halt. Unter dem Gedränge der Schaulustigen fiel ein alter, über und über mit Federn geschmückter Barde auf, dessen wohltönende Melodien auch uns bald anzogen. Er trug die Marimba, die sonst nur liegend bearbeitet wurde, mit einem Gürtel um den Hals. Offenbar eine Ballade als Melodrama war seine erste Leistung. Den ausdrucksvollen Vortrag begleitete er bald mit weichen, leise wimmernden, bald mit munteren oder kriegerischen Weisen. Er sprach ganze Sätze, die zuletzt in gesungene Worte übergingen und dann in entsprechender Melodie bekräftigt wurden. Mit Wiegen des Oberkörpers oder des Kopfes und lebhaftem Augenausdruck begleitete er den Vortrag. Wurde dessen Inhalt kriegerisch, dann warf er stolz das befiederte Haupt zurück, das Auge funkelte, und stampfend bewegte er sich vorwärts. Mit gellendem Aufschrei endete der fesselnde Vortrag. Später gab er musikalische Kunststücke zum besten. Die Melodie wurde, als wenn sich entfernend, immer leiser, allmählich fielen einige Töne wie von weitem nicht mehr hörbar aus und verstummten fast, als die andre Hand in voller Stärke einsetzte, die erste Melodie sich wieder näherte und dann beide ineinander übergingen. Es war die größte musikalische Leistung, die ich in Afrika jemals hörte, selbst eingeschlossen die mit europäischen Instrumenten ausgestatteten Küstenkolonien.

Einen schweren Verlust hatte ich am 14. Februar zu beklagen. Mein prächtiger Reitstier Malucko nahm beim Erklimmen eines steilen Hanges einen innerlichen Schaden und war nicht mehr zu besteigen. Noch mehrere Tage wurde er geführt mitgeschleppt, war jedoch nicht mehr dienstfähig.

Wir betraten das wellige, offne Land der Bene-Ki, eines Bassonge-Stammes, der in mächtig großen, alten Städten

ein so glückliches Leben zu führen scheint, wie dies überhaupt nur für Wesen, die im Kampfe ums Dasein unsern Planeten bevölkern, möglich ist*). Bald trafen wir bei den Leuten Perkussionsgewehre, die durch die Unterhändler der Araber hierher gekommen waren. Wir hatten schon jetzt Fühlung mit dem Osten. Die Riesenstädte der Bene-Ki sind lauter kleine Republiken; sie haben keinen Häuptling. Regierungsangelegenheiten wie Rechtsfragen und Vertretung benachbarten Häuptlingen gegenüber werden von den Ältesten besorgt. Es ist dies eine höchst auffallende Erscheinung in dem despotisch-monarchischen Afrika. Am 22. Februar marschierten wir durch einen Teil der größten Stadt der Bene-Ki. 17 km zieht sich dieselbe auf der Scheitellinie von Höhenzügen entlang, von weitem einem langgezogenen schmalen Palmenhain gleichend. Zu beiden Seiten der von der Stadt getrennten Hänge sind Felder, die sich in langen Streifen zum Grunde hinabziehen, und zwischen ihnen führen wie Zähne eines Kammes Fußsteige zum Wasserholen ins Thal. Hinter den Gehöften (zu beiden Seiten der 20—40 m breiten Hauptstraßen) liegen zunächst die Gärten, auch noch von Palmen beschattet, dann kommt ein breiter Streifen von Bananen, und hinter diesen schließen sich die Felder an. Die Gärten bringen Ananas, Tomaten, Pfeffer, ein Gemüse Tschimboa, Rhizinus, Tabak, Zuckerrohr und wilden Hanf. Auf den Feldern baut man Erdnüsse, Maniok, süße Kartoffeln, Mais und Hirse. Die Ziegen sind schön. Schafe und Schweine sind seltner, Hühner in großer Anzahl vorhanden. Wild ist natürlich in dieser so außerordentlich bevölkerten Prärie nicht denkbar**).

Je weiter wir nach Osten vorrückten, um so ängstlicher rafften die Eingebornen Weib und Kind und Habseligkeiten zusammen, um sich fliehend zu verbergen, da sie Araber in uns vermuteten. Am 7. März lagerten wir im Dorfe des Kassai-Moana; er ist der größte Häuptling der östlichen Kalebue (zu den Bassonge gehörig). Diese sind sehr berüchtigte Kannibalen.

---

*) Sind heute durch die rohe Habgier der Araber von der Erde verschwunden.

**) Auch diese Stadt teilte 5 Jahre später das traurige Schicksal des ganzen Landes.

Ich hörte, daß hier auch an Krankheiten gestorbene Leute aufgefressen werden. Um nicht gerade seine nächsten Verwandten zu verzehren, giebt man dieselben nach ihrem Tode dem benachbarten Dorf in der Erwartung, daß bei dem nächsten Todesfalle von dort die Schuld zurückgezahlt wird. Die Eingebornen sagten, als man sich darüber wunderte, daß auch an Krankheiten Gestorbene gegessen würden, man schnitte dem Toten die äußersten Glieder der Finger und Fußzehen, wohin nach dem Tode die Krankheit dringe, ab, salze dieselben ein, wickle sie in Blätter und werfe sie ins Wasser; alles Übrige könne man unbesorgt verzehren.

In dem einem parkartigen Garten gleichenden Thale des Lomani (dem Sankurru zufließend) machten wir Lager. In Begleitung unsrer liebenswürdigen Führerin erreichte ich von hier aus ein weites, mit Papyrusdickichten bestandenes Überschwemmungsland, welches durch einen schmalen Saum von Ölpalmen und Gebüsch dicht am Ufer von dem Flusse getrennt war. Der Lomani hat hier eine Breite von 130 m, gelbes Wasser und fließt in nordöstlicher Richtung, wie man hier sagt, dem Lualaba zu. Das rechte Ufer, von schmalem Galeriewald eingefaßt, steigt sogleich in sanfter Böschung zum Plateau hinauf.

Am 8. März 1882 lagen die Kanoes bereit, und das Übersetzen wurde bis zum Mittage beendigt. Wir wenden uns nun direkt nach Norden und folgen auf dem Rande des Plateaus dem Laufe des Lomani. Unser nächstes Ziel ist Nyangwe, da wir nach Stanleys Berichte (1876) von dort daselbst Araber mit Waren anzutreffen hoffen, denn davon hing der weitere Erfolg, ja die Existenz der Karawane ab. Am 11. März verließen wir den Lomani, der nach Westen abbiegt. Wir trafen ganz frische Elefantenspuren, so daß ich die Karawane vorbeimarschieren ließ und mit Humba, einem Führer der Bena-Sala, und dem Häuptling Tengo mich auf die Fährte setzte. Der Spur nach hatten wir 6 starke Elefanten mit 2 Jungen vor uns. Bis gegen 10 Uhr folgte ich im Sattel, dann fanden wir bald die Baumbrüche so frisch, daß ich den Stier anband und wir behutsam zu Fuße folgten. Noch eine Stunde lang ging es durch

8 Fuß hohes Gras und sumpfige Thäler, so daß ich Tengo mein Gewehr zu tragen gab. Das Brechen eines Astes machte uns aufmerksam; da aber alles still blieb, gingen wir weiter und drangen in das hohe Schilfgras einer feuchten Niederung ein. Die Spuren trennten sich voneinander, und Humba folgte der rechts laufenden, als plötzlich mein Führer mit dem Rufe „Ngelu!“ bei mir vorbeirannte und verschwand.

Aufblickend, sah ich mich vor einem riesigen Elefanten mit gewaltigen Zähnen, der, mit Schlamm bedeckt, die kleinen Augen lebhaft auf mich gerichtet und die mächtigen Ohren weit abgesperrt, acht Schritte vor mir stand. Die Hand nach rückwärts streckend, rief ich: „Tengo letta uta!“ (Tengo, gieb's Gewehr!), hörte aber den tapfern Häuptling davonrennen und gleichzeitig zu meiner Rechten einen Schuß (von Humba). Das war für mein gewaltiges Gegenüber das Zeichen zum Hochwerfen des Rüssels, und mit durchdringendem Trompeten stürzte der massige Waldbummler gerade auf mich zu. Ich warf mich seitwärts in das Gras und arbeitete mich mit der Kraft, die der Augenblick verhängnisvoller Entscheidung giebt, durch die starken Halme. Noch hörte ich, wie der Koloß hinter mir vorbeibrach, erhielt aber gleich darauf einen derartigen Hieb zwischen die Schultern, daß ich vorwärts in ein Gebüsch flog und mir das Blut aus der Nase stürzte. Obgleich mir vorübergehend schwarz vor den Augen wurde und sich die Umgebung etwas mit mir drehte, wurde ich doch gewahr, wie noch ein Tier prasselnd und krachend hinter mir vorbeibrach. Noch zwei dunkle Berge tobten an mir vorüber, einer so dicht, daß die geknickten Ruten des Gebüsches über mir zusammenschlugen. Ich hätte die mächtigen, alles zermalmenden Läufe berühren können. Als das Getöse verhallt war, trat Todesstille ein. Ich rief Humbas Namen, alles blieb still; aber der mutige Tengo kam mit halb beschämten, halb erschreckten Mienen von einem Baume herabgestiegen, dessen Krone er vorhin mit affenartiger Geschwindigkeit erklommen hatte. Wir brachen uns, jetzt nichts Gutes ahnend, durch und fanden Humba am Boden liegend in einer großen Blutlache. Er hatte, wie er nach dem Erwachen aus der Betäubung berichtete, auf einen kleinen Elefanten geschossen, war aber unmittelbar darauf

von der erbosten Mutter am Arme gepackt und in die Höhe geschleudert worden. —

Wir verließen das Gebiet des Lomani und betraten eine Ebene, die Wasserscheide zwischen Lomani und Lualaba. Durch hohes und, weil seit langem nicht gebrannt, dicht verwachsenes Gras mit Akaziengebüsch geht es, durch Pfützen, Lachen und Tümpel, die auf einem undurchlässigen, zähen, gelben Lehmboden stehen. Überall ragen die weißstämmigen, massiven Fächerpalmen, deren Stamm dicht unter seiner Krone eine ebenmäßige Aufbauchung zeigt, aus der Graswildnis hervor. Schwere Sporenflügelgänse, Enten, Wasser- und Sumpfhühner, Reiher und Schnepfen fühlen sich wohl in dieser wasserreichen Wildnis, und zahlreiche Elefantenspuren durchziehen die Ebene. Pogge, auf seinen früheren Reisen ein unermüdlicher Jäger, hat schon seit Kimbundu anstrengende Abschweifungen aufgeben müssen, da er infolge des Kinnbackenbruchs und der begleitenden Fieber- und Ruhranfälle noch immer geschwächt ist. Sein bis über die Brust wallender Bart ist ganz ergraut, wie auch sein Haar. Nur mit dem Schmetterlingsnetze schweift er noch am Nachmittage um das Lager und hat schon eine recht ansehnliche Sammlung von Schmetterlingen und Käfern, sowie von Pflanzen angelegt.

Als wir Kawambas Dorf durchschritten, erschienen vier Leute Tippu-Tibs, ein Mann aus Sansibar mit drei Sklaven, in lange Hemden gekleidet, um den Weißen, den Freund ihres Herrn, zu begrüßen und — anzubetteln. Es ist dies die dem Blutsbruder des Arabers beigegebene „Ehrenwache", welche aufpaßt, daß alles Elfenbein nur zu ihrem Herrn geht, auf Kosten der Eingebornen fürstlich lebt und jede wichtige Nachricht sofort nach Nyangwe berichtet. Ein Ochse, der so fett war, daß er sich kaum bewegen konnte, war ein Geschenk Tippu-Tibs an seinen Blutsbruder. Der erste Reis wurde uns angeboten, sowie einige Orangen und Früchte des Melonenbaums.

Am 21. März verließen wir den Stamm der Bassonge und betraten das Gebiet der Wasongora. Bald verschwinden wir in Niederungen mit 12 Fuß hohen Gräsern. Das Wasser wird immer tiefer, immer mehr versinkt der Reitstier. Kaum

hält er die Nase über Wasser. Man springt herunter, selbst bis an den Hals ins kalte, feuchte Element, und führt das Tier. Dann steigt der Boden wieder an, und ein Dickicht von Palmen und Gebüsch nimmt uns auf. Am 22. März, dem Geburtstage unsers allergnädigsten Kaisers (Wilhelm I.), gönnten wir unsrer erschöpften Karawane einen Ruhetag. Wir tranken die Gesundheit unsers greisen Heldenfürsten in Palmenwein in dem Bewußtsein, daß wohl kaum ein Deutscher heute in größerer Abgeschiedenheit, in einsamerer Wildnis seines kaiserlichen Herrn gedenkt. An den folgenden Tagen hatten unsre Leute besonders durch Leoparden und Moskitos furchtbar zu leiden; es regnete von Anfang März an tagelang, bald in Strömen, bald in lang anhaltendem, feinem Sprühen; alles war durchnäßt, das Lager glich einem Sumpf, kalte Winde jagten über die Halme und Bäume, und bleigrau hingen die Wolken nieder, während wir Kanoes zimmerten, um das Überschwemmungsgebiet, das uns vom Nyangwe trennte, zu überwinden. Wir grübeln über die nächste Zukunft. Werden wir Waren erhalten in Nyangwe, oder werde ich mich als Bettler bis zum Tanganjika durchschlagen müssen, und Pogge, um Lebensmittel kämpfend, mit unsern vertrauensvollen Begleitern nach Lubuku, dem weit entfernten Lande der Freundschaft, heimkehren müssen? Immer noch schloß der Himmel seine Schleusen nicht, alles faulte; die Schlafdecken, Kleider, Wäsche: alles war feucht, alles rostete und schimmelte. Endlich, am 9. April, waren die Kanoes fertig und zwei Tage lang wurde an einer 350 m breiten Stelle übergesetzt. So hatten wir denn vom 2. bis 11. April neun Tage gebraucht, um einen Wasserlauf zu überschreiten, der in der trocknen Zeit zu durchwaten ist, jetzt aber einem treibenden See glich.

Zu später Stunde erschienen am 14. April zwei Gesandtschaften von Nyangwe, deren jede uns auffordern wollte, bei ihrem Herrn einzukehren. Man riß sich um uns, man wußte nicht, daß wir fast als Bettler kamen und nicht, wie frühere Reisende, mit gewaltigen Mitteln. Am 15. brachen wir in gehobener Stimmung auf, heute sollten wir den Lualaba (Kongo), das Ziel dieser Reise, erreichen, und in lebhaftem Tempo ging

es vorwärts. Wir ließen hakigen Dornbüschen ihren Anteil, die Lianen waren uns kein Hindernis: so erreichten wir denn den Rand des Plateaus, und — da endlich lag er vor uns im weiten flachen Thal, der mächtige Strom, die künftige Lebensader des noch dunkeln Weltteils, der zweitmächtigste Strom der Welt und drüben ein langgestreckter, saftig grüner Bananenwald, aus dem hier und da die gelben Häuser sich abhoben, Nyangwe, die große Stadt mit wenigen Arabern und Tausenden von Sklaven.

7. Von Nyangwe zur Ostküste.

Als Pogge und ich das rechte Ufer des 1200 m breiten und 8,8 m tiefen Lualaba, das Land der Manyema, am Landungsplatze von Nyangwe betraten, geleiteten uns von Abed (Abed-bin-Salin, einem reichen Araber, dessen Gastfreundschaft ich in Abwesenheit Tippu-Tibs annahm) gesandte Leute zu einem großen Lehmhaus mit breiter, offner Veranda (Barsa) und zwei hellen und sechs dunklen Zimmern. Unsern Leuten waren einige 20 kleine Häuser angewiesen. Wir begaben uns zum Besuche unsers Gastfreundes. Als derselbe abends seinen Gegenbesuch machte, legten wir ihm unsre Lage vor und fragten ihn, ob er uns Kredit geben wolle, da ich von hier nach Osten gehen würde und in Sansibar den Kredit ausgleichen könne. Zuerst schien der Alte etwas erstaunt und fragte, ob wir denn nicht Gold bei uns hätten; dann aber sagte er zu, nur müßten wir die Ankunft seines von Udschidschi (am Tanganjika) mit Waren zurückkehrenden Sohnes erwarten, da er jetzt gar nichts habe.

So waren wir denn unsrer ernstesten Besorgnis enthoben und sahen froh in die Zukunft. Pogge wollte die Ankunft der Waren von Udschidschi abwarten und dann mit der ausgeruhten Karawane mit frischen Kräften und neuen Waren nach Lubuku zurückkehren. Ich wollte mit Hilfe der Araber die Ostküste zu erreichen suchen.

Da die Leute unsrer Karawane zur Rückkehr drängten, holte Abed von Arabern aus Kassongo (stromaufwärts) die für

Pogge nötigen Waren, und dieser bereitete sich am 30. April zum Abmarsch. Bei mir blieben drei Männer (darunter Humba, mein Fahnenträger und Faktotum), drei Weiber und zwei Kinder. Am Abend vor der Trennung war ich im Lager der Lubuku-Leute. Kalamba trat in die Mitte der rings gruppierten Häuser und rief mit gewaltiger Stimme das zum Aufhorchen auffordernde „bantuē, bantuē!“ (Menschen). Mit einem zweihundertstimmigen „eh“ wurde der Anruf beantwortet. „Moio-moio munene,“ klang es jetzt von Kalambas Lippen, und es wurde der „Gruß — der große Gruß“ einstimmig wiederholt. Er fuhr fort: „makelele-tueieko-cu Lulua-cu Lubuku-kabassu babu-tuie-cu maiji-cu maiji calunga-kabassu babu moio-moio a ngila-to wolah.“ Jedes Wort wurde donnernd und schlagfertig zweihundertfach wiederholt. Es war der Abschied der Westleute und bedeutete: „Gruß, großen Gruß, morgen — morgen wollen wir gehen — nach dem Lulua, nach Lubuku; Kabassu Babu (Wißmann) geht zum Wasser, zum Geisterwasser (Meer); Kabassu Babu Gruß, Gruß auf den Weg; ich habe gesprochen.“

Mit dem 4. Mai 1882 war der Tag der Trennung von Pogge gekommen. Mit schwerem Herzen verabschiedete ich mich noch einmal von Mukenge und den vertrauensvollen Söhnen Lubukus, bevor die mächtigen Kanoes die über ihren Heimmarsch Jubelnden hinüberbrachten über den trennenden Strom. Pogge allein war noch am diesseitigen Ufer, und unvergeßlich wird mir diese kurze Zeit sein, die ernste Gespräche über unsre Zukunft ausfüllten. Ein Lebewohl und ein fester Händedruck, und hinüber nach Westen trieben die Manyema-Ruderer meinen Freund. Werden wir uns wiedersehen? Werden wir beide, oder wer von uns wird die Heimat wiedersehen?*)

Er ging zurück in die Wildnis, begleitet von vertrauensvoll zu ihm aufsehenden, wilden Kindern; ich stand vor einer unbekannten Zukunft, mit vier Menschen, denen ich mich verständlich machen konnte, inmitten halbwilder Sklavenjäger, deren

*) Pogge starb am 18. März 1884 auf dem Rückmarsche nach der Westküste.

Wirken die östliche Hälfte des Erdteils zu einer halb entvölkerten Wildnis gemacht hat. Dort verschwand das Kanoe im Schilf des linken Ufers; noch einmal sah ich es schwarz-weiß-rot winken, dann drehte ich mich um, fuhr mit der Hand über die Augen, um abzuschließen mit dem, was mir das Herz bewegt, und wandte mich entschieden dem Osten entgegen.

Da ich Ende Mai reisefertig war und mir der Araber Sahorra (in dessen Begleitung ich den Weg nach dem Tanganjika machen wollte) den endgültigen Bescheid erteilte, daß er noch mindestens vier Wochen warten müßte, entschied ich mich, allein zu reisen, trotz Abratens der Araber.

Am 18. Juni 1883 marschierte ich mit meiner kleinen Karawane (17 Männern, 5 Weibern, 2 kleinen Dienern) nach Südosten. Meine Wakussu, die mir Abed als Träger überlassen, plünderten in jedem Dorfe, prügelten rücksichtslos die Eingebornen, ja verwundeten sie mit Messern. Mein Ansehen schienen sie noch nicht recht anerkennen zu wollen, und ich wollte nicht von vornherein zu hart auftreten. Man sagte mir, mit solchen Banditen durch Manyema zu reisen, sei unmöglich. Von Kassongo zum Tanganjika-See führen zwei Wege, der nördliche, von Cameron betretene, ist kürzer, aber bergig; der südliche, den Stanley wählte (1876), ist weiter, aber ebener, und diesen nahm auch ich. Über Granitplatten von großer Ausdehnung und wildes Felsgeröll ging's hinab ins Thal des Luama (rechter Zufluß des Lualaba); durch dichte Bananenhaine und Hirsefelder, deren Halme bis 4 m hoch sind, über Spuren von Elefanten, Büffeln und Antilopen führte der Weg südostwärts. Bald ließ ich Stanleys Weg im Norden, um einen Bogen desselben abzuschneiden.

Trotz heftiger Ruhr und Erbrechens marschierte ich weiter und überschritt — immer südostwärts vordringend — die Grenze von Ubudschwe. In der Grenzwildnis waren die Gräser nicht gebrannt worden und daher das alte mit dem jungen Grase filzartig verwachsen. Nur Elefanten- und Büffelwechsel durchzogen die dichte Graswildnis. Am 5. Juli war ich unfähig, mich zu erheben. Ich warf viel Blut aus, litt an starkem Herzflattern und Kreuzschmerzen, und gegen abend stellte

sich ein brennender Durst ein, den ich trotz fortwährenden Wassertrinkens kaum löschen konnte. Nach anhaltendem Brechen wurde mein Zustand etwas besser. Ein ausgesprochener Abscheu gegen Tabak brachte mich nach einigen Tagen auf den Gedanken, daß meine Krankheit wohl eine Nikotinvergiftung sei. Ich hatte von dem schweren Tabak aus Nyangwe aus meiner großen Pfeife fast den ganzen Tag über geraucht.

In Ubudschwe brennt man die Gräser zu Jagdzwecken allmählich streckenweise und später als in Manyema, und es fand daher auch Stanley zu dieser Zeit hier alles schwarz, tot und öde, während Manyema schon in dem saftig grünen Kleide der jungen Gräser steckte. Gebleichte Schädel und Menschenknochen bezeichnen zum Teil den Weg, auf dem die Sklavenkarawanen zum Tanganjika getrieben werden, und von denen mancher, von Hunger erschöpft, hier sein Leben beschloß. Schon öfters hatte ich in letzter Zeit gesehen, daß sich die Eingebornen lange Zeit mit den Fingern die Nase zuhielten; heute kaufte ich einen hölzernen Nasenklemmer, ein gespaltenes Stückchen Holz mit geschnitztem Griff, dessen zwei Spaltstücke die Nasenflügel zudrücken. Man laugt Tabak in etwas Wasser so lange aus, bis dasselbe schwarz wird, zieht es dann in die Nase auf und schließt diese auf 2—5 Minuten; eine neue Art des Schnupfens.

Am 17. Juli bogen wir nach Osten ab, überstiegen einen bedeutenden Bergrücken, den südlichen Ausläufer der Gebirge von Goma (am Westufer des Tanganjika) und lagerten im Walde. Ich sandte Humba jetzt voraus mit einem Briefe an den Engländer, der ein Haus am diesseitigen Ufer des Tanganjika haben sollte, in dem ich mich anmeldete und um Unterstützung bat, da meine Waren völlig erschöpft waren. Am nächsten Morgen machten wir Toilette, so gut es unsre Verhältnisse erlaubten, denn wir sollten heute einen Weißen finden. Von dem Gipfel einer Kuppe hatten wir durch einen Windbruch eine herrliche Fernsicht nach Süden. Der große See lag vor uns, seine blaue Fläche verschmolz am Horizont mit dem Himmelsgewölbe. Ich hatte einen Vorgeschmack des ersehnten Wiedersehens des Meeres. Wir stiegen hinab in das sumpfige Thal des Lugumba (geht am Westufer in den Tanganjika) und be-

gannen das Übersetzen des mehr einer treibenden Lagune als einem Flüßchen ähnelnden Gewässers. Eine halbe Stunde lang verschwand die ganze Karawane im hohen Schilf und Mariankagras. Bis zu den Hüften, ja bis zu den Schultern im Wasser watend, wurde alle auf unser Äußeres verwandte Mühe vernichtet. Am andern Ufer übergab mir ein Bote, der einen schönen Maulesel mit ganz neuem Sattel führte, einen Brief, in dem mich der auf der Missionsstation am Tanganjika wohnende Mr. Griffith freundlichst willkommen hieß. Ich schwang mich in den Sattel, und in leichtem Gange trug mich das feurige Tier den steilen Hang des schroffen Küstengebirges hinauf bis zu einem von Bananenbäumen umgebenen, rein gehaltenen Platz vor dem zierlich gebauten Hause der Station „Plymouth-Rock“. Mr. Griffith trat aus dem Haus und schüttelte mir zu herzlichem Willkommen die Hand.

Nach einigen Tagen der Ruhe, die von kleinen Ausflügen zu dem mit Muscheln bedeckten Gestade und in die wildreichen Gebirge ausgefüllt wurden, beschloß ich, den Lukuga, die interessanteste Stelle, den jungen Abfluß des Sees, zu besuchen, und brach zu diesem Zweck am Abend des 21. Juli in einem Boot mit vier Waguhha, zweien meiner Leute und einem Mann von der Mission auf. Unter den mächtigen Abstürzen der Küstenberge ruderten wir nach Süden, dicht dem Ufer folgend. Bald bot die vom Monde beleuchtete Landschaft ein herrliches Bild. Wie ein sprühendes Silberband wand sich die Brandung an dem felsigen, zackigen Ufer entlang oder schmückte ein finster emporragendes Riff. Das tausendfach in den Wellen gebrochne strahlende Bild des Mondes zog sich wie eine goldne Straße über den Spiegel des Sees, und hoch oben in den Bergen leuchtete ein rot glühender Streifen, den Windungen des Geländes folgend: ein weiter eilender Savannenbrand. Ich lag, die frische Abendkühle und die in prächtigen Farben glühende Aussicht genießend, im leicht schaukelnden Boot und dachte an das Meer, die ersehnte Straße zur Heimat, an das Ende der Mühen und Arbeiten, an mein Vaterland und meinen alten Freund Pogge. Nachts um 2 Uhr meinten die Eingebornen, wir seien in der Nähe des Lukuga angekommen und dürften jetzt

nicht weiter, da wir sonst in den Strom gerissen und, bei Dunkelheit vielleicht gegen einen Stamm geschleudert, das Boot verlieren könnten. Wir näherten uns der brausenden Brandung; ehe wir's vermuteten, stieß das Boot auf, wurde von der nächsten Welle vorwärts geworfen und wir alle von überschlagenden Wellen gebadet. Wir sprangen ans Ufer, zogen das Boot an Land und machten ein Feuer an, um uns zu trocknen. Als das Tageslicht anbrach, sahen wir, daß wir noch ein tüchtiges Stück vom Lukuga entfernt waren.

Meine Waguhha (Leute von Uguhha, in der Nähe der Missionsstation wohnend) ließ ich bei dem Boot und marschierte auf dem sandigen Ufer an den dicht bevölkerten Niederlassungen der Ma-Moni entlang. Möwen, Wildgänse und Schildraben beleben die 500 m breite, weiße Düne, die stellenweise mit der Ranke eines hellgrünen Kriechers netzartig bedeckt war. Baumsavannen mit vereinzelten Palmen begrenzten das Strandgebiet. Um 9 Uhr 20 Minuten überschritten wir noch einen kleinen, mit klarem Wasser zum See rieselnden Bach, und 15 Minuten später standen wir vor dem stattlichen Lukuga. Kein Kreek (toter Kanal), wie bei Cameron, kein seichter, versumpfter Abzug, wie zu Stanleys Zeiten, sondern ein Abfluß, der mit gewaltiger Strömung große Wassermassen der Lebensader des äquatorialen Afrikas, dem Lualaba, zuführt! Die Papyrusdickichte, die diesen Winkel der Bucht früher verschlossen hatten, waren weggerissen. Nur einige aus dem Wasser ragende Baumstämme deuteten an, daß hier nicht immer ein Strom gewesen war. Ganz außergewöhnlich ist der Fischreichtum des Lukuga; einige der kleinen plumpen Kanoes der Uferbewohner waren halb angefüllt von der Beute einer Nacht. Der Lukuga bildete unser Hauptgespräch mit den Eingebornen. Bis vor wenigen Jahren habe man noch das Gewässer bis an die Knöchel im Wasser durchwaten können, und noch vorher habe da, wo jetzt der große Fluß sei, ein Dorf gestanden, und der Fluß habe weiter westlich angefangen. Daß schon früher einmal der Fluß wie heute geflossen sei, wußte niemand, wohl aber, daß, nachdem der Tanganjika angefangen habe,

überzulaufen und den großen Fluß zu bilden, den wir jetzt sehen, der See schon wieder etwas gefallen sei.

Am nächsten Tage lieh ich mir ein größres Kanoe und vollzog die durch die starke Strömung äußerst schwierig gemachten Messungen. Zwischen der Einmündung und einer nicht weit davon gelegnen Sandsteinwand fand ich bei 145 m Breite und 4 m durchschnittlicher Tiefe eine Stromgeschwindigkeit von 1 m in der Sekunde. Für das zeitweilige Vorhandensein des Lukuga spricht eine andre Erklärung, die noch wahrscheinlicher ist als die durch vulkanische Vorgänge, welche am See oder im Bett desselben Nachstürze, Sinken des Seespiegels bewirkten; hiernach würde dann der Lukuga für die Zeit, die das allmähliche Steigen des Sees bis zur jetzigen Höhe gedauert hätte, wasserlos gewesen und durch Winde mit Sand, durch die in ihn mündenden Bäche mit Geröll und Pflanzenresten ausgefüllt worden sein. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß Fluß und Verdunstung dem Tanganjika mehr Wasser entziehen, als die Zuführung beträgt, daß daher das Fallen des Seespiegels fortschreitet, bis derselbe tiefer sinkt, als die Sohle des Lukuga; dann würde dieser wieder trocken sein. Stiege der Spiegel des Sees in den folgenden Regenzeiten, so würde sich auch dann der Lukuga wieder füllen. Am 24. Juli kehrte ich in die Missionsstation zurück.

Herr Griffith rüstete mich vor Antritt meiner Weiterreise aufs liebenswürdigste aus mit Medizin, Konserven, Wäsche und allerlei notwendigen oder angenehmen Sachen und schenkte mir ein noch brauchbares Zelt. Humba kam mit Waren und einer Dauw (Segelboot) zurück, so daß ich die Eingebornen ablohnen und mit Geschenken in Gesellschaft einer Handelskarawane nach Nyangwe zurücksenden konnte, und so kam der 1. August als Tag meiner Abreise nach einer 14tägigen Erholungszeit. Bald war ich mit meinen drei treuen Begleitern, deren Weibern und meinen kleinen Dienern an Bord eines großen Kanoes, und 10 Wadschidschi (Leute aus Udschidschi am Ostufer des Sees) setzten mit hellem Klang die Ruder ein. Mit dankbarem Gruß schied ich von meinem freundlichen Wirt, und hinaus ging es, dem Osten Afrikas entgegen. Am zweiten Tage um 10 Uhr

morgens näherten wir uns der großen Stadt Udschidschi, dem bedeutendsten Stützpunkt der Araber am See, einem der größten Sklavenmärkte des Erdteils.

In einer der englischen Mission gehörigen großen Tembe (Lehmhaus) kam ich mit meinen wenigen Leuten unter. Udschidschi hatte nach Stanleys Beschreibung seit dessen letztem Besuch offenbar abgenommen. Viele verlassene und halbverfallene Temben gaben davon Zeugnis. Im übrigen macht die Stadt einen mehr arabischen Eindruck, denn Hütten der Neger sieht man selten. Die Sklaven wohnen im Hinterraum der großen Temben. Fünf bis sechs bedeutende Araber, denen sich eine Menge von Küstenhändlern und Mischlingen angeschlossen haben, bilden die erste Klasse der Bevölkerung, Eingeborne (freie Wadschidschi), meist als Seeleute in Diensten der Araber, die zweite; der dritte und größte Teil der Bevölkerung besteht aus Sklaven der Araber. Tägliche Märkte geben Gelegenheit, alles zu kaufen, was die Länder des Tanganjika bieten: Fische, Früchte, Salz, Butter und Honig, Sklaven, Elfenbein und außerdem alle Handelsartikel, die von Sansibar eingeführt werden, stehen zum Verkauf. Für einen Hafenplatz ist Udschidschi möglichst ungeschickt gewählt. Die Gestade sind flach und offen, die Flotte zählt ungefähr 40 Dauws, von denen mindestens 15 unbrauchbar sind. Selbst in die kleinsten derselben pfropft man bis zu 25 Sklaven, und nicht selten kommt es vor, daß bei schwerem Wetter Menschen über Bord geworfen werden, um das Boot zu halten. Einmal ließ ein Araber, der Sklaven und einen Maskatesel überführte, 10 Leute über Bord werfen und behielt den Esel im Fahrzeug.

Nach und nach war es mir möglich geworden, einen Mann aus Sansibar und 15 Waniamwesi-Träger anzuwerben, und so machte ich mich zum Abmarsch fertig. Ich entschied mich für den nördlichen Weg durch Uha, der meines Wissens noch nicht aufgenommen war, und weil der südliche durch Uwinza zur Zeit (wegen Kriegs) schlecht gangbar war. Am 9. August brach ich mit meiner aus 25 Menschen bestehenden Karawane auf und stieg die sanften Abhänge zum Plateau hinan. Es ist sehr bevölkert, überall gewahrt man an den Bananenbäumen kenntliche Dörfer. Schon seit dem zweiten Marschtage von Udschidschi

marschieren wir in ununterbrochener Ebene. Der thonige, braune Boden ist sehr hart gebrannt und an vielen Stellen geborsten. Die Gräser sind fast überall gebrannt, und ein öder Aschenflor bedeckt die ausgedörrte Ebene. Die Savannenbäume sind von der Glut des Feuers, welches über sie dahingezogen ist, und von der Sonne entlaubt oder haben braune Blätter. Wild ist wegen der großen Bevölkerung nicht vorhanden. Ich sah in ganz Uha nur ab und zu die Spur des Rhinozeros, die erste, die ich in Afrika sah, und die ein Beleg war für die scharfe zoologische Grenze, die ich mit dem Tanganjika-See überschritten hatte. Beim Erscheinen des neuen Mondes beobachtete ich, daß hier ebenso wie in West- und Zentralafrika Reden an die feine Sichel desselben gehalten werden. Man spricht den Mond um Schutz an während der Dauer seines diesmaligen Bestehens, und zwar in den verschiednen Formen. So z. B. bitten die Männer, der Mond möge die Krankheiten, die doch nicht abzuwehren seien, auf die Weiber lenken und umgekehrt.

Am 18. August machten wir in einem Dorfe Halt, und ich suchte zum Aufschlagen meines Zeltes einen schönen Schattenbaum inmitten des Dorfes auf, der ringsum auf 10 m im Halbmesser mit einem kleinen Zaune umgeben war. Einer meiner Leute sagte mir, ich möchte den Platz nicht wählen, da es ein Vergehen sei, denselben zu betreten. Da aber die umstehenden Eingebornen nicht abwinkten, widerstand ich der schönen Aussicht, einmal im kühlen Schatten zu wohnen, was in diesem baumlosen, ausgedörrten Lande selten ist, nicht und ließ das Zelt aufschlagen. Die Kühle des schattigen Platzes genießend, war ich im Zelte eingeschlafen. Plötzlich wurde ich durch ein wildes Geheul und tobendes Lärmen um mich her aufgeweckt. Ich hatte eben noch Zeit, meine Büchse zu ergreifen, mich aus den Falten des umgestürzten Zeltes herauszuwickeln und ins Freie zu treten. Hier sah ich mich von etwa 40 meist betrunknen Waha (Leute von Uha), mit Gewehren, Speeren und Keulen bewaffnet, in drohender Stellung umringt. Meine drei Westafrikaner und die beiden kleinen Diener rannten herbei, erstere im Laufe die Karabiner ladend; meine Waniamwesi-Träger aber verschwanden nach allen Seiten aus dem Dorfe. Ein höhnisches

Gebrüll beantwortete meine Machtentfaltung; die Gewehre wurden erhoben, Keulen geschwungen und Speere zum Wurfe ausgeholt, und der nächste Augenblick konnte für mich und meine armen Begleiter der letzte sein, da wir kaum acht Schritte ringsum von den aufgeregten Wilden umgeben waren.

Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der uns retten konnte. Ich streifte meinen rechten Ärmel auf, zeigte den Wütenden eine lange Narbe und rief, das Gebrüll übertönend, den Namen „Mirambo" aus, und noch einmal „Mirambo-rafiki-jangu (Mirambo ist mein Freund). Sofort entstand ein Stutzen, die Waffen senkten sich, einige Ältere drängten die Wütendsten zurück, und es trat eine Stille ein, in der man die Erklärung meines Ausrufes erwartete. Humba hatte mich verstanden. Er schilderte den Aufhorchenden, daß ich ein Blutsfreund von Mirambo (siehe das Folgende!) sei, der mich sehr liebe und meinen Tod furchtbar rächen würde. Die Waha glaubten die Erfindung, denn sie kamen nicht auf die Idee, daß ein Weißer vom Westen kommen könne, ohne vorher von Osten aus ins Innere gegangen zu sein, wie alle bisher hier durchgereisten Weißen. Der Umstand, der uns in Udschidschi mehrfach erzählt war, daß Mirambo noch ganz vor kurzem das östliche Uha unterjocht habe, und daß dieses Dorf das äußerste nach dem jetzt Mirambo gehörigen Lande zu war, und daß man noch vor kurzer Zeit gezittert hatte, dieser überall Furcht und Schrecken verbreitende Häuptling, der Napoleon Ostafrikas, wie ihn Stanley nennt, möchte auch bis hierher seinen Zug ausdehnen, bewirkte einen großen Eindruck unsrer Notlüge.

Die Ebene nahm bei unserm weitern Marsche den Charakter der Steppe an; bald wechselten kleine Bestände krüppelartiger Bäume mit ausgedörrtem Gras. Großartig war die Verschiedenheit der in dem ausgedörrten Boden von der letzten nassen Zeit noch gut erhaltenen Wildspuren: Rhinozeros, Giraffe, Zebra, viele Antilopen, Löwen, Hyänen und Schakale mußten diese weiten Flächen bevölkern. Zum erstenmal sah ich einen Trupp von 20 Zebras in Gesellschaft einiger Antilopen. Ein Ruf des Erstaunens meiner Leute lenkte meine Blicke nach Norden. Schwarze Trichter erhoben sich, am Boden hinlaufend, von der Ebene; dieselben wurden dünner, höher, im Kreise liefen sie ge-

spenstig über den schwarzen Boden. Vom Wirbelwinde erhoben, türmte sich die Asche der gebrannten Steppengräser auf zu Tromben. Drei solcher wunderlichen, beweglichen Säulen zogen einige Minuten lang dahin, hoch oben sich verbreitend, den Trichter wieder öffnend, um dann durch die ersterbende Kraft des schraubenden Windes sich aufzulösen und zu zerfallen.

Mit dem Durchwaten des Muanga-Morastes hatten wir die Grenze überschritten zwischen Uha und dem großen Lande Uniamwesi (dem Land des Mondes, mwesi heißt Mond), einer meist mit lichtem Hochwald bedeckten Ebene. Am 28. August näherten wir uns einer Siedelung von einigen 20 Dörfern. Der vor zwei Tagen von mir vorausgesandte Humba kam mir entgegen und brachte mir „Salaams“ (Segenswünsche) von Mirambo, der mich nach seiner Residenz einlud, und mittags hielten wir vor dem Thor eines hohen Pallisadenzauns, der das Heim des gewaltigsten Kriegers Ostafrikas umschloß. Aus dem Thore der Umzäunung trat, von zwei Alten gefolgt, Mirambo mir entgegen. Wir standen uns einen Augenblick mit musternden Blicken gegenüber, dann trat er auf mich zu, gab mir die Hand und führte mich über zwei durch Befestigungen getrennte Ringhöfe auf einen Platz vor seinem Wohnhause, wo wir uns im Schatten eines dichtbelaubten Baumes niederließen.

Mirambo war ein Mann von etwa 50 Jahren, hohen, sehnigen Wuchses, mit einem feinen Hüftentuch, sowie einfachen grauen europäischen Rock bekleidet. Er bot in leisem Ton und langsamer Rede mir ein Willkommen. Bescheiden, fast schüchtern war sein Wesen, mild seine Sprache. Es hätte kaum jemand in diesem ruhigen Mann den großen Krieger, der Ostafrika erzittern machte, erkennen können. Mirambo, so geht die Sage, war als Sohn eines Dorfhäuptlings im Dienste eines Arabers mehrmals nach Sansibar gegangen. Einst schlug ihn sein Herr mit dem Stock, er entfloh in die Wälder und begann mit raub- und kriegslustigem Gesindel die große Karawanenstraße zu belagern. Nachdem er manche arabische Karawane ausgeplündert und, an Gewehren reich geworden, immer größere Überfälle unternommen hatte, begann er, sich einen festen Stützpunkt, das jetzige Urambo, einzurichten. Häuptlinge, die es mit den Arabern

hielten, wurden bald überwunden, abgesetzt und ihre Nachfolger zinspflichtig und unterthan gemacht. Nach Norden zog er oft bis zum Ukerewe, nach Westen bis ins Land der Waha, und im Süden reichte sein Einfluß bis zum 6. Grad. Trotz seines scheinbar milden Wesens soll er durch wenig Worte seine Krieger zu wildem Mut entflammt haben. Er focht heute hier und erschien am nächsten Morgen sechs gewöhnliche Tagereisen weiter entfernt mit seinen sieggewohnten Horden, den Tag über und eine ganze Nacht im Dauerlauf unglaubliche Entfernungen durcheilend. Er war überall. Es sind seitens der Araber Maßnahmen getroffen, daß Mirambo nur wenig kaufen kann. Er führte mich in sein Arsenal. Ein großer Raum war angefüllt mit Tausenden von Speeren, Bogen und eine ganze Wand bedeckt mit Bündeln schöner Pfeile. „Siehe hier mein Pulver," sagte er; „noch bin ich nicht waffenlos." Ich mußte Mirambo viel von unsrer Kriegführung erzählen, er zeigte viel Verständnis für das alles. Er hatte von dem großen Kriege Deutschlands auch gehört und machte sich, seinen Ideen angepaßt, ein herrliches Bild von unserm Kaiser, den er bewundere, daß er bei so hohem Alter noch ein so gewaltiger Krieger sei. Er hatte mir zum Empfange eine schöne junge Kuh und zwei Flaschen Champagner geschenkt, desgl. vier Stück Zeug à 40 Ellen, da meine Leute hier für ihre Perlen nichts von Lebensmitteln zu erwerben vermochten. Des Abends versammelten sich sämtliche näheren Verwandten, natürlich nur männlichen Geschlechts, zum gemeinsamen Mahl, das nur aus Brei von Reismehl und Milch bestand. Mirambo genießt nie etwas anderes.

Der dritte Tag meiner Anwesenheit war ein wichtiger auch für Mirambo. Der erste Araber zog friedlich in die Thore seiner Residenz, die beiden mächtigsten Männer Ostafrikas, Tippu-Tib und Mirambo, schlossen Freundschaft. Der junge Sohn Tippu's sagte mir, daß sein Vater im Begriff stehe, nach Sansibar abzureisen. Da man mich versicherte, daß die Wildnis von Ituru und durch Ugogo nur mit einer starken Karawane zu machen sei, beschloß ich, mit Tippu-Tib abzuschließen und brach am 31. August von Mirambo auf.

Nach mehreren Märschen durch öden Hochwald erschien am

5. September mittags Tabora in der Ferne. In der von drei Laienbrüdern besetzten katholischen Missionsstation schwelgte ich im Genusse des ersten Brotes, schloß meinen Vertrag mit Tippu-Tib ab und brach, da bis zur Abreise nach Osten noch 10 Tage vergehen sollten, am 9. September auf, um die zwei Tagereisen südlich von hier wohnende deutsche Expedition, die Herren Dr. Böhm, Dr. Kaiser und Reichard zu besuchen, die mich in herzlichster Weise mit „militärischen" Ehren (sie hatten in ihrem Dorfe Gonda 60 wildgeschmückte Krieger) empfingen und bei froher Tafel und lebhaftem Gedankenaustausch drei Tage festhielten.

Am 27. September setzte sich die große Karawane in Bewegung. Durch schattenlosen Hochwald mit dürrem Grasbestand ging es nach Osten; über große Gneisplatten, Quarzgeröll und durch verstreut umherliegende gewaltige Felsblöcke; durch Waldsavannen und kleine Wiesen, im Bett von Bächen, die nur in der Regenzeit bestehen, zog die Riesenkarawane still dahin. Am 30. September sah ich den ersten Affenbrotbaum. Diese weiten Wälder sind das Eldorado für den Jäger; Zebras, Warzenschweine, Antilopen, Giraffen, Büffel, Löwen, Hyänen gab es in Fülle. Am 11. Oktober marschierten wir bis nach Koko, dem ersten Dorfe der Wagogo. Ugogo ist das häßlichste, ärmste, ungastlichste Land, das ich in Afrika kennen lernte. Von 1400 m Höhe im Westen senkt es sich bis zu 900 m nach Osten ab und bildet so den ersten Abfall von der Wasserscheide des äquatorialen Afrikas nach Osten. Beim allgemeinen Charakter der Ebene, die nur von vereinzelten, nackten, mit Granitgeröll bedeckten Höhen unterbrochen wird, zeigt es hervorragend Steppenlandschaft. Wenig krüppelhafte Bäume, viel dorniges Gebüsch und spärlich feines Gras entsprießt dem sandigen Boden. Rauh und ungastlich, wie ihr Land, sind die Bewohner. In jeder Siedelung von vielen kleinen Dörfern bezahlt die Karawane Hongo (Durchgangszoll). Da aber ohne die von den Eingebornen offen gehaltnen Brunnen zu weite Strecken wasserlos und ungangbar sein würden, so fügen sich die großen Karawanen in das Unvermeidliche und bezahlen, ja kaufen jeden Topf voll Wasser von den mit den Waffen in der Hand die Brunnen

umstehenden Eingebornen. Am 25. Oktober erreichten wir die unbewohnte, verrufene Wildnis zwischen Ugogo und Usagara, die von feindlichen Stämmen gefährdet wird; ich durchzog dieselbe mit meiner kleinen Karawane in angestrengten Tag- und Nachtmärschen, bis ich die freundlich gelegene Missionsstation Mpwapwa vor mir liegen sah. Hier trennte sich Tippu-Tibs Weg von dem meinigen, da er den weitern Weg nach Bagamojo an der Küste einschlug, während ich nach dem Küstenorte Saadani wollte; ich ließ ihn ziehen, besonders da man mir sagte, daß von hier bis zur Küste selbst kleine Karawanen ganz sicher reisen könnten. Am 31. Oktober ging ich in östlicher Richtung auf dem Weg nach Saadani weiter. Lichter Hochwald, der in der Nähe von Bächen üppiger wurde, nahm uns auf. Am 2. November stiegen wir hinauf in das Bergland Nguru. Die steilen Böschungen ermüdeten uns in glühender Sonne außerordentlich, die Nacht aber wurde frisch und erquickend. Am 4. November erreichten wir den Kamm des Höhenzugs und stiegen am östlichen Hange des Granitgebirges herab. Die öden Waldsavannen hörten auf, die Natur war frisch und zeigte saftiges Grün und lebhaften Wechsel. Klare Bäche stürzten sich über Felsgeröll herab zum Wami (Küstenfluß, der Sansibar gegenüber mündet), saftige Wiesen oder üppiger Baumwuchs bekleideten ihre Ufer. Die Nähe des Meeres machte sich kenntlich. Die Ungeduld trieb mich schnell vorwärts. Am 14. November näherten wir uns dem Rande der äußersten Terrasse, traten aus dem frischen Walde auf eine Wiese und — „Baharr, Baharr“ (das Meer) schallte es von den Lippen meiner Leute. Ich blickte auf. Da lag es vor mir, das weite Meer, das heißersehnte Ziel zweijähriger Mühen und Sorgen, rastlosen Strebens, der freie Weg nach meinem Vaterlande, meiner Heimat, zu meinen Lieben. Überwältigt hielt ich einen Augenblick, und vor tiefer Rührung wurden mir die Augen feucht. Das Herz war mir zum Springen voll, und nur mit Gewalt konnte ich das Gefühl des Dankes und der Freude niederkämpfen. Ich fühlte mich schon zum großen Teil belohnt für all das Schwere. Ernst und still umstanden mich meine Leute, als ob sie mich verstünden. Ich mußte ihnen die Hände schütteln, den schwarzen

Kindern, die mir trotz aller ihrer Fehler doch ans Herz gewachsen waren. Am 16. November stießen wir in einer Dauw vom Festlande ab, und erst am 18. November des Mittags kam Sansibar in Sicht. Zwei deutsche Herren schüttelten mir die Hand und führten mich in ein palastartiges Gebäude der Firma O'Swald in Hamburg. Mit Hilfe der Garderobe des Herrn W. O'Swald, der mich herzlich willkommen hieß, und unter der Schere und dem Messer eines indischen Barbiers war ich bald wieder Europäer und saß mit meinen Landsleuten beim vergnügten Mahle, das erste Glas auf das Wohl unsers allergnädigsten Kaisers leerend. Am nächsten Tage lohnte ich meine Träger ab, und ein belgischer Kapitän bot mir freundlichst an, meine Begleiter von der Westküste mitzunehmen und ihre Weitersendung von der Kongomündung nach Loanda und Malange zu veranlassen. Die Reise war die erste deutsche Durchquerung des Erdteils gewesen; die deutsche Flagge, unter deren Führung dies gelungen war, ruht jetzt im Königl. Museum für Völkerkunde bei den Sammlungen aus jenen Völkern, die sie durchzogen hat.

Anhang.

---

10. Slatin Pascha,

die Verhältnisse im ägyptischen Sudan von 1879—1895 *).

1. Slatin als Gouverneur von Süd- und West-Darfur.

Im Juli 1878 stand ich als Leutnant beim (österreichischen) Regiment „Kronprinz Rudolf“ an der bosnischen Grenze, als ich von Gordon Pascha, dem damaligen Gouverneur der ägyptischen Äquatorialprovinzen, einen Brief erhielt, worin er mich einlud, nach dem Sudan zu kommen und unter ihm in ägyptische Dienste zu treten. Ich hatte schon im Jahre 1874 eine kleine Reise nach dem Sudan unternommen. In Khartum, wo ich damals Dr. Emin kennen lernte, schrieb ich, sowie auch Emin einen Brief an Gordon Pascha, der damals seinen Sitz in Ladó (am oberen weißen Nil) hatte, um Erlaubnis zum Besuche seiner Gebiete, und wir erwarteten die Entscheidung. Nach etwa zwei Monaten wurden wir eingeladen, nach Ladó zu kommen. Mittlerweile hatte ich von meiner Familie in Wien Briefe erhalten, worin sie mich dringend aufforderte, nach Europa zurückzukehren. Auch war ich fieberkrank und hatte überdies im nächsten Jahre meiner Militärpflicht Genüge zu leisten. So beschloß ich, den Wünschen meiner Familie nachzukommen. Dr. Emin aber nahm die Einladung Gordons an und ging nach dem Süden, wo er von Gordon kurze Zeit nachher zum Bey und Gouverneur von Ladó ernannt wurde. Als Gordon Pascha die Äquatorialprovinzen verließ, machte er

---

*) Quelle: Feuer und Schwert im Sudan, von Rudolph Slatin Pascha. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Brockhaus 1899.

Emin zu seinem Nachfolger. In dieser Stellung verblieb er bis 1889, in welchem Jahre er bekanntlich durch Stanley aus seiner schwierigen Lage befreit wurde (siehe Kapitel 8!).

Über den Antrag, den mir Gordon Pascha im Juli 1878 stellte und der auf meine Beziehungen zu Emin Pascha zurückzuführen war, war ich hoch erfreut. Doch mußte ich mich noch gedulden, bis der Feldzug in Bosnien zu Ende war. Nur acht Tage blieb ich bei meiner Familie; eilig verließ ich Wien am 21. Dezember 1878 und schiffte mich in Triest ein. Mitte Januar 1879 kam ich in Khartum an. Gordon Pascha empfing mich aufs freundlichste. Zu Anfang Februar ernannte er mich zum Finanzinspektor mit dem Auftrage, das Land zu bereisen und die Ursachen zu erforschen, warum die Bewohner des Sudan sich bei den äußerst mäßig bemessenen Steuern fortgesetzt beschwerten, während die Regierung über die geringen Steuereinnahmen Aufklärung zu haben wünschte.

Auf meine ihm nach Darfur nachgesandte Bitte enthob er mich von diesem Posten und ernannte mich zum Mudir (Gouverneur) von Dara (Süd- und West-Darfur) und erteilte mir den Befehl, sofort nach meinem Bestimmungsorte abzugehen, um gegen Sultan Harun zu kämpfen, der als Abkömmling der alten Könige das Land seiner Väter, das ihm durch Ägypten entrissen worden war, zurückzuerobern trachtete. In der Nähe der Telegraphenstation Abu Garad, die zugleich Grenzstation Kordofans ist, traf ich Gordon Pascha, im Schatten eines Baumes rastend. Auf das herzlichste von ihm begrüßt, fand ich ihn leider von den monatelangen anstrengenden Ritten erschöpft und kränklich. Er hatte infolge des andauernden strapaziösen Reitens an Ober- und Unterschenkeln nicht unbeträchtliche Wunden und mußte tagelang jedes stärkende Getränk entbehren. Er machte mich mit den Verhältnissen in Darfur bekannt und sprach die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges mit Sultan Harun aus, damit das arme Land doch endlich zur Ruhe komme. Es war 10 Uhr abends, als mich Gordon Pascha verabschiedete. Er wollte noch diese Nacht abreisen. „Leben Sie wohl, lieber Slatin," rief er mir noch zu, „Gott beschütze Sie! Ich bin überzeugt, daß Sie in allen Fällen

Ihr Möglichstes thun werden. Ich gehe vielleicht bald nach England und hoffe Sie dann dort wiederzusehen!" —

Es waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Wer konnte ahnen, welch schreckliches Schicksal ihm bestimmt war! Ich sollte ihn lebend nie wiedersehen.

Nach einigen Tagen der Ruhe in Faschér (der Hauptstadt von Darfur), wo ich im August 1879 auf dem Wege nach Dara ankam, reiste ich mit dem Sanitätsinspektor Dr. Zurbuchen weiter meinem Ziele zu. Dr. Zurbuchen, der einen schwarzen Bart trug und Brillen benützte, sah bei weitem älter aus als ich mit meinem Milchgesichte; er wurde daher fast immer für den Gouverneur und ich für den Arzt oder Apotheker gehalten. So war ich in Scheria, eine schwache Tagereise von Dara, mit zwei Dienern Zurbuchens angekommen, der sich noch vom Fieber angegriffen fühlte und daher langsamer ritt. Ich fand die Leute mit den Empfangsfeierlichkeiten beschäftigt. Ich ließ mein Kamel niederknieen und sagte den Leuten, daß ich ein Begleiter des neuen Gouverneurs sei. Ich wurde nun zuerst um die Personsbeschreibung des neuen Mudir angegangen und gab den Leuten eine genaue Schilderung Zurbuchens. Die um mich Versammelten wurden immer zutraulicher und erkundigten sich nach seinen Charaktereigenschaften. „Ist er tapfer und freigebig?" fragte einer. „Ja, hätten wir einen Mudir wie Gordon Pascha, dann wäre das Land wohl immer ruhig. Nie ermüdete seine Hand, Geschenke auszuteilen; nie ging ein Bettler oder Bittender unbefriedigt von ihm," bemerkte ein anderer. „Ja, tapfer war Gordon. Ich war sein Begleiter und Führer in dem Kampfe gegen die Mima und Chauabir. Es war ein heißer Tag. Die kleinen Wurflanzen fielen bis in seine Nähe; er schien sich gar nicht darum zu kümmern. Im Schlachtgetümmel fand er Zeit und Ruhe, sich eine Cigarette anzuzünden. Die eingebrachte Kriegsbeute verteilte er unter seine Soldaten; für sich behielt er nichts. Nur bei Frauen und Mädchen war sein Herz zu weich, und er erlaubte nicht, daß man sie — wie es bei uns Kriegsbrauch — verteile, sondern ließ sie kleiden und beköstigen und befahl, sie nach Beendigung des Krieges unbehelligt nach Hause gehen zu lassen," so berichtete der Scheich des Dorfes.

Mittlerweile war Zurbuchen mit dem Reste der Leute und der Karawane angekommen; der Scheich wie der Kahdi (Richter) und die Bewohner des Dorfes hatten sich im Halbkreis aufgestellt, während ich hinter denselben fast verborgen der Anrede zuhörte, die der Scheich an seinen neuen Mudir, den erstaunten Dr. Zurbuchen, richtete. Der arme Sanitätsinspektor, der nur wenig Arabisch verstand, war überrascht nnd sagte: „Ich bin nicht der Gouverneur; derselbe muß schon lange vor mir angekommen sein. Vielleicht ist er nicht erkannt worden.“ Nun hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, vorzutreten, und lachend dankte ich den Dorfbewohnern für den freundlichen Empfang, versicherte, daß ich mein Bestes für sie thun werde und auf ihre Unterstützung und pünktliche Befolgung meiner Befehle rechne.

Dara, die Hauptstadt des südlichen Darfur, liegt auf einer teils sandigen, teils lehmigen Fläche, die Festung selbst jedoch auf einem Sandhügel. Das Fort bildet ein 500 m langes, 300 m breites Rechteck, ist in jeder Ecke mit Türmen verstärkt und von einem 6 m breiten und tiefen Laufgraben umgeben. In diesem Rechteck befanden sich die Baracken der Soldaten und in der Mitte derselben das aus Ziegeln gebaute Regierungsgebäude, ferner die Munitions- und Getreidemagazine. Eine kleine Strecke östlich vom Fort lag die Stadt Dara, meist aus Lehm- und Strohhütten bestehend, während westlich von der Festung zwei Dörfer sich befanden. Einschließlich der Garnison (1 Bataillon reguläre Infanterie, 200 Basinger oder bewaffnete Negersklaven, eine Batterie alte Feldgeschütze und 50 Mann Reiter der verschiedensten Stämme) betrug die Bevölkerung von Dara zwischen 7—8000 Einwohner.

Es war im Monat Ramadhan, dem großen Fastenmonat der Mohammedaner, als wir einzogen. Für uns war eine Mahlzeit von gebratenem Fleisch, Brot, Datteln und Limonade bereitet worden; doch die Beamten ließen sich entschuldigen, daß sie infolge der Fasten der Mahlzeit nicht anwohnen dürften. Am Abend zeigte uns ein Kanonenschuß an, daß die Sonne am Horizonte verschwunden sei, und nun eilten die Hungrigen und Durstigen zu ihrer Abendmahlzeit. Wir beschäftigten uns

eifrigst mit dem Zerreißen des gebratenen Schafs; Messer und Gabeln gab es natürlich nicht. Wir saßen noch nicht lange, als wir hörten, wie draußen die Diener mit zwei Einlaß fordernden Männern zankten, welche vorgaben, daß sie uns wichtige Mitteilungen zu machen hätten. Ich ersuchte Zogal Bey (Untergouverneur), sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen. Er leckte seine von Hammelfett triefenden Finger ab, erhob sich und kam nach einigen Minuten mit einem Briefe von den beiden Kommandanten einer kleinen militärischen Station, drei Tagereisen südwestlich von Dara gelegen, zurück. Sie zeigten an, daß Sultan Harun die Absicht habe, sie anzugreifen, und baten um sofortige Verstärkung oder um die Erlaubnis, die Station vorübergehend aufgeben zu dürfen. Da war keine Zeit zu verlieren; kurz nach Mitternacht marschierten wir ab. Nach Sonnenaufgang ließ ich meine Leute in Front aufstellen; alle, selbst die Offiziere, waren Sudanesen, nur die Reiter waren Türken, Ägypter u. s. w. Da ich ihnen noch fast ganz unbekannt war, hielt ich eine kleine Ansprache, spornte sie an, die Mühen des Eilmarsches mutig zu ertragen, und versicherte sie, daß ich bereit sei, jederzeit Leid und Freud mit ihnen zu teilen. Meine einfache Rede machte, wie ich sah, einen guten Eindruck auf die Leute; sie schwangen nach sudanesischer Sitte ihre Waffen hoch über dem Kopfe und versprachen, wenn nötig, ihr Leben einzusetzen, um den Sieg zu erringen. Sie waren reichlich mit Waffen, Munition und jeder mit einem kleinen, roh gegerbten Fell von einem Zicklein oder einer Gazelle als Wasserbehälter versehen. Mundvorrat mitzunehmen, sei nicht notwendig — sagten sie — da man in Darfur überall etwas zu essen finde.

Unser Weg führte uns durch dichtbewaldete Landstriche, häufig durch Wasserrinnen und Regenteiche unterbrochen; nur manchmal sahen wir ein Dorf zwischen den Bäumen. Wir durchschritten eine Stelle, welche dicht mit Deleb-Palmen (siehe Abbildung 39!) bewachsen war, umgingen sie jedoch, um nicht etwa (es war die Zeit der Fruchtreife!) durch eine herabfallende Frucht verletzt zu werden; eine solche wiegt etwa 2—3 Pfund. Bei Sonnenuntergang des nächsten Tags erreichten wir die

Station; sie war von einer Seriba (Dornenverhau) umgeben, deren Seiten 180 m lang waren und aus einer etwa 3 m dicken und 2 m hohen Barrikade aus Dornenhecken bestanden. Innen waren Wälle aufgeworfen, damit die Soldaten darüber hinwegschießen konnten; außen war die Hecke von einem etwa 3 m tiefen und ebenso breiten Graben umgeben. Ich ließ meine Leute halten und ritt vor, die Besatzung zu begrüßen, die mich mit einer durchaus nicht wohlklingenden Musik*) empfing.

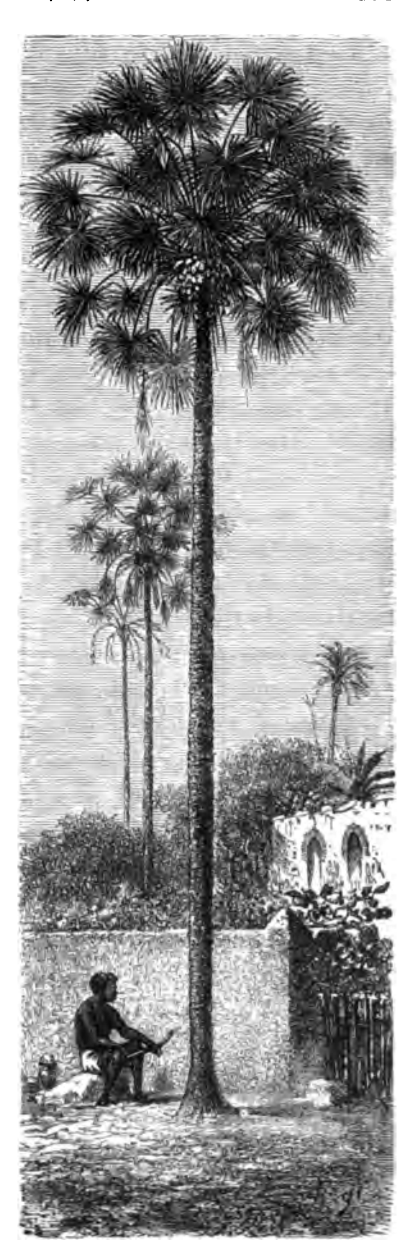


Abb. 39. Deleb-Palme.

Am Morgen war ich abgemattet und unpäßlich und antwortete auf Achmeds (einer der schwarzen Kommandanten) Erkundigung nach meinem Befinden, daß ich an heftigen Kopfschmerzen leide. „Dem ist leicht abzuhelfen," sagte er freudig; „ich habe hier einen meiner Leute, der versteht, Kopfschmerzen sogleich zu vertreiben." — „Ganz gut," sagte ich, „doch womit will er mich kurieren?" — „Ganz einfach, er legt die Hände auf deinen Kopf und spricht dabei." — Ich war einverstanden. Er

*) Hauptinstrumente: Kupferne und hölzerne Kriegstrommeln, ausgehöhlte Elefantenzähne als Trompeten und mit Steinen gefüllte Kürbisflaschen, die geschüttelt wurden.

brachte einen langen braunen Mann mit weißem Bart. Dieser legte seine Hand auf meinen Kopf, umspannte mit Daumen und Zeigefinger meine Schläfe, murmelte lange, unverständliche Sätze und — spuckte mir zum Schlusse leicht in das Gesicht. Ich war aufgefahren und gab ihm einen Stoß, daß er zurücktaumelte. Der Doktor sagte nun in ehrfurchtsvoller Entfernung: „Kopfschmerzen sind des Teufels Spiel, und ich will denselben vermittelst der Sprüche des heiligen Koran vertreiben; dadurch, daß ich gegen ihn spucke, verjage ich ihn und seine Teufelei.“ Ich mußte herzlich lachen; so war ich also von einem, wenn auch nur kleinen Teufel besessen, und man wollte mir ihn austreiben. —

Die von den Kommandanten ausgesandten Spione erzählten, daß Harun seine Mannschaften gesammelt habe, doch noch nicht vom Gebirge herabgekommen sei; dieselbe Meldung wiederholte sich am zweiten und dritten Tage. Am vierten Tage nach unsrer Ankunft berichtete ein Bote, daß Sultan Harun von den Eingebornen gehört habe, daß ich Dara verlassen habe, um nach Bir Gaui (so hieß die Seriba) zu kommen mit der Absicht, ihn zu bekämpfen, und daß er deshalb seinen Leuten Befehl gegeben habe, sich im Gebirge zu zerstreuen. Ich war über die Vereitelung meiner Absicht sehr enttäuscht und ging sehr kleinmütig nach Dara zurück. Später wagte sich Sultan Harun aus seinen Bergen herab, brandschatzte nach Gewohnheit, wurde aber nach anstrengenden Eilmärschen bei den Steinhügeln von Rahat en Nabak von mir eingeholt und verlor im Kampfe 160 Gewehre, vier große kupferne Kriegstrommeln, sämtliche Fahnen und zwei Pferde; wir hatten 14 Tote und etwa 20 Verwundete, die Verluste Haruns waren weitaus bedeutender als die unsrigen. Bald aber hatte er sich wieder erholt, seine Leute um sich versammelt und war nach Dar Gimmer gegangen. Hier überfiel er die Araber, erbeutete Kamele und Rinderherden und tötete einige Kaufleute, die ihm samt ihren Waren in die Hände gefallen waren. Der Mudir dieser Provinzen — Nur Bey Angerer — zog gegen ihn. Mit seiner bekannten Schnelligkeit legte er den über zwei Tagereisen weiten Weg in kaum 26 Stunden zurück. Beim ersten Morgengrauen

überfiel er den nichts ahnenden Sultan Harun in seinem Lager. Harun wollte rasch sein Pferd besteigen, als ihm der Steigbügelriemen riß. Dies war nach dem herrschenden Aberglauben ein böses Zeichen. Man brachte ein zweites Pferd. Eben im Begriffe, seinen Fuß in den Steigbügel zu setzen, wurde Harun von einer Kugel seitwärts in die Brust getroffen und stürzte tot unter dem Tiere zusammen. Nur Angerer ließ ihm den Kopf abschneiden und sandte ihn als landesüblichen Beweis des Sieges nach Faschér. Dem Lande war von nun an eine gewisse Ruhe gesichert.

2. Die ersten Nachrichten über den neuen Feind: den Mahdi.

Im Januar 1881 bat ich den Generalgouverneur*), nach Khartum kommen zu dürfen, da ich ihm Vorschläge über die Verwaltung des Landes und die Rekrutierung zu machen hätte, überdies auch am Fieber leide und mir eine Luftveränderung erwünscht wäre. Ende Januar verließ ich Dara. Der Generalgouverneur eröffnete mir, daß er seiner Hoheit dem Khedive Tewfik (in Kairo) den Vorschlag gemacht habe, mich zum Mudir ʿUmum (Obergouverneur) von ganz Darfor mit dem Titel eines „Bey“ zu ernennen. Völlig wiederhergestellt, verließ ich am 29. März 1881 Khartum in Begleitung des Bischofs Comboni und des Paters Joseph Ohrwalder, welch letzterer die Leitung der in Delen neugegründeten Mission übernehmen sollte. Wer hätte damals, als wir uns in el Obeid (Hauptstadt von Kordofan) trennten, geahnt, unter welch traurigen Verhältnissen ich und Ohrwalder uns wiedersehen sollten! Auf dem Wege nach Faschér erhielt ich die telegraphisch verfügte Ernennung zum Mudir ʿUmum von Darfur mit dem Befehle, nach Faschér zu gehen und die Geschäfte zu übernehmen (20. April 1881). Ich fand eine Mißwirtschaft vor, von der man sich kaum eine Vorstellung zu machen vermag. Vom Mudir angefangen bis zum letzten Schreiber, die Gerichtsbeamten nicht ausgenommen, waren beinahe alle in Prozesse wegen Unterschlagung, unsitt-

*) Rauf Pascha in Khartum, da Gordon den Posten damals aufgegeben.

lichen Lebenswandels, Ehrenbeleidigung u. s. w. verwickelt, jeder Kläger und Beklagter zugleich. Es wäre, wenn nicht überhaupt unmöglich, eine Arbeit für Jahre gewesen, sich in diesem Wirrwarr von Lüge und Schlechtigkeit zurechtzufinden. Die Notwendigkeit zwang mich, einige dieser Prozesse schlecht und recht auszutragen, die große Masse von Klagen und Gegenklagen legte ich ad acta.

Eines Tages war ich auf einer Inspektionsreise nach der Westgrenze von Darfur begriffen, als ich in der Steppe von einigen Reitern eingeholt wurde, die mir eine dringende Depesche des Generalgouverneurs überbrachten. Es war ein französisches Chiffretelegramm und lautete etwa:

„Derwisch Mohammed Achmed (**der Mahdi**) vom Gouverneur von Faschoda ohne Befehl angegriffen. Der Gouverneur und seine Truppen vollständig vernichtet. Aufregung groß. Sogleich nötige Maßregeln treffen und Verbindung Unzufriedener mit den Derwischen verhindern."

Wohl war mir schon früher erzählt worden, daß ein religiöser Scheich durch Widerspenstigkeit und Aufwiegelung der Landleute der Regierung Schwierigkeiten bereite; doch legte ich, da ich hierüber keine amtlichen Mitteilungen erhalten hatte, diesen Nachrichten kein Gewicht bei und glaubte diesen Zwischenfall längst beendet. Nun schien diese Erhebung durch die Niederlage des Mudirs von Faschoda plötzlich unvorhergesehene Ausdehnung angenommen zu haben.

Mohammed Achmed (der spätere Mahdi) war in Dongola am Nil geboren und gehörte einer armen, beinahe unbekannten Familie an, deren Mitglieder behaupteten, von dem Propheten abzustammen und Edle zu sein. Mohammed Achmed hatte in frühester Jugend mit seinem Vater die Heimat verlassen und war nach Khartum gegangen. Sein Vater, der ein gewöhnlicher Fakir (Priester) war und ihn in den Anfangsgründen des Schreibens und Koranlesens unterrichtet hatte, starb auf der Reise. Wegen seiner besonderen Frömmigkeit wurde der Knabe bald bei seinem Religionslehrer beliebt; er bildete sich bei dem damals bekannten Gelehrten Mohammed el

Eher in Berber in der Theologie aus, gewann sich durch Fleiß und Frömmigkeit die Zufriedenheit seines Lehrers, sowie durch sein stets gefälliges, anspruchsloses Wesen die Zuneigung seiner Mitschüler. Zum Manne gereift, ging er nach Khartum; er ließ sich auf einer Nilinsel (südlich von der Stadt) nieder und lebte mit seinen Jüngern vom Ackerbau und den milden Gaben, welche man dem frommen Manne gern reichte. Als der Obere seines Ordens beim Feste der Beschneidung seiner Söhne auch Gesang und Tanz gestattete, erklärte der fromme Fakir (Mohammed Achmed) diese Spiele für ein Vergehen gegen die göttlichen Gesetze; sein Meister nannte ihn in Gegenwart aller Ordensglieder einen Verräter und Aufwiegler und stieß ihn aus dem Orden aus. Mehrmals erschien Mohammed Achmed vor seinem Meister als Büßender, den Hals in der Scherba (dem gegabelten Baumaste), den Oberkörper entblößt, Kopf und Leib mit Asche bestreut; doch „gehe du Dongolaner, der Gott nicht fürchtet und sich gegen seinen Lehrer und Herrn auflehnt; du bestätigst die Worte der öffentlichen Meinung: der Dongolaner ist ein mit der Haut eines Menschen überzogener Teufel," herrschte ihn der Obere an. Er suchte nun Aufnahme in einen anderen Orden; wohl wurde ihm jetzt von seinem ersten Meister volle Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine früheren Rechte angeboten, doch mit Stolz wies er sie nun zurück. Dadurch wurde sein Name im ganzen Sudan bekannt; denn es war noch nie dagewesen, daß ein untergeordneter Fakir die ihm angetragene Verzeihung seines Oberen ausgeschlagen hatte; er wurde der Held des Tages; angesehene Persönlichkeiten erbaten den Segen des frommen Mannes, und das Volk drängte sich zu dem neuen Heiligen. In Flugschriften forderte er alle seine Vertrauten auf, als rechtgläubige Mohammedaner alle Kraft einzusetzen, den hereinbrechenden Verfall der Religion hintanzuhalten, da von der Regierung in dieser Beziehung nichts zu erwarten sei, sondern im Gegenteil die Beamten derselben die Religion beschimpften und verhöhnten. Im geheimen begann er seinen Vertrauten die Mitteilung zu machen, daß er dazu erkoren sei, die Religion des Propheten zu reformieren, und bat um ihre Unterstützung. Er bezeichnete sich stets nur als den Sklaven Gottes,

der — durch höheren Befehl gezwungen — diese Aufgabe auf sich genommen habe, ohne zu wissen, ob er derselben auch würdig sei.

Auf einer Reise nach Kordofan fand er Gelegenheit, die Verbindung mit den stärkeren und mutigeren Stämmen des Westens insgeheim herzustellen; die große Unzufriedenheit der ärmeren Bevölkerung mit dem ägyptischen Regiment war seinem scharfen Blicke nicht entgangen; er überzeugte sich, daß sie gewiß gern die Gelegenheit ergreifen würden, aus Liebe für Gott und die Religion zu siegen oder zu sterben: Mohammed Achmed gab sich für den Mahdi el Monteser (den erwarteten Erlöser) aus. War er einmal als das religiöse Oberhaupt anerkannt, so hoffte er dann leicht, mit seinen fanatisierten Glaubensgenossen die ihm verhaßten Fremdlinge: Türken, Ägypter und Europäer, aus dem Lande jagen zu können.

Der damalige Generalgouverneur Rauf Pascha war über sein bedenkliches Treiben unterrichtet, sandte einen Dampfer nach Abbo und ließ den neuen Propheten auffordern, nach Khartum zu kommen zu seiner Rechtfertigung. Da sprang Mohammed Achmed wild empor, schlug sich mit geballter Faust auf die Brust und rief mit lauter Stimme: „Durch Gott und des Propheten Gnade bin ich der Herr des Landes! Nie werde ich Khartum betreten, mich zu verantworten.“ Nun sandte er Rundschreiben an alle ihm geeignet scheinenden Personen, um sie gegen die Regierung aufzustacheln; seinen eignen Leuten befahl er, sich für den Glaubenskrieg bereit zu halten. Zwei gegen ihn vom Generalgouverneur abgesandte Kompagnien vernichtete er, als sie ihn nachts überfallen wollten, auf seiner Insel und wandte sich nun nach dem Süden Kordofans, um von Khartum weiter entfernt zu sein. Eine ihm nachgesandte Heeresabteilung wurde aufgerieben. Er stellte seine Siege als Wunder des Himmels und als neue Beweise seiner göttlichen Sendung dar. Er forderte alle Gläubigen zum heiligen Kriege auf, nannte seine Anhänger Ansar und versprach allen denjenigen, die im heiligen Kampfe für Gott und Religion fallen sollten, die ewigen himmlischen Freuden, den Überlebenden aber vier Fünftel der gemachten Beute. Hierdurch

erregte er die Hauptleidenschaften der Bevölkerung des Sudan: Fanatismus und Habsucht.

Durch den Sieg über das 6000 Mann starke Heer des sorglosen Jusuff esch Schellali im Juni 1882 bei Faschoda war ihm thatsächlich ganz Kordofan in die Hand gegeben. Nun hatte er auch Geld, Pferde, Waffen, Munition gewonnen und benutzte die Kriegsbeute dazu, den Oberhäuptern der ihm zuströmenden Massen Geschenke zu machen. Die nomadisierenden Araber ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, sich einer ihrem Charakter und ihren Neigungen seit jeher entsprechenden Thätigkeit zuzuwenden: unter dem Deckmantel der Religion plünderten und mordeten sie nach Herzenslust im Lande, dessen Bewohner ihrer Angabe nach noch immer zu den verhaßten Türken und ihrer Regierung hielten.

Am 18. Januar 1883 sah sich der Gouverneur von el Obeïd (Hauptstadt von Kordofan) gezwungen, infolge der entsetzlichsten Hungersnot dem Mahdi seine Unterwerfung anzuzeigen. Derselbe empfing ihn und seine Offiziere freundlich, reichte jedem von ihnen die Hand zum Kusse und sprach allen seine Verzeihung aus. Man sagte dem Gouverneur, es sei bekannt, daß er große Reichtümer besitze, er möge deren Aufbewahrungsort angeben. Er leugnete, ein Vermögen zu haben; doch durch schlaues Ausholen der Diener hatte der Mahdi das Versteck der Schätze erfahren und sprach zu dem Nichtsahnenden: „Du hast mir Treue zugeschworen mit einem heiligen Eide, warum weigerst du dich, dein Vermögen herauszugeben? Es ist Sündengeld! Hoffst du vielleicht, noch weiter Schätze zu sammeln?" — „O Mahdi!" erwiderte Mohammed Pascha (der Gouverneur) rasch, „ich habe weder Sünden noch Geld, ich kann also nichts herausgeben, thue mit mir, was dir beliebt." — „Du hältst mich also noch immer für einen gewöhnlichen Menschen? Verblendeter! wisse, daß ich der Mahdi el Monteser bin, den der Prophet benachrichtigt hat, daß dein Vermögen in deinem Zimmer verborgen ist. Achmed, geh in sein Zimmer, hebe die Ziegel aus der linksseitigen Wand, dort wirst du den Schatz des Türken finden, den du mir hierher bringst." — Man schleppte eine Blechkiste herzu. Es waren, wie man mir erzählt

über 7000 Goldstücke in der Kassette. „Achmed," sagte der Mahdi, „trage das Geld in die Staatskasse und verteile es unter die Bedürftigen." — „Du, der du Entsagung predigst," erwiderte stolz der teilnahmlos vor sich hinbrütende Mohammed Pascha, „hast jetzt meinen Schatz genommen und wirst nach Gutdünken mit demselben verfahren." Er stand auf und entfernte sich ruhig. Der Mahdi sah ihm finstern Blickes nach: „Der taugt nicht für uns," sprach er leise vor sich hin.

Auf mich übte die Nachricht von der Kapitulation von el Obeïd, die mir ein bekannter Kaufmann aus Dara brachte, einen niederschmetternden Eindruck aus, um so mehr als mir im Kampfe mit den Parteigängern des Mahdi bei Omm Waragat von meinen 8500 Mann nur 900 geblieben waren, und mein Ansehen unter dem Gerüchte litt, daß die neue Regierung von Ägypten alle Nichtägypter aus ihren Stellungen entlassen, die Christen aber ausgewiesen und ihre Habe als Staatseigentum erklärt habe. Ich selbst wäre auch längst meiner Stellung enthoben worden, es sei jedoch der neuen Regierung wegen der unterbrochnen Postverbindung noch nicht möglich gewesen, mir meinen Entlassungsbefehl zustellen zu lassen. Obwohl meine Lage dadurch erschwert wurde, machte ich mir darum noch keine übergroßen Sorgen und hielt mich an das arabische Sprichwort: „Der Hund bellt, aber das Kamel schreitet unbekümmert weiter." In wenigen Tagen zeigte sich die Wirkung der jüngsten Unglücksbotschaft bei den verschiedenen Araberstämmen, die fast alle die Zeit für gekommen hielten, angriffsweise gegen die Regierung vorzugehen.

Die Vereinigung unsrer Streitkräfte in Faschér und Dara schien vor allem notwendig. Durch meine zwei Kundschafter, welche von Kordofan zurückkehrten, erhielt ich die erfreuliche Nachricht, daß die Regierung in Khartum große Truppenmassen vereinige, um Kordofan wieder zu erobern; allerdings würde es noch geraume Zeit in Anspruch nehmen, bis die Expedition zum Abmarsch bereit sei. Ich ließ dieser Nachricht die größtmögliche Verbreitung geben. Leider hatte man meinen Soldaten die Meinung beigebracht, daß sich die großen Verluste, die wir in der letzten Zeit gehabt, leicht aus meiner Ungläubigkeit er-

klärten. Meine Diener erzählten mir, daß in einem Hause von Dara täglich Versammlungen stattfänden, eine größere Zahl meiner Soldaten zur Desertion zu bewegen. Ich ließ die sechs Rädelsführer, sämtlich Unteroffiziere, festnehmen. Das Urteil des Kriegsgerichts lautete auf „Tod“. Es mußte ein Exempel statuiert werden, und ich bestätigte, so schwer es mir auch wurde, das Todesurteil. Es wurde sofort vollstreckt in Gegenwart der gesamten Mannschaft. Abends befragte ich Mohammed Farag, der zu den gebildeten Offizieren gehörte, welchen Eindruck die Strafe auf die Soldaten gemacht habe. Er erklärte mir, daß die Leute mir Dank wüßten für meine besondre Milde, daß die mitverwickelte Mannschaft nicht zur Verantwortung gezogen sei. „Obwohl die Leute früher,“ fuhr er fort, „die von dir geübte Strenge nicht kannten, sind sie dir doch gewogen. Du bist bei ihnen beliebt geworden, weil du darauf siehst, daß ihnen die Löhnung pünktlich ausbezahlt wird; du bist freigebig und verteilst gewöhnlich die Beute unter sie, was von ihnen hochgeschätzt wird; aber in diesem Jahre sind die Verluste allzu groß gewesen und deshalb beginnen die Leute, des Kampfes müde zu werden.“ Als ich ihn wiederholt bat, aufrichtig zu reden, sah er mir in die Augen: „Du verlangst Wahrheit, gut! Man macht dir nicht deine Abstammung zum Vorwurf, sondern deinen Glauben. Jetzt weißt du es!“ — „Und wenn ich mich als Mohammedaner bekenne, würden mir meine Soldaten glauben, würde sich ihr Vertrauen zu mir erhöhen und ihre Siegeshoffnung neu beleben?“ — „Gewiß würden sie dir glauben.“ — Nach Sonnenaufgang gab ich ihm den Befehl, sämtliche Truppen der Garnison ausrücken zu lassen und mich zu erwarten. Da ich streng religiös erzogen war, aus Überzeugung immer ein guter Christ gewesen bin, so kostete mich der Schritt, den ich thun wollte, trotz aller Vernunftgründe ein größeres Maß von Überwindung, als ich vorausgesetzt hatte.

Ich begab mich mit den Offizieren in das Innere des Carrés. „Soldaten,“ sprach ich, „wir haben schwere Zeiten durchzumachen. Ihr habt bisher tapfer und treu bei mir ausgehalten, und ich bin überzeugt, ihr werdet es auch ferner thun. Wir kämpfen für den Herrn des Landes, für unsern Herrn, den

Khedive (von Ägypten), wir kämpfen aber auch für unser Leben. Ich habe stets Leid und Freude mit euch geteilt, mein Leben ist nicht mehr wert als das eure." — „Gott verlängere dein Leben, Gott erhalte dich!" riefen die Soldaten. — „Ich habe zu meinem Erstaunen gehört," fuhr ich fort, „daß viele von euch mich als einen Fremden und einen Ungläubigen betrachten. Auch ihr gehört nicht alle demselben Stamme an, und wenn auch mein Geburtsland weit von hier liegt, bin ich kein Fremder mehr im Lande, sondern längst der eurige geworden. Ich bin nicht ungläubig, sondern gerade so gläubig wie ihr selbst." — Sie schwangen freudig ihre Waffen und riefen mir ihre Glückwünsche zu. Die Offiziere näherten sich und schüttelten meine ihnen dargereichte Hand. Als wieder Ruhe eingetreten war, versprach ich ihnen, von heute an jeden Freitag öffentlich mit ihnen das Gebet zu verrichten, ließ das Carré auflösen und die Leute einrücken. Damit war die Sache erledigt.

3. Die Mahdistengefahr wächst wie eine Lawine, die schließlich auch Slatin unter sich begräbt.

Männer, Weiber und Kinder strömten zu Hunderttausenden nach el Obeïd, um den Mahdi zu sehen und das Glück zu erlangen, ein Wort aus seinem Munde zu erhaschen, und die unwissende Menge sah in ihm nur das, wofür er sich ausgab: den von Gott gesandten Mann. Er verstand es, in Kleidung und Worten den äußeren Schein zu wahren, der ihn bei diesen leichtgläubigen Massen in den Ruf der Heiligkeit brachte. Doch im Innern des Hauses hatte er längst begonnen, sich dem Wohlleben hinzugeben. Die schönsten Mädchen wurden aus der Beute gesondert und seinem Harem einverleibt, und ausgesuchte Dienerinnen, die er den hohen Beamten und reichen Leuten weggenommen, sorgten für seinen Tisch. Vor der Menge allerdings erschien er stets mit Worten der Entsagung auf den Lippen.

Die Regierung in Khartum wollte so rasch als möglich und um jeden Preis den Schein der Macht wiederherstellen. Dieser Zweck sollte durch eine Armee unter dem Oberbefehl des

englischen Generals Hicks erreicht werden. Anfang September 1883 verließ er mit 10000 Mann Khartum, um nach Duem am weißen Nil zu gehen. Wußte man in Khartum nicht, daß die Gewehre des Mahdi jetzt in die Hände von Männern gelangt waren, die auch verstanden, sie zu gebrauchen? Standen nicht jetzt im Dienste des Mahdi Sklavenhändler, Basinger, Elefanten- und Straußenjäger, Tausende von regulären und irregulären Soldaten, die ehedem für die Regierung gekämpft? Die 10000 Mann der Regierungsarmee hatten in einem Carré, in dessen Mitte 6000 Kamele untergebracht waren, mit Kruppschen Kanonen ausgerüstet, ein Gebiet zu durchziehen, das fast durchweg mit dichten Bäumen und mannshohem Grase bewachsen war. Dazu waren am Wege nur sehr wenig Brunnen. General Hicks war sich über seine Lage vollkommen klar. Die von einem Freunde in Duem an ihn gerichtete Frage: wie er über seine Lage denke, beantwortete er ruhig: „Nun wohl, ich komme mir vor, wie Jesus Christus unter den Juden.“ Gegen seine Überzeugung begann er den Feldzug, weil er fand, es sei unvereinbar mit seiner Ehre, den Vormarsch zu verweigern.

Man marschierte nicht, sondern schlich wie eine Schildkröte langsam vorwärts. Die Kamele konnten nicht auf die Weide getrieben werden; sie waren auf das, was sie im Carré an Futter fanden, beschränkt; es war zu wenig, und sie gingen in großer Zahl zu Grunde. Der Hunger zwang sie, sogar die Strohpolster ihrer Sättel aufzufressen, so daß das harte Holz ohne Kissen auf ihrem Buckel lag und Wunden erzeugte.

Als der Mahdi von dem Anmarsch der Armee hörte, verließ er el Obeïd und schlug sein Lager unter dem nächst der Stadt stehenden Affenbrotbaume auf, um den Feind zu erwarten. Er hielt täglich Heerschau, ließ die Kriegstrommel schagen, Kanonen abschießen, um die Leute und Pferde auf die bevorstehende Schlacht vorzubereiten. Ein gewisser Gustav Kloß, ein früherer preußischer Unteroffizier aus Berlin, der als Diener die Expedition unter General Hicks mitmachte, sah sich durch den voraussichtlichen Untergang derselben veranlaßt, zu desertieren. Unbekannt mit dem Lande, irrte er lange umher, bis er bei Tages-

meine Leute den uns feindlichen, bisher bekämpften Araberstämmen auszuliefern. Nach längerem Hin- und Herreden kamen wir endlich darin überein, daß ich einen meiner Leute, und zwar einen Weißen (den Ägypter Achmed el Kritli), dem zwei ihrer Leute beigegeben würden, mit Briefen an den Mahdi nach el Obeïd absenden sollte, um ihm meine Bereitwilligkeit, mich zu unterwerfen, anzuzeigen.

Am Nachmittage trafen wir uns an derselben Stelle, und ich ließ den bereitgehaltenen Brief an den Mahdi vorlesen; derselbe lautete ungefähr:

„Im Namen Gottes des Gütigen und Barmherzigen! Vom Sklaven seines Gottes Abd el Kadir Saladin (Slatin) an den Mohammed el Mahdi; möge ihn Gott beschützen und seine Feinde besiegen! Amen. Seit langer Zeit verteidige ich das mir von meiner Regierung anvertraute Gut, doch gegen den Willen Gottes ist nicht zu kämpfen. Ich erkläre hiermit, mich demselben zu unterwerfen, doch nur unter der Bedingung, daß du einen deiner Verwandten zu mir sendest, der durch dich genügende Vollmacht besitzt, das Land von mir zu übernehmen und in Ruhe zu beherrschen. Ich verlange von dir das Versprechen, sämliche in der Befestigung befindliche Männer, Frauen und Kinder an Leib und Leben zu schützen. Alles andre bleibt deiner Großmut anheimgestellt!" —

Der Brief wurde von sämtlichen Anwesenden für gut befunden, in ihrer Gegenwart versiegelt und Achmed el Kritli übergeben.

Nun kamen für mich Tage bangster Erwartung. Ich wußte, daß die Armee Hicks Paschas um diese Zeit in der Nähe von el Obeïd eintreffen, und daß es jetzt zum Entscheidungskampfe kommen mußte, von welchem unser Wohl und Wehe abhing. Ende November erst nahmen alle Zweifel ein trauriges Ende, ich erhielt von verläßlicher Seite die erschütternde Nachricht von der vollständigen Niederlage des von General Hicks befehligten Heeres. Verzweiflung bemächtigte sich aller, nach so vielen ausgestandenen Mühen und Beschwerden nun doch dem Feinde ausgeliefert zu sein. Und kein Ausweg, diesem Schicksale zu entrinnen! Am 20. Dezember kam Achmed el Kritli selbst blut-

befleckt zu den Thoren der Befestigung und wurde zu mir gebracht. Er schilderte in lebhaften, schrecklichen Farben die grausige Niederlage der Hicks'schen Armee, bei welcher er selbst gegenwärtig war. Er brachte mir ein Schreiben Zogals (Verwandter des Mahdi, früher in Slatins Diensten), worin mich derselbe zur Übergabe aufforderte, indem er mir zum Beweise der Niederlage des ägyptischen Corps zugleich mehrere Diplome hoher Offiziere und die Tagebücher zweier Obersten übergeben ließ.

Meine Offiziere beschlossen einstimmig, sich dem Mahdi bezw. Zogal Bey zu ergeben, da jeder — bis auf den letzten Mann — wisse, daß wir auf Entsatz nicht mehr zu hoffen hätten. Ich versprach, die Sache gründlich zu überlegen und überblickte meine Lage in langen, schlaflosen Stunden. Vier Jahre hatte ich mich ehrlich bemüht, das Ansehen der Regierung in der meiner Fürsorge anvertrauten Provinz aufrecht zu erhalten, zuerst gegen örtliche Aufstände (einzelner Stämme), später gegen die allgemeine fanatische Bewegung. Nach allen Anstrengungen und manchen überstandenen Gefahren war ich nun so weit gekommen, mich dem Feinde zu ergeben! Und welchem Schicksale ging ich entgegen! Doch es gab keinen andern Ausweg als die Unterwerfung. Mit diesem Entschlusse stand ich auf und kleidete mich — vielleicht zum letztenmal für viele Jahre — in die Uniform, die in Ehren zu halten ich stets mein Äußerstes gethan zu haben glaubte, und die ich nun bald gegen den Mahdistenkittel würde umtauschen müssen, in welchem ich eine mir neue Rolle im Leben spielen sollte. Ich war entschlossen, sie durchzuführen und erkannte als meine Aufgabe, meine Schlauheit gegen die meiner neuen Herren zu gebrauchen. Wer wird Sieger bleiben?



Am 23. Dezember traf ich zur Begegnung mit Zogal in Scheria zusammen. Ich stieg vom Pferde, er drückte mich nach den üblichen Begrüßungsformeln an seine Brust und versicherte mich seiner dauernden Freundschaft. Nachdem wir uns gesetzt, übergab er mir den Brief des Mahdi. Dieser zeigte mir die Ernennung Zogals zum Emir des Westens (Darfur) an, gewährte mir vollkommene Verzeihung, sicherte mir standesgemäße Behandlung, Nachsicht und Milde gegen alle früheren Ange-

stellten der Regierung zu. — Gegen abend am 24. Dezember, als wir in der Nähe von Dara lagerten, kamen uns bereits viele der Bewohner der Stadt und auch einige Angestellte und Offiziere entgegen, um Zogal zu begrüßen; sie hatten schon den Mahdistenkittel zu ihrer Kleidung gewählt. Es ist Weihnachten! Heute wird in der fernen Heimat dieses schöne Fest im Kreise glücklicher Menschen gefeiert, während ich hier als Besiegter, einsam und verloren, die Reste der mir anvertrauten Streitmacht dem Feinde ausliefern mußte. Ich betrauerte mein Schicksal und klagte es an, daß es mir nicht gegönnt hatte, wie so viele meiner Kameraden auf dem Felde der Ehre zu fallen, sondern mich gezwungen hatte, diesen Tag zu erleben. Die Stunden sind die traurigsten in meinem Leben gewesen.

Hier wie später in Faschér begann Zogal, nachdem die Waffen abgeliefert und die Befestigung besetzt worden war, die Vermögenseinziehung unter grausamen Mißhandlungen. Major Hamada, der behauptete, kein Geld zu besitzen, jedoch von einer seiner Sklavinnen beschuldigt wurde, es vergraben zu haben, wurde drei Tage lang mit täglich 1000 Hieben gepeitscht; doch vergeblich; eher hätte ein Holzblock sich bewegt, als Hamada unter den Peitschenhieben seiner Feinde ein Geständnis abgelegt hätte. Auf ihre Fragen, wo das Geld sei, antwortete er immer mit den Worten: „Wohl habe ich Gold und Silber vergraben, doch soll es mit mir unter der Erde ruhen.“ Bei meiner Ankunft in Faschér suchte ich sofort meinen alten Major auf. Ich fand ihn in einem geradezu gräßlichen Zustande. Die Wunden, die seinen Leib von den Schulterblättern bis zu den Kniekehlen bedeckten, waren alle in Eiterung übergegangen, und trotzdem übergossen ihn seine Feinde noch täglich mit kaltem Wasser, worin sie Salz aufgelöst und in das sie Sudanpfeffer geschüttet hatten, um ihn durch die so immer neu erregten brennenden Schmerzen endlich zum Geständnisse zu bringen. Ich eilte zu Zogal und bat ihn dringend, mir aus Rücksicht auf unsre einstige Freundschaft den Armen zu überlassen. „Gut,“ sagte er höhnisch, „aber nur dann, wenn du einen Fußfall für ihn thust.“

Ein Fußfall gilt im Sudan als die größte Demütigung.

Mir stieg das Blut zum Kopfe, doch um den Ärmsten zu retten, war es nicht zu viel. Schnell entschlossen kniete ich vor Zogal nieder und legte meine Hände auf seine bloßen Füße. Mit rascher Bewegung zog er sie zurück und hob mich empor; er selbst schien sich zu schämen, das Opfer von mir verlangt zu haben. — Meine Diener trugen Hamada in meine Wohnung. Ich reinigte seine Wunden und ließ frische Butter darauf legen, um ihm die Schmerzen wenigstens etwas zu stillen; zu retten war er nicht mehr. Am vierten Tage rief er mich an sein Lager: „Freund," stöhnte er leise, „ich fühle, meine Stunde ist gekommen; möge Gott dir vergelten, was du an mir gethan hast. Gott ist barmherzig!" Er hatte ausgelitten; feuchten Auges sah ich auf die Leiche; was werde ich noch durchzumachen haben, bis auch ich endlich zur Ruhe eingehe? — Um die Mitte des Monats Mai 1884 ließ mich Zogal zu sich rufen und teilte mir mit, daß der Mahdi den Wunsch ausgesprochen habe, mich persönlich kennen zu lernen. Ich solle meine Vorbereitungen zur Reise treffen.

4. Slatin erlebt in der Gefangenschaft Khartums Fall, Gordon's und des Mahdi Tod.

Am 18. Februar 1884 kam Gordon in Khartum an, von den Angestellten und der Stadtbevölkerung freudigst begrüßt; hatte man doch die sichere Überzeugung, daß die Regierung einen Mann wie Gordon gewiß nicht im Stiche lassen werde. Er kam freilich nur mit einer kleinen persönlichen Begleitmannschaft nach Khartum; schon hierin zeigte sich, daß er sich über die Lage der Dinge, die Stimmung der Landbevölkerung und über den Einfluß seiner bloßen Persönlichkeit getäuscht hatte. Außerdem war es eine besonders unglückliche Idee, den Willen der ägyptischen Regierung: den Sudan sich selbst zu überlassen und nur die Garnison zurückzuziehen, durch eine öffentliche Erklärung bekannt zu machen. Er war beliebt gewesen, doch nur in Darfur und den Negerländern der Äquatorialprovinzen; doch jetzt hatten diese Stämme einen Mahdi, der Wunder wirkte und wie ein Gott verehrt wurde, und Gordon war schnell vergessen. Er richtete alsbald nach seiner Ankunft

ein Schreiben an den Mahdi, worin er ihm Frieden anbot, seine Geneigtheit aussprach, ihn als Sultan von Kordofan anzuerkennen, den Sklavenhandel freizugeben, wogegen er die Freilassung der Gefangenen begehrte. Der Mahdi war genau unterrichtet, daß der Generalgouverneur nicht über eine große Truppenmacht verfügte und fand es daher um so sonderbarer, etwas angeboten zu erhalten, was er längst besaß und ihm, wie es schien, auch nicht mehr genommen werden konnte. In diesem Sinne lautete auch seine Antwort, und er forderte überdies Gordon auf, sich zu ergeben, wenn er sein Leben retten wollte.

Da sich in el Obeïd infolge der gewaltigen Menschenansammlung Wassermangel fühlbar machte, entschloß sich der Mahdi, sein Lager nach dem eine Tagereise weit entfernten Rahat zu verlegen und verließ el Obeïd zu Anfang des Monats April. In Rahat angekommen, befahl er, einstweilen Hütten aus Stroh zu errichten. Er selbst beschäftigte sich jetzt anscheinend nur mit der Erfüllung seiner religiösen Pflichten und der Verrichtung der öffentlichen Gebete.

Um diese Zeit traf ich mit meinen zwei Begleitern in Rahat ein, und wurde vom Chalifa (dem Stellvertreter des Mahdi) feierlich begrüßt. Er drückte mich an seine Brust und sagte: „Gott sei gepriesen, daß er uns vereinigt! Wie befindest du dich nach der Anstrengung der Reise?“ „Ja, Gott sei gepriesen, daß er mich diesen Tag erleben ließ,“ erwiderte ich, „dein Anblick läßt mich die Anstrengungen der Reise vergessen.“ Ohne diese schmeichlerische Höflichkeit geht es nicht ab.

Etwa zwei Stunden nach Mittag ließ mir der Chalifa sagen, daß ich die Gebetswaschungen vornehmen und mich zum Gange nach der Moschee bereit halten sollte. Nach wenigen Minuten kam er selbst und hieß mich ihm folgen. Der Betplatz war gedrängt voll Menschen; als der Chalifa ankam, machte man ihm ehrerbietig Platz, breitete Schaffelle aus, auf denen ich mich auf Weisung des Chalifa neben ihm niederließ. Einige Minuten später erschien der Mahdi selbst (seine Wohnung, die aus einer Reihe größerer Strohhütten bestand, war mit Dornen eingezäunt). Der Chalifa hatte sich erhoben, und auch ich sowie meine zwei Begleiter, die hinter uns saßen, standen

auf, während alle andern ruhig sitzen blieben. Das Gebetsfell war für den Mahdi als Imam (Vorbeter) vor unserem Platze ausgebreitet, und er mußte also auf uns zugehen. Ich war etwas vorgetreten; er begrüßte mich mit: „Salam aleikum“ (Friedensgruß), was wir alle mit: „Aleikum es salam“ erwiderten. Er reichte mir die Hand zum Kusse, dann auch meinen zwei Begleitern, lud uns ein, uns zu setzen und hieß uns willkommen.

„Bist du zufrieden?“ wandte er sich zu mir. — „Gewiß,“ antworte ich ihm, „da ich in deiner Gegenwart weile, fühle ich mich wohl.“ — „Gott segne dich! Oft, wenn ich von deinen Kämpfen gegen meine Anhänger hörte, flehte ich zu Gott, daß er dich bekehren möge, und Gott und sein Prophet haben mich erhört. Sowie du deinem frühern Herrn für eitlen Lohn in Treue zugethan warst, so diene jetzt auch mir; denn wer mir dient und meine Worte hört, der dient der Religion und seinem Gotte; er wird glücklich sein auf Erden wie im Jenseits.“ Wir versprachen alle, ihm treu und ergeben zu sein. Er berief uns näher zu sich und hieß uns am Rande seines Schaffelles niederknieen. Dann legten wir unsre Hand in die seinige, sagten die uns vorgesprochnen Worte des Eides nach und waren nun in die Reihe seiner nächsten Anhänger aufgenommen. — Als das Gebet beendigt war, wurde von allen Anwesenden mit aufgehobenen Händen der Sieg für die Gläubigen von Gott erfleht, und darauf begann der Mahdi mit seinen Lehren. Es bildete sich ein dichter Kreis um ihn. Ich hatte hinlänglich Gelegenheit, ihn genau zu betrachten. Er war von hoher, breitschultriger Gestalt und lichtbrauner Hautfarbe, hatte derbe Körperformen, einen auch im Verhältnis zu diesen fast noch zu großen Kopf mit leuchtenden schwarzen Augen; ein dunkler Bart umrahmte sein Gesicht, beide Wangen waren durch drei Einschnitte tättowiert. Er hatte die Gewohnheit, immer zu lächeln und sein weißes Gebiß zu zeigen. Er trug ein etwas zu kurzes, vielfach geflicktes Derwischgewand, das jedoch sauber gewaschen und mit allen Arten von Wohlgerüchen besprengt war. Erst nach Sonnenuntergang bat ich um die Erlaubnis, zum Chalifa (der sich sehr bald aus dem öffentlichen Gebete zu entfernen

pflegte) zurückkehren zu dürfen; doch vermochte ich kaum, mich vom Boden zu erheben, da meine Kniee von der stundenlangen, ungewohnten und naturwidrigen Sitzart furchtbar schmerzten.

Ich hatte meine Strohhütten mit Erlaubnis des Khalifa bezogen. Einige Tage später verbreitete sich das Gerücht, daß Haggi Mohammed Abu Gerger von Gordon angegriffen, nicht unerheblich verwundet und von Khartum, das er belagert hatte, vertrieben worden sei, so daß die Stadt von ihren Belagerern jetzt vollständig befreit sei. Freudigen Herzens hörte ich diese Nachricht, obschon ich auch den geringsten Anschein eines Interesses an dieser Kunde sorgfältig zu verbergen bestrebt war. Die Bewohner von Khartum hatten zwar anfangs ihren neuen Generalgouverneur mit Mißtrauen betrachtet, weil sie fürchteten, daß er in Gemäßheit der Bekanntmachung nur gekommen sei, die Garnison zu retten; erst allmählich verstanden sie und gelangten zur Überzeugung, daß er bereit sei, mit ihnen zu siegen oder zu fallen.

Nun vereinigte sich die Bevölkerung des ganzen Dreiecks zwischen weißem und blauem Nil, um Khartum zu belagern. Nachdem wir das Fest des Ramadhan gefeiert hatten, gab der Mahdi öffentlich bekannt, daß er vom Propheten den Befehl erhalten habe, nach Khartum zu gehen. Die meisten Einwohner des Landes waren aus Fanatismus und Habsucht gern bereit, dem Aufrufe des Mahdi zu folgen, und so entstand eine wahre Völkerwanderung, wie sie der Sudan wohl nie gesehen hatte. Wir verließen Rahat am 22. August 1884. Wir marschierten stets nur vom Morgen bis zum Mittag und kamen also nur langsam vorwärts. Endlich hatten wir uns Khartum bis auf eine Tagereise genähert. Wir hatten unser Lager kaum aufgeschlagen, als mir ein Diener des Mahdi den Befehl brachte, ihm zu seinem Herrn zu folgen.

„Ich habe dich rufen lassen,“ hub der Mahdi an, „damit du an Gordon schreibst und ihn vor dem sichern Untergange bewahrst. Schreibe ihm, daß ich der wahre Mahdi bin, und daß er sich mit seiner Besatzung ergeben solle, um sich und seine Seele zu retten; schreibe ihm auch, daß, wenn er sich weigern sollte, alle gegen ihn kämpfen werden, auch du selber mit eignen Händen;

schreibe ihm, daß der Sieg unser sein muß. Ich habe mich zu diesem Antrage nur entschlossen, um überflüssiges Blutvergießen zu vermeiden." Ich gab in meinem deutschgehaltenen Schreiben an Gordon der Hoffnung Ausdruck, daß ich bald Gelegenheit finden würde, mich mit ihm zu vereinigen, und daß ich täglich zu Gott bete, daß er Erfolg haben möge; daß ich Darfur nur in der äußersten Not aufgegeben; daß er mir einige Zeilen in französischer Sprache schreiben möge, inwieweit er mir zur Ausführung meiner Absicht, zu ihm zu fliehen, behilflich sein werde; doch möge er, um jeden Verdacht zu vermeiden, mir auch einige arabische Zeilen senden, in denen er mich aufzufordern hätte, die Erlaubnis des Mahdi zu erlangen, daß ich zur Vereinbarung der Kapitulationsbedingungen nach Omm Derman (Festung von Khartum am linken Ufer des weißen Nil) kommen dürfe. Am Morgen des 15. Oktober begab ich mich mit meinen Briefen zum Mahdi, der mir befahl, einen meiner Diener damit nach Omm Derman zu senden. Am nächsten Abend kam der Diener zurück, jedoch eigentümlicherweise ohne mir eine Antwort zu bringen.

Erst auf ein neues Schreiben brachte er einen Brief des Konsuls Hansal, gleichlautend deutsch und arabisch geschrieben:

Lieber Freund Slatin Bey!

Ihre Briefe sind angekommen, und ich bitte Sie, mit mir auf Fort Omm Derman zusammenzutreffen. Ich muß mit Ihnen sprechen, welche Schritte zu machen sein werden, um unsre Rettung herbeizuführen. Wir werden Sie dann wieder unbeanstandet zu Ihren Freunden zurückkehren lassen. Besten Gruß! Ihr Hansal! —

Ich begab mich sofort zum Mahdi. Als er vom Inhalte Kenntnis genommen, fragte er mich, ob ich geneigt sei, der Einladung Folge zu leisten, worauf ich erklärte, daß ich mich ganz nach seinem Willen richte und zu jeder Stunde bereit sei. „Gut," sagte er, „halte dich also bereit; ich werde dich noch benachrichtigen lassen." —

In derselben Nacht wurde ich gefangen genommen und nach einer etwas entfernten Strohhütte gebracht, wo mir die Eisen angelegt wurden. Meine Beine wurden in dicke, eiserne Fuß-

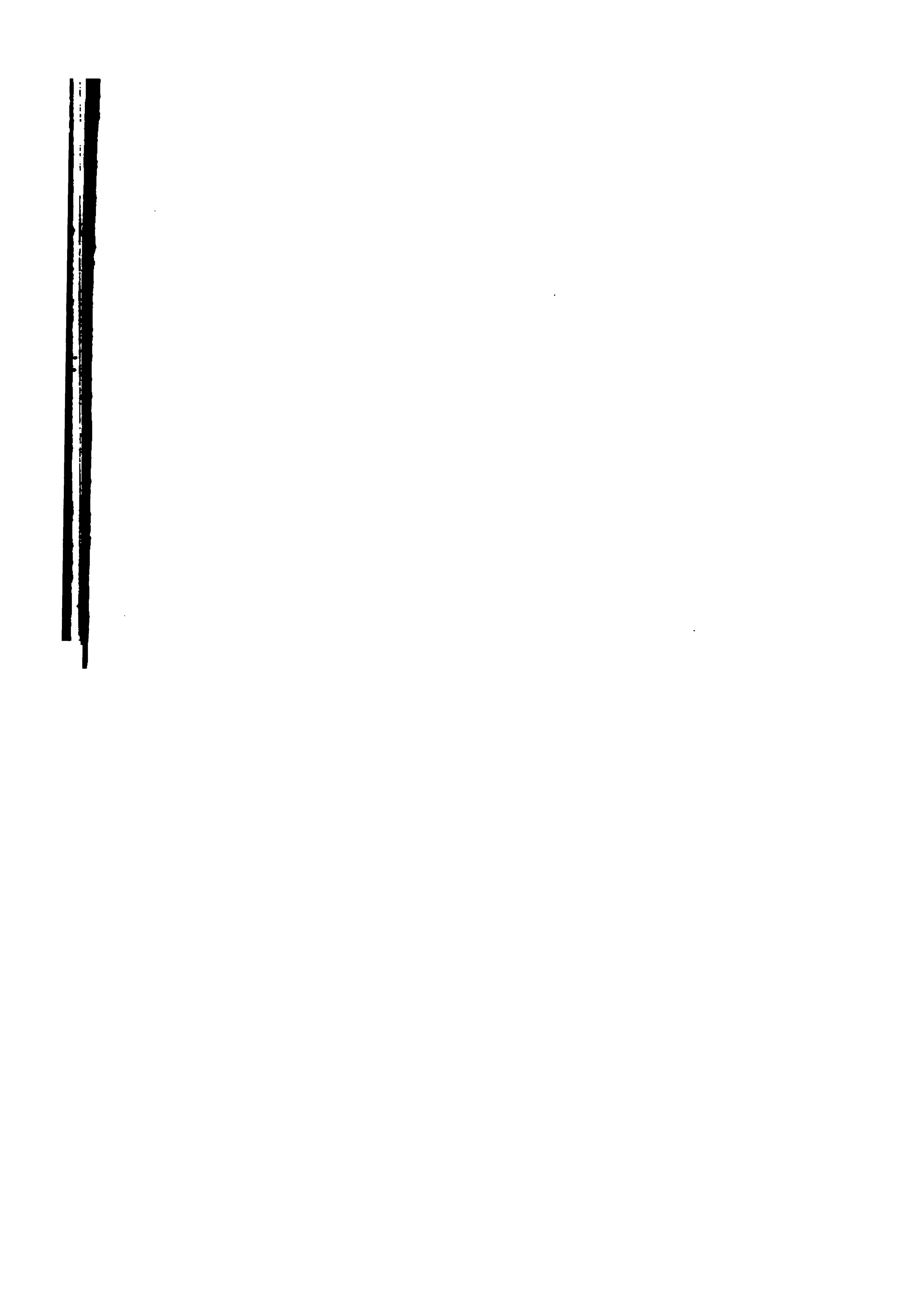
ringe gesteckt, die so weit geöffnet waren, daß das Fußgelenk durchgezwängt werden konnte, dann durch eine eiserne Stange miteinander verbunden und hierauf zugehämmert wurden; um den Hals wurde mir ein starker Eisenring gelegt, von welchem eine lange plumpe Kette herabhing. Der Ring wurde vorn genietet und machte es mir fast unmöglich, den Hals zu bewegen. Zwei Soldaten blieben zu meiner Bewachung zurück. Etwa eine Stunde mochte verstrichen sein, da näherten sich mir einige Laternen; als sie näher kamen, erkannte ich den Chalifa. „Abd el Kadir," sprach er mich an, „fügst du dich in dein Schicksal?" „Ich bin von meiner Jugend an gewöhnt, es zu thun," erwiderte ich gleichgiltig; „ich füge mich in das Unvermeidliche. Was giebt es anders für mich?" — „Dein Briefwechsel mit Gordon hat dich in den schweren Verdacht gebracht, daß sich dein Herz von uns gewendet hat; deshalb befahl ich, dich mit Gewalt auf den rechten Weg zu bringen." — „An Gordon schrieb ich gezwungen durch die Befehle des Mahdi." — „Gezwungen auch zu dem Inhalte deiner Briefe?" unterbrach mich der Chalifa. „Durch Umkehr von den schlechten Wegen, die du eingeschlagen hast, liegt es in deiner Hand, dein Schicksal zu mildern," sagte er stolz und wandte sich zum Gehen.

Am nächsten Morgen ertönte die Kriegstrommel, man wollte heute noch bis in die Nähe von Khartum gelangen und mit der Belagerung beginnen. Da ich mit den schweren Fußeisen nicht gehen konnte, brachte man mir einen Esel. Ich wickelte die (15 m) lange Kette um den Leib und wurde wegen der Fußeisen im Damensitz auf den Esel gehoben.

Die Belagerung begann. Die Kunde, daß Lord Wolseley mit einem englischen Heere in Dongola eingerückt sei, hob den Mut und belebte die Hoffnung der Verteidiger von Khartum, alle Augen richteten sich nach dem Norden, von wo die Erlösung kommen sollte. Wird sie zu rechter Zeit eintreffen? Ich verlebte die Tage in meinem zerfetzten Zelte, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung. Als ich die Bedienung einer Kanone verweigerte, wurde mir, um mich mürbe zu machen, ein zweites Fußeisen angelegt. Ich hörte das Geknatter der Gewehre und den Donner der Kanonen, blieb aber ganz mir



Abb. 40. Überbringung von Gordons Haupt.



überlassen. Es wurde Anfang Januar 1885. In den folgenden Tagen nahmen die Angriffe auf Omm Derman an Heftigkeit zu. Die Nahrungsmittel waren ausgegangen; am 15. Januar wurde das Fort den Mahdisten übergeben. Doch auch in der Stadt Khartum schrie alles nach Brot; es hatte Gordons edlem Herzen widerstrebt, die Nichtkämpfer mit Gewalt auszuschließen; nun klopfte der Hunger an die Thore. Wohl errangen die Engländer einige Siege im Norden von Khartum; aber die Hilfe kam nicht rasch genug auf den Nildampfern heran. Wußten denn deren Kommandanten nicht, daß Khartum und das Leben sämtlicher Bewohner nur noch an einem Haare hing?

Am 25. Januar 1885 — es war ein Sonntag, der Tag wird mir unvergeßlich bleiben — als Dunkelheit eingetreten war, setzte der Mahdi über den Fluß und begab sich zu den versammelten Streitern, um sie durch seine leidenschaftlichen Reden und begeisterten Verheißungen zum Kampfe aufzureizen; es war diesmal strengstens untersagt, den aufgestachelten Leidenschaften Ausdruck zu geben, damit die Aufmerksamkeit der Belagerten nicht erregt werde. Ich war vor Abspannung gegen Morgen ein wenig eingeschlummert, da vernahm ich Jubelrufe und Geschrei, meine Wächter kamen und erzählten, *Khartum sei erstürmt*. Ich trat aus meinem Zelte. Eine große Menschenmenge hatte sich vor den Quartieren des Mahdi und seines Chalifa angesammelt; sie schien sich mir zu nähern. Voran schreiten drei Negersoldaten, von denen einer ein blutiges Bündel trug. Die Sklaven traten in meine Seriba, blieben mit grinsender Miene vor mir stehen, einer schlug das Tuch auseinander und zeigte mir — *das Haupt General Gordons*! (siehe Abbildung 40!). Das Blut schoß mir zu Kopfe, mein Atem stockte; mit großer Anstrengung behielt ich aber so viel Selbstbeherrschung, ruhig in das fahle Antlitz zu sehen. „Ist das nicht der Ungläubige, dein Onkel?" sagte der Schwarze, den Kopf emporhaltend. — „Und was weiter!" antwortete ich ruhig, „jedenfalls ein tapferer Soldat, der auf seinem Posten gefallen ist und ausgelitten hat. Wohl ihm!" Ich ging in mein Zelt und warf mich, zum Sterben matt, auf den Boden. Khartum gefallen! Gordon tot!

Er hatte die Feinde auf den obersten Stufen der zu seinen Gemächern führenden Treppe erwartet; ohne sich um seinen Gruß zu kümmern, stieß ihm der erste Angreifer, die Stufen emporspringend, die Lanze in den Leib. Er fiel mit dem Gesicht lautlos nach vorn auf die Treppe und wurde von seinen Mördern bis vor den Eingang des Palais geschleppt. Hier wurde mit einem Messer sein Haupt vom Rumpfe getrennt und an den Mahdi gesandt.

Die Greuelthaten in der erstürmten Stadt spotten jeder Beschreibung. Mit Absicht wurden nur Sklaven und Sklavinnen und die hübschen Frauen und Mädchen der freien Stämme verschont, alle andern hatten es einem außerordentlichen Zufall zu verdanken, wenn sie mit dem Leben davonkamen. Auch die Konsuln wurden niedergehauen. Wer im Verdacht stand, etwas zu besitzen und verborgen zu haben, wurde so lange gemartert, bis er das Versteck angegeben oder unter den Peitschenhieben starb. Die englische Vorhut zog zurück, und der Mahdi konnte nun gewiß sein, daß ihm der Sudan überlassen war.

Da einer meiner Briefe an Gordon von diesem zu Mitteilungen an seine Offiziere benutzt worden war und ein derartiges Papier Gordons unter der Beute entdeckt wurde, so war der früher gegen mich beweislos gehegte Verdacht allerdings bestätigt worden. Ich wurde angewiesen, in einer Ecke der Seriba zu verbleiben und bei Todesstrafe mit niemand zu verkehren; bei Sonnenuntergang wurde ich alltäglich mit Sklaven, die im Verdachte standen, ihre Herren ermordet zu haben, sowie mit andern derartigen Gentlemen mittels einer langen Kette zusammengekoppelt, die uns zwischen den Beinen durchgezogen und dann an einem Baumstrunk festgelegt wurde; bei Sonnenaufgang ward ich wieder in meine Ecke gewiesen, bekam für gewöhnlich nur rohes Getreide und schlief auf der Erde, den Kopf auf einem Steine. Als ich fast acht Monate die Fesseln getragen, trat eines Tages der Chalifa in den Gefangnenhof. Ganz zuletzt warf er wie zufällig seinen Blick auf mich und fragte wie bei einem früheren Besuche: „Abd el Kadir, befindest du dich wohl?“ — „Gieb mir die Erlaubnis zu

sprechen," antwortete ich, „und ich werde dir meine Lage erklären." Ich bezeugte ihm meine Reue über das Geschehene. „Gut," wandte er sich zu mir, „ich habe seit deiner Ankunft das meinige für dich gethan; doch dein Herz wandte sich von uns; du wolltest dich mit Gordon, dem Ungläubigen, vereinigen und uns nochmals bekämpfen. Nur weil du ein Fremdling bist, habe ich dir verziehen, sonst wärest du nicht mehr. Doch wenn deine Reue aufrichtig ist, so verzeihe ich dir. Wächter, nimm ihm die Eisen ab!" Ich war kaum imstande, neben ihm herzugehen, da meine Füße durch die fast achtmonatliche kurze Fesselung das Ausschreiten verlernt hatten.

Um die Mitte des Juni erkrankte der Mahdi plötzlich und erschien einige Tage nicht zum Gebet; doch legte man der Krankheit in den ersten Tagen keinerlei Bedeutung bei, da ihm ja von dem Propheten die frohe Botschaft zu teil geworden war, daß er Mekka, Medina und Jerusalem erobern sollte. Es war jedoch kein leichtes Unwohlsein, er war schwer am Typhus erkrankt; am Morgen des siebenten Tages hatte die Krankheit solche Fortschritte gemacht, daß an dem Ende des Mahdi nicht mehr gezweifelt werden konnte. Als er dasselbe herannahen fühlte, sagte er mit schwacher Stimme zu den Umstehenden: „Chalifa Abdullahi*) ist durch den Propheten zu meinem Nachfolger bestimmt; so wie ihr mir gefolgt und meine Befehle ausgeführt habt, so haltet es auch mit ihm. Gott erbarme sich meiner!" Er hauchte noch einigemal das mohammedanische Glaubensbekenntnis: „Allah ist Einer, Mohammed ist sein Prophet," legte die Hände auf die Brust, streckte sich und war verschieden. —

5. Nach elfjährigen Leiden schlägt die Stunde der Befreiung.

Zwei Umstände waren es, die den neuen Mahdi, den Chalifen, veranlaßten, mich in seiner nächsten Nähe (in Omm Derman) zu halten und streng zu überwachen. Ich war zu-

*) Im vorstehenden kurz „der Chalifa" genannt.

nächst der einzige Überlebende von den höheren Beamten der früheren Regierung, der den Sudan genau kennen gelernt und dessen Sprache vollkommen beherrschte. Bei seiner etwas kindlichen Vorstellung von den politischen Verhältnissen Europas war der Chalifa der Meinung, daß ich — wenn es mir gelänge, mich seiner Gewalt zu entziehen und mich durch die Flucht zu retten — die ägyptische Regierung oder eine europäische Macht veranlassen könnte, gegen den Sudan angriffsweise vorzugehen und dann eine ihm verderbliche Vermittlerolle spielen würde. Andererseits schmeichelte es aber auch seiner Eigenliebe, denjenigen, unter dessen Befehlen früher die Bewohner Darfurs, darunter sein eigner Stamm und seine nächsten Verwandten gestanden, nun zum Diener zu haben. Denn nicht bloß mißtrauisch, boshaft und grausam, nein, auch maßlos eitel war der Chalifa. Meine Einstellung bei seinen Leibwächtern (Mulazemin) war ein Mittel für ihn, mich aufs strengste zu bewachen. Mir wurde ein Haus in seiner nächsten Nähe angewiesen, ich hatte mit ihm die täglichen fünf Gebete zu den bestimmten Zeiten zu verrichten und mich während der Zwischenzeit ausnahmslos vor seiner Pforte aufzuhalten. Es war mir strengstens untersagt, mit andern als den acht oder neun Mulazemin zu verkehren, in der Stadt herumzugehen oder gar Besuche zu machen. Manchmal besuchte mich zwar der gleichfalls gefangene Pater Ohrwalder insgeheim in meiner Wohnung; dann sprachen wir von der gemeinsamen Heimat, unsern Lieben zu Hause, dem jetzigen bösen Leben. Diese kärglichen Stunden des Zusammenseins waren die einzigen Lichtblicke in unserm traurigen Dasein; aber der Chalifa durfte von unserm Verkehr nichts erfahren. Er hatte überall seine Spione; machte sogar in einer öffentlichen Erklärung jeden einzelnen für das Treiben des Nachbars verantwortlich und drohte die schwersten Strafen demjenigen an, der religiöse und politische Umtriebe nicht sofort zur Anzeige brachte.

Wohl dehnte er das Reich der Mahdisten über einen Teil Abessiniens aus, indem sein bester Führer Abu Anga mit 60000 Mann Amhara eroberte und Gondar, die Hauptstadt, verbrannte; ja König Johannes von Abessynien, sein Haupt-

feind, erlag dem Mahdiheere am 9. März 1889; wohl schob er die Grenzen seiner Despotie auch nach Süden vor bis zu den großen Nilseen, als er nach Emins Rettung die Äquatorialprovinz desselben besetzen ließ; aber es geschah doch auch so manches, was den Glauben an die göttliche Sendung des Mahdi bei seinen Anhängern erschütterte: sein auf göttliche Eingebung zurückgeführter Vorstoß gegen Ägypten scheiterte in der Schlacht von Toski, wo er 16000 Mann verlor; die Italiener besetzten nach kurzem Kampfe Kassala. Da ließ er die Umbaiá (den ausgehöhlten Elefantenzahn) blasen, die Kriegstrommeln wurden gerührt, die Pferde gesattelt, und der Chalifa, von sämtlichen Mulazemin und einer Masse von Lanzenmännern und Reitern begleitet, ritt feierlich an das Ufer des Flusses. Hier zwang er sein Roß, bis zu den Knieen ins Wasser zu gehen, und sein Schwert ziehend und drohend gegen Osten schwingend, rief er mehrmals mit drohender Stimme: „Allahu akbar!" (Gott ist der Größte!)

Brüllend wiederholte die aufgeregte Masse die Worte ihres Herrn. Ein großer Teil freute sich aber im innersten Herzen über die Erregung des Chalifa, wünschte ihm neue Demütigungen, sich selbst aber Befreiung von dem drückenden Joche seiner Herrschaft. — Seine Stammesgenossen (die Taascha) hatte er aus Darfur nach Omm Derman gezogen und bevorzugte sie in jeder Weise, wodurch er die andern Araberstämme verletzte. Dazu brach in den letzten Monaten des Jahres 1889 eine Hungersnot aus, welche besonders in Omm Derman wütete, weil der Chalifa dort viele Tausende seiner Anhänger um sich versammelt hatte. Die Leute waren so abgemagert, daß sie buchstäblich nur aus Haut und Knochen bestanden. Die auf den Straßen liegenden Tierknochen wurden zerstampft, in Wasser gekocht und dieser Brei dann getrunken.

Eines Abends (1888) kam Abu Gerger, der in Kassala kommandierte (natürlich vor dem Falle), an und wurde sofort vom Chalifa in Audienz empfangen. Er begrüßte mich beim Weggehen und sagte mir in aller Eile, daß er soeben dem Chalifa einen Brief aus meiner Heimat übergeben habe. Der Chalifa übergab mir in wenigen Minuten ein geschlossenes

Schreiben mit dem Befehl, es zu öffnen und ihn mit seinem Inhalte bekannt zu machen. Meine Hände zitterten, hastig durchflogen meine Augen den Brief; mit stockendem Atem las ich von dem Kummer meiner Geschwister, von dem Tode meiner lieben Mutter, die in schwerer Sorge um mich hatte sterben müssen. Der Chalifa war ungeduldig geworden und fragte wiederholt nach dem Inhalte des Briefs. Es war kein Grund, ihm das Schreiben vorzuenthalten. Als ich beim Vorlesen zu dem Tode meiner guten Mutter kam, wurde es mir schwer, weiter zu sprechen; ich sagte ihm, daß sie Gott während ihrer Krankheit immer gebeten habe, mich nur einmal wiederzusehen, daß ihre Bitte unerhört blieb, und daß mir dieser Brief ihre letzten Grüße und ihren mütterlichen Segen überbringe. „Deine Mutter wußte nicht, daß ich dich wie keinen andern ehre," sagte er, „doch dir ist es verboten, um sie zu trauern; sie hat nicht an den Propheten geglaubt und an den Mahdi. Sie war eine Ungläubige und hat auf die Barmherzigkeit Gottes nicht zu hoffen." Mir stieg das Blut zu Kopfe, mit Mühe beherrschte ich mich und las weiter, daß meine Geschwister mich um Nachricht baten, auf welche Weise ich mit seinem Willen die Freiheit erlangen oder wenigstens brieflich mit ihnen verkehren könnte. „Schreibe ihnen, daß sie hierher kommen sollen, wenigstens deine Brüder oder einer von ihnen; ich würde sie ehren und es ihnen an nichts fehlen lassen," sagte der Chalifa, als ich geendet.

Ich eilte nach Hause, ich warf mich aufs Lager, meine Diener schienen erschreckt über mein verstörtes Wesen. Ich hieß sie gehen. Arme Mutter! Ich sollte dich nimmer wiedersehen! Wie deutlich stand sie jetzt vor meinen Augen, wie genau erinnerte ich mich ihrer letzten Worte! „Mein Sohn, mein Rudolph, dein unruhiger Sinn treibt dich in die Welt. Du gehst nach fernen, unbekannten Ländern; wie bald mag die Zeit kommen, wo du dich nach uns zurücksehnen wirst, und vielleicht vergeblich." Wie wahr hatte sie gesprochen! Ich weinte, weinte nicht über meine Lage, ich weinte um meine liebe, unvergeßliche Mutter.

Meine Antwort übergab ich dem Chalifa, der sie dem nach Kassala abgehenden Postreiter mit der Weisung übergab, den Brief nach Suakin weiter zu befördern. Als nun meine Geschwister in ihrem Antwortschreiben, wie ihnen von mir angeraten, Ausflüchte gebrauchten und ihre eigne dienstliche und militärische Abhängigkeit betonten, um ihr Nichtkommen zu entschuldigen, verbot er mir bei Todesstrafe jeden weiteren brieflichen Verkehr mit ihnen. Durch Geschenke von Sklavinnen und dadurch, daß er mir die Hand seiner Nichte anbot, wollte er mich wohl dauernd an sich fesseln; doch in meiner, wenn auch höflichen Zurückweisung glaubte er den Beweis erblicken zu können, daß ich ungebunden zu bleiben wünschte, um mir bei gebotener Gelegenheit, unbehindert von Familienrücksichten, die Freiheit zu erringen.

Doch die Zeit zur Ausführung meines Fluchtplans war noch nicht gekommen. Noch sollten Jahre vergehen. Da die Meinigen, in Wien lebend, sich mit den Verhältnissen in Ägypten nicht genügend vertraut machen konnten, um zu beurteilen, welche Wege am besten einzuschlagen seien, um mir die Freiheit erringen zu helfen, so stellten sie vor allem dem österreichisch-ungarischen Generalkonsul in Kairo größere Summen zur Verfügung und baten, alles Nötige zu veranlassen, was meine Lage erleichtern und zur Vorbereitung meiner Flucht dienlich sein konnte. Generalkonsul Baron Heidler v. Egeregg in Kairo interessierte sich persönlich für meine Sache mit außerordentlicher Wärme, setzte sich — um geeignete Einheimische zur Unterstützung meiner Befreiung zu gewinnen — mit Oberst Schöffer Bey und dann mit Major Wingate Bey in Verbindung, und vor allem diesen im Verein mit Baron Heidler verdanke ich meine Freiheit. Der erste Plan zerschlug sich am Zögern des Arabers Babiker, der mich vom Februar 1892 bis Juli 1893 hinhielt, der zweite mit Hilfe Achmeds ins Werk gesetzte (Juli 1894) scheiterte daran, daß an der bezeichneten Stelle die bestellten Araber ausgeblieben waren; in Schweiß gebadet und gänzlich außer Atem gelangte ich beim ersten Morgengrauen erschöpft wieder zu meinem Hause, das ich vor

wenigen Stunden in der Hoffnung verlassen hatte, es nie wieder zu betreten. Neujahr 1895 war gekommen. Da erhielt ich eines Tages durch einen von Suakin kommenden Kaufmann einen kleinen Papierstreifen zugesteckt, auf dem mit chemischer Tinte geschrieben war: „Wir senden Ihnen Scheich Karar, der als Kennzeichen Nadeln mitbringt. Der Mann ist treu und mutig. Vertrauen Sie ihm! Grüße von Wingate und Ohrwalder." *) Mitte Januar wurde mir eines Abends von einem mir unbekannten Manne ein heimliches Zeichen gegeben, ihm zu folgen; einige Schritte neben ihm hergehend, vernahm ich die leisen Worte: „Ich bin der Mann mit den Nadeln und muß mit dir sprechen." Doch zu meiner nicht geringen Enttäuschung erklärte er mir mit dürren Worten, daß bei den herrschenden Umständen die Flucht unmöglich sei, und wollte eine Anweisung auf größere Vorschüsse an Major Wingate. Wieder um eine Hoffnung ärmer, wollte ich mich nach Hause begeben, als ich plötzlich Mohammed, den Vetter meines Freundes Abd er Rachmann woled Harun, vor mir sah. Wie von ungefähr neben mir hergehend, sagte er mit leiser Stimme: „Wir sind bereit, die Kamele sind gekauft, die Führer geworben. Deine Flucht ist für den nächsten Monat bei abnehmendem Monde geplant, halte dich bereit!" Ich hatte die Überzeugung, daß man es diesmal ehrlich mit mir meine.

Sonntag, den 17. Februar 1895, teilte mir Mohammed mit, daß die Kamele am andern Tage ankommen würden, daß den Tieren dann zwei Tage der Erholung gewährt werden sollten und demnach die Flucht für Mittwoch den 20. bestimmt werden könnte. Endlich war die Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch angebrochen, es war völlig dunkel geworden, und ich traf Mohammed am Eingange des Betplatzes. Schnell flüsterte er mir zu, daß alles in Ordnung sei; wir vereinbarten in wenigen Worten den Platz, wo ich ihn in der nächsten Nacht, nachdem sich der Chalifa in seine Gemächer zurückgezogen haben würde, treffen sollte; dann trennten wir uns. Erst nach mehreren ruhelosen Stunden schlummerte ich auf einige Minuten

*) Pater Ohrwalder war mit den Missionsschwestern früher geflohen.

ein. Während des nächsten Tages klagte ich den vor der Pforte des Chalifa anwesenden Mulazemin wiederholt über heftiges Unwohlsein und bat endlich Abd el Kerim für morgen meine Abwesenheit vom Frühgebete zu entschuldigen und die Entschuldigung auch beim Chalifa zu übernehmen. Meinen Dienern trug ich auf, im Falle einer Nachfrage zu sagen, daß ich nachts sehr unwohl geworden und in Begleitung Achmeds auf meinem Esel weggeritten sei, um bei einem Manne, dessen Aufenthaltsort sie nicht wüßten, Rat und Hilfe in meinen Schmerzen zu suchen.

Es war am 20. Februar 1895, vier Stunden nach Sonnenuntergang. Ich ging über den Betplatz auf der nach Omm Derman nach Norden führenden Straße. Ich hörte leises Räuspern, das Zeichen Mohammeds; ich stand still. Er hatte einen Reitesel mitgebracht, ich stieg auf. Vorwärts! Die Nacht war dunkel, der kalte Nordwind hatte die Leute in ihre Hütten und Häuser getrieben. Ohne jemand zu begegnen, langten wir am Ende der Stadt bei einem abseits vom Wege gelegenen verfallenen Häuschen an; ein Mann zog ein gesatteltes Kamel heraus. „Dieser ist einer deiner Führer, Namens Seki Bilal," sagte Mohammed, „er wird dich sogleich zu den in der Steppe verborgenen Reittieren bringen — schnell! Glückliche Reise! Gott schütze dich."

Seki Bilal sprang in den Sattel, ich setzte mich rittlings hinter ihn. Nach nahezu einstündigem Ritte kamen wir bei den zwischen kleinen Bäumen verborgenen Kamelen an, der zweite Führer erwartete uns. Alles war bereit, ich bestieg das mir zugewiesene Tier. Wir ritten in nördlicher Richtung; das in Büscheln stehende Hartgras und die stellenweise dichtstehenden Mimosenbäume hinderten in der Finsternis die Tiere am schnellen Fortkommen. Der Morgen kam. Wir trieben die Kamele zu schnellerem Laufe an. Die Steppe war flach, ab und zu mit Bäumchen bestanden, stellenweise von kleinen, steinigen Hügeln unterbrochen. Wir waren bis gegen Mittag ununterbrochen geritten, als mir mein Führer zurief: „Halt! Laßt die Kamele schnell niederknieen. Schnell!" — Ich hielt an, die Tiere legten sich nieder. — „Warum?" — „Ich sehe

in weiter Entfernung Kamele und zwei Handpferde und fürchte, daß man uns bemerkt hat." — Ich lud mein Remingtongewehr, um für alle Fälle bereit zu sein. „Wenn man uns bemerkt hat, so ist es besser, wir reiten ruhig weiter," sagte ich, „das Niederlegen der Tiere im heißen Sonnenbrande erweckt Mißtrauen bei den Leuten. In welcher Richtung gehen sie?" — „Du hast recht," entgegnete Hamed ibn Husein, „sie gehen nordwestlich." — Wir saßen auf und veränderten die Marschrichtung nach Nordost. Da bestieg einer von den etwa 2000 Schritt entfernten Leuten das Pferd und kam in kurzem Galopp heran. „Hamed," sagte ich, „ich gehe mit Seki langsam weiter, halte den Mann auf, gieb ihm Auskunft, verhindere aber auf alle Fälle, daß ich in der Nähe gesehen werde; du hast ja das Geld bei dir?" — „Gut, gehe, aber langsam!" — Ich ritt mit Seki ruhig weiter, mir das Gesicht verhüllend, um nicht als Weißer erkannt zu werden. Nach 20 Minuten sahen wir Hamed sein Tier antreiben, um uns einzuholen. „Dankt Gott für unsre Rettung," sagte er, als er uns erreichte. „Der Mann ist einer meiner Bekannten. Er fragte mich, wohin ich mit dem ‚weißen Ägypter' ginge; der Mann hat Falkenaugen." — Bei Sonnenuntergang lagerten wir in der Steppe, etwa eine Tagereise westlich vom Nil, wir waren 21 Stunden ununterbrochen geritten, hatten den ganzen Tag nichts gegessen und nur einmal Wasser getrunken. Trotz der Ermüdung aßen wir mit gutem Appetit Datteln und Brot. Da nach einer gewissen Rast die Tiere trotz aller Lockungen das Futter versagten, ein längerer Aufenthalt aber unmöglich war, zogen wir die gelockerten Sattelgurte wieder fest und saßen auf (siehe Abbildung 41!). Die ermüdeten Tiere verweigerten Trab zu laufen, und als die Sonne aufging, befanden wir uns erst auf der Höhe nordwestlich von Metammeh*).

Am Nachmittage ließen wir die nun ganz erschöpften Kamele im Schatten eines Baumes ausruhen und kamen überein, nach dem eine starke Tagereise nordwestlich gelegenen Gilfgebirge zu gehen, wo ich mich in den unbewohnten Bergen so

*) Vergl. Karte vom Nilthal!



Abb. 41. Meine Flucht durch die Wüste.

lange verborgen halten sollte, bis es meinen Führern gelingen würde, andre Tiere herbeizuschaffen. „Wir sind in unsrer Heimat angekommen, und das Land beschützt seinen Sohn," sagte Hamed Husein zu mir, „sei ohne Sorge! Bleibe ruhig hier verborgen!" In einer von Felsblöcken gebildeten grottenartigen Höhlung verbrachte ich mit Hamed Husein eine volle Woche, während Seki Bilal die neuen Kamele besorgte.

Auf frischen Tieren ritten wir meist in der Richtung Ostnordost über oft recht schroff aufsteigende Berge und gelangten bei hereinbrechender Dunkelheit ungesehen in die Ebene. Die ganze Nacht ging es in leichtem Trab und Schritt ununterbrochen vorwärts. „Der heutige Tag ist der schwierigste unsrer Reise," sagte mein Führer; „wir kommen in die Nähe des Flusses. Siehst du dort den breiten grauen Streifen vor dir? Das ist die große von Berber nach Wadi Gamer führende Karawanenstraße; haben wir diese ungesehen überschritten, so haben wir nichts weiter zu befürchten, da zwischen dieser Straße und dem Flusse steiniger Boden ist, ohne Weg und Steg, und daher menschenleer." Wir überschritten die sonst stark begangene Karawanenstraße in Abständen von 500 Schritt, langsam, ohne etwas zu bemerken, und vereinigten uns dann bei einem früher verabredeten Hügel. „Treibt die Tiere vorwärts, schont sie nicht, damit sie uns den letzten Dienst erweisen," sagte Hamed lachend, „die Sache ist gut gegangen." Gegen Abend sahen wir den Nil in weiter, weiter Entfernung wie einen Silberstreifen durchs Land ziehen, und in der Dunkelheit vom Plateau absteigend, gelangten wir in ein zwischen Steinhügeln liegendes Thal. Wir machten Halt und sattelten ab. „Unsere Aufgabe ist hier zu Ende," sagten Hamed und Seki, die auf der Erde sitzend Datteln kauten; „bleibe hier bei den Tieren, wir gehen nach dem uns bekannten Orte zu einem Baume in der Nähe des Flusses, dort werden wir deine Freunde finden, die dich von hier weiterbringen."

In einem kleinen, von meinen Freunden verfertigten Schiffchen, kaum groß genug, uns aufzunehmen, setzten wir über den Nil. Mehr als eine Stunde brauchten wir dazu. Dann durchlöcherte mein neuer Führer den Boden des Fahr-

zeugs; es verschwand in den Wellen und mit ihm die Spuren unsrer Überfahrt. Dort entging ich ungeahnt einer großen Gefahr; denn während meine Freunde mich tagsüber in einer Steinhöhle verbargen, ging eine Mahdistenhorde (60 Pferde, 300 Mann) an den Wohnungen derselben vorüber, um die Station Abu Hammed zu verstärken; sie nahm sogar die für mich bestimmte Wegzehrung weg und zerstreute sich dann, Beute suchend. Wie leicht konnte einer der Schurken zufällig bis zu meinem Versteck gelangen! Nur mit Mehl und Datteln versehen, brachen wir um Mitternacht auf; wir hielten die Richtung Ostnordost; die Gegend nahm den echten Wüstencharakter an: sandige weite Flächen mit weit voneinander entfernten, niedrigen Bergen ohne jeden Baum- und Graswuchs. An einem Donnerstage erreichten wir den Brunnen von Duem; meine beiden Führer machten mir Vorstellungen, in welcher Gefahr sie schwebten, wenn der Chalifa und seine Untergebenen erführen, wer mir zur Flucht verholfen; sie baten mich um meine Zustimmung, einen ihnen wohlbekannten, in nächster Nähe wohnenden Mann aufsuchen zu dürfen, der mich weiter bringen sollte.

Hamed Garhosch — er mochte weit über 50 Jahre zählen — begrüßte mich und sagte: „Jeder Mensch sucht seinen Vorteil und Gewinn; ich bin bereit, dir als Wegweiser nach Assuan zu dienen; doch was habe ich zu erwarten?“ — „Ich gebe dir am Tage meiner Ankunft daselbst 120 Maria-Theresienthaler (480 Mark) und überdies noch ein Geschenk, dessen Höhe bemessen sein wird nach der Art, wie du deiner Pflicht nachkommst.“ — „Angenommen,“ sagte er, mir die Hand reichend. „Es bezeugen Gott und sein Prophet, daß ich dir vertraue. Ein Weißer lügt nicht.“ — Ich bestimmte das kräftigste meiner drei Kamele zur Weiterreise, Hamed Garhosch leistete seinen Führerdienst zu Fuß. Unsre Nahrung bestand aus Datteln und selbstgebacknem Brote, wenn man es so nennen darf. Auf beinahe ungangbaren Wegen gingen wir rastlos vorwärts; wir waren außerhalb des Machtbereichs der Mahdisten auf ägyptischem Gebiete; doch wünschte mein Führer, der in Geschäften häufig nach Berber gehen mußte, ungesehen zu bleiben. Bei ihm hieß es: Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Die mangel-

hafte Nahrung, der überaus anstrengende Marsch, die manchmal recht empfindliche Kälte machten ihn leidend. Ich überließ ihm während der letzten vier Tage auch das Reittier und folgte ihm barfüßig auf dem steinigen Boden. Ja, selbst unser Kamel wollte uns im Stich lassen; es hatte sich den rechten Vorderfuß wund gegangen und ihn überdies durch einen spitzen Stein so arg verletzt, daß es dem armen gequälten Tiere kaum möglich war, damit aufzutreten. Ich war gezwungen, meine wollene Leibbinde zu opfern, aus der ich dem Tiere eine Art Schuh machte. Endlich Sonnabend, den 16. März 1895, morgens bei Sonnenaufgang von der Höhe absteigend, erblickte ich den Nil und an seinem Ufer — **Assuan.** Die freudigen Gefühle, die mich durchströmten, waren unbeschreiblich. Meine Leiden hatten ein Ende.

Von den im Dienste Sr. Hoheit des Chedive stehenden englischen und den ägyptischen Offizieren wurde ich freudigst empfangen, schon nach kurzer Zeit langten Glückwunschtelegramme an; ein glücklicher Zufall wollte es, daß der Postdampfer noch an demselben Nachmittage abging; ich benutzte ihn zu meiner Weiterreise; die Militärkapelle spielte die österreichische Volkshymne, die mir Thränen der Rührung entlockte. In Luxor erhielt ich durch Baron Heidler die ersten telegraphischen Grüße meiner lieben Geschwister aus meiner Vaterstadt Wien. Geschwister — Vaterstadt! Wie lieb und heimisch klingen diese Worte! Montag um 5 Uhr nachmittags erreichten wir Girgeh, die südlichste Station der ägyptischen Staatseisenbahn, und benutzten den Schnellzug nach Kairo, wo wir Dienstag, den 19. März, 6 Uhr 10 Minuten früh ankamen. Baron Heidler mit seinen Beamten hatte sich trotz der frühen Morgenstunde zur Begrüßung eingefunden; ich genoß durch Monate seine außerordentliche Gastfreundschaft. Se. Hoheit der Chedive zeichnete mich in der huldvollsten Weise aus und beförderte mich unter Verleihung des Paschatitels zum Obersten. Pater Joseph Ohrwalder (der zur Zeit als Missionar in Suakin weilte) scheute die Reise nicht und kam nach Kairo, mich zu begrüßen. Das vielseitige, häufig allzu rege Interesse ließ mich kaum zu Atem kommen. Erst allmählich fand ich Ruhe und

Sammlung, fand das mir fast verloren gegangene Gleichgewicht wieder, welches ich nun auch zu ernster Arbeit nötig hatte. Jetzt blicke ich zurück auf die langen Jahre meines Lebendigbegrabenseins, gedenke jener Unglücklichen, die noch unter dem Drucke schmachten, dem ich glücklich entronnen bin, und danke dem Allmächtigen, dessen schirmende Gnade ich in wunderbarer Weise erfahren habe, aus vollstem Herzen.

Biographische Notizen.

1. Speke (1827—1864), war seit 1844 englischer Offizier in der indischen Armee, bereiste als Jäger und naturwissenschaftlicher Sammler den Himalaya; mit Burton machte er 1854 die erste verunglückte Reise nach Afrika, und zwar nach dem Somali-Lande; 1858 die zweite, auf welcher er im Juli während Burtons Krankheit das Südende des Viktoria-Nyanza erreichte. Die dritte Reise 1860 ff. ist die von uns geschilderte. Er fand seinen Tod durch ein unglückliches Entladen seines Jagdgewehres in England.

2. Baker war 1821 geboren. Ceylon, wo er als Farmer und Jäger lebte, wurde die Vorschule für seine afrikanische Entdeckungsreise von 1862 — 65. Im Dienste des ägyptischen Vizekönigs Ismaël übernahm er 1869 die Eroberung des ägyptischen Sudan den weißen Nil entlang, namentlich um dem ihm bis in den Tod verhaßten Sklavenhandel der Elfenbeinhändler ein Ende zu bereiten. Seit 1873 setzte der unglückliche Gordon dieses Werk fort.

3. Schweinfurth, 1836 in Riga geboren, stammt aus einer ursprünglich in Süddeutschland ansässigen Familie; seine Neigung zu botanischen Studien in der Natur selbst führte ihn 1857—62 durch einen guten Teil Europas, 1863—66 nach den Küstenlandschaften Ägyptens am Roten Meer und in die Länder am Atbara und blauen Nil, worauf er 1868 seine zweite, vorn in ihren Hauptzügen geschilderte Reise in die Länder an den Zuflüssen des obern weißen Nil antrat; 1873—74 erforschte er die Flora der westlich von Ägypten gelegenen Oase el Chargeh,

1876—78 von Kairo aus die Wüstenplatten zwischen unterm Nil und Rotem Meere, 1879 das Fayum, wurde dann Direktor der öffentlichen Museen, Sammlungen, Gärten in Kairo, siedelte 1888 nach Lichterfelde bei Berlin über, um seine wissenschaftlichen Arbeiten weiter zu führen, ohne dem Reiseleben ganz zu entsagen.

4. Barth (1821—65), ein Hamburger, studierte klassische Philologie und Archäologie; 1845—48 bereiste er den Saum des Mittelmeeres von Tunis aus, über Tripolis, Bengasi (Kyrene), Nilthal, Assuan, Berenike, Sinai, Syrien, Kleinasien, um die alten Kulturstätten kennen zu lernen; 1849 unternahm er, besonders auf Anraten Ritters, die große, im vorstehenden skizzierte Reise bis Timbuktu 1849—55; unermüdlich war er auch nach der Rückkehr bemüht, seine Kenntnis der Mittelmeerländer durch Forschungen an Ort und Stelle zu erweitern. Er starb kurz nach der Rückkehr von einer Reise auf der Balkanhalbinsel 1865.

5. Rohlfs wurde 1831 in Vegesack bei Bremen geboren; als Arzt beteiligte er sich 1855—60 an den Feldzügen der Franzosen in Algier; in die Zeit von 1860—64 fallen seine Reisen in Marokko, und von Tanger über den großen Atlas nach Tuat, Rhadamas und Tripolis; 1865—67 durchquerte er Afrika von Tripolis bis zur Nigermündung; in das Jahr 1868 fällt seine Beteiligung an dem englischen Feldzug gegen Abessinien; als er in demselben Jahre Nachtigal die Überführung der Geschenke des Königs von Preußen an Scheich Omar von Bornu übertragen, zog er von Tripolis ostwärts über Audschila und Siwa in der Senke am Nordrand der libyschen Wüste nach dem Nil; 1873—74 leitete er die Expedition in die libysche Wüste. Rohlfs trat bei der Eröffnung der deutschen Kolonialpolitik in die Dienste des Reichs; als Generalkonsul vertrat er die deutschen Interessen in Sansibar; übermächtiger Einfluß deutschfeindlicher Mächte hinderte eine erfolgreiche Wirksamkeit seinerseits und bewirkte die Abberufung des hochverdienten Mannes. Er lebte seitdem in Weimar und stellte seine reiche Erfahrung besonders in den Dienst der kolo-

nialen Bestrebungen durch Vorträge u. s. w. Seine Laufbahn endete 1896.

6. Nachtigal wurde 1834 zu Eichstedt in der Altmark geboren; als Militärarzt in Köln von einer schweren Lungenkrankheit bedroht, suchte er in Algier und später in Tunis Heilung und fand am Hofe des Bey Anstellung; 1868 erging an ihn Rohlfs' vorerwähnte Aufforderung, und so reiste er 1869—75 von Tripolis aus auf den von uns beschriebenen Wegen; ein auf Grund seines Nachlasses herausgegebener III. Band seiner Werke enthält die Fortsetzung seiner Reise von Kuka durch Wadaï, Darfur, Kordofan nach Khartum am Nil. Anfang der achtziger Jahre trat der auch staatsmännisch hochbegabte Reisende in die Dienste des Reichs, um zunächst als Konsul in Tunis die Interessen der deutschen Unterthanen zu vertreten, und um 1885 an Bord der „Möwe" die Flagge Deutschlands zu hissen an verschiedenen Punkten der Küste von Oberguinea, in Kamerun und Angra Pequena. Ein Fieber, dem er auf seiner Landreise so oft getrotzt, warf ihn nieder, und bei Kap Palmas fand er sein vorläufiges Grab, um dann ausgehoben und nach der Kolonie Kamerun überführt zu werden. Er starb den schönen Tod im Dienste des von ihm über alles geliebten Vaterlandes.

7. Livingstone (1813—73) hat uns die Hauptereignisse seines Lebens zum Teil selbst erzählt; hinzuzufügen ist nur, daß mit dem Jahre 1856 sein Reiseleben nicht abgeschlossen war; 1858—64 unternahm er in Begleitung verschiedener englischer Landsleute seine zweite Reise, die ihn vom Sambesi aus den Schire stromauf zum Nyassa- und Schirwa-See führte; die dritte und letzte Forschungsreise nahm die Jahre 1865—73 in Anspruch; sie führte zur Entdeckung des Tanganjika, des Lualaba (oberen Kongo) und der Quellseen desselben. Seit 1869 war er verschollen; Stanley fand den alten Helden in Udschidschi, sandte ihm sodann von Sansibar aus Vorräte und Leute, und er kehrte nach den Quellseen des Kongo zurück, um am Westufer des Tanganjika den Strapazen des Reiselebens zu erliegen. Seine treuen Diener führten seine Leiche bis zur Küste; in

England wurde der Mann, der sein ganzes Leben der Enthüllung des dunklen Weltteils gewidmet, in der Westminsterabtei beigesetzt.

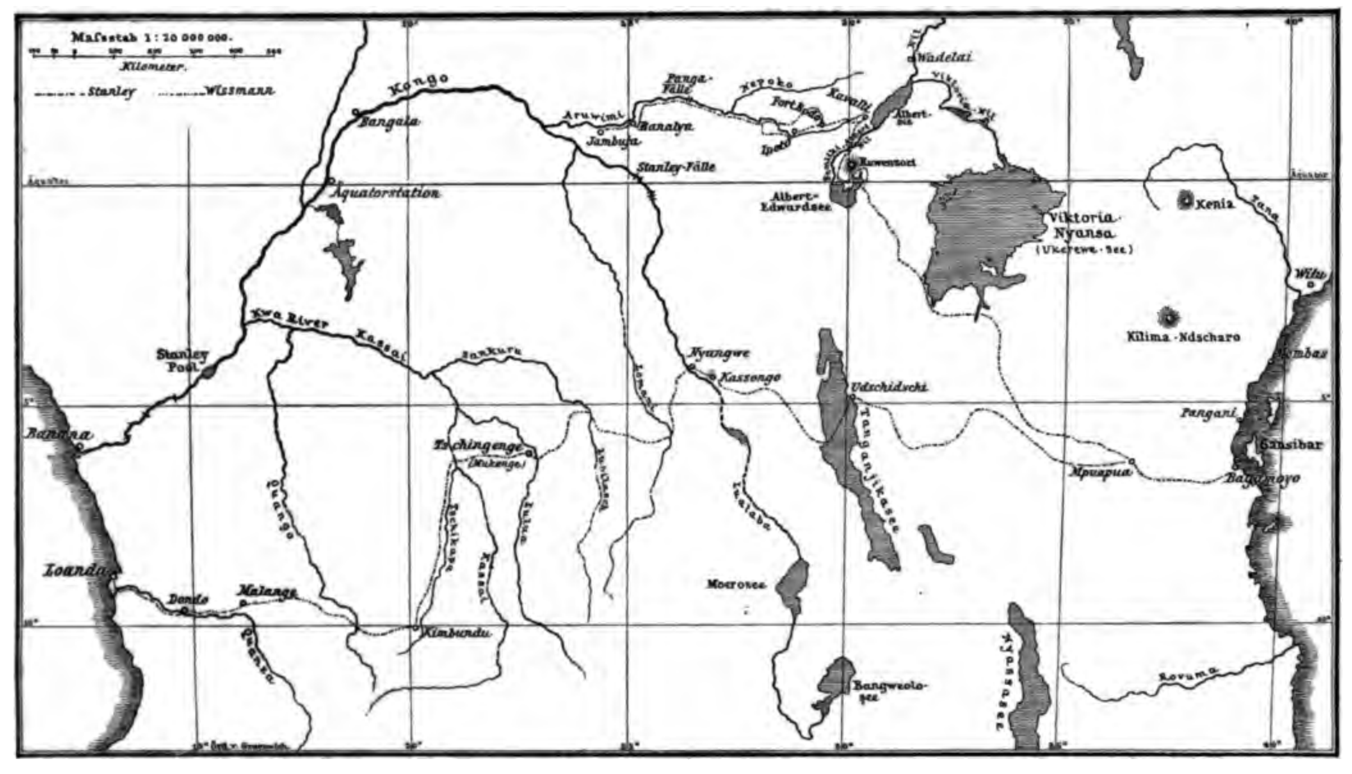
8. Stanley (geb. 1843) stellte sich als geborner Nordamerikaner im Sezessionskriege in den Dienst der Sache der Freiheit und wurde nach 1865 Journalist; als solcher, und zwar als Berichterstatter des New-York Herald, beteiligte er sich am Kriege Englands gegen Theodorus von Abessinien 1868; zum zweitenmal betrat er afrikanischen Boden als Leiter der bei Nr. 7 erwähnten Aufsuchungsexpedition 1871; als Reporter nahm er an dem Feldzuge Englands gegen die Aschanti teil und war so vorbereitet zu der gewaltigen Durchquerung Afrikas, deren Hauptereignisse wir vorgeführt. Von 1879 ab weihte der heroische Mann seine Kraft der Einrichtung des Kongostaates, um 1887 die letzte westöstliche Durchquerung zum Entsatze Emin Paschas vorzunehmen. Sein Ansehen mußte durch das Bekanntwerden der Roheit bei seiner Expeditionsleitung, der nicht ganz lauteren Beweggründe seiner sogenannten Befreiung Emins, sowie durch seine deutschfeindliche Stellung in Kolonialfragen wesentlich einbüßen. Er hält sich gegenwärtig in Australien auf.

9. Hermann v. Wißmann, geboren am 4. September 1853 in Frankfurt a. O., seit 1873 Leutnant beim Füsilierregiment Nr. 90 in Rostock, unternahm mit Pogge in den Jahren 1880—83 die von uns im Auszug wiedergegebene westöstliche Durchquerung, war 1883—85 mit Wolf, v. François und Mueller im Dienste des Königs Leopold von Belgien mit der Erforschung des Kassaibeckens beschäftigt, und wurde dann ins Auswärtige Amt kommandiert, das ihn 1888 mit dem Niederschlagen des Araberaufstandes in Ostafrika betraute; er hat diese Aufgabe in sehr kurzer Zeit mit größter Thatkraft zur Freude aller deutschen Patrioten durchgeführt. Als Reichskommissar lebte er seitdem gleich Emin Pascha und Peters im deutschen Ostafrika, um die Sicherung der Handelswege, die Befestigung der Stationen, die Beförderung eines Dampfers nach den großen Seen u. s. w. zu leiten. Er ist dann ins

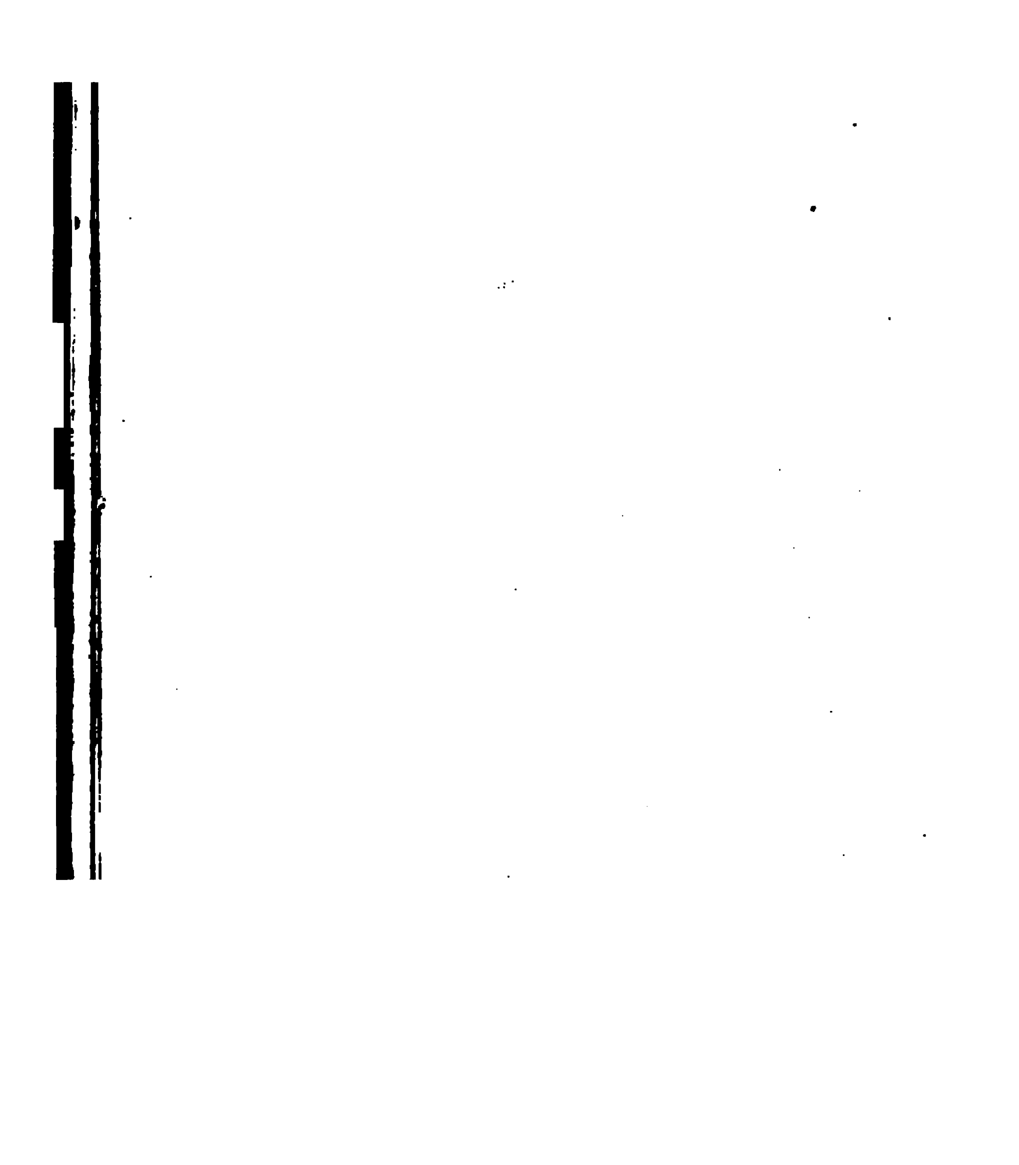
Privatleben eingetreten, lebt seinen Studien meist zu Lauterberg am Harz.

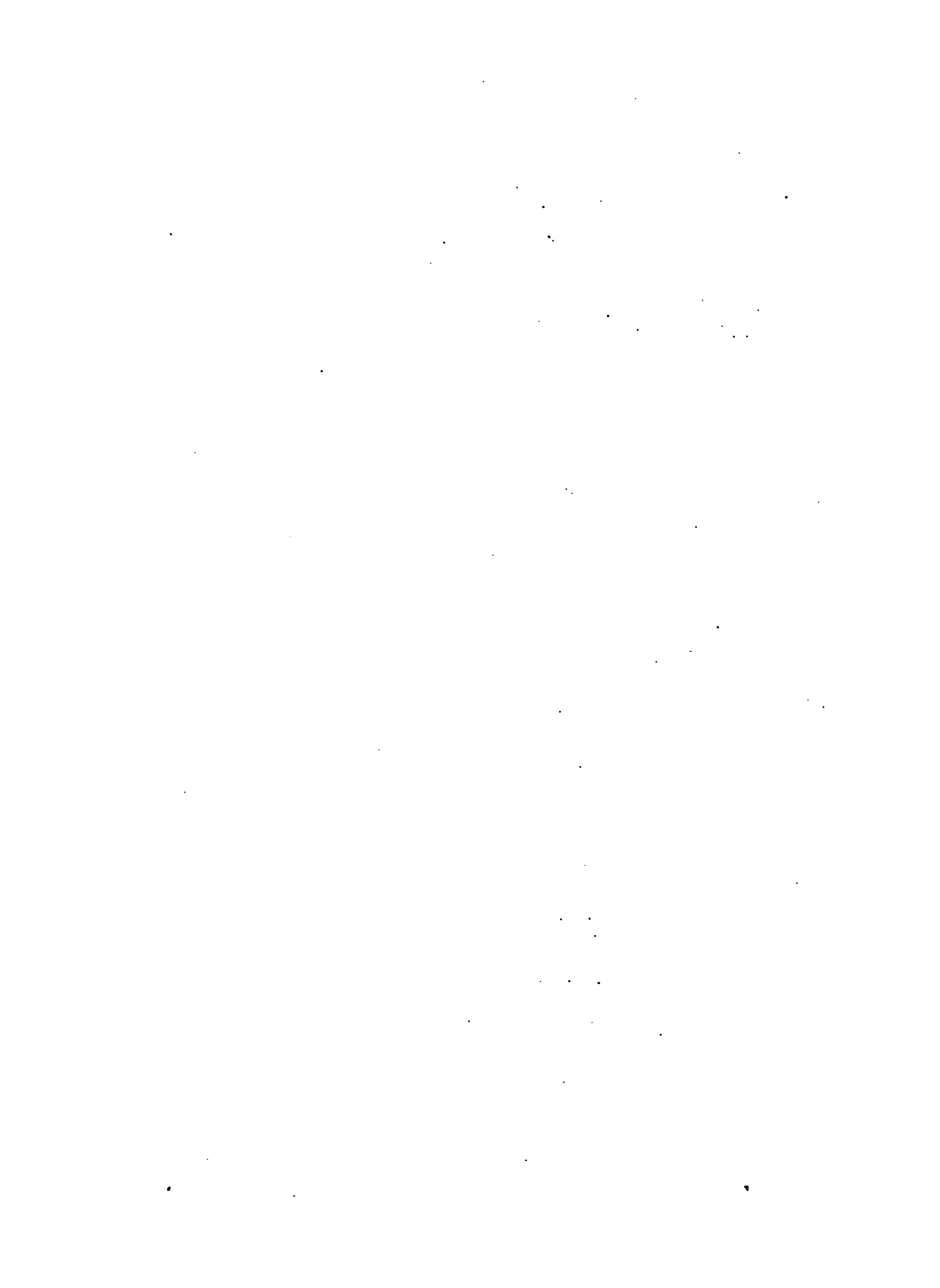
10. Rudolf Slatin ist ein Wiener (1857 geboren), der, nach dem Besuche der Wiener Handelsakademie und nachdem er sich Privatstudien an der Sternwarte seiner Vaterstadt gewidmet, sich nach Ägypten begab; hier machte er die Bekanntschaft der bedeutenden Afrikaforscher: Schweinfurth's, Rohlfs' u. a. 1874 bereiste er das zum ägyptischen Sudan gehörige Kordofan und kam nach zwei Jahren in die österreichische Heimat zurück, um als Reserveoffizier den bosnischen Feldzug mitzumachen. Wie ihn 1878 ein Ruf Gordon Paschas nach dem Sudan zurückrief, und wie sich sein Lebensgang daselbst gestaltete, das ist aus seinem vorn im Auszuge gegebenen Werke zu ersehen. Als die englisch-ägyptische Armee im vorigen Jahre den Vorstoß gegen die Mahdisten unternahm, leitete er das Nachrichtenbüreau.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Übersichtskarte der Reisen Stanley's und Wißmanns.





To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

5M—9-60—98759

